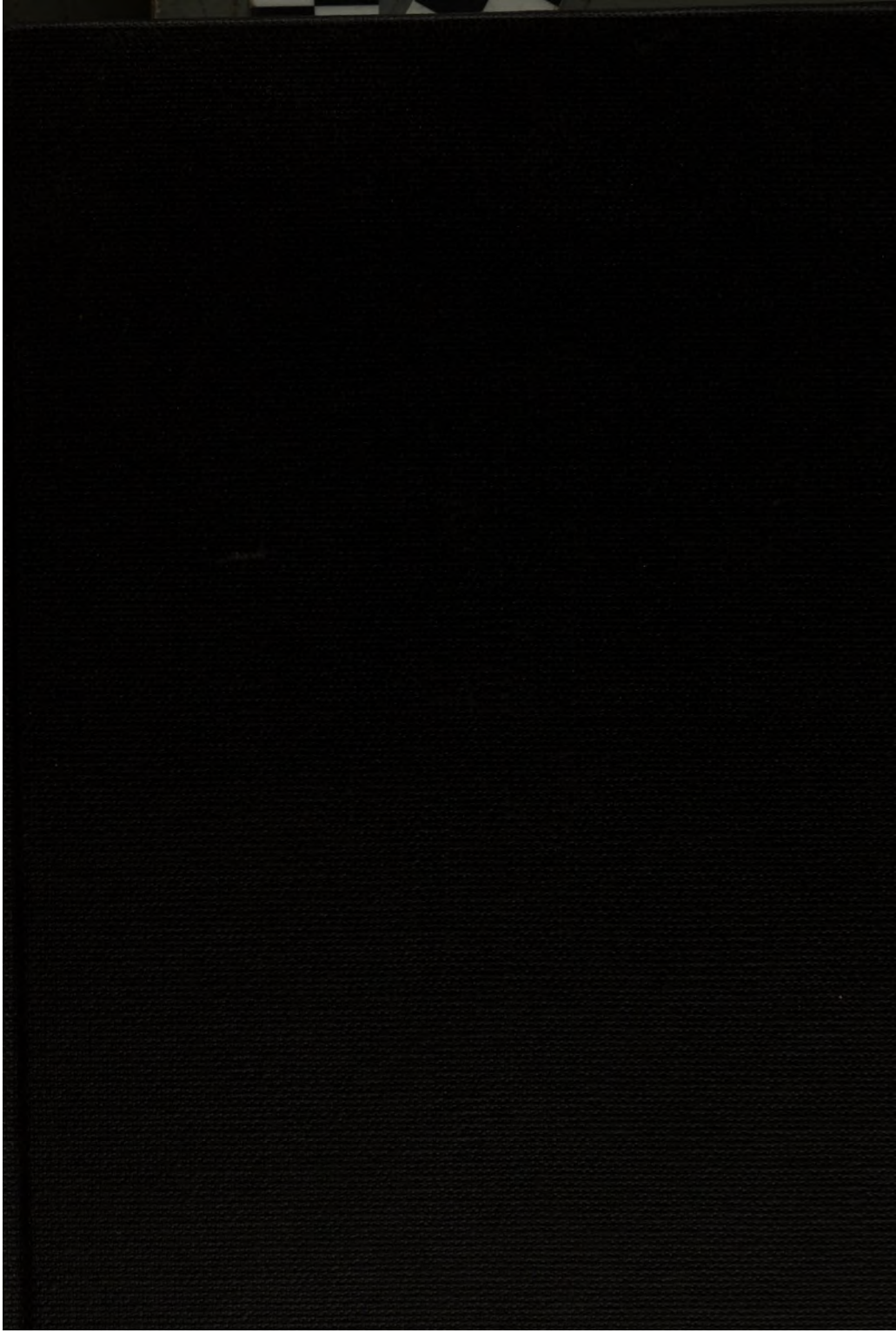

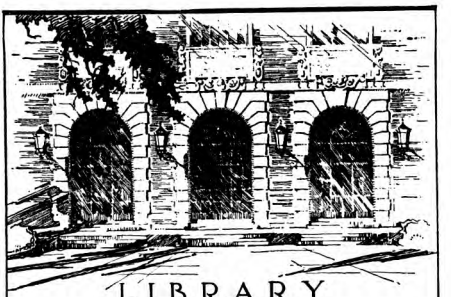

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
ATL
n.s.
v. 7

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAR 04 1987

L161—O-1096

Atlantis.

167

Eine Monatsschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Essellen.

Neue Folge. Siebenter Band.

Buffalo, N. Y.

Gedruckt von H. Bender, „Buffalo Telegraph" Office.

„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen ziemt nicht dem guten und edlen Menschen.“ Aristoteles.

053
ATL
N.S.
V.7

Rattermann

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 1.	Juli, 1857.	Alte Folge, Bd. 9, Nr. 195–198.

Von der Kehrseite des Lebens.

„Nur von Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."
(Göthe.)

Wir haben uns immer bemüht, die günstigen Seiten der amerikanischen Verhältnisse, namentlich, was das deutsche Leben anbetrifft, zu sammeln, und in ein Bild zu vereinigen, welches unsere Hoffnungen am Leben hält, und unser Selbstvertrauen stählt. Dieses Bemühen ging aus dem schwer zu befriedigenden Bedürfnisse hervor, sich in den hiesigen Verhältnissen zurecht zu finden, und sich hier eine zweite Heimath zu gründen. Aber nur für Augenblicke kann man sich täuschen, und sich der Illusion hingeben, als wäre es möglich, hier ein zufriedenes und erfolgreiches Leben zu führen. Eine trostlose Wirklichkeit unterbricht immer und immer wieder das künstliche Gewebe der Hoffnungen und Illusionen. Ja, in dem langen, harten Winter konnte man sich auf den Frühling freuen; da ging noch Alles gut; die Hoffnung auf bessere Zeiten führte uns glücklich über die langen, traurigen Stunden hinweg, und wenn auch sie uns manchmal im Stich ließ, so tröstete man sich mit der alten Weise: „Es kann ja nicht immer so bleiben", und man hatte wenigstens ein Pflaster auf der Wunde. Das Abwesende, Entfernte erscheint ja immer im glänzendsten rosigsten Lichte; im Kerker werden die schönsten Freiheitslieder gedichtet; die abwesende Geliebte ist uns tausendmal so lieb, als wenn wir sie in den Armen hielten, und in Sturm und in der Kälte des Winters wissen wir so sehr gut die Pracht und das Glück des Frühlings zu empfinden. Aber der Frühling kam; er kam mit seinen Blumen und Liedern, aber er brachte kein Glück, — nein, nur die traurige Gewißheit, daß es vorbei mit dem Glück sei. Was ist der Frühling in Amerika? Sein Jubel tönt nicht in den Herzen der Menschen wieder: seine Lieder finden kein Echo in des Menschen Brust; seine Strahlen begegnen keiner Phantasie, um sie in

369412

Flammen zu ſetzen. Dies iſt eine furchtbare Bemerkung, die wir an uns ſelbſt, an Anderen machen, daß ſelbſt der Frühling und der ſchöne Mai an einem kalten, gleichgültigen Volke vorbeigeht, das ihn nicht verſteht und nicht liebt. Sage man nicht, daß dies die Schuld des Klima's ſei. Alle Veränderungenin der Natur, die uns drüben im Frühling entzücken, kommen auch hier vor; aber es fehlt der Reflex in des Menſchen Bruſt, es fehlt der Frühling im Leben der Menſchen, — und dies bei einem noch werdenden, jugendlichen Volke.

Uns kommt es oft vor, als wenn hier die Menſchen wie abgeſchiedene Geiſter umherwandelten, gleich den Schatten in der alten griechiſchen Fabellehre. Man ſtreckt die Hand nach dem geliebten Gegenſtande aus, aber er verſchwindet in der Luft. Hie und da nur tönt aus der Erinnerung eines vergangenen Lebens', eines früheren Daſeins, wie Plato es meint', ein Ton, ein Lied, ein Wort hervor, das uns in überwältigender Weiſe an früheres Glück erinnert. Wir empfinden auf einmal wieder das Glück der Jugend; ein friſcher, grüner Wald baut ſich um uns auf mit ſeinen Blüthen und Liedern; in ſeinem Schatten empfinden wir eine köſtliche Ruhe; hinter dem tiefen Dunkel des Waldes blickt der ſilberne Strom hindurch; wir hören das Rauſchen und Klingen der Wellen, und ein freundlicher Händedruck belehrt uns, daß dieſe Pracht und dieſes Glück nicht von uns allein empfunden wird. Das iſt ein köſtlicher Moment, aber eben nur ein Moment. Ein ſolcher Strahl des Glückes zeigt uns nur die Langweiligkeit und Troſtloſigkeit unſeres Daſeins im ganzen Umfange; es leuchtet nur deßhalb der Stern ſo hell, weil wir uns in der dunkelſten Nacht befinden.

Die Materialiſten ſagen, der Menſch ſei ein Produkt ſeiner Organiſation. Dies iſt wohl nicht im abſoluten Maaße der Fall, denn dann müßte der Menſch den äußeren Verhältniſſen gegenüber ſeine Individualität ſchärfer herauskehren. Wir furchten, daß der Menſch mehr das Produkt äußerer Umſtände, als innerer Entwickelung ſei. Wo iſt ein Menſch ſo ſtark und groß und ſelbſtbewußt, daß er ſein Inneres, ſein Weſen, ſeine Individualität rein und conſequent herausbilden könnte, ohne daß die äußeren Verhältniſſe ihn hier beſchränken, ihn dort übermäßig entwickeln, ſo daß die Harmonie der Seele verloren geht, und er den Anblick eines moraliſchen Zerrbildes darbietet? Die äußeren Verhältniſſe wirken mehr auf uns, wie wir ſelbſt merken und beobachten; ja, je mehr wir uns ſelbſt beobachten, je ſchärfer unſer Selbſtbewußtſein ausgeprägt iſt, je ausgeprägter unſer Charakter iſt, deſto mehr werden die Einflüſſe der Außenwelt auf uns wirken. Doch merken wir dieſe Veränderung leider nur an den Reſultaten; der Prozeß derſelben geht ſo langſam, unmerklich vor ſich, daß wir erſt dann, wenn ſchon ein gewiſſer Abſchnitt in der Veränderung erreicht iſt, der unſerem ganzen Sein eine andere Färbung gibt, auf einmal

entdecken, was mit uns vorgegangen iſt. Dann iſt es zu ſpät, zurückzukehren, und den früheren Standpunkt wieder zu gewinnen; was wir eingebüßt haben, iſt eingebüßt und wir kommen in eine neue Periode der Veränderung hinein, die neue, bleibende Reſultate hervorbringt. So geht der Individualismus, die Idealität, ja auch oft der Charakter verloren; und der Menſch wird ein Produkt von Elementen und Eindrücken, die oft ſeiner ganzen Natur nach fremd und zuwider ſind, die er aber nicht mehr beherrſchen und ablehnen kann. Dieſe Anſicht mag weder mit dem philoſophiſchen Idealismus, der den Menſchen als abſolut frei hinſtellt und in ſeinem Verhalten nur die Beziehung des Ich zu dem Ich ſieht, noch mit dem naturwiſſenſchaftlichen Materialismus, der Phyſiologie, Phrenologie, u. ſ. w., nach dem der menſchliche Geiſt eine Aeußerung der körperlichen Organiſation iſt, übereinſtimmen; ſie mag etwas Niederdrückendes und Beſchämendes für den Menſchen haben; aber ſie iſt in der Erfahrung gegründet; wir merken ſie an unſern Nebenmenſchen, und noch deutlicher an uns ſelbſt. Schritt für Schritt, langſam und allmählig, nicht in großen Kataſtrophen oder in entſcheidenden Uebergängen, ſondern unmerkbar nimmt die Gewohnheit und Gemeinheit des täglichen Lebens Beſitz von uns, und werden unſerer Perſönlichkeit die widerwärtigen Elemente beigemiſcht, welche uns unſerer eigenen Idealität und Glückſeligkeit entfremden. Große, ſchwere, gewaltſame Kataſtrophen zermalmen entweder den Menſchen, oder reizen ihn zum heldenmüthigſten Kampfe an und geben ſeinem Selbſtbewußtſein neue Nahrung, aber dieſe endloſe Kette von kleinen Verdrießlichkeiten und Gewöhnlichkeiten ermüdet und erdrückt auch den ſtärkſten Mann. Mit jedem Athemzuge athmen wir ein Atom jenes ſocialen Miſere ein, gegen das wir uns offen ſträuben und widerſetzen, während wir es heimlich in uns aufnehmen.

Wohl dem, der in einer ſonnigen Periode der Weltgeſchichte lebt, ſo daß die ganze Umgebung und die geiſtige Atmoſphäre, in der er exiſtirt, die Schönheit und den Reichthum ſeines Geiſtes erhöht, daß alle Verhältniſſe, unter denen er ſich entwickelt, der harmoniſchen Entfaltung ſeiner Anlagen und Fähigkeiten entgegenkommen, und daß er in dem Charakter ſeines Volkes und ſeines Jahrhunderts Sporn und Trieb zu großem Streben und Handeln findet. Wir leben nicht in dieſer ſonnigen Periode; wir leben im Schatten, und uns hat das Leben ſeine Kehrſeite zugewendet. Die geiſtigen Errungenſchaften der Vorzeit haben für uns ihren Reiz und ihre Friſche, auch ihre herzliche und innige Bedeutung verloren; das Reich der Zukunft, das tauſendjährige Reich der Freiheit, das auch wir nur in der Ferne und unter dem Donner und Blitz des Sinai ſchauen, iſt noch nicht angebrochen, und ſo irren wir einen mühſeligen, jammervollen Kreislauf durch die Wüſte alter Lebensanſchauungen und Widerſprüche, welche höchſtens unſeren Verſtand beſchäftigen, niemals aber unſer Gemüth be-

friedigen können. Die Unzufriedenheit, Unbehaglichkeit, die Maaßloſigkeit auf der einen, Kleinmuth auf der andern Seite, bezeichnen unſer ganzes Zeitalter und charakteriſiren jedes einzelne Leben. Früher gab es glücklichere Zeiten und ein beſſeres Geſchlecht. Wie Traumbilder ſchweben uns die alten Griechengeſtalten vor, da war Alles Ordnung, Schönheit und Maaß, und in einem engen, kleinen Rahmen entwickelte ſich ein Stück Weltgeſchichte, das uns noch heute das ſchönſte Bild menſchlicher Würde und Schönheit darbietet. Ja, ſelbſt im Mittelalter war noch ein beſſeres und glücklicheres Geſchlecht, als heute. Kräftige, heldenhafte Naturen mit einem maaßloſen Thatendrang ließen ſich von den ſchönen, ſanften Frauen lieben, und tauſend Sagen und Lieder wuchſen auf dem romantiſchen Boden hervor. Als ſich nun der alte claſſiſche Geiſt mit der mittelalterlichen Romantik vereinigte, da entſtand eine Kraft und ein Streben, das nicht nur in der Literatur und Poeſie, das nach allen Seiten hin wirkte und von den großartigſten hiſtoriſchen Reſultaten war. Die Zeit von Friedrich dem Großen bis zum erſten Napoleon war eine der günſtigſten Perioden für die geiſtige Entfaltung der Nationen; die Talente und Genies wuchſen aus der Erde hervor, denn Sonne und Wind waren ihnen günſtig, und jede einigermaaßen berechtigte Beſtrebung auf dem Felde der Kultur fand ihren Erfolg und ihren Dank. Dies iſt in unſerer Zeit anders geworden. Die ganze Richtung der Zeit widerſtrebt dem Idealismus und den idealen Beſchäftigungen; der harten Nothwendigkeit wird die Schönheit und der Adel des Lebens geopfert; die ordinärſten Leidenſchaften bilden die Triebfeder der Geſellſchaft, und ſelbſt, was nur Gutes und Neues hervorgebracht wird, jede Reform, jede Verbeſſerung, jeder Schritt in die Zukunft, entſpringt gemeinen Motiven und trägt zur Demoraliſation der Menſchheit bei. Was in früheren günſtigen Zeiten die Menſchen zu Halbgöttern gemacht hätte, Erfindungen und Entdeckungen, gegen welche die fabelhaften Arbeiten des Herkules in Nichts verſchwinden: jetzt dienen ſie nur dazu, die Menſchheit immer noch weiter auf der abſchüſſigen Bahn zu fuhren, welche uns Alle in den Abgrund hinunter reißen wird; ſie dienen nur dazu, den letzten Reſt von moraliſcher Selbſtſtändigkeit, von Individualität und Idealität zu vernichten.

Ja wohl, das Reich der Ideale iſt dahin, und das Herz des Menſchen iſt kein Tempel mehr, in dem der Kultus der Idee gefeiert wird, ſondern eine Geſchäftsbude, in der man ſchachert und wuchert. In der Atmoſphäre, in der wir leben, verliert jedes feine Gefühl ſeinen Duft und jede Leidenſchaft ihren Schwung; da gibt es keine Berge und Thäler der Empfindungen mehr, keine ſtolzen himmelſturmenden Gletſcher, keine grünen, friſchen Matten zwiſchen Felsblöcken und gähnenden, finſtern Abgründen: ſondern das ganze Terrain der

Empfindungen und Gefühle ist sorgsam nivellirt, daß man es zu praktischen Zwecken gebrauchen kann, eine bequeme Bahn der Trivialität und Gewöhnlichkeit, auf der man keine Extravaganzen dulden kann; kein Kampf zwischen Himmel und Hölle, sondern die bequem behagliche Erde, auf der nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere sich wohlbefinden. Das ist unsere Welt.

Und wenn nun im Allgemeinen der Charakter unserer Zeit sich so zu dem Niedrigen neigt, daß selbst der größte Aufschwung des Handels, der internationalen Verbindungen, der Industrie, der exakten Wissenschaften, keinen Aufschwung der Ideen, keine Belebung des Rechtsbewußtseins, keine Steigerung des poetischen Gehaltes unseres Lebens mit sich bringt: was sollen wir erst von unserem Dasein in Amerika sagen, das den einseitig materiellen, ideenlosen Charakter der Zeit in übertriebenen Zügen darstellt, wenigstens für uns Europäer, die wir uns denn doch noch nicht ganz der materiellen Nothwendigkeit geopfert haben. Was sollen wir von den Leuten sagen, die ihre Existenz, ihren Beruf, ihr ganzes geistiges Streben und Leben mit den Wurzeln ausreißen und auf ein fremdes Terrain verpflanzen lassen mußten, jenen traurigen Leuten, die gezwungen sind, ein Leben zweimal anzufangen, das kein Mal ein befriedigendes Resultat hat. Man mag sagen, was man will; wer einmal mit seinen Verhältnissen, seiner Familie, seinem Vaterlande, seinem Berufe zusammen gewachsen ist, erträgt ebenso wenig ein anderes Klima und eine andere Umgebung, wie der ausgewachsene Baum, wenn er verpflanzt wird. Ja, wenn nur noch das Klima hier wärmer, der Boden fruchtbarer, die Luft reiner wäre, wie drüben; dann könnte man sich eine solche Aenderung noch gefallen lassen: aber gerade das Gegentheil findet hier statt. Nicht nur, daß wir unsere geselligen Vergnügungen, künstlerischen Genüsse, wissenschaftlichen Bestrebungen wesentlich beschränken müssen: nein, selbst die republikanischen Ideen, welche uns über den Ozean gelockt haben, sind hier verunstaltet und beschmutzt, und das Rechtsbewußtsein steht selbst in Europa, in dem despotischen, russifizirten Europa, noch auf einer höheren Stufe, als in dem sogenannten freien Amerika. Das ist der Fluch Amerika's, daß man hier die Menschen verachten lernt, — denn man lernt sie kennen. Es kann Niemand mehr glücklich sein, der sich Menschenkenntniß erworben hat. Es sind Tantalusqualen, die das jetzt lebende Geschlecht ausstehet. Angesichts der lachendsten Zukunft, umwogt von einem Meere von Entdeckungen, vor sich die reichsten Früchte der Wissenschaften, muß dieses Geschlecht in geistiger Beziehung verdursten und verhungern, weil das Resultat an innerer Befriedigung und Beseeligung jedesmal entflieht, wenn man es haschen will.

Dies sind traurige Frühlingsgedanken. Aber gerade, wenn man so

recht die Möglichkeit, glücklich zu ſein, empfindet und denkt, wenn die freundliche Frühlingsſonne in unſere Seele ſcheint, die Temperatur unſeres Herzens erhöht, längſt vergeſſene Empfindungen anregt und alle lieben Erinnerungen wieder weckt: dann gerade revoltirt das ganze Weſen des Menſchen gegen eine Umgebung und gegen Verhältniſſe, die unzugänglich unſeren Neigungen, Gedanken und Beſtrebungen ſind. Es revoltirt mit einer Leidenſchaft, die um ſo tiefer nach Innen wühlt, je weniger ſie nach Außen ſich geltend machen kann, da iſt es denn nothwendig, ſich wenigſtens auszuſprechen, beſonders wenn man nichts Anderes zu ſagen hat, als was Jeder, der mit uns in gleicher Lage iſt, fühlt und denkt. Es kommt nur darauf an, daß wir des Inhalts unſerer Empfindungen bewußt werden; dann ſind wir über die Unmittelbarkeit derſelben heraus, und haben einen Halt gegen die Wechſelfälle der Launen und Stimmungen. Und am Ende finden wir denn auch hier in Amerika Poeſie, wenn auch nicht die Poeſie der Erinnerungen und Ruinen, ſo doch die Poeſie der Hoffnungen nnd des Urwaldes, die Poeſie des kräftigen, friſchen Strebens, nicht des ungewiſſen, phantaſtiſchen Träumens, die Poeſie der Morgenröthe, nicht die Poeſie der Dämmerung. Weit, wie ein prächtiges Gewand, liegen die Seen und Ströme, die Wälder und Prairien über dieſes Land, durch welches der Dampfzug mit raſender Geſchwindigkeit uns hindurch trägt; in der Wildniß wachſen glänzende Städte, friedliche Dörfer empor, und an der Grenze der Civiliſation ſehen wir den intereſſanten Prozeß der Staatenbildung, der bisher von dem Dunkel der Urgeſchichte verhüllt war. Und auf dieſem weiten Raum zerſtreut, finden wir edle, treffliche Menſchen, werth treuer Freundſchaft, und manch ſtilles Freundſchafts- und Liebesglück, das in der Wildniß des hieſigen Lebens ſich noch nicht verloren hat. Da geht's zum „Feſt der Töne und Geſänge", wie in jenem alten Griechenland; Weber, Beethoven, Mozart, Egmont und Clärchen erinnern uns an altes Glück und alte Luſt, und wenn wir ſo recht in unſer Herz blicken, merken wir, daß doch noch nicht Alles verloren iſt.

Unſer Zeitgeiſt.

Ein Spiegelbild aus dem amerikaniſchen Leben.

(Von Heinrich Kompe.)

(Schluß.)

Solche Ungeheuerlichkeiten weiſt unſere „Civiliſation" zahlreich auf. Aber ſie bringen den „Smarten", den Erfindern des Steins der Weisheit klingenden Nutzen und ſichern ihnen Anſehen und Einfluß in Staat und Kirche. Das iſt der profane Jeſuitismus.

Alle Tugenden, wie Wohlwollen, Liebe, Mildthätigkeit, und alle Leidenſchaften, wie Neid, Vorurtheil, Rache, Haß, Ausbeutung, Bosheit — ſie werden ſämmtlich nach dem Princip der Nützlichkeit, ſei dieſe eine wirkliche oder eingebildete, gelenkt, geübt und verborgen. Ebenſo Fortſchritt, politiſche Partei, ſociale Reform; ja Mancher, der dieſe Begriffe öffentlich discutirt und ſich gar als Lehrer des Volkes aufwirft, wünſcht ſich wohl in einer Anwandlung von Ehrlichkeit ein anderes Geſchäft, damit

„—ich nicht mehr mit ſaurem Schweiß,
„Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß." (Göthe.)

Fragen wir die Philoſophen Roms, Griechenlands und des alten Indien nach ihrer Morallehre, ſo finden wir die Tugend, die Moral in hoher Reinheit entwickelt. Uebergehen wir hier die Zeit, welche zwiſchen jenen Heroen und dem Heute liegt: wo die Zwiſchenzeit groß war, dankte ſie es meiſt den Alten. Oder iſt Dieſes Moral: „Auge um Auge ꝛc." und: „Haut dich Einer auf den linken Backen, ſo biete ihm auch den rechten hin" und „ſei unterthan auch der wunderlichen Obrigkeit"? Chriſten von Anſehen haben erklärt, daß die Moral jener Heiden in manchen Punkten zu rein, zu moraliſch, zu unpraktiſch ſei. Nach dieſer Erklärung handeln, „klug wie die Schlangen", die praktiſchen modernen Jünger und „Geſchäftsleute" der chriſtlichen Bruderliebe.

Man betrachte die heutige Currency Moral, die Lehre von den Dollars und deren Gewicht in Staat, Kirche und Schule. Wie viel biſt du werth, Leſer? Oder wenn du ein gutes Gewiſſen haſt, wie ſteht es mit dem goldenen Kalbe, deinem Nachbar?

Das möglichſt umfaſſende Wohl Aller ſollte das Ziel und Streben aller Geſetze, Einrichtungen und Perſonen, alle unſere Gedanken und Pläne und Handlungen ſollten auf die Erreichung der Gemeinwohlfahrt gerichtet ſein. Statt deſſen vereinigen ſich aus Sonderintereſſe die Mächtigen und die nach Macht Strebenden gegen das Prinzip jener Gleichheit und Brüderlichkeit. Tugend und Laſter, Haß und Liebe werden auf der Waage der Selbſtſucht, der Nützlichkeit abgewogen. Wer mit Eifer nach Auszeichnung ſich drängt, zaudert nicht, alle Mittel zu ergreifen, welche einen

Erfolg versprechen. Er ruht nicht, um sich klar zu machen, ob das Gemeinwohl damit untergraben wird; er rastet nur, um den Erfolg zu ermessen, den er auf dem Markte der Welt mit seinen Waaren errungen. So sehen wir Menschen in diesem Jahre dieses Fahrwasser ziehen, weil es lohnt; im nächsten Jahre, wenn eine andere Idee marktfähig ist, sei sie auch noch so widerstreitend, steuern sie in entgegengesetzter Richtung, weil es lohnt. Diese Charakterlosigkeit ist der in unserem schwindelhaften Zeitalter aufgefundene Stein der Weisen. —

Freundschaft ist die natürliche Beziehung gegenseitiger Achtung und Liebe. Doch, welche Liebe ist es, mit der die modernen Freundschaften unterhalten werden? Ist es jener Eckstein der Tugend? Es ist die Eigenliebe, die Selbstsucht, welche jeden Anderen herabsetzt und nur sich zu erhöhen trachtet.

Beobachten wir die Freundschaft in Handelsbeziehungen. Es beginnt Jemand ein Geschäft, anscheinend oder wirklich mit Capital. Er betritt den Markt, auf dem Nützlichkeit Alles regiert. Ueberall wird er mit Zuvorkommenheit behandelt, überall strecken sich ihm freundschaftliche Hände entgegen, die ihn heranziehen und mit Achtung aufnehmen. Er kann so oft kommen, als er will, er ist stets willkommen. Plötzlich aber treffen ihn Verluste und er bleibt unglücklich im Geschäfte. Jetzt sind seine Freunde beschäftigt, wenn er zufragt, sie haben keine Zeit für ihn; denn sie haben ein Weib genommen oder ein Joch Ochsen gekauft. Viele kennen ihn nicht mehr oder haben nur noch eine unbestimmte Erinnerung. Die modernen Freunde sind wie Schatten: so lange die Sonne scheint, sind sie unzertrennlich, und folgen, sobald aber eine Wolke zwischen die Sonne des Glücks und den Unglücklichen tritt, weichen Schatten und Freude.

Welche moralische Würde und Größe liegt in folgendem Beispiele, das Cicero aufstellt. Möge des Lesers Gewissen einen Vergleich anstellen zwischen der darin niedergelegten und der modernen christlichen Moral von der Bruderliebe ꝛc. Cicero lebte über 100 Jahre vor dem Ausspruche des Satzes: „was ihr nicht wollt, daß man euch thue, thut auch Andern nicht," und zu seiner Zeit war das Gesetz der Wiedervergeltung noch nicht grundsätzlich aufgehoben durch die berühmte „Liebe". Ein Kornhändler kommt von Egypten nach Rhodus zu einer Zeit allgemeinen Mangels, und weiß, daß ihm andere mit Korn beladene Schiffe folgen. Frage: war der egyptische Kornhändler durch sein Gewissen verpflichtet, die Käufer davon in Kenntniß zu setzen, oder war es ihm moralisch erlaubt, das Nichtwissen der Käufer zu benutzen und den höchsten Preis zu erpressen? Der genannte Heide kannte die Pflichten gegen die Menschen und beantwortete die Frage darnach. Die moderne Nützlichkeit calculirt so: mein größtmöglicher Vortheil ist es, die von den Reichen gegebenen Gesetze zu meinen Zwecken auszulegen, das allein lohnt sich. Cicero's Pflichtenlehre

kommt alſo ſelbſt heute noch zu früh. Denn immer noch machen die Mächtigen und deren Genoſſen die Geſetze, und

„Es erben ſich Geſetz und Rechte
„Wie eine ew'ge Krankheit fort;
„Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte
„Und drücken ſacht von Ort zu Ort.
„Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage,
„Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
„Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
„Von dem iſt, leider! nie die Frage." [Göthe.]

Trotz dem Zuge der Freiheit nach Weſten und trotz Unabhängigkeitserklärung und Menſchenrechten nur zu wahr. Ein niederſchlagender Befund!

Und nun gedenke man der kommenden Generationen! Was gibt man der Jugend mit auf den Lebensweg? Wie mancher junge Menſch iſt warmherzig, trotz falſcher oder mangelnder Erziehung. Wäre es nicht heilige Pflicht, ſeine Kraft zu ſtählen und ihn mit einem ſicheren Compaß zu verſehen, bevor man ihn auf die tückiſchen Wogen des Lebens ſich einſchiffen läßt?

Da ſchaukelt er hin auf den Lebenswogen, der junge vertrauensvolle Menſch. Ueberall iſt er fremd und ermangelt der Einſicht, über dem Chaos der widerſtreitenden Lebensanſichten ſeinen Curs zu nehmen. Seine Offenherzigkeit wird überall ausgebeutet. Sein Vertrauen weicht und Bitterkeit tritt an die Stelle. Seine Spannkraft läßt nach oder nutzt ſich ab. Er beugt ſich am Ende unter die allmächtige Nutzlichkeit oder wird ein Menſchenhaſſer oder B ides. Wahrlich nur Wenige behaupten den Charakter und dauern aus, wenn auch in Armuth.

Gleichwie ein Wrack, den Hauptmaſt über Bord geſpült, nur einige zerriſſene und ſchlaffe Segel noch führend, und des Steuers beraubt, auf dem offenen Meere umhertreibt, und vielleicht endlich auf den öden Strand geworfen wird, ſo jener Menſch: ſein Charakter iſt gebrochen, ſeine Hoffnungen ſind erlahmt, er verzweifelt an der edleren Natur des Menſchen, gibt den Fortſchritt auf und ſeine eigene Energie, in deſſen Richtung zu ſteuern, und wird endlich die Beute der moraliſchen Anarchie oder zieht ſich Rache brütend in die Einſamkeit zurück, allen Kampf für das Gute, für die Gemeinwohlfahrt aufgebend. Wehe, wenn ein ſolcher Menſch ſeine letzte Kraft ſataniſch ſammelt und zur unumwundenen Ausbeutung verwendet. Dann iſt der Jeſuit, der Machiavelli fertig. Wem wären nicht ſchon ſolche Teufel, im offenen Leben ſich tummelnd oder von ſchweigſamer Abgeſchiedenheit aus operirend, begegnet?

Die allgemeine Erfolgloſigkeit aller beſſeren Anſtrengungen des letzten

Jahrzehnts hat ihren Grund in den „geſchilderten Zuſtänden der „Nützlichkeit", wo nicht Einſichtsloſigkeit, Vertrauensduſel, Großmannsſucht und Lokalgrößenthum wirkten.

Alle Cardinaltugenden ſind dahin. Ohne die Wiederherſtellung und Stählung derſelben läßt ſich das alte Schlechte nicht beſeitigen, läßt ſich kein neueres, beſſeres Gebäude aufführen. Oder kann man ein Haus bauen von Oben? Wenn nichts da iſt, das ſchützende Dach zu tragen, muß Alles fallen.

Legen wir alſo einen Grund, ſchaffen wir ein ſolides, ſicheres Fundament. Treten die tüchtigen Baumeiſter zuſammen! Gebt der Jugend Wiſſen und Humanität, ſo greift ihr das Uebel bei der Wurzel an. „Knowledge is power".

Die Miſſion des deutſchen Elements in Amerika iſt häufig ausgeſprochen und bewieſen. Sollen nun Feigheit, Trägheit, Geiz — jener Aufgabe gegenüber — unſer Ehrgefühl und unſere Menſchenwürde niederhalten? Sollen Egoismus, Eitelkeit, Selbſtüberſchätzung und die Furcht vor Entlarvung, Indifferenz und großmänniſche Zurückgezogenheit, Furcht vor männlichem Kampfe für unſere und unſerer Nachkommen höchſte Güter, Verläugnung der Wahrheit, ja ſelbſt niedere Erwerbſucht und Principloſigkeit, — Alles Vorwürfe, die wir vielen der einſichtigen Deutſchen zu machen haben — den Angriff unſerer Ehrenaufgabe fortwährend zurückhalten? Nicht einmal eine perſönliche Beſprechung der Freiſinnigen unſeres neuen „Vaterlandes" in irgend einer central liegenden Stadt kann zu Stand gebracht werden! Kein Editorenconvent zur Anregung in dieſer Richtung des Vorwärtsſchreitens in politiſcher Parteiung und ſocialer Reform, oder auch nur zur Reviſion des überhand nehmenden engliſch-deutſchen Theiles unſerer Mutterſprache! Kein großer Plan zur Errichtung eines Staates auf Grund des verſtändigen Socialismus eines einfachen und vernünftigen Rechtes, der Bildung und Humanität, gegenüber der beſtehenden ſtaatlichen Corruption, ſondern nur kleinliche deutſchthümelnde Landvereine! Keine Fortentwickelung des Inſtitutes der „deutſchen Geſellſchaften" von der Stufe einer kärglichen und localen Philantropie auf die einer beide Hemiſphären berückſichtigenden National-Oekonomie ꝛc.!

Kommt einſt die Zeit, daß die Menſchen das Rechte und Gute um ſeinetwillen und kräftig thun, unbekümmert darum, ob es ſich *lohnt*, dann wird die *Nützlichkeit* eine *allgemeine* ſein, die *Wohlfahrt Aller* wird gefördert, und der Vortheil davon fließt auf den Urheber von ſelbſt zurück.

Dann wird Selbſtſucht, Lohndienerei nicht mehr angeſehen machen, ſondern als Unmoralität verachtet ſein und nach und nach ausgehen, wie das Unkraut auf einem wohlgebauten Boden. Dann wird Heuchelei ge-

brandmarkt ſein, werden Wahrheit und Freiheit, die Faktoren der Humanität und Bildung, als Religion bewahrt werden. Die moraliſche und ſociale Metzgerei, welche in der allgemeinen Furcht vor dem Kampfe um die Wahrheit Schutz fand, wird dem Urheber angerechnet, weil er dann nicht mehr den Geſetzen der Reichen und Mächtigen, ſondern dem Geſetze der Menſchlichkeit, der Humanität verantwortlich gehalten wird. Die Unverantwortlichkeit ſelbſt der Reichen und Mächtigen würde in dieſen Geſetzen nie und nirgends eine Stütze finden.

Das Naturgeſetz der Verwandtſchaft in der Chemie hat in dem moraliſchen Reiche der Natur, d. i. in der Menſchheit, in deren Geſchichte, Ausdruck und Geſtalt zu gewinnen, und wenn die verſchiedenen Naturanlagen der Individuen, deren Neigung, Ausbildung und Würde ſtets verſchiedene Stellungen im Leben bedingen werden, ſo muß doch ſtets der Grundſatz der allgemeinen Ebenbürtigkeit als Ausgangspunkt aller Geſetze und öffentlichen Anſtalten, aller ſocialen Einrichtungen und des Verkehrs überhaupt betrachtet und zur Richtſchnur genommen werden.

Als unwürdig der menſchlichen Geſellſchaft ſollte Jeder angeſehen werden, deſſen Handlungen nur von eigenſüchtiger Nützlichkeit dictirt werden, der bei Allem fragt: lohnt es? und der, wo die Humanität an ſeine angebornen Menſchenpflichten appellirt, denkt:

„IT WILL NOT PAY.“

Aus der Biographie von Condorcet.

[Aus den geſammelten Werken von Francois Arago.]

Von allen Schriften Condorcet's hat keine auf ſein Schickſal ſchädlicheren Einfluß geübt, als der Entwurf der Verfaſſung vom Jahre II.

Mitten unter den beiſpielloſen Anſtrengungen, welche der Convent machte, um die feindlichen Heere zurückzuwerfen, den Bürgerkrieg zu erſticken, den Finanzen neue Quellen zu eröffnen und die Zeughäuſer zu füllen, vergaß er dennoch nicht ganz die politiſche Organiſation des Landes. Eine aus neun Conventsmitgliedern beſtehende Commiſſion, zu der Condorcet gehörte, erhielt den Auftrag, eine neue Verfaſſung vorzubereiten. Nach

ſollen: deßhalb beantrage ich, daß Condorcet verhaftet und vor die Schranken geſtellt werde."

Ohne Weiteres beſchloß die Verſammlung die Verhaftung des berühmten Deputirten des Aisne-Departements, und verfügte die Verſiegelung ſeiner Papiere.

Condorcet's Name befand ſich, obgleich man ihn allgemein, und zwar mit Unrecht, für einen Girondiſten hielt, nicht unter denen der 22 Abgeordneten, die am 31. Mai verhaftet wurden. Aber am 3. October 1793 ſtand ſein Name mit denen von Briſſot, Vergniaud, Genſonne, Valaze auf der Liſte der vor das Revolutionsgericht geſtellten Conventsmitglieder, die man als Verſchwörer gegen die Einheit der Republik angeklagt und zum Tode verurtheilt hatte.

In Abweſenheit verurtheilt, war Condorcet außer dem Geſetz erklärt, und ſein Name auf das Verzeichniß der Emigrirten geſetzt. Sein Beſitzthum belegte man mit Beſchlag.

Die Ehre hatte ſich damals in die Kriegslager geflüchtet! Mit dieſen Worten glauben Geſchichtſchreiber die ſchrecklichen Jahre 1793 und 1794 unſerer Revolution zu bezeichnen. Aber in ſo wenigen Worten kann man große hiſtoriſche Zeiten nur auf Koſten der Wahrheit charakteriſiren.

Freilich bewieſen die republikaniſchen Heere in bewundernswerthem Maaße Aufopferung, Muth und Geduld; freilich ſchlugen jene ſchlecht bewaffneten, ſchlecht bekleideten Soldaten, die mit nackten Füßen marſchirten, die in den einfachſten militäriſchen Evolutionen unbewandert waren, und kaum ihre Gewehre zu gebrauchen verſtanden, nur durch die ſie beſeelende Vaterlandsliebe die beſten europäiſchen Truppen, und verfolgten deren Trümmer über unſere Grenzen hinaus; freilich traten mitten aus dieſem Volke, dem Hochmuth, Adelſtolz und die Vorurtheile unſerer Voreltern ſo ſehr wenig Verſtand zuerkannt hatten, unſterbliche Feldherren, wie durch Zauber, hervor; freilich wurde aus dem Abkömmlinge eines niedrigen Forſtwächters, wenn es das Wohl oder die Ehre des Vaterlandes gebot, der gefeierte Führer einer unſerer Heere, der den Marſchall Wurmſer beſiegte und die Vendee beruhigte; freilich zerſtreute der Sohn eines einfachen Schenkwirths, wie eine Lawine von den Höhen des Albis ſich herabſtürzend, unter den Mauern von Zürich die Ruſſen unter Korſakoff, in demſelben Augenblicke, als ſie ſich zur Eroberung Frankreichs anſchickten; freilich legten der Sohn eines Erdarbeiters und einige tauſend Soldaten, bei Heliopolis, ſolche Beweiſe der Geſchicklichkeit und der Tapferkeit ab, daß es heutzutage nicht ferner geſtattet ſein möchte, die macedoniſche Phalanx und Cäſar's Legionen die tapferſten Kämpfer zu nennen, die jemals den Boden von Aegypten betraten.

Dieſe Erinnerungen wollen wir gewiſſenhaft im Andenken behalten. Unſere Huldigungen, wie lebhaft ſie immerhin ſein mögen, werden nur

ſchwach ſcheinen, den Heldenthaten der unſterblichen republikaniſchen Heere gegenüber, welche damals die franzöſiſche Nationalität retteten.

Aber ſeien wir auch gerecht; laſſen wir die Begeiſterung für die trefflichſten Krieger uns nicht verhindern, einen gerechten Tribut der Huldigung den zahlreichen Bürgern des Civilſtandes darzubringen, die, gleichfalls unter Gefahren, dem Vaterlande ausgezeichnete, ehrenvolle Dienſte geleiſtet haben.

Denn während die franzöſiſchen Heere muthig an unſern Grenzen kämpften, war es nicht im Innern des Landes, wo man unter unglaublichen Schwierigkeiten die nothwendigen Waffen und Munitionsvorräthe erzeugte und auf ganz neuen Wegen, wie aus Nichts, hervorbrachte? Wurden nicht im Innern die Feldzugspläne entworfen, Telegraphen an beſtimmten Punkten errichtet, um Einheit und nie geahnte Schnelligkeit in die aus der Hauptſtadt kommenden Befehle zu bringen? Ging nicht aus dem Innern das zu Fleurus ausgeführte Projekt hervor, die Aeroſtaten zu unſern Siegen zu benutzen? Kamen nicht aus dem Innern des Landes die erſten Ideen zu ſo zahlreichen glanzvollen Einrichtungen, die dem Vaterlande zum Ruhme gereichten und der Verwaltung zur Grundlage gedient haben, jene unſterblichen Schöpfungen, deren Namen alle Regierungen aufnehmen zu müſſen glaubten, als es ihnen, weil die nöthigen Bedingungen fehlten, unmöglich war, dieſe Einrichtungen ſelbſt nachzuahmen?

Ich beklage, ich verdamme, wie nur irgend Jemand es thut, die blutgierigen Handlungen, welche die Jahre 1793 und 1794 beſudelt haben; aber unmöglich kann ich mich entſchließen, nur dieſe ſchmerzliche Seite unſerer glorreichen Revolution in's Auge zu faſſen. Im Gegentheil, ſelbſt inmitten der grauſamſten Scenen, welche die verſchiedenen Perioden bezeichnen, finde ich überall viel Bewundernswerthes. Kann man denn, um dies Beiſpiel zu wählen, ein Volk der alten oder der neuen Zeit nennen, bei welchem Schlachtopfer aus beiden Geſchlechtern, aus allen Parteien, noch am Fuße des Schaffots ſo viel Reſignation, ſo viel Charakterſtärke und Abgeſchiedenheit vom Leben bewieſen haben? Auch darf man nicht außer Acht laſſen die unerſchrockene Bereitwilligkeit ſo vieler ehrbaren Bürger, den Geächteten Hulfe zu leiſten, ſie zu retten, ja ſogar ſie aufzuſuchen. Dieſer letzte Gedanke führt mich auf Condorcet zurück, und auf die treffliche Frau, die ihn länger als neun Monate in ihrem Hauſe verbarg.

Man konnte früher der Meinung ſein, Condorcet habe vielleicht nicht genau die ganze Bedeutung, die ganze Tragweite der Schrift erwogen, die er nach Annahme der Verfaſſung vom Jahre II bekannt machte. Heute kann darüber kein Zweifel beſtehen. Was dem Deputirten des Aisnedepartements als eine Pflicht erſchienen war, führte er aus, der drohendſten

Gefahr gegenüber. Davon habe ich einen unwiderleglichen Beweis gefunden: gleichzeitig mit der Veröffentlichung der Adreſſe an die franzöſiſchen Bürger über die neue Verfaſſung ergriff man Maaßregeln, um dem Verfaſſer eine Zuflucht zu ſichern.

Es gibt in der politiſchen Atmoſphäre ſowohl, als in der terreſtriſchen, Anzeichen, die dem Gewitter vorhergehen, und Geübte erkennen ſie, trotz aller Unbeſtimmtheit, auf den erſten Blick.

Condorcet, ſein Schwager Cabanis und ihr gemeinſamer Freund Vic d'Azir konnten ſich darüber nicht täuſchen. Nach dieſer öffentlichen Kundgebung über die Verfaſſung vom Jahre II war eine Anklage gegen den ehemaligen Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften unausbleiblich geworden; der Blitz mußte ſein Haupt treffen, es war alſo ſchleunig ein Zufluchtsort ausfindig zu machen.

Zwei Zöglinge von Cabanis und Vic-d'Azir, Pinel und Boyer, beide ſpäterhin hervorragende Mitglieder unſerer Akademie, erinnerten ſich des Hauſes, in dem ſie fruher gewohnt hatten, Straße Servandoni No. 21.

Dieſes Haus von etwa 2500 Franken jährlicher Einkünfte, wurde meiſt von Studenten bewohnt, und war Eigenthum der Wittwe des Bildhauers Ludwig Franz Vernet, der mit den großen Malern dieſes Namens nahe verwandt war. Mad. Vernet ſtammte, wie ihr Gemahl, aus der Provence; ſie hatte ein theilnehmendes Herz, war von lebhafter Einbildungskraft, und einem freien, offenen Charakter; in ihrer Wohlthätigkeit ging ſie faſt zu weit. Solche Eigenſchaften laſſen Umwege und lange Unterhandlungen nicht zu. „Madame, ſprachen zu ihr Boyer und Pinel, wir möchten gern einen Geächteten retten. — Iſt es ein rechtlicher, tugendhafter Mann? — Ja, das iſt er. — So mag er kommen! — Wir wollen Ihnen das Geheimniß ſeines Namens anvertrauen. — Später ſollen Sie ihn mir nennen; verlieren Sie jetzt keinen Augenblick, denn während wir mit einander ſprechen, kann man Ihren Freund verhaften."

An demſelben Abend vertraute Condorcet ſein Leben einer Frau an, von deren Daſein er einige Stunden zuvor nichts gewußt hatte.

Condorcet war nicht der erſte Geächtete, der in Nr. 21 wohnte; ein anderer hatte ſich vorher in dieſem Hauſe verborgen. Madame Vernet hat ſich niemals bewegen laſſen, die ſehr gerechte Neugier der Familie unſeres akademiſchen Collegen nach dem Namen dieſes Unbekannten zu befriedigen. Sogar noch im Jahre 1830, nach Ablauf von ſiebenunddreißig Jahren, waren ihre Antworten auf die dringenden Erkundigungen von Mad. O'-Connor nur unbeſtimmt und allgemein. Dieſer Geächtete, äußerte ſie, war ein großer Gegner der Revolution; es fehlte ihm an Entſchloſſenheit, der geringſte Lärm auf der Straße flößte ihm Schrecken ein, ſeinen Aufenthalt verließ er erſt nach dem 9ten Thermidor." Mit einem Lächeln,

das einige Traurigkeit zeigte, fuhr dieſe Frau fort: Seit jenen Tagen habe ich ihn nie wiedergeſehen; wie ſollte ich mich alſo ſeines Namens erinnern?"

Kaum hatte Condorcet, im Anfang Juli 1793, ſeine Zelle in der Straße Servandoni betreten, ſo begannen grauſame moraliſche Qualen ihn zu drücken. Sein Einkommen hatte man mit Beſchlag belegt; er hatte nicht über einen Heller zu verfügen. Er ſelbſt litt keine Noth, denn Mad. Vernet ſorgte für Alles. Einem Unglücklichen helfen hielt dieſe unvergleichliche Frau in ſo hohem Grade nur für Schuldigkeit, daß es der Familie unſeres gefeierten Secretärs, nachdem dieſelbe zu hohem Wohlſtande zurückgekehrt war, trotz beharrl ch erneuerter Bitten nicht gelang, ſie zur Annahme eines Geſchenks zu bewegen.

Aber, fragte ſich voll Befürchtungen der berühmte Akademiker, wo mag Diejenige leben, die das Unglück hat, meinen Namen zu führen? Jeder adeligen Frau, noch vielmehr der Gattin eines Geächteten, iſt der Aufenthalt in der Hauptſtadt unterſagt. Nichtsdeſtoweniger kehrt die aufopfernde Gattin im Gefolge der Marktweiber jeden Morgen nach Paris zurück. Wovon mag ſie ihr Leben friſten? fragte ſich Condorcet weiter in unruhiger Beſorgniß. In der That ſcheint es unmöglich, daß eine Frau aus höherem Stande, in deren Gewohnheit es iſt, bedient zu werden, und nicht Andern dienſtbar zu ſein, durch Arbeit ſo viel erwerbe, als nothwendig iſt für ſie ſelbſt, für ihre jugendliche Tochter, ihre kranke Schweſter und eine ältliche Erzieherin. Aber was unmöglich ſchien, führte Mad. Condorcet aus. Nie äußert ſich lebhafter als in Revolutionszeiten das Bedürfniß, ein Bild der Geſichtszüge von Verwandten und Freunden zu beſitzen. Condorcet's Gattin wendet ihre Zeit auf Anfertigung von Porträts: bald in den Gefängniſſen (das waren die eiligſten), bald in den ſtillen Zufluchtsſtätten, die mitleidige Herzen Verurtheilten gewährten, bald endlich in den glänzenden Sälen oder in den beſcheidenen Wohnungen der Bürger aller Klaſſen, welche ſich von naher Gefahr bedroht glauben. Ihre Geſchicklichkeit lindert ſogar die Pein und die Gefahr der Nachſuchungen, welche kleine Abtheilungen der Revolutionsarmee häufig in ihrer Wohnung zu Auteuil vornehmen. Aufgefordert von den Soldaten, entwirft ſie deren Geſichtszüge mit der Bleifeder oder dem Pinſel, und verwandelt dieſe Soldaten durch den Zauber ihres Talentes faſt in ihre Beſchützer. Als die Malerei nicht mehr einträglich iſt, errichtet Mad. Condorcet, von allen Vorurtheilen frei, ein Leinwaarenlager, deſſen Ertrag ſie ausſchließlich alten Dienern widmet. Dort treffen wir zum erſten Mal, ſeit dem Beginn der Revolution, unſern Bureauchef, den trefflichen Cardot. Späterhin überſetzt Mad. Condorcet mit Geſchick die Schrift von Adam Smith über die ſittlichen Gefühle, und gibt ſelbſt Briefe über Sympathie heraus,

welche gleich schätzenswerth sind durch geistvolle Auffassung und elegante Schreibart.

Die ersten Schritte seiner Gattin, und die ersten Erfolge in dieser so eben entworfenen Laufbahn voll persönlicher Entsagung, ununterbrochener Aufopferung und muthiger Hingebung, wirkten wie heilender Balsam auf die fast vernichtete Seele des unglücklichen Geächteten. Von diesem Augenblicke an fühlt auch er sich zu anhaltender, ernster Arbeit fähig. In der Zelle, über welche die heldenmüthige Menschlichkeit der Frau Vernet wachte, war Condorcet's Geist nicht weniger kräftig und klar, als zwanzig Jahre vorher im Amte des Secretärs der Akademie der Wissenschaften.

Die erste Schrift, welche Condorcet in seinem Zufluchtsorte, in der Straße Servandoni, verfaßte, ist niemals gedruckt worden. Ich führe die ersten Zeilen derselben an: „Da ich nicht weiß, sagt der berühmte Philosoph, ob ich die gegenwärtige Krisis überleben werde, bin ich es meiner Frau, meiner Tochter und meinen Freunden schuldig, welche vielleicht den gegen mein Andenken ausgestreuten Verleumdungen als Opfer fallen werden, meine Grundsätze und meine Handlungsweise während der Revolution einfach darzulegen."

Cabanis und Garat waren im Irrthume, als sie in der Vorrede zum Entwurfe über die Fortschritte des menschlichen Geistes behaupteten, ihr Freund habe von dieser Darlegung nur wenige Zeilen niedergeschrieben. Das Manuscript umfaßt einundvierzig sehr eng geschriebene Seiten; es enthält fast Condorcet's ganze öffentliche Laufbahn. Wäre ich Secretär der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, so würde ich hier vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung eine Schrift nachfolgen lassen, in welcher unseres ehemaligen Collegen Seelenreinheit, Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit im hellsten Glanze schimmern. In der Akademie der Wissenschaften darf ich zwar nicht über diese Punkte allzu ausführlich sein; doch da es nicht nur für alle Akademieen, sondern sogar für alle Bürger strenge Pflicht ist, die Nationalgeschichte, unser gemeinschaftliches Erbtheil von den verläumderischen Schandflecken zu reinigen, mit welchen nur zu oft der Parteigeist sie besudelt hat, so will ich Condorcet's Urtheil über die Septembermorde hier mittheilen:

„Die Mordscenen des 2. September, „sind seine Worte", einer der Schmutzflecken unserer Revolution, waren das Werk des Wahnsinnes und der Rohheit einiger Wenigen, nicht aber des Volkes, welches die Augen abwandte, weil es sich nicht die Kraft zutraute, diese Verbrecher zu hindern. Die wenig zahlreichen Meuterer, denen diese traurigen Ereignisse zur Last fallen, wußten die öffentliche Gewalt zu lähmen, und sowohl die Bürger als die Nationalversammlung zu hintergehen. Man widerstand ihnen mit Schwäche und ohne Leitung, weil der wahre Stand der Dinge unbekannt war."

Sind Sie nicht glücklich, meine Herren, zu hören, wie das Volk, das eigentliche Volk von Paris, von jeder Verantwortlichkeit für jene abscheuliche Metzelei freigesprochen wird, freigesprochen durch einen Mann, dessen Kenntnisse, dessen Vaterlandsliebe und hohe Stellung dreifach die Wahrheit des Gesagten verbürgen? Nun kann es fernerhin nicht gestattet sein, als den Ausdruck einer persönlichen Meinung, eines vereinzelten Gefühls, jene Anrede zu betrachten, die ein Arbeiter an die Häscher der Kommune richtete, und die ich irgendwo in den Memoiren jener Zeit gelesen habe:

„Ihr behauptet Feinde zu tödten! So nenne ich niemals unbewaffnete Leute. Führt hinaus auf das Marsfeld jene Elenden, die, wie Ihr sagt, sich an den Niederlagen der Republik erfreuen; in gleicher Anzahl wollen wir mit ihnen kämpfen; dann wird ihr Tod uns nicht erröthen machen."

Mit großer Ergebung trug Condorcet seine Zellenhaft, bis zu dem Tage, an welchem er das tragische Ende der girondistischen, zugleich mit ihm verurtheilten Conventsmitglieder erfuhr. Dieses blutige Ereigniß ließ ihn erkennen, daß die Gefahr, der sich Madame Vernet aussetzte, sehr bedenklich war. Es fand zwischen ihm und seiner heroischen Wächterin eine Unterhaltung statt, die ich, um mich nicht an Heiligem zu vergehen, ohne ein Wort zu ändern, hersetzen muß:

„Ihre Güte ist unauslöschlich in mein Herz gegraben. Aber je mehr ich Ihren Muth bewundere, desto mehr fühle ich mich als ehrlicher Mann verpflichtet, diese Güte nicht zu mißbrauchen. Das Gesetz ist sehr bestimmt: findet man mich in Ihrer Wohnung, so ist Ihr Ende ebenso traurig als das meine; ich stehe außer dem Gesetz und darf hier nicht länger weilen.

— Der Convent, mein Herr, hat das Recht, Jemand außer dem Gesetze zu erklären, aber außer der Menschlichkeit kann er Niemand erklären; Sie müssen hier bleiben!" Dieser staunenswerthen Antwort folgte in jenem Hause der Straße Servandoni die Anordnung von Vorsichtsmaaßregeln, bei denen die meisten Bewohner mitwirkten, besonders aber die bescheidene Portiersfrau. Frau Vernet wußte ihrer Umgebung die eigene Tugend einzuflößen; von jenem Tage an wurde jede Bewegung Condorcet's überwacht.

Folgender Vorfall mag die große Klugheit der Frau Vernet beweisen, und zugleich zeugen für ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens.

Eines Tages begegnet Condorcet, auf der Treppe nach seinem Zimmer, dem Burger Marcos, stellvertretendes Mitglied des Convents für das Montblancdepartement. Marcos gehörte zur Bergpartei, und wohnte seit einigen Tagen bei Madame Vernet. Condorcet wurde in seiner Verkleidung nicht von ihm erkannt; aber durfte man lange auf ein solches

Glück hoffen? Der Geächtete theilt der hingebenden Wirthin seine Befürchtungen mit. Warten Sie nur, ist ihre Erwiederung, ich will die Sache beilegen. Sie begibt sich zu Marcos, und ohne Weiteres redet sie an: „Burger, unter demselben Dache mit Ihnen wohnt Condorcet; wird er verhaftet, so sind Sie der Angeber; wird er hingerichtet, so haben Sie ihn geopfert. Sie sind ein Biedermann, mehr brauche ich nicht zu sagen.“ Solch edles Vertrauen wurde nicht getäuscht. Mit eigener Lebensgefahr trat Marcos sogar in directe Beziehungen zu Condorcet, und versorgte ihn mit Romanen, die Condorcet in großer Anzahl las.

Doch eine einzige Unachtsamkeit, ein einziger Zufall konnte Alles verderben. Madame Vernet sah ein, ihre Bemühungen würden vereitelt werden, wenn man den Gefangenen nicht anhaltend beschäftigte.

Auf ihre Veranlassung drangen die Gattin und die Freunde Condorcet's in ihn mit der Bitte, eine umfassende Arbeit zu unternehmen. Condorcet befolgte diese Rathschläge, und begann seinen *Entwurf eines historischen Gemäldes von den Fortschritten des menschlichen Geistes*.

Während Condorcet, unter Madame Vernet's schützender Obhut, mit prüfendem Blicke den vergangenen und zukünftigen Zustand der menschlichen Gesellschaft umfaßte, gelang es ihm, seine Gedanken vollständig von den schrecklichen Zuckungen abzuziehen, unter denen Frankreich damals seufzte. *Das Gemälde von den Fortschritten des menschlichen Geistes* bietet in der That nicht eine einzige Zeile, in welcher die Bitterkeit des Geächteten an die Stelle der kalten Vernunft des Philosophen tritt, an die Stelle der edlen Gefuhle eines Fortbildners der Civilisation. „Alles beweist, daß wir am Anfange stehen einer der großen Revolutionen der Menschheit ... der heutige Stand der Aufklärung bürgt dafur, daß sie eine gluckliche sein wird.“ So schrieb Condorcet, als er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, der thätigen Nachforschung seiner unversöhnlichen Verfolger zu entgehen, als das Schwert des Todes, um auf sein Haupt niederzufallen, nur noch die Festsetzung der Identität des Schlachtopfers abzuwarten brauchte.

Mitte März 1794 vollendete Condorcet seinen Entwurf. Es lag außerhalb der menschlichen Kraft, ohne Hülfe von Büchern dieses Werk fortzufuhren.

Es erschien erst nach dem Tode des Verfassers im Jahre 1795, und wurde vom Publikum mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Auch bei unseren Nachbarn haben zwei Uebersetzungen, eine englische und eine deutsche, das Buch sehr bekannt gemacht. Der Convent kaufte 3,000 Exemplare, welche im ganzen Umfange der Republik durch den Unterrichtsausschuß verbreitet wurden.

In Condorcet's Handſchrift führt das Werk nicht den Titel Entwurf, ſondern Programm zu einem hiſtoriſchen Gemälde von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes. Seine Abſicht legt Condorcet folgendermaßen dar:

„. . . Ich will nur die allgemeinen Züge auswählen, welche die verſchiedenen Epochen bezeichnen, durch die das menſchliche Geſchlecht hindurchgehen mußte, jene Züge, die bald den Fortſchritt, bald den Verfall bezeugen, welche die Urſachen enthüllen und die Wirkungen nachweiſen . . . Nicht die Wiſſenſchaft von Menſchen im Allgemeinen beabſichtige ich abzuhandeln, ich will nur einfach zeigen, wie der Menſch, mit Aufwand von Zeit und Kraft, ſeinen Geiſt durch neue Wahrheiten bereichern konnte, wie es ihm gelang, ſeine Verſtandeskräfte zu entwickeln, und deren beſſeren Gebrauch für ſein eigenes Wohl und zum Wohl Aller zu erlernen.

Condorcet's Buch iſt zu wohl bekannt, als daß ich daran denken könnte, hier den Inhalt deſſelben darzuſtellen. Wie ſoll man übrigens den Inhalt eines Programms darſtellen? Vorurtheilsfreie Geiſter wünſche ich nur auf den merkwürdigen Abſchnitt aufmerkſam zu machen, in welchem der Verfaſſer, die einſtigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in's Auge faſſend, es als nothwendig und gerecht erkennt (ich bringe ſeine Ausdrucke in Anwendung), zwiſchen den Individuen beider Geſchlechter eine volle Gleichheit der bürgerlichen und ſtaatlichen Rechte herzuſtellen, und ſich überdieß für die unbegränzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechtes ausſpricht.

Dieſe philoſophiſche Anſicht haben die Tagesſchriftſteller zu Anfang unſeres Jahrhunderts mit größter Heftigkeit bekämpft. Sie ſind der Meinung, das Syſtem der unbegränzten Perfectibilität ſei nicht nur unwahr, ſondern müſſe auch unglückliche Folgen herbeiführen. Im Journal des Debats wurde es dargeſtellt „als die Pläne der Unruheſtifter nothwendig ſehr begünſtigend.“ Bei Gelegenheit einer Schrift der Madame von Stael, iſt Fontanes in der bitteren Kritik, der es dies Syſtem im Merkur (Napoleon's Leidenſchaften ſchmeichelnd) unterzog, ſo weit gegangen zu behaupten, das Traumbild von der Perfectibilität bedrohe die Reiche mit den furchterlichſten Plagen. Endlich glaubte man, den herrſchenden Ideen zufolge, dieſem philoſophiſchen Syſtem ſelbſt das Recht auf eine ernſtliche Prüfung faſt zu entziehen, indem man Voltaire für den erſten und eigentlichen Erfinder deſſelben ausgab!

Auf dieſen letzten Fall iſt die Antwort leicht gegeben. Die Idee von der unbegränzten Perfectibilität findet ſich in der That ſchon bei Baco, bei Pascal, und bei Descartes; aber nirgend iſt ſie klarer ausgeſprochen, als bei Boſſuet in folgender Stelle:

„Nach ſechstauſendjähriger Beobachtung iſt der menſchliche Geiſt keineswegs erſchöpft; er forſcht und entdeckt noch immer, damit er die Mög-

lichkeit erkenne, bis in's Unendliche entdecken zu können, und damit er einsehe, Lässigkeit allein könne seinen Kenntnissen und seinen Erfindungen Schranken setzen."

Condorcet's Verdienst in dieser besonderen Frage beschränkt sich also darauf, daß er mit Hülfe der Thatsachen, welche ihm die neuere Wissenschaft bot, und durch geistvolle Ideenverbindungen, die Annahme einer unbegränzten Perfectibilität in ihrer Beziehung zur Lebensdauer und den Fähigkeiten des Menschen gründlich untersucht hat. Dagegen ist er, wie ich glaube, der erste, welcher dies System bis zu der Hoffnung einer unbegränzten Vervollkommnung der sittlichen Fähigkeiten ausgedehnt hat. In diesem Sinne lese ich in dem Werke, „daß einst unsere Interessen und unsere Leidenschaften nicht größeren Einfluß auf die Urtheile, die unsere Willenskraft bestimmen, ausüben werden, als heutzutage auf unsere wissenschaftliche Ueberzeugung." Ohne mich durchaus gegen den Verfasser zu erklären, kann ich hier dennoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er eine Vorhersagung macht auf sehr lange Zeit hinaus.

Dem „Entwurfe", den wir kennen, sollte nach dem ursprünglichen Plane das „vollständige Gemälde vom Fortschritte des menschlichen Geistes" folgen. Dies sollte vorzügliche Thatsachen, historische Documente und chronologische Daten enthalten, ist aber nicht vollendet worden. Die Herausgeber im Jahr 1804 haben einige Bruchstücke davon veröffentlicht, andere finden sich unter den Papieren der Familie O'Connor. Möchten dieselben durch kindliche Pietät bald dem Publikum dargeboten werden; ich wage zu behaupten, daß diese Bruchstücke folgendes Urtheil bestätigen werden, das Daunou über den ganzen Entwurf abgegeben hat: „Mir ist kein Gelehrter bekannt, weder unter unsern Landsleuten, noch im Auslande, der aller Bücher beraubt, wie Condorcet es war, und ganz allein auf sein Gedächtniß beschränkt, ein solches Werk auszuarbeiten im Stande gewesen wäre."

Kaum aber war die fieberhafte Arbeit einer solchen Aufregung vorüber, so richteten sich abermals alle Gedanken Condorcet's auf die Gefahren, welchen sein Aufenthalt in der Straße Servandoni die Frau Vernet aussetzte. Er faßte also den Entschluß, (dies sind seine Worte), ein Versteck zu verlassen, welches die unbegränzte Aufopferung seines Schutzengels in ein Paradies verwandelt hatte.

Ueber die wahrscheinliche Folge seines Entschlusses täuschte sich Condorcet so wenig, und seine Hoffnung, sich nach der Flucht retten zu können, war so gering, daß er seine letzten Verfügungen niederschrieb, bevor er sich den Wohlthaten der Frau Vernet entzog.

Dieses Schriftstück habe ich in Händen gehabt und darin überall Condorcet's hohen Sinn, sein gefühlvolles Herz und seine schöne Seele erkannt. Ich möchte in Wahrheit behaupten, daß in keiner Sprache ein Document

gefunden wird, das richtiger gedacht, rührender und von ſchönerer Form ſei, als der Abſchnitt im Teſtamente unſeres Kollegen, der den Titel führt: Letzter Rath eines Geächteten an ſeine Tochter. Leider geſtattet mir die Zeit nicht, einige Bruchſtücke aus demſelben hier anzuführen.

Dieſe ſo reinen, ſo geiſtvollen und natürlichen Zeilen ſchrieb Condorcet an dem Tage, wo er freiwillig einer ungeheuren Gefahr entgegen ging. Die Ahnung eines gewaltſamen, faſt unausweichlichen Endes ſtörte ihn nicht; ſeine Hand ſchrieb die fürchterlichen Worte: Mein Tod, mein naher Tod! mit einer Sicherheit, um welche ihn die Stoiker des Alterthums beneidet hätten. Aber das Gefuhl überwand ſeine Seelenſtärke, als der berühmte Geächtete vorauszuſehen glaubte, ſeine Gattin möchte auch in die blutige Entwickelung, die ihm drohte, hineingeriſſen werden. Nun ſprach er die Wirklichkeit nicht mehr unumwunden aus; man iſt verſucht zu glauben, er habe durch künſtliche Wendungen des Styls die Greuel der Lage vor ſeinen eigenen Augen zu verbergen geſucht.

(Schluß folgt.)

Alexandrea.

Tragiſche Trilogie von F. A. Märcker.

(Nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Wenn die überwuchernde Fülle von unreifen oder halbwüchſigen Producten auf dem Felde der Literatur, wenn die Velleitäten, die ſich ohne innere Nothwendigkeit und ohne die Erkenntniß des Rechten breit machen, ein Zeichen des Verfalls ſind, ſo gewahren wir dagegen auf dem Gebiet des Drama's doch ſeit einiger Zeit auch ein ernſtes Ringen und Streben neben der haltloſen Effecthaſcherei und geſuchten Geiſtreichheit, und wir können bereits die verſchiedenen Anſätze einer bedeutſamen Neubildung gewahren. Der eine ſucht der Zeit den Spiegel vorzuhalten und auf ihre brennenden Fragen eine räthſellöſende Antwort zu geben; der andere ein Geſchichtsbild ohne ſubjectiv-romantiſche Zuthat in würdiger Größe zu entwerfen; der dritte die Geſtalten der deutſchen Heldenſage dem Volks-

gemüth heraufzubeſchwören. Ihnen geſellt ſich ein Jünger des griechiſchen Alterthums, um in deſſen einfachgroßem Styl ein Gegengewicht gegen alles Zerfahrene und proſaiſch Gewöhnliche zu gewinnen. In dieſem Sinn, als ein Element der Neubildung, das zwar nicht als ſolches ſchon das Befriedigende und Höchſte iſt und beſtehen wird, wohl aber auf eine der Bedingungen hinweiſt, die mit andern verſchmelzen müſſen — in dieſem Sinn dürfen wir die „Alexandrea" von Märcker willkommen heißen. Das Werk erwirbt unſere Achtung durch den Ernſt und die gediegene Bildung des Verfaſſers; wir können uns an vielem Ergreifenden und Schönen erfreuen, und werden immer wieder vom Einzelnen auf den imponirenden Bau des Ganzen blicken, der uns einen der Wendepunkte der Culturgeſchichte, den Untergang des nationalen Heldenthums und ſeinen Aufgang in einer gemeinſamen Weltbildung durch den jugendlichen Helden, Alexander den Großen, veranſchaulicht. Wie dieſe Idee den König beſeelt, ſo iſt ſie auch der Mittelpunkt der Dichtung; Märcker hat die Reſultate unſerer Geſchichtsphiloſophie ſeinen Helden in den Mund gelegt, und die Begebenheiten wie die Perſönlichkeiten dadurch idealiſirt, daß er die Ereigniſſe zum Symbol der weltbewegenden Gedanken macht, und den Menſchen die im Lauf der Geſchichte entwickelten Reſultate an ihren Handlungen als Motive in den ſelbſtbewußten Willen legt. Eine große Schwierigkeit beſtand darin Alexander, den epiſchen Helden, tragiſch zu machen. Dramatiſch ward er für Märcker durch den Kampf mit ſeinem Vater, mit dem helleniſchen Patriotismus, mit den Elementen ſeines eigenen Reichs, und dieß ſoll wohl die drei Tragödien zur Einheit verknüpfen. Aber in der erſten iſt Philipp die Hauptperſon, in der zweiten Demoſthenes, und zwar dieſer und ſein Streit mit Aeſchines ſo ſehr, daß Alexander gar nicht auftritt, und nur ſeine Thaten bedingend in die Schickſale Athens hineinragen und einwirken; erſt in der Schlußtragödie iſt Alexander Träger und Achſe des Stücks. Märcker ſcheint richtig erkannt zu haben, daß die Schuld des tragiſchen Helden gerade aus ſeiner Größe entwickelt werden muß, indem dieſe ihn zum Uebermuth verleitet, oder ihr Recht mit einſeitiger Leidenſchaftlichkeit verfolgt, und dadurch andere Rechte, andere Seiten des Lebens verletzt. Alexander ſteht ſeiner Mutter näher, aber wie er ſelbſt ſtaatsmänniſches Genie iſt, ſo ſchließt er ſich dem Vater an, um der politiſchen Verdienſte willen, die derſelbe um Macedonien erworben hat; den Perſerkrieg dagegen nimmt er für ſich in Anſpruch.

„Die Palm' erring, und andern leuchte ſtets voran!
Das war Achilleus' hoher Wahlſpruch, dem der Held
Nachringend zu des Ruhmes lichtem Tempel drang:
Er iſt die Perle deines Liedes mir, Homer,
O Sänger, der zu Thaten du die Helden rufſt;

Des Lebens Nektar ſchlürf' ich aus dem Götterwort!
Seit ich es hörte, konnte nur der höchſte Sitz,
Den mir der Erdkreis bietet, noch erfreuen mich:
Kein andres Feuer glüht mir tief im Innerſten
Gleich unauslöſchlich, andre Lockung kenn' ich nicht,
Als dort in Perſiens Bergen Kyros' hohe Burg:
Ja, dort als Herrſcher walten, das heißt König ſein!
So ward es mir beſchieden, und nun willſt du mir,
Mein Vater, alles rauben durch dein eignes Werk?
Das wirſt du nicht vollenden! Hochmuth blendet dich;
Dich locken Aſiens Kronen nur in eitler Luſt,
Nicht treibt dich eines Dranges Urnothwendigkeit,
Der uns zum Werkzeug in der Götter Händen macht.
Mein iſt der Heerzug, mein der Thaten goldner Kranz,
Mich wird er ſchmücken, glanzlos ſink' ich nicht dahin:
Zeus Ammon, du wirſt deines Sprößlings Schützer ſein!

Das Bewußtſein der welthiſtoriſchen Sendung und der eben ſo hochherzige als ehrgeizige Trieb des Herzens nach ihr verleitet den Alexander, daß er die Verſchwörung der Olympias und des Pauſanias gegen ſeinen Vater geſchehen läßt. Dadurch bekennt er ſich an Philipp's Leiche in blutige Schuld verflochten, aber gelobt dieſelbe durch ein Leben höchſten Ringens zu ſühnen. Dem griechiſchen oder perſiſchen Patriotismus tritt er mit ſeinen menſchheitlichen Ideen keineswegs ſchroff und hart gegenüber, ſondern er verhält ſich ſchonend, mild zu den Athenern, er verträgt ſich mit Krateros, er gewinnt die Liebe von Darius' Tochter, Statira, die ihm anfangs das vaterländiſche Gefühl und Intereſſe entgegenſetzten. Die Erſcheinung von Philipp's Geiſt iſt weder gehörig motivirt, noch von Einfluß auf den Fortgang der Tragödie, und wenn Alexander ſtirbt, ſo erſcheint ſein Tod, wie das allgemeine Naturverhängniß, dem auch er Tribut zollt, und die Vertreter der verſchiedenen Waffengattungen und Nationen ſingen an ſeiner Leiche in ſchwungvollen Hymnen von ſeiner Größe — ein lyriſcher Nachklang zu den mehr epiſch entfalteten und äußerlich aneinandergereihten Bildern, die uns ſeine Herrſchergröße im Laufe des Stücks veranſchaulicht haben.

Am ſchwächſten iſt die erſte Tragödie: Philippos. Die Zerwürfniſſe in ſeiner Familie, die Verhältniſſe zu Griechenland werden beſprochen und erzählt, ſtatt ſich vor uns zu entwickeln; es fehlt der organiſche Zuſammenhang; tragiſch groß iſt nur der Schluß. Der König hat ſich zu den zwölf olympiſchen Göttern als den dreizehnten ausrufen laſſen; er feiert ſeine Vermählung mit Kleopatra, er will in Korinth die Feldherrſchaft von Hellas gegen Perſien übernehmen; er ſpricht im Theater zum Volk:

Die Seel' in unſerm Buſen iſt ein Götterbild,
Das an den Urſprung aller Weſen tief uns mahnt,
Und täglich uns erinnert dieſem Bilde treu
Mit ganzer Kraft zu kämpfen für des Menſchen Recht,
Und ſchaffend zu vollenden ſeines Geiſtes Bau.
Des Himmels Götter herrſchen in der Welten Raum,
Und erſter Antrieb alles Schaffens ſind ſie ihm;
Doch auf der Erde waltet frei und herrſcht der Menſch,
Und ſeines Wirkens größte Schöpfung iſt ein Volk.
Der Staaten Gründung, ihr Erblüh'n und höchſtes Ziel,
Der Kraft der Fürſten, ihren Lenkern, dankt's die Welt.
Wer möchte jemals eines Irrthums zeih'n den Mann
Der eines Volkes Gründer ſeinen Gott genannt?

Darauf erörtert er, daß er Macedoniens Staat und Macht geſchaffen habe, und heißt die Wächter zurücktreten:

Nicht bedürfen die Götter der Schild' und des Speers,
Es beſchützet die eigne Gewalt ſie.

So gibt er ſich ſelber, ein Werkzeug der Götter, durch ſeinen Hochmuth in des Mörders Hand.

Demoſthenes und Aeſchines ſind beide als Redner in ihrem Wettkampf, namentlich in der berühmten Verhandlung pro corona, gut gezeichnet; das Tragiſche in Demoſthenes iſt, daß er den Maßſtab ſeiner Begeiſterung an das Volk legt, und von ihm Thaten und Opfer für die Freiheit verlangt, deren es nicht mehr fähig iſt; daß er als Idealiſt zu wenig auf die wirklichen Verhältniſſe, zu ſehr nur auf die Herrlichkeit früherer Tage und auf ein künftiges Ideal hinſchaut, während er doch an ſich ſelber erfährt, daß der Schlachtenmuth, die Sitteneinfachheit und Unbeſtechlichkeit nicht mehr vorhanden ſind, auf die allein ein freier Staat gebaut werden kann. In einer Wechſelrede mit der Prieſterin im Tempel der Here zu Kalauria wird Demoſthenes' Recht und Unrecht, das die Tragödie dargeſtellt, noch einmal klar aus einander gelegt.

Von den herrlichen Bildern, die Märcker entrollt, um uns die weltgeſchichtliche Größe zu ſchildern, die Alexander als Feldherr, Staatsmann und Menſch bewährt, habe ich ſchon geſprochen. Es iſt ſeine letzte Lebenszeit in Babylon. Nearch kommt eben mit der Flotte aus Indien, und Alexander verkündigt die Idee der Völkerverbindung, des Welthandels, der gemeinſamen Cultur. Deßhalb legt er auch perſiſche Tracht an, und feiert mit ſeinem Heer in der Hochzeit mit Perſerinnen die Vermählung von Aſien und Europa. Wie er einem Aufſtand des Heeres gegenüber als Krieger gewaltig erſcheint, ſo macht ihn Märcker in ſeinem Gefühl für

Statira auch zu dem Helden der romantiſchen Liebe, der das Recht der wahlverwandten Perſönlichkeiten in die Welt feierlich einführt — nicht ohne Schuld gegen Roxane, die ihn durch Treue beſchämt. Eine Fülle edler und großer Gedanken iſt in einer würdigen, ſchwung- und glanzreichen Sprache in der ganzen Tragödie niedergelegt, die als dichteriſcher Ausdruck ewiger oder weltgeſchichtlicher Wahrheiten für ſich ſchon jedem Denker, jedem Freunde des Alterthums in dieſer Verherrlichung eines ſeiner herrlichſten Männer werth und willkommen ſein müſſen.

Betrachten wir nun den Styl und die Behandlungsweiſe des Ganzen, ſo klingt es wie eine gute Ueberſetzung aus dem Griechiſchen; es iſt als ob ein Euripides den Stoff behandelt, und Märcker ihm nachgedichtet hätte. Zwar begleitet kein Chor die Handlung, aber an geeigneten Stellen entfaltet er eine rhytmenreiche Lyrik, der wir übrigens das Zeugniß geben müſſen, daß ſie nichts allzu Fremdartiges hat, daß ſie dem Genius unſerer Sprache gemäß iſt. Aber der Kothurn des antiken Drama's iſt uns nicht national. Es trug ein durchaus ideales, religiös feierliches Gepräge. Die Schauſpieler erſchienen im bacchiſchen Feſtgewand, ſie ſprachen vor verſammeltem Volk unter freiem Himmel, nothwendig mit erhobener Stimme, eine Maske vor dem Geſicht, in welcher ein Bildhauer den Typus des darzuſtellenden Charakters plaſtiſch veranſchaulicht hatte. Das Mienenſpiel des Schauſpielers, die Modulationen der Rede von leiſem Flüſtern bis zum Ausbruch der Leidenſchaft in ihren feinern Nüancen, das wir gerade ſehen und hören wollen, in unſerm geſchloſſenen Theater auch ſehen und hören können, dieß fehlte dem alten, und die Dichter zeichneten darum auch die Charaktere einfacher, in mächtigern Umriſſen, Typen von Grundrichtungen der Menſchennatur, ohne die individuelle Beſtimmtheit und den Reichthum beſonderer Züge, ohne das Werden im Wechſel des Gefühls, ſondern fertig in ihrer Größe und ungebrochen groß im Untergang. Dem entſpricht die gehobene, weitaustönende Sprache im Trimeter. Uns reizt derſelbe zu einem wortreichen Pomp der Rede, ſchon dadurch, daß unſere Zeitwörter meiſtens mit kurzer Sylbe endigen, und deßhalb nicht am Ende des Verſes ſtehen können. Seit Shakeſpeare iſt des fünffüßigen Jambus leichterer Gang an ſeine Stelle getreten. Die Individualiſirung der Charaktere und die mannichfache Entwicklung derſelben aber aufgeben, hieße den Fortſchritt der Kunſt verläugnen. Das Griechenthum ſtyliſirte mehr, es war in aller Kunſt idealiſtiſcher und plaſtiſcher, als die germaniſche Poeſie, welche durch Innigkeit des Gefühls, durch Tiefe der Charakteree, durch Lebenswahrheit und Fülle der Realität ihre Eigenthümlichkeit bewährt.

Der Weg unſeres Drama's geht durch die Shakeſpeare'ſche Poeſie. Leſſing, Göthe, Schiller haben ſie und das Alterthum zugleich ſtudirt, und eine mittlere Stellung gewonnen; die Zuſtimmung der Nation hat ent-

ſchieden, daß ſie in deren Geiſt gehandelt. Ihnen wird ein nationales Werk ſich anſchließen müſſen. Die Reproduction des antiken Styls mag ein heilſames Gegengewicht idealer Formenreinheit und Formenſtrenge wie einfacher Größe ſein, kann uns aber nicht völlig genügen. Wir vermiſſen bei Märcker die ächt dramatiſche Entwicklung; wie ſo oft bei den Griechen, liegen in ſeiner Tragödie epiſche und lyriſche Elemente neben einander, ſtatt in einander aufzugehen; wir wollen die That vor unſern Augen werden und vollbringen ſehen, ſie nicht blos erzählt und beſungen haben. Ich glaube nicht, daß Märcker die deutſche Weiſe für die Gegenwart muſtergültig getroffen und bezeichnet hat, aber als ein Moment im Bildungsprozeß derſelben kann ſein Werk erachtet werden, und vielleicht iſt es ihm ſelbſt die Schule fernerer Arbeiten einer aufſteigenden Lebensbahn.

Verſuch einer vergleichenden Würdigung des deutſchen Sprachgeiſtes.

(Von Profeſſor Hilgard.)

Durch Vergleichung [gemäß im Geiſt geſetzter Prämiſſen oder poſtulirter Normen] kommen wir zur Unterſcheidung zwiſchen den einzelnen concreten Innewerdungen.

Zu dieſen freiwillig aus ſich ſuggerirten Vergleichungen oder Normen (Begriffe, „Namen") und Unterſcheidungen oder „Abnormitäten", ſo zu ſagen — ſuggerirt der Geiſt in ſich neue Normen für das Eine und das Andere, alſo neue Begriffe; und mittelſt dieſer neuen Begriffe erregt er ſich wollend zu Gedankenerfindungen oder Wahrheitshypotheſen, die, wenn conſequent befunden, ſomit als wirkliche Wahrheitsanſchauung von innen bezeichnet zu werden verdienen. Der werdende Gedanke kommt nicht zum Bewußtſein, ſondern nur der ausgedrückte: als innerlich Ausgeſprochenes (Wort und Satz) oder Gedankenfluß [Rede, Sprache].

Alſo vorerſt Wahrnehmung [Erfahren], dann Vergleichen nach Normen oder Formen, ein geiſtiges Aſſimiliren und koſtendes Aneignen: wonach die Denkfunction beginnt im wollenden Trieb, Vorſtellen und Ur-

theilen, die, wenn consequent vollbracht, als drei Dimensionen des gleichen Geistesweſens ſolidariſch für einander eintreten als die drei Fundamentalformen, oder Glieder, der logiſchen Urgleichung, (Gleichung im mathematiſchen Sinne allgemein bekannt): Was — iſt — Seyn? [Jedes dieſer 3 enthält den Begriff des Daſeyns in ſich, aber auf dreifach verſchiedene Art: die 3 Qualitäten des Denkbewußtſeyns ſelbſt darſtellend].

Die vergleichende Würdigung (Aneignung) des Neuerfahrenen, alſo Abnormen oder Außerordentlichen, iſt ſomit die logiſche Baſis für die fortſchreitende Wahrheitserfindung oder Induction. Die Ausnahme iſt es, die das wirkliche Geſetz kennen lehrt, indem es die frühere Faſſung des Begriffs aufbricht, wie ein Keim die Samenſchale, und den waltenden Zuſammenhang entfaltet. Die Ausnahme beweiſt daher die Norm, aber nur als ungenügende Begriffsfaſſung. Die Ausnahme beweiſt zwar die Regel als bloſe temporäre Form, aber erweiſt dieſelbe als ein Bedingtes (Function, mathem.) eines tiefern urſächlichen Waltens.

Die Ausnahme iſt daher der wahre Schlüſſel zu jeder neuen Geiſtesbelebung — wie bei jeder organiſchen Zeugung durch ſie das Leibliche gewaltſam erbrochen werden muß, wenn neues Leben — Zeugung — ſtattfinden ſoll. Ebenſo mit dem geiſtigen Zeugniß. Wir kommen ſpäter bei gewiſſen organologiſchen Unterſuchungen auf dieſen Gegenſtand zurück. Die Schale des Normbegriffs muß durch den Keim des freien Wirkenden, das ſelbſtſtändige Ungewöhnliche, durchbrochen werden.

Am Abnormen, Unterſchied, oder Nichtübereinſtimmend der gegebenen Sprachen lernen wir daher von dem Geiſt, ja von der Weſenheit [Geiſt] des Sprachvermögens überhaupt das Meiſte kennen.

Worin beſteht der weſentliche Unterſchied der Sprachen?

Darin, wo das Weſen der Sprachen ſelbſt liegt: nicht ſowohl im Schall, als in den hineingelegten, feſtgeprägt erhaltenen, durch tauſend Uebungen qualificirten und identificirten Begriffen (Namen).

Es iſt zu verwundern, daß für die meiſten Worte der einen modernen gebildeten Sprache, die andere eine Ueberſetzung habe, oder: daß beide Intelligenzen ſo ſehr ähnliche und meiſt wohl gleiche, Begriffe ausgeprägt haben und fortentwickeln. Das Gleiche gilt nicht zwiſchen den alten und neu-Sprachen, noch unter den alten ſelbſt: die hingegen wieder typiſche Gemeinſchaftlichkeiten gegenüber dem neuern Sprachgenius aufweiſen laſſen.

Es gibt aber auch unter unſern neuern Sprachen eine ganze Menge unüberſehbarer, d. h. einem Intelligenzgenius vorwaltend in's Bewußtſein getretene Begriffsformen, die natürlich in Worten niedergelegt und ſo als Sprachtheil Allgemeingut der die Sprache Redenden geworden iſt. Noch bedeutſamer iſt die Satzbildung, als Darſtellung des gewordenen Gedankenweſens. —

Solche Eigenthümlichkeiten zu beleuchten, vergleicht man am zweck-

mäßigſten mit einer möglichſt verſchiedenen, jedoch uns ebenfalls geläufigen, Sprache.

Wir wählen daher die engliſche als Reagenzmittel [chemiſch zu reden!]

Die Sprache beſteht alſo, wie geſagt, nicht nur aus Worten oder Objektivſuggeſtionen (Objektivbegriffe) ſondern weſentlich aus Satztheilen und deren Verarbeitung, oder aus Subjectivprozeſſen, die in der Satzbildung ihre humane und nationale Form finden, und dem Individuum mehr oder minder Leichtigkeit oder Hinderniß geben, ſein eigenes geiſtiges Werk mittheilbar zu machen. Die Satzbildung iſt unläugbar, als die Gedankenverbindung verbildlichend, der tiefſte und eigenſte Theil des Sprachvermögens überhaupt, wie jeder einzelnen Sprache.

Wir beginnen mit einer vergleichenden Würdigung der objectivſten [concreteſten] Caſualitäten, um daran die Natur des Subjects, das ſich darin ausſpricht, nach und nach zu umgränzen und ſo, inductiv [d. h. vergleichend, unterſcheidend und ſuggeſtiv] einen richtigen, oder wenigſtens motivirten, Ausdruck für das Subjective zu finden, das wir als Vorſtellung und Bewußtſein unmittelbar kennen und, denkend, wiſſen.

Der Redeſatz beſteht weſentlich, nach Würde und Reihenfolge der Innewerdungen, aus Objects- und Subjectsbildern. Die Objectsbilder ſind Nomen, die Subjectsbilder oder Meinungsausdrücke, Verbum, praepositio und conjunctio. Wir behalten hier die alten phraſeologiſchen Unterſcheidungen bei, weil ſie bedeutend richtiger geſagt ſind, als die ſchulmeiſterlichen, oder vielmehr ſchulerhaften, deutſchen Ueberſetzungen, die keine ſind. Nomen iſt Name, Begriff, Auffaſſung, Object: umfaßt daher Eigenſchaft (Adiectiv), Eigenſchaft der Eigenſchaft (eigentliches Adverb) und Subſtantiv oder geſchloſſenes Ding als endliches Gedankenproduct und -Errungenſchaft, objectiv geſagt. Das verbum iſt das wahre Wort der Thätigkeits- oder Aeußerungsvorſtellung des gedachten Verhaltens, Wirkens, Daſeins. Es iſt die thätige Qualität ſelbſt, keineswegs die bloße geſchichtliche Aeußerung derſelben: ſie drückt Wirkſamkeits- oder weſentliche, nicht aber geſchichtliche Verhältniſſe aus. Nur in der Anwendung auf zeitliche Ereigniſſe, die freilich im plaudernden Alltagsleben, und hier zwar die vergangene Zeit, am häufigſten zur Vorſtellung kommt, verbindet es ſich, gebrauchshalber, mit den temporibus. Indicativ, Conjunctiv, Optativ und dgl. ſind aber durchaus keine Zeitweſenheiten, ſondern geiſtige Beziehungen in der Meinung oder Anſicht.

Die alten Sprachen haben für die eſſentielle oder qualitative, zeitloſe oder urgeſchichtliche, Form den bekannten, vermeintlich räthſelhaften Aoriſt — „unbegrenzte Form" —, die wir Modernen mit dem Präſens zu geben pflegen: als ob jede Wahrheit, z. B. daß 3 mal 4 zwölf iſt, nur in der Gegenwart ſei; daß grün und roth ſich neutraliſiren, als ob es blos in der Gegenwart ſtattfinde. Dergleichen Verhältniſſe ſind eſſentiell, ge-

ſchichtlos: ewig gedacht, da ſie in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſtets gegenwärtig gedacht ſind: daher eben die Gegenwartsform bei uns Modernen im Gebrauch iſt. Was aber ewig geſchieht, [ſtattfindet, weſentlich iſt, „obtains"] — wiſſen wir freilich nicht, daher iſt die gebräuchliche Gegenwartsform, als: „pflegt zu geſchehen", ganz gut. Dieſe Unvollkommenheit geht, nach Wilh. v. Humboldt's Mittheilungen (Einleitung in das Studium der Kawi-Sprache) bei dem altperuaniſchen Herrſchervolk noch über die moderne Begriffsſchwächlichkeit hinaus, indem die Idee des Conjunctivs und daher die fragenden Beziehungspartikel ganz zu fehlen ſcheint: „Wer betrügt, iſt ein Schurke" [deutſch ein qualificirtes Präſens Indicativi] lautet auf peruaniſch, noch viel präſenter und indicativer, ſo: „Dieſer betrügt: er iſt ein Schurke." Im Verluſt des Aoriſt haben die modernen Sprachen einen nicht genug zu veranſchlagenden Rückſchritt gethan, wie denn unſere Zeit es ſogar zu ſolcher Geiſtesblüthe gebracht hat, zu ſagen: „Und der Lebende hat Recht." Der ewige Begriff des Rechten, dem 400-Millionſtel „Gott" jedes Erdenbummlers anheimgegeben! — Quousque tandem? —

Das Verbum iſt alſo das Wort der abſoluten Aeußerungsart: ein wirkſam eſſentiell Gedachtes, nicht ein „Zeitwort!"

Wir gehen nun zur analytiſchen [inductiven] Vergleichung über. Als Endreſultat oder Strahlpunkt (Focus) der Eigenſchaften bildet ſich der Verſtand die Vorſtellung des Dings. Das Hauptwort laſſen wir daher zuerſt folgen.

Wir haben dieſe Worte im Lauf von zehn Jahren geſammelt, und glauben daher eine Prüfung der als unüberſetzbar angegebenen Worte nicht ſcheuen zu brauchen. Jedoch muß ſich Jeder ſelbſt ſein Urtheil darüber begründen.

Engliſche Worte, die unüberſetzbar wären, ſind uns weniger aufgefallen, außer den lateiniſch intellectuellen, die natürlich in ihrer Urbedeutung dem Lateiniſchen zu Gute kommen, oft aber in ihrer kläglichen engliſchen Anwendung kein günſtiges Licht auf die engliſch-buſſineſslike Betrachtungsweiſe werfen. Doch gibt es andere, die, namentlich wenn vervollſtändigt, höchſt intereſſante Inductionen zulaſſen müßten. So z. B. die unüberſetzbaren: gentleman lady — die ſociale Würde der Individuen betreffend; smart — die Mittel zur Erreichung der Zwecke betreffend; anyhow die unbedingte Selbſtbeſtimmung involvirend; any — die offengelaſſene Wahl des Einen betreffend, während „irgend" das Gewiſſe und kein Anderes bezeichnet, im erſten Fall der urwühleriſche, im zweiten der polizeiliche Begriff zur beſonderen Würdigung gebracht; ſchließlich „to make up one's mind" — deutſch: „ſeine Meinung machen" iſt im Engliſchen eben ſo geläufig, als im Deutſchen kränkelndes Zerkritiſiren ohne Entſcheid und

Einheit der Idee (deutſche Einigkeit, das pium desiderium!); daher der engliſche Genius ſich pro und contra entſcheidet: in amerikaniſcher Abart beſonders mit Begünſtigung des Neuen, Thätigen, während die erſte deutſche Emotion beim Neuen vorzüglich negativ, kritiſirend, opponirend iſt, daher die gemeinſchaftlichen Unternehmungen in dieſem Geiſt ſo leicht zu zerkränkeln pflegen: because we can't make up our minds to the unit. Dies nur als Grund- und Schlagſchatten im Gemälde, falls ſich eine zu ſonnige Einſeitigkeit zu Gunſten des deutſchen Genius darin malen ſollte!

Hauptworte:

Abbild, Abfluß, Adel (ethiſch), Ahn, Ahnung, Anblick (spectacle!) Anfang, Anſatz zu Etwas (going into it!), Anlagen (angelegte Gründe) Auffaſſungsweiſe (mode of conception?), Aufgang, Oſten, Urſprung, Aufruf, Ausbeute, Ausgleichung (ex — acquatio: math. Begriff. balancing, concellation, neutralisation?); Bedingung (conditio sine qua non); Befund, Befinden (state of health, humor ꝛc., being „off" oder „ab ſeyn" — Beſchaffenheit, Beleuchtung (künſtleriſch und intellectuell), Bildung, Blick, ſelbſtbeſtimmtes, wollendes Setzen; Dichtung, Faſſung Abfaſſung — tenor?), Gegend (prospect heißt nur Ausſicht), Geiſt (mit Geiſt; Weſenheit — gist?), Gemüth (sentiment?), Grundton (intellectuell, figürlich), Heimweh, Klang (Gemütherregendes des Tones), Langeweile (Stimmungsart), Schlauch, Schoos (womb ungebräuchlich), Schuß [im Schuß], Thatbeſtand [fact?], Trieb; Verhalten, Vorſtellung [Gedenkſeyn], Wehmuth [ein ahnender Gemüthszuſtand], Weh'n, Weiſung, Werden, Witz, Zuſtände („state of affaire generally) — und dgl.

Adjective:

Angreifend (Gemüthverſtimmend), anſprechend (gemütherbauend); Beklommen, Bedingt durch [fehlt dem engliſchen Argument!] Befindlich [figürlicher Ortsbegriff]; dienſtfertig [zuvorkommend]; empörend (das Rechtsgefühl verletzend; causing indignation!?) ergreifend (das Gemüth erfaſſend), erheblich (bezüglich deſſen, worauf es ankommt), erklecklich ebenſo; finſter, intellectuell, moraliſch, gemüthlich, ſinnlich, vergl. ſtarr —; geiſtig, geiſtreich, geſpannt „auf den wollenden Trieb, ſ. d. bezüglich"; heimiſch, heimlich (unheimlich, die Negation, das Finſtere; nahe liegend (intellectuelle Eignung zur Gedankenverbindung); ſchreiend [das Gemüth beleidigend, muſikaliſcher Begriff], ſchroff (beſ. intellectuell), ſtarr, ſtörend (unharmoniſch); tüchtig (bezüglich eines ſelbſtgeſetzten Poſtulats), umſtändlich [!], ur- (primordial); verſtört [gemüthlich verſtimmt, ditto muſikaliſch], verſtockt (vgl. ſtarr, finſter, ſchroff, leb- und lieblos), vielt; (der ſo vielte als"; der wie vielte?) —; weh-

müthig, zuvorkommend „moraliſche Dienſtwilligkeit; [officious) iſt: ſelbſtſüchtigerweiſe“ und dgl.

Verben:

Abfaſſen „Schrift, Wort ꝛc.“, ahnen, ankommen auf Etwas, anknüpfen an, anlegen „Anlagen“, anſprechen „muſikal. Figur“, auffaſſen „intellectuelle Selbſtbeſtimmung“, aufgeben, beim Dividiren, „Deutſchland in Preußen“ und dergleichen, aufheben „vergl. ausgleichen“, aufrufen, ausdenken, ausgleichen — ſ. oben —; bearbeiten, beeidigen, befühlen, befahren, beherzigen moraliſch, betheuern „beim moraliſch Heiligen“ und andern, „bedauern Einen“, dichten; empfinden, entgelten, dichten und andere „Er“, erheben „zur Kenntniß nehmen“, erheben ſich „moraliſch“ erhellen „hervorgehen im Argument“, erklügeln „ſ. oben bei der Einheit der Idee“, erklingen, erkranken, erſchweren, erſinnen „Aus-denken“; fahren (phyſiſch, moraliſch fare;) gelten (tell); handeln ſich um etwas (vgl. ankommen auf: Centralpunkt für die freie Schwungbewegung. Sonne für den Planeten), herſtellen, hinzu-, wegdenken (vgl. erſinnen, dichten ꝛc.); klappen „mit dem Poſtulat übereinſtimmen“, klingen vgl. Klang“; laben „tiefe innerliche Erquickung“, liebhaben, lauten, mahnen, nahelegen „der Gedankenahnung bereit machen“, naheliegen „ebenſo“; ſtimmen „muſikal. Figur für den gemüthlichen Begriff“, ſchenken (to give heißt gewöhnlich ſchenken: daher leicht Mißverſtändniß!); treiben (etwas), Trieb (passion); verwechſeln, verwerthen (intellectuell), verſtimmen — und andere „ver“, nämlich: durch und durch, oder zu etwas machen (render) einflößend. „Zer“ iſt trennend; werden (Seynsvorgang).

Hier kommen beſonders die untrennbaren Präpoſitionen in Betracht. Jeder, der eine fremde Sprache kennen gelernt hat, weiß, daß die Präpoſitionen am ſchwierigſten zu behandeln, am wenigſten über einen Leiſten übertragbar ſind.

Die untrennbaren kann die deutſche Sprache nach Belieben und Sinnbedarf dem Verbum voranfügen. Im Engliſchen können lateiniſche Präpoſitionen, als ad-, con-, de-, per-, re- in nur mit Worten lateiniſcher Quelle verbunden angewandt werden; das angelſächſiſche be nur vor deutſchwurzeligen Worten. Es liegt alſo dieſelbe Beſchränkung, durch Incongruenz, darin, wie in Fällen, wo das Verbum lateiniſch iſt, oder umgekehrt: to believe, glauben; faith (fides) Glaube, Treue. To finish, endigen; end, Ende. To imagine, ſich vorſtellen, gedenken; conception, Vorſtellung. Was für believe, finish, imagine bewieſen iſt, gilt nicht verſtandenermaßen auch von faith, end, conception, und dieſe müſſen im Argument erſt noch mit ihren bezüglichen Verben identificirt werden.

Das nennt man eine unlogiſche Sprache, die dem Gedanken nicht parallel geht.

Eigenthümlich iſt das deutſche Ab–, in abſchreiben, abbilden, abmalen, ein Vorbild und das Poſtulat der Gleichheit involvirend. Dies, ſowie „auf", iſt lateiniſch-engliſch unüberſetzbar. Man braucht dafür bei ſächſiſchen Worten up, z. B. upraise, upleavel (Aufhübel ?).

Ganz unüberſetzbar iſt Er–, außer zuweilen durch lat. con–, concipere, conscientia u. a.

Wie die engliſche Sprache kein eigentlich entſprechendes Wort für werden, lat. fieri, hat, ſo iſt ſie überhaupt nicht (ſ. unten) geneigt, oder ſonderlich befähigt, den werdenden Gedanken im Satz auszudrücken, der mehr durch Oppoſitionen, nach Art der chineſiſchen Malerei, gebildet wird, denn auf perſpectiviſche Art, die den Anfangspunkt, Fortſchritt, Qualification, Zeugenbeweis, Schattirung ganz im inductiven Satz involvirt hat, bis er mittels des Verbums als vollſtändige Schöpfung vorgeführt wird, um ſo als Ganzes und unzerworfenes Glied die Kette der Argumente direct fortzuſetzen, durch ſchließliche Wiederholung des Verbums, das, als Beziehung, die beiden Dingweſenheiten des Satzes und Alles, was drum und dran iſt, vergegenwärtigt.

Conjunctionen

gehören ſehr zu den den Gedankengang verbildlichenden Motiven. Im Deutſchen finden wir, als in's Engliſche kaum zu umſchreiben, Folgende: erſt, ganz, irgend, ſondern, überhaupt, und zwar; auch gehören die Interjectionen, als Gemüthsconjunctionen, hierher, und werden im Deutſchen den Satz als ton- „gemüth"- angebend vorausgeſchickt: leider, ach, auch, wahrlich, und alle ähnlichen Urtheile, um den Gedanken ganz in ſeiner ſubjectiven Geltung zu verwirklichen, weil das Gefühl ſubjectiv iſt, und ſich nicht beweiſend induciren läßt; während es im Engliſchen, wie alas, forsooth etc. nachſchleppt, als werde gleichſam durch die Sagung eben jetzt der alte Schmerz erneut.

„Erſt" bedeutet: ſpäter als im Geiſt poſtulirt. Man behilft ſich im Engliſchen mit only nur und but nur.

„Gar" bedeutet dem Poſtulat genügende Intenſität, oder zur Erklärung Hinlängliches.

„Irgend" ein Gewiſſes, zu Findendes, Nothwendiges, der Wahl nicht Freigegebenes. Vergl. any: der Wahl Freigegebenes.

„Sondern" gegen etwaige Vorausſetzung. Man umſchreibt es mit but, on the contrary.

„Ueberhaupt" die ganze Sache unter ihrem einheitlichen Geſichtspunkt „ihrer eigenen Kategorie" betrachtendes Zurückgehen auf die Vorfrage, ſo zu ſagen. Höchſt ſchleppend gibt man es durch generally spea-

king. „Gar nicht" gibt man durch not at all: aber „überhaupt gar nicht" — das Appelliren an die nächſt höhere zuſtändige philoſophiſche Inſtanz, iſt wohl im Engliſchen auch nicht mittels Umſchreibung wiederzugeben!

„Und zwar" nähere Beſtimmung der vorhergegebenen allgemeinen Beſtimmung. „Eine Zahl, und zwar eine ſolche, die" — zuweilen kann man ſetzen: and that: und das, ſtatt und zwar. And to wit würde es bezeichnen, iſt aber als ungebräuchlich verwerflich, wie iede weitere Würdigung oder Erweiterung alles Begriffes mit Hilfe des alten Worts, iede ſubjektive Eignung dem engliſchen Sprachgenius ein Greuel iſt, dem engliſchen Ohr eine Beleidigung gegen her majesty's english. Denn engliſches Weſen iſt concret, auf precedent gebaut, das — wer ſollte es glauben! als berechtigtes Argument gilt; deutſches auf Fortbildung von inneren Motiven aus: daher der charakteriſtiſche Unterſchied der Sprachen; das Engliſche caſual, concret, materiell; das Deutſche p inzipiell. Die erſte Frage iſt im deutſchen Geiſt: worauf kommt es an? (unüberſetzbar); im Engliſchen: what's the matter — was iſt die Materie? —

Auf dieſen innerlichen, prinzipiellen Standpunkt, als kennzeichnendes Element, laſſen ſich iene unüberſetzbaren Worte zum größten Theil zurückführen. Das dieſen Worten eigenthümlich Inn.wohnende iſt der ausgehende, wollende, ſelbſtbeſtimmende Trieb.

Ueber die Geſtaltung der inductiven Sprache haben wir ſchon geſprochen. Sie wiederholt im Verbum Alles und knüpft damit weiter an, damit der leitende Gedanke des erſten Satzes dem des folgenden nicht nur zeitlich, ſinnlich, ſondern auch intellectuell näherliege.

Wird der Satz ponirt, ſtatuirt, verſichert, ſo geht das Verbum dem zweiten Hauptwort voraus, ja mittels des unperſönlichen Es kann die Idee des Verbum, wie in den alten Sprachen, als leitende Idee abſolut auf den nominativen Namen vorausgeſchickt werden, welches ebenfalls im Engliſchen unthunlich.

Die wichtigſte Eigenſchaft der deutſchen Sprache iſt vielleicht die — die ſie mit den alten gemein hat —, daß ſie adjective Sätze dem Namen vorausſchicken kann, z. B. die — ſchon ſo oft, aber ſtets ohne Erledigung und mit vieler Wärme erörterte — Frage. Frage bleibt hier die leitende, anknüpfende Idee. Das Engliſche muß ſagen: the question — nun das aus verſchiedenen Appoſitionen gebildete Adjectiv, und nun bedenke ſich der Hörer, von was urſprünglich die Rede war. Mit which kann man gar nicht fortfahren.

Solchen zuſammengeſetzten Adjectiven ſind die Vorfügungen in den zuſammengeſetzten Hauptworten zu vergleichen, z. B. etwa „das ſchon ſo

lange etc. beſprochene Blattſtellungsgeſetz" -- law of the disposition of leaves, ſchon hier unüberſetzbar, da already nicht vorangeſetzt werden kann, ſo oft etc. beſprochen — leaves ? disposition ? law ? Um das wiederholte of the zu umgehen, bildet man griechiſche Compoſita zum engliſchen Gebrauch. Welche Hinderniſſe eine derart unorganiſch conſtruirende Sprache dem Ausdruck der Forſchung bereitet, bezeugen ihre eigenen Söhne, wenn wir z. B. in engliſchen Ueberſetzungen ein ſehr gebräuchliches deutſches Wort: Verhalten durch behaviour überſetzt ſehen, als nothwendige Neuerung — On the behaviour of oxigen in the blood — und wenn wir im engliſchen Text über Zellenentwickelung leſen: the Primordialschlauch — ! Doch, wie geſagt, dieſe Beiſpiele werden hier — einſeitigerweiſe, natürlich — nur angezogen, um den Geiſt der deutſchen Sprache ſelbſt zu beleuchten, ohne, nach Art der debating societies, die Frage zu ſtellen: Welche iſt die beſte, älteſte, reichſte ? — lauter Dinge, die die Forſchung, der Standpunkt, die Geſchichte und nicht dilettantiſches Hin – und Herreden entſcheidet, ſo wenig, als Prinzipien, d. h. Wahrheiten, durch Stimmenmehrzahl der Anweſenden entſchieden werden können; und ſo ſehr als Willensbeſtimmungen, Intentionen „ſeine Meinung machen" allerdings durch Abſtimmung zur Einheit gebracht werden können! Wir beziehen uns hier auf zwei von freiwilligen Geſellſchaften zu ihrem Untergang nur zu häufig begangene Begriffsmeinungen.

Wie die deutſche Sprache die Idee des Werdenden, Geneſis, in ihrer Satzbildung cultivirt hat, in den Möglichkeiten und Hülfsmitteln, die ſie dem arbeitenden, ſuggeſtiven Geiſt darbietet, ſo hat ſie auch, wie eine zergliedernde Unterſuchung der meiſten unſerer Wortbeiſpiele nachweisbar macht, die Gattung des Gemüths, der Ahnung, der Muſik vor andern Sprachen entwickelt.

Dieſe 3 Gattungen gehen ſich ſtreng parallel. Das Gemüthsleben iſt ganz Ahnung. Das Bewußte, Mannichfaltige, ſchlägt darin einen einheitlichen Ton ſeines Diverſen an, der jede Ideenart, jede Gedankenmaſſe, als ein einziges, centraliſirtes Weſen zur Innewerdung bringt. Daß ſelbſt gegliederte Gedanken, Vorſtellungen, die aus Vielerlei beſtehen, einen einheitlichen Punkt, einen Focus ihrer Auffaſſungsweiſe beſitzen, iſt daraus erſichtlich, daß beim Vorſtellen (Gedenken derſelben) ſie Einem vor dem Geiſt ſchweben, wie ein geſuchtes Wort Einem auf der Zunge ſchwebt. Es iſt gegenwärtig, läßt ſich aber nicht realiſiren: es waltet wie ein Vorgefühl, eine Einheitsahnung des Ganzen. Noch mehr, dieſe ahnende Einheitsform läßt ſich identificiren, ohne differirbar zu ſein, denn daſſelbe Gedankenweſen kann in unſerem Bewußtſein ſich als ein Gewiſſes zum zweiten-, dritten-, vierten Male präſentiren: alſo als daſſelbe erkannt werden, und doch erſt vielleicht beim vierten Male wird uns deutlich,

was es als gegliederter Gedanke oder Erinnerung ſei. Dieſe Region der Einheit im Eindruck des Diverſen, iſt unzweifelhaft das ahnende Gemüth, deſſen ſinnliche Entſprechung oder Figur die Muſik iſt. So wie aber hundert Gedanken nicht hinreichen, um ein einziges moraliſches Motiv zu erſchöpfen, und das fort und fort, wie aus einem Focus, viele Strahlen der Ausgeſtaltung wirken, ſo muß klar ſein, daß die Region der Motive oder Einheitsinnewerdungen, obgleich unbewußt, viel tiefer vital ſei, als deren Functionen, die Gedanken ꝛc. Es iſt daher ganz richtig, muſikaliſche Themata, Motive, und deren Entfaltungen oder die Stücke Gedanken zu nennen, wie denn auch in der Muſik gebräuchlich, indem man ſie mit vollkommener Richtigkeit dieſer intellectuellen Function als ſinnliches Analogon zur Seite ſtellt, obgleich der übermüthigſte ſogenannte Vernunftsmenſch nicht im Stande wäre, zu ſagen, ob Weber's „letzter Gedanke" ein Syllogism, ein Circulus, oder ein Recept ſei, wenn in's intellectuelle Gedankenweſen überſetzt. Es iſt eine Sprache der Empfindung, wie die Gedanken Sprachen der intellectuellen Motive ſind.

Der muſikaliſche Gehörſinn iſt ein weſentlich geometriſcher in ſeinem Objekt, als von Wellenlängen der Ohrwaſſer- und und Knochen-Kanäle zuletzt beherrſcht, und höchſt wahrſcheinlich auch von Wellenformen. Das Leben des Ohrs iſt eine vergleichende Wahrnehmung der werdenden (ſchwingenden Formen), wie ein geiſtreicher deutſcher Naturforſcher geſagt hat. Es iſt das Leben und Weben der Figur, und hier kommen wir auf unſere letzte und wichtigſte Beleuchtung des deutſchen Sprachgenius.

Es iſt der Gebrauch der Figur. Bis es eine unmittelbare Gedankentransfuſion — gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht — gibt, ſo lange iſt die Figur, die ſinnliche Figur, die einzige Currantmünze, die ein Jeder nach ſeiner Art verſtehen und verwerthen kann: ſo weit ſeine jeweiligen Einſichten oder Operationen gehen. An einer Figur — dem wahren Wort oder Gedankenformulation — laßt ſich kein Jota rauben. Die figürliche Sprache iſt allein die überzeugende, weil ſie eine objectiv realiſirte Tragweite hat. Was nicht in Figur gezeichnet iſt, kann auf keinen beſtimmten Sinn Anſpruch machen; ſo mit allen Begriffsſchöpfungen, für die wir nur conventionelle Worte beſitzen. Ein Jeder kann Anderes hineinlegen. Wenn es eine Sprache der abſoluten Wahrheit gibt, ſo iſt es die Sprache der Figur, der Dichtung, der Begeiſterung, der logiſchen Definition, denn jede Definition bedarf ſo lange der Subdefinition, bis alles Conventionelle geſchwunden, jeder Unterbegriff in's objectiv realiſirbare Gleichniß übertragen iſt. Dann erſt iſt die vollkommene Form (Schiller) erreicht. Dann hat der Ausſpruch einen abſoluten Werth, den der Eine tief, der Andere oberflächlich, der Eine recht, der Andere falſch, der Dritte ſchief verſteht, je nach ſeinen Vorſtellungsweiſen. Daruber muß Jeder ſelbſt Rechen-

ſchaft geben; die Form aber, ob auch unverſtanden, mißverſtanden, halbverſtanden, bleibt in unabänderlichem objectivem Werth für Alle.

Die deutſche Sprache iſt unter den modernen gebildeten die einzige, die ſich das Recht zuſpricht und es ausübt, für jede neue Beziehung eine neue Form dichteriſch zu wählen — andere, als inductiv dichteriſche gibt es gar nicht, denn jede Form beruht auf ahnendem Vergleich der intellectuellen mit den ſinnlichen Bewußtſeinsformen. Wehe Dem, der ſeine Anſchauung nicht in's Bild zu formen weiß; erſtlich wird ſie ihm ſelbſt entrinnen, wenn er ſie nicht unter den Zauberbann des Ausdrucks [Form, Wort, Formel] gelegt hat; zweitens würde er ja auf keinerlei Weiſe im Stande ſein, ſeine Anſchauung mitzutheilen. Ob man nun das ſinnliche feſt „feſt" firmum oder wie auch immer benamſe, intellectuell bedeutet es deutſch daſſelbe entſprechende intellectuelle „feſt", wie lateiniſch „firmum".

Dieſe Gabe nun hat die deutſche Sprache weſentlich entwickelt, daß nicht nur in der Wahl der Figur vollſtändige Wahlfreiheit herrſcht, während im Engliſchen keine neue Figur unter Strafe der Verpönung geſtattet iſt. Statt daß man im Deutſchen jede neue Wendung, wenn man ſie verſteht, begrüßt als eine Bereicherung des inneren ſchöpferiſchen Selbſt, ſo betrachtet man es im Engliſchen, wenn es auch ſonſt logiſch durchaus richtig iſt, als einen anmaßenden Verſtoß gegen das edle — Herkommen, precedent. Denn precedent ſitzt hier ja auf dem Richterſtuhle, nicht Princip oder Auslegung. Kurz, im Engliſchen herrſcht im Allgemeinen der Buchſtabe, der tödtet, im Deutſchen der Geiſt der Form, der frei iſt, weil er ſich ſelbſt Geſetz iſt.

Wir glauben ein Ueberflüſſiges zu thun, wenn wir nach Allem dieſem noch darauf hinweiſen, wie ſonach die deutſche eine Sprache des intellektuellen Fortſchritts, die engliſche eine des conkreten Verharrens, die deutſche eine von Innen wirkende organiſche, lebendige; die engliſche eine von außen glomerirte, materielle, todte iſt. Und es gibt ſogenannte todte Sprachen, die der einzige befruchtende Keim, die lebende Ader dieſer modernen Leichen ſind.

Wir werden noch ſpäter Gelegenheit haben, auf das Weſen, die allgemeine Wirkungsweite der Figur oder des ſinnlichen Bildes zurückzukommen, und einen abſoluten Werth der Wiſſenſchaft darin zu finden, daß ſie die objektiven Bilder mehrt und erweitert, auch ohne ſonſtige „praktiſche" Nützlichkeit!

Beiträge
zur Beantwortung der Frage, ob die Welt einen Zweck hat.

(Von Far West.)

Ob die Welt einen Zweck hat? — Wenn ich „nein" ſage, ſo behaupte ich mehr, als ich wiſſen kann, — wenn ich aber „ja" ſage, ſo iſt die Verlegenheit da; denn man muthet mir ſogleich zu, dieſen Zweck anzugeben, und freut ſich voraus, mich völlig zu umgarnen. Gebe ich es als Zweck der Welt an, daß das Schöne, das Wahre, das Gute, das Nützliche (der Freude Dienende) zum Vorſchein komme, ſo hält man mir ſchöne Weiber vor, welche widerlich ſchnarchen, oder die Kretinen und Kakerlaken, oder die gekreuzigten Weiſen, oder Spätfröſte, Erdbeben, Cholera, Polareis u. ſ. w. Ich werde alſo vielmehr antworten: Wenn die Welt einen Zweck hat, ſo iſt es ein ſolcher, welchen ich auf meinem ſo ganz über alle Beſchreibung beſchränkten Standpunkte weder denken, noch faſſen, noch ausſprechen kann. Die Ideen des Schönen, Wahren, Guten, Zweckmäßigen ſind zwar für uns Menſchen die höchſten; iſt es unmöglich, daß es noch höhere gibt? Sie ſind begründet im Weſen der menſchlichen Vernunft, und dieſe iſt (wie uns Diejenigen ſagen, welche die obige Frage ohne Weiteres verneinen) der Ausfluß oder das Erzeugniß des menſchlichen Gehirnes; dieſes letztere muß nothwendig gerade ſo ſein, wie es iſt, mit derſelben chemiſchen Miſchung und organiſchen Zuſammenſetzung, mit demſelben Gewichte und Volumen, und wo kein ſolches Gehirn iſt, gibt es kein Denken und keine Vernunft; und weil dieſelben telluriſchen Bedingungen, unter welchen allein ein menſchliches Gehirn gebildet werden kann, eben nur auf dieſer Tellus oder Erde ſich vorfinden und ohne Zweifel nirgends ſonſt im weiten Weltall, ſo gibt es auch nirgends ſonſt im Univerſum ein Denken und ein Fragen nach dem Zwecke der Welt; und weil vollends das ganze Weltall gedankenlos iſt mit Ausnahme der irdiſchen Menſchengehirne, ſo haben dieſe, obwohl ſie von dem Weltall ſo gut als nichts wiſſen, doch das Recht, zu entſcheiden, daß die Welt keinen Zweck hat.

Was ſoll uns der Blick zum Himmel? Können die Sonne, die wandelnden Planeten, die glänzenden Sternbilder, die ſternerfüllte Milchſtraße, die zahl und endlo,en Milchſtraßenſyſteme, deren Licht erſt in etwa achtzig Millionen Jahren unſer Auge trifft, das geringſte Intereſſe für uns haben? Nirgends menſchliches Gehirn, nirgends ein Gedanke, als nur auf dieſem verzwickten Erdchen! Alles zwecklos da! Das Ganze könnte ebenſo gut nicht da ſein; man brauchte keine Thräne darüber zu weinen!

An die Stelle der Zweckmäßigkeit ſetzt man die Nothwendigkeit. Das erſte Werk der letzteren iſt das Daſein der Welt, das zweite ihre

Beſchaffenheit. Zu der Beſchaffenheit gehört unter Anderem, daß die telluriſchen Atome und Moleküle das Beſtreben haben, ſich unter Umſtänden zu einem ſehr complizirten menſchlichen Organismus zuſammenzufügen mit wahrnehmendem Sinne und einem Gehirne, welches ein einheitliches Selbſtbewußtſein ausſcheidet, oder ausſtrahlt, oder ausduftet; und dieſes ausgeduftete Unfaßbare iſt doch das eigentliche Weſen, und betrachtet den duftenden Apparat nur als ſein Zubehör; und dieſer von ſich ſelbſt wiſſende, untheilbare Duft bewegt ſich, immer noch in Folge der urſprünglichen Nothwendigkeit, frei im Denken und Thun, fliegt hinaus über das Endliche und Begrenzte, ſpottet der Zeit und Raum, fordert Regeln und Geſetze, an welchen der Sinneseindruck keinen Antheil hat, und [frage Jeder nur ſich ſelbſt!] ſträubt ſich gegen den Gedanken, daß er ebenſo zwecklos in der Welt ſei, wie dieſe ſelbſt und alles Andere in ihr, und nichts mehr ſei, als ein Erzeugniß der blinden Nothwendigkeit.

Was, woher, wodurch, wozu die Welt iſt, bleibt eben ſo unerklärt, ob man einen allwaltenden Gott, oder eine ſchaffende Natur, oder endlich eine ſtarre Nothwendigkeit zu Hülfe nimmt. Ich fordere Jeden auf, den Verſuch zu machen, ob er bei dieſer Nothwendigkeit, als letzter Urſache von Allem, was iſt und geſchieht, ſich Etwas denken kann, das einem Verſtändniſſe nahe kommt? ob ſie nicht vielmehr eine Art von Dämon iſt, unfaßbarer und zugleich widerlicher, als irgend ein anderes Gottesgebilde? Was bedeuten alle religiöſen Fragen und das höchſte philoſophiſche Forſchen anders, als Verſuche, das Daſein der Welt und der Welteinrichtung begreiflich zu machen? Wir ſind mit Polytheismus, Monotheismus, Pantheismus und Atheimus dem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen. Aber bei den erſteren Glaubensarten iſt ein tiefer äſthetiſcher Eindruck möglich, welchen die Naturbetrachtung auf das Gemüth hervorbringt, der in ſeiner höchſten Steigerung ſich als wonnevolles Gefühl der Andacht äußert; wogegen der Gedanken der ſtarren Nothwendigkeit unſerem menſchlichen Weſen ganz ferne liegt und ſo kalt und proſaiſch iſt, daß wir ihn gewiß wenigſtens ſo lange bei Seite legen müſſen, als wir an irgend einem Naturbilde uns wahrhaft erfreuen wollen. Der äſthetiſche Eindruck der Naturgegenſtände iſt weſentlich dadurch bedingt, daß uns die Ahnung des Zweckmäßigen bei der Betrachtung vorſchwebt; der Gedanke der Zweckloſigkeit vernichtet ihn ſogleich.

Die Eigenſchaft des Ganzen muß auch den Theilen zukommen; hat das Weltganze keinen Zweck, ſo hat nichts einen Zweck; der Ausdruck müßte aus allen Sprachen verbannt werden, denn die Nothwendigkeit geſtattet keine Ausnahme. Selbſt der Menſch dürfte nicht ſagen: ich bezwecke ein Haus zu bauen, — ſondern: ich bin durch Organiſation und Umſtände gezwungen, zu denken, daß ich eine Wohnung brauche, und eben dadurch gezwungen, Stämme in einander zu fügen, ein Dach darüber zu machen

u. ſ. w. Von Zweckerfüllung in dem menſchlichen Streben könnte gar keine Rede ſein; denn was der Menſch frei zu thun wähnt, iſt eben nur die letzte Ausſchachtelung der Urnothwendigkeit oder des Fatums, das Werk der unendlichen und unabänderlichen Verkettung. Daß dieſe Anſicht der Dinge unſerem inneren lebendigen Bewußtſein geradezu widerſpricht, daß damit unſer menſchlicher Standpunkt ganz und gar verrückt wird, das beachtet der Materialismus nicht, weil er darauf beſteht, daß die Erklärung aller Erſcheinungen durch die Betrachtung von Außen her geſucht werden muß.

Hat nun irgend Jemand bisher das Syſtem der Nothwendigkeit folgerecht durchzuführen geſucht? Was heißt z. B. der Ausdruck: das Auge iſt das Organ des Sehens? Heiß er: weil zwecklos [zufällig oder nothwendig] gewiſſe Moleküle bei der Fötusbildung im Mutterleibe ſo zuſammengeronnen ſind, daß daraus Hornhaut, Pupille, Linſe, Netzhaut, Sehnerv, gewiſſe Bewegungsmuskeln ꝛc. ſich bildeten, kann das zur Lichtwelt geborne Kind ſehen? Oder iſt die Meinung: weil das menſchliche Ich der Kenntniß der Außenwelt bedarf und ſie haben ſoll, wurde das Auge gebildet und mit der Fähigkeit verſehen, Lichtſtrahlen in ſich aufzunehmen u. ſ w.? Die letztere Anſicht iſt die allen Menſchen, auch den Materialiſten gangbare; mit ihr aber iſt die Teleologie der Zwecklehre in ihr volles Recht eingeſetzt. In Wahrheit liegen überall in der Natur uns Zwecke vor, ſoweit wir ſie nämlich begreifen, und wir können dieſer Anſicht der Dinge gar nicht entgehen, ohne daß wir unſern Verſtand vorher auf die Folterbank ſpannen. Die ganze Naturkunde iſt weſentlich die Wiſſenſchaft von den Naturzwecken und den Mitteln, wie ſie erreicht werden. Nicht zu verwechſeln mit den Naturzwecken ſind die Zwecke des freien menſchlichen Handelns, mit deren Erforſchung beſondere Wiſſenſchaften ſich befaſſen. Jene Verwechslung hat eben den Zweifel hervorgerufen, ob es Zwecke in der Welt gibt.

Das zuletzt Geſagte drückt H. Heinzen in ſeiner bekannten Rede [No. 16 des „Pionier"] überzeugend ſo aus: „Die Uebertragung des menſchlichen Bewußtſeins und der menſchlichen Verhältniſſe auf die Natur war die Quelle aller falſchen Weltanſchauung, welche ſo manches Jahrtauſend die Menſchheit beherrſcht hat und ſie zum größten Theile noch jetzt beherrſcht." Man kann jene Uebertragung vermeiden, kann zwiſchen Vernunftzwecken und Naturzwecken ſcheiden, und wird doch durch die ſtündliche Beobachtung gezwungen, auch letztere anzuerkennen. Gerade dann darf man auch nicht ſagen: „Alles, was iſt, iſt vernünftig", d. h. mit den Zwecken des vernünftigen Menſchenbewußtſeins übereinſtimmend, welchen das Unſchöne, Unwahre und Schlechte in der Welt vielmehr geradezu widerſpricht, obwohl es einem Naturzwecke dienen mag.

H. Heinzen ſagt: „Wir ſehen die Welt, das Gebiet der Natur ſo-

wohl, wie das Gebiet der Kultur, in einer fortwährenden Entwickelung begriffen." Die menſchliche Kultur allerdings! Ob auch die Natur oder das Weltall? Welche Mittel hätten wir, dieß zu entſcheiden? Angenommen, daß das unendliche Gebiet der Natur in einer fortwährenden Entwickelung [d. h. doch wohl Vervollkommnung ihres Weſens] begriffen ſei, wer könnte Den tadeln, der gerade darin den Zweck der Welt erblickte und dabei eben ſo wenig an einen endlichen „Weltuntergang" denken müßte, als der Andere, der ebenfalls an eine endloſe, aber zugleich zweckloſe Weltentwickelung denkt? Der Erſtere hat ſeinen Gedanken nur erweitert, ohne damit die Welt todtzuſchlagen. — Doch hat dieſe Vorſtellung ihre Schwierigkeiten. Endloſe künftige Entwickelung ſcheint eine vergangene Entwickelung vom kleinſten und unvollkommenſten Anfange vorauszuſetzen. Wie aber der regelmäßige Wechſel der Tages- und Jahreszeiten auf unſerer Erde keine eigentliche Entwickelung iſt, ſo liegt auch nur ein Formwechſel, nicht aber eine Natur- und Weltentwickelung darin, daß dieſe Erde aus einem vormals chaotiſchen Zuſtande ſich hervorbildete, daß Sonnenſyſteme, ja Milchſtraßenſyſteme neu entſtehen, weil eben das Vergehen mit dem Entſtehen in großem Ganzen gleichen Schritt hält und die Welt in ihrer Dauer [gerade nach materialiſtiſcher Lehre] weder an Stoff, noch Kraft, noch Leben wirklich zunimmt. (Unſere Erde ſcheint mir den Höhepunkt ihrer Natur-Entwickelung bereits erreicht zu haben, — ich warte auf nichts Beſſeres, und es iſt nicht zu begreifen, wie und woher es kommen ſollte)

Hr. Heinzen fährt ſodann fort: „Entwickelung ſetzt, außer dem, durch einen Keim gegebenen Anſtoß, fortwährende Kämpfe, ſetzt einen Prozeß von Kräften und Elementen voraus, in welchem die feindlichen ſich abſtoßen und die verwandten zuſammenſtreben" — und ferner: „Was die gewöhnliche Anſchauung als Werk einer Zweckberechnung erklärt, iſt in Wahrheit nichts Anderes, als nothwendige Folge einmal vorhandener Urſachen, als bewußte Kampferſcheinung ringender Naturkräfte."

Iſt damit der wirkliche Eindruck erklärt, welchen das reiche und den Beobachter entzückende Naturleben hervorbringt? Sehe ich in der ihren Kelch erſchließenden Roſe nur das Werk und den Kampfplatz wild gegen einander tobender Atome und Naturkräfte? Iſt nicht vielmehr in den zahlloſen Erſcheinungen des Naturlebens ein ſichtlicher Zuſammenhang, eine Ordnung und Oekonomie, welche an mehr, als ein blos wüſtes Kämpfen erinnern? Abgeſehen davon, wie denn der erſte „Keim und Anſtoß" zu erklären ſeien, muß man fragen: durch welches Prinzip wird denn dieſer ewige Prozeß und Kampf von Kräften und Elementen im Gange erhalten? Die Erfahrung lehrt, daß einander anziehende Stoffe, ſobald ſie

einander gefunden und ſich vereinigt haben, zur Ruhe kommen und keine Spur ferneren Kampfes zeigen, — ihre Sättigung iſt auch gleichſam ihr Schlaf. Kämpfe endigen ebenfalls, wenn nicht immer neue Kräfte auf das Schlachtfeld geführt werden, mit Ruhe — in Folge der Kraftерſchöpfung; kein Feuer dauert länger, als neuer Brennſtoff und Sauerſtoff zugeführt werden. Warum hat ſich in dieſem ewigen Kampfe nicht längſt Alles geſättigt, neutraliſirt, abgekühlt, beruhigt? Die Kampftheorie erklärt das ewig friſche und ewig neugeſtaltende Naturleben ſo wenig, daß man eben ſo füglich an jedes andere Wunder glauben kann, als an das neueſte: daß eine in ihrer ganzen Herrlichkeit vor unſern Sinnen liegende Welt nichts Anderes iſt, als die zweckloſe und bewußtloſe Kampferſcheinung ringender [losgebundener] Naturkräfte. An Kampf erinnern Donner, Sturm, Erdbeben u. ſ. w., nicht aber die weit überwiegende harmoniſche Lebensentfaltung, welche überall unſern Blicken begegnet. Es iſt in der Natur, wie im menſchlichen Gemüthe: der Sturm und der Kampf ſind Ausnahmszuſtände, — die friedliche Lebensgeſtaltung iſt die Regel [obwohl es auch Extreme gibt, nämlich ganze Sturm- und ganze Friedensmenſchen].

Ich habe nicht die Abſicht, mein Thema zu erſchöpfen; ich kann, zu vielfach in Anſpruch genommen und zu oft geſtört, nur Gedanken in Bezug auf daſſelbe hier mittheilen, welche den Leſer zu weiterer eigener Betrachtung veranlaſſen. Er entſchuldige meinen, mitunter allzu abrupten Gedankengang. Manche machen zu viele Worte, um ihre Ideen in's Licht zu ſtellen; mir begegnet es häufiger, daß ich Zwiſchenglieder auslaſſe und zu ſehr an den Worten ſpare.

Das menſchliche Bewußtſeyn.

(Von Far Weſt.)

Alles Verſtändniß, alle Empfindung, alles Wollen ſetzt nur das urthätige Ich voraus. Denken erfolgt, wenn die Vorſtellungen zum Bewußtſein kommen. Das Selbſtbewußtſein iſt die Vorſtellung unſeres Ich. Die vollkommene Deutlichkeit der Vorſtellung beruht darauf, daß ſie mit dem Ich gleichſam eins wird. Häufig nähert ſie ſich dem Ich nur und iſt dann unklar, und verſchwindet ganz bei weiterer Entfernung. Die Philoſophen fragen, ob das Bewußtſein etwas von den Vorſtellungen, welche in daſſelbe gelangen, Verſchiedenes ſei. Allerdings iſt die jedes Mal lebendigſte Vorſtellung mit dem Selbſtbewußtſein eins. Doch muß

das Bewußtſein als ein Dauerndes und Gleiches von den andern, ſtets wechſelnden, auch den lebendigſten, Vorſtellungen unterſchieden werden, d. h. die Vorſtellung des Ich kann durch keine andere ganz aus der Seele verdrängt werden, mit ihr aber treten andere, ſtets wechſelnde Vorſtellungen in Verbindung. Das Bewußtſein iſt der verſchiedenſten Grade von Klarheit fähig.

Die Freiheit iſt des Geiſtes Eigenthum und darum ſchlechthin Thatſache unſeres Bewußtſeins; die Nothwendigkeit iſt der erſte Zwang, welchen die äußeren Verhältniſſe uns auflegen, — die ganze Menſchenexiſtenz alſo gleichſam ein nie endender Kampf des Ich mit dem Nichtich. Der Streit, ob der Menſch frei ſei oder unfrei, wird nie geſchlichtet werden, weil er keines von Beiden ganz iſt; er iſt das eine oder das andere nach der immer wechſelnden höheren oder niederen Stimmung des geiſtigen Lebens. Wechſelnd beherrſcht er die Welt, und die Welt ihn. Die Endlichkeit und die Unendlichkeit ſtreiten gleichſam um ſeinen Beſitz, und keine von beiden gewinnt ihn ganz. — Der Menſch iſt frei, ſobald er klar bewußt es ſein will, und Niemand kann ihm einreden, daß was er ſo thut, ein Produkt der Nothwendigkeit ſei. Aber die Freiheit iſt ein geiſtiges Attribut; ihr Analoges kommt in der äußeren Welt nicht vor.

Bemerkungen auf einer weſtlichen Reiſe.

I.

Wir fangen mit unſerem Aufenthalte in Chicago an, denn dieſe Stadt iſt der getreueſte Repräſentant der weſtlichen Entwickelung mit ihren Vorzügen und Mängeln. Chicago und Milwaukee, in ſich ſelbſt und ihrem ganzen Leben und Treiben ſo verſchieden, und ſich gegenſeitig mit Eiferſucht bewachend, ſtimmen vielleicht nur darin überein, daß ſie beide die beſtgepuff eſten Städte Amerika's ſind. Während Milwaukee als Deutſch-Athen von dem Einen, und als feſte Burg der Demokratie von dem Anderen geprieſen wird, kommt Chicago mit ſeinen koloſſalen Ziffern und ſtatiſtiſchen Angaben, um ſeinen Anſpruch, das achte Wunder der Welt zu ſein, zu begründen. Was iſt in den letzten Jahren nicht über Chicago geſchrieben worden! Faſt jeder Bankier und Landſpekulant gab einen Bericht

über die Größe und den ſteigenden Handel Chicago's, und dieſe Berichte übertrafen oft an kühner Phantaſie das Mährchen von Aladin und ſeiner Wunderlampe. Freilich, mit Chicago geht es wie mit dem ganzen Weſten: man mag noch ſo viel übertreiben, die Wirklichkeit kommt nach, und die großartige Entwickelung des Weſtens läßt ſich durch die wahnſinnigſten Speculationen und Uebertreibungen nicht beirren. Auch Chicago geht ſeiner Zukunft entgegen, und vielleicht werden die einzelnen finanziellen Kataſtrophen, welche man ſeit langer Zeit dieſer Stadt profezeite, nur dazu dienen, die Entwickelung derſelben auf ihr normales, naturgemäßes Maaß zurück zu führen, und ihren materiellen Wohlſtand dauernd zu begründen. So viel iſt gewiß, daß, wenn man von einem Jahre zum andern nach Chicago kommt, man die Stadt kaum wieder erkennen kann; ſo ſehr hat ſich die Phyſiognomie derſelben durch Neubauten verändert. Wir halten den Platz am Hafen, wo dem See ein bedeutendes Terrain abgewonnen iſt, welches mit palaſtähnlichen, maſſiven Steingebäuden zu Eiſenbahn- und Handelszwecken zugebaut iſt, für einen der intereſſanteſten Punkte der Erde; hier ſieht man, daß der Handel in unſerer Zeit in wenigen Jahren Werke der Baukunſt aufführt, welche ſich mit den Bauwerken, welche die Frömmigkeit des Mittelalters in Jahrhunderten auffuhrte, wohl meſſen können. Wir ſehen hier die Schnelligkeit der weſtlichen Entwickelung, die Macht des Handels und der Induſtrie, welcher keine natürliche Schranken, weder See, noch Sumpf, geſetzt zu ſein ſcheinen. Wem ſollte an dieſer Stelle nicht die Schlußſcene des zweiten Theiles von Göthe's Fauſt eingefallen ſein, in welchen der blinde Greis durch ſeine finſtern Geiſter ſich das Meer austrocknen läßt, um darauf fur die Unerſättlichkeit ſeiner Habſucht und ſeines Ehrgeizes ein neues Königreich zu grunden.

Sind nicht auf ſolche finſtere Geiſter, ſolche Mephiſtopheliſche Kräfte bei der Gründung dieſes induſtriellen Königreiches thätig geweſen? Grinſet uns nicht aus dieſen Paläſten der Eiſenbahnkönige ein verhängnißvolles Land- und Geldmonopol entgegen, deſſen ſchädliche, freiheitsfeindliche Einflüſſe ebenſo ſchnell wachſen, wie alle Verhältniſſe des Weſtens? Liegt in dieſen Steinhaufen, die ſich aus der Tiefe des Meeres erheben, nicht der Grundſtein eines Feudalismus, welcher die feudalen Zuſtände des Mittelalters ſowohl an äußerer Ausdehnung, wie an innerer Feſtigkeit überbieten wird?

Dieſe und andere Fragen drängten ſich dem Beſchauer auf; die Zukunft wird ſie beantworten. So viel iſt ſicher, daß der nüchterne, trockene, proſaiſche Handel ebenſo ſeine Illuſionen und Fictionen hat, wie die ausſchweifendſte Phantaſie, und daß in dem Zeitalter der Romantik keine größeren und unwahrſcheinlicheren Luftſchlöſſer gebaut wurden, wie in dem Zeitalter des Materialismus. Man ſieht daran, daß, unter welchen Formen auch die Hoffnung dem menſchlichen Geiſte erſcheint, ſie immer maaß-

loſer und verwegener wird, und in allen Gebieten des Lebens Täuſchungen nach ſich zieht.

„No bottom" ſteht an kleinen Täfelchen in den grundloſen Straßen von Chicago geſchrieben. Vorſichtig trippeln die Dämchen auf ſchmalen Brettern neben dieſen verhängnißvollen Stellen vorüber. Wehe Dem, der von dem ſchmalen, ſchlüpfrigen Weg hinweg, in dieſen Abgrund geräth.

Man kann an dem Aeußeren dieſer Stadt ein Bild der, ganzen amerikaniſchen Union ſehen. Dort ein verfallenes Framehaus, hier eine elende Hütte, daneben ein prächtiges Marmorgebäude, ein koloſſaler eiſerner Store, rings umher unergründlicher Schmutz und Koth. Iſt dies nicht ein treffendes Bild für die amerikaniſche Politik, die, hier unreif, dort verfallen und verkommen, in manchen Punkten die glänzendſten, erhabenſten Erſcheinungen bietet, aber durchweg mit dem Schmutze und Sumpfe der Corruption umgeben iſt? „No bottom" heißt es auch hier, wie in Chicago.

Und doch, es liegt eine bedeutende Realität in der ſchnellen rieſigen Entwickelung Chicago's. Wir ſehen darin die Zukunft des amerikaniſchen Weſtens, die Zukunft jener großen Staaten und Territorien, welche ſich im Laufe dieſes Jahrhunderts mit Einwanderern aus allen Gegenden der Welt anfüllen werden, um die Union zu dem volksreichſten und blühendſten Staate der Welt zu machen. Dies iſt keine Illuſion, dies iſt Wahrheit. Und im Hinblick auf dieſe Zukunft kann man die Verhältniſſe einer ſolchen Handelſtadt, wie Chicago, nicht groß und weit genug anlegen; man kann die Zuverſicht, mit welcher man die Zukunft anticipirt, nicht tadeln; man kann ſich ſelbſt mit den Uebertreibungen ausſöhnen, denn ſie werden durch die übertrieben günſtigen Verhältniſſe, unter denen der Weſten ſich entwickelt, gerechtfertigt.

II

Es war weniger der muſikaliſchen Genüſſe wegen, die wir zu erwarten hatten, als um alte, liebe Freunde zu ſehen, daß wir das Chicago Geſangfeſt aufſuchten. Und in letzterer Beziehung haben wir uns auch nicht getäuſcht. Wenn wir auch manches Blatt in dem Kranze der Freundſchaft vermißten, wir fanden doch Manche, in deren Herzen wir eine Heimath zu haben glauben. Man muß in Amerika mit jeder Freundſchaft wuchern, die man beſitzt; ſonſt geht man verloren. Und gerade ſolche Geſangfeſte ſind die beſten Veranlaſſungen, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu ſchließen; ſchon als ein allgemeines Rendezvous der Freunde haben ſolche Feſte ihren Werth, und man ſollte ſie nie vernachläſſigen.

Kaum haben wir ſchon die Eindrücke verarbeitet, die uns hier und in Detroit wurden. Wie viele alte Verhältniſſe lebten wieder vor uns auf;

wie viele alten, halbvergeſſenen Bilder traten mit aller Macht wieder in die Seele; welch neue Eindrücke beſchäftigten uns! Wir ſahen, daß über die Freundſchaft die Zeit kein Recht hat. Wir wenigſtens fanden alle unſere Freunde, die wir ſeit einem und mehreren Jahren nicht geſehen hatten, ſo wieder, als wenn wir ſie geſtern verlaſſen hätten; es war kaum nothwendig, ſich gegenſeitig zu orientiren; es verſtand ſich von ſelber, daß Alle dieſelben waren, wie vordem.

Je weiter wir nach dem Weſten kommen, deſto friſcher umrauſcht uns das deutſche Leben. Welch einen Muth, welch eine Zuverſicht haben wir dort gefunden! Wie haben ſich die Leute eingelebt in die amerikaniſchen Verhältniſſe! Laßt dies nur noch einige Jahre ſo fortgehen, ihr Amerikamüden! ihr braucht keine Heimath jenſeits des Ozeans mehr zu ſuchen.

Dies mag übertrieben ſein, und zu Manchem, was wir ſonſt ſagten und ſagen, nicht paſſen. Aber wenn man einen ſolchen freud- und freundloſen Winter durchgemacht hat, wie wir hier, und dann hinaus kommt in die friſche freie Luft der Freiheit und der Freundſchaft: dann iſt man wenigſtens für eine Zeit lang von der Miſantropie geheilt und einem glücklichen Leichtſinn überliefert. Möge er ſo lange, wie möglich, anhalten! Gewiß, der Druck der Verhältniſſe preßt alle Gefühle und Empfindungen zuſammen, ſo daß am Ende eine Exploſion erfolgen muß, die zu Extravaganzen führt, welche nur in den Umſtänden ihre Erklärung finden.

Es iſt ein gefährliches Ding mit ſolchen Geſangfeſten. Zu viele Aufregungen verbinden ſich mit einander, als daß man den Gleichmuth bewahren könnte, der uns freilich niemals verlaſſen ſollte. Alte Erinnerungen, neue Hoffnungen erfüllen unſere Seele; der Wein erhöht die Temperatur der Empfindungen; die Muſik ſtimmt uns weich und für alle Eindrücke empfänglich; ſchöne Augen verwirren uns, und ſo ſind am Ende die Saiten unſerer Nerven ſo geſpannt, daß ſie zu zerſpringen drohen. Namentlich in Amerika, in dem kalten, harten Amerika, empfinden wir dieſen Unterſchied zwiſchen ſolch feſtlichen Tagen und dem gewöhnlichen Leben auf eine ſonderbare Weiſe; halb entzückt, halb ſchmerzlich bewegt, geben wir uns dieſen Eindrücken hin, ohne zu wiſſen, ob dieſelben uns dem gewöhnlichen Leben entfremden, oder verſöhnen.

III

Da wir zu ſpät zu dem großen Feſtconzerte in Chicago kamen, bot uns das Geſangfeſt wenig muſikaliſche Genüſſe. Das Wettconzert der einzelnen Vereine war hier, wie in Detroit, für eine öffentliche, feſtliche Production ungenügend, und wir wünſchten, daß künftig ſolche Leiſtungen, die jedenfalls mehr einen pädagogiſchen, wie künſtleriſchen Werth haben, auf den Kreis des Sängerbundes ſelbſt beſchränkt würden. Der Männerchor des Milwaukee Muſikvereins rettete dieſes Wett-Conzert; niemals

haben wir dieſen trefflichen Chor trefflicher gehört, wie in dieſem Conzerte; die Sänger von St. Louis hätten jedenfalls mit den Milwaukiern wetteifern, oder doch wenigſtens den zweiten Preis behaupten können, wenn ihre Kehlen nicht durch anderweitige Beſchäftigung ſchon vorher zu ſehr in Anſpruch genommen worden wären.

Mit dem Wetterclerk hatten die Chicagoer jedenfalls keine genügende Verabredung getroffen, denn während des ganzen Feſtes ſtrömte der Regen herab, und verwandelte die Straßen der Stadt in einen unzugänglichen Sumpf. Daß dennoch die Sänger es wagten, einen Feſtzug durch die Straßen zu machen, war ein Beweis von außerordentlicher Aufopferung. Wenn auch dieſer Feſtzug nicht gerade glänzend ausfiel, ſo machte er doch wenigſtens die Chicagoer aufmerkſam, daß ein Geſangfeſt in ihren Mauern gefeiert wurde. Man merkte ſonſt der Stadt gerade keine feſtliche Stimmung an; unter dem Lärm der Lokomotiven, Fabriken, Karren und Wagen verſtummten die Lieder der Sänger, und die ganze Stadt behielt während des Feſtes ihr Alltagsgewand.

Eine Einladung der „Illinois Staatszeitung" führte mehrere Redakteure und Exredakteure, wie auch Freunde der Preſſe, zu einem gemüthlichen Male zuſammen, von dem Herr Wenzel in ſeinem „Blechkaſten" ſehr richtig bemerkt, daß es mehr Frühſtück, wie Convention geweſen ſei. Indeß vergaß man trotz aller culinariſchen Genüſſe doch nicht, die Zuſtände und Veränderungen in der weſtlichen Preſſe zu beſprechen, und da ergab ſich denn allerdings ein großer Fortſchritt, ſowohl, was die Zahl und die Verbreitung, als auch den Gehalt und den Einfluß der weſtlichen Preſſe anbetrifft. Nur eine Bemerkung wollen wir hier anknüpfen. Offenbar gibt es im Weſten zu viel kleine Blätter, die von ihren Herausgebern unter unſäglichen Mühen und Sorgen aufrecht erhalten werden, und doch nicht das leiſten können, was ein Organ der öffentlichen Meinung leiſten ſoll. In dieſer Sphäre dürfte wohl etwas mehr cenſraliſirt werden. Zwei Blätter haben im Weſten eine ausgedehnte Cirkulation, und einen großen Einfluß: der „Anzeiger des Weſtens" und die „Illinois Staatszeitung"; ſelten oder niemals wird es den meiſten öſtlichen Blättern vergönnt ſein, einen ſolchen Einfluß zu erringen, wie es dieſe Blätter in ihren Staaten und in ihrem Kreiſe haben.

Kaum waren die dem Feſte beſtimmten Tage vorbei, und die Sänger und Gäſte, nicht ganz befriedigt, nach Hauſe gezogen, da klärte ſich, wie zum Spott und Hohn, der Himmel auf, und der ſchönſte Frühlingstag lächelte den Scheidenden nach. So geht es manchmal im Leben. Uns lächelt oft dann erſt die Sonne des Glückes, wenn wir die beſte Zeit, es zu genießen, haben vorübergehen laſſen.

IV.

In etwas aufgeregter Stimmung fuhren wir in einem Eilzuge nach Detroit zurück. Niemals haben wir im Weſten eine ſolch ſchnelle Eiſenbahnfahrt gemacht; in präzis 9 Stunden fuhren wir den 282 Meilen langen Weg. Das Wetter war prächtig, und das Auge verweilte mit Vergnügen auf den grünen Wäldern und Feldern Michigans. So weit wir auf der ſchnellen Fahrt ſehen konnten, ſtanden die Saaten trotz des anhaltenden Regenwetters ſehr gut. Dies iſt eine Bemerkung, welche in Amerika für Jedermann Intereſſe hat, denn hier fühlt man mehr, wie drüben in Europa, daß alle materiellen Intereſſen vom Ackerbau abhängig und bedingt ſind.

In Detroit, — wir fühlen immer noch für dieſe Stadt, wie für unſere Heimath in Amerika, — fanden wir Alles auf's Beſte zum Feſte vorbereitet. Das Urtheil über dieſes Feſt läßt ſich in Einem Worte zuſammenfaſſen; es war reich an muſikaliſchen und geſelligen Genüſſen und hat der deutſchen Bevölkerung Detroits bei den Amerikanern, wie bei den fremden Sängern und den Gäſten alle Ehre gemacht.

Am Dienſtag Abend wurden die des Tages über angekommenen und feſtlich begrüßten Gäſte von dem Harmonielokale nach dem Feſtlokale im Ruſſel Haus geleitet und von der Harmonie mit einem Geſange begrüßt. Darauf ſprach Herr Dr. Kiefer, der Feſtpräſident, die Empfangsrede. Er wies mit entſchiedenen Worten darauf hin, welch einen Ton das ganze Feſt annehmen müſſe, um ſeinen Zweck zu erfüllen, und gab dadurch gleich anfang dem Feſte jenen nobeln Charakter, der ſich bis zum letzten Augenblick nicht verleugnet hat. Nach der Empfangsrede ſtellte er Hrn. Balatka den Sängern als Dirigenten vor, und überreichte ihm eine kunſtreich gearbeitete und koſtbare Lyra als Abzeichen ſeines Berufes. Am andern Morgen war Probe, die, weil die vom Comite ausgewählten Lieder ſehr ſchwer waren, fünf Stunden in Anſpruch nahm. Das Conzertlokal war am Abende von einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung beſucht. Das Orcheſter, von mehreren Detroiter Muſikbanden gebildet, ſpielt eine Ouvertüre von Auber mit Präziſion; nur die Blechinſtrumente ließen zu wünſchen übrig. Der Mangel daran vereitelte auch die Aufführung einer ſehr ſchwierigen Fuge von Tſchirſch, was wir im Hinblick auf die Mühe, mit welcher die Sänger dieſe Kompoſition einſtudirt hatten, ſehr bedauern. Der große Chor der Wein- und Waſſertrinker von Zöllner wurde meiſterhaft vorgetragen, und bewies, daß die ſämmtlichen Sänger Balatka's Aufforderung, ſich tüchtig einzuüben, befolgt hatten. „Meeresſtille und glückliche Fahrt", Chor von Fiſcher, kann wohl als die gelungenſte Piece des Conzertes betrachtet werden. Die wirkſame Ouverture zur Martha von Flotow eröffnete den zweiten Theil und wurde gefolgt von der prachtvollen Kompoſi-

tion: „Gruß an die Künſtler.“ Die Sänger bewieſen bei dem Vortrag dieſes Liedes, wie bei dem ganzen Feſte, daß ſie die Mahnung des Dichters: „Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben, bewahret ſie“, wohl verſtanden hatten. Ein Mailied und eine ergreifende Kompoſition des alten Lutherſchen Liedes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ beſchloſſen das Conzert, das an muſikaliſchem Werthe gewiß ſelbſt hinter den größeren Geſangfeſten des Oſtens nicht viel zurückſtand.

Weniger großartig war das Wettconzert, das am nächſten Nachmittage gegeben wurde. Der Detroiter Harmonie und dem Clevelander Vereine gebührt das Verdienſt, dies Conzert gerettet zu haben. Die kleineren Vereine hatten ſich entweder zu ſchwere Sachen, oder gleichgültige Compoſitionen ausgeſucht. Es hat uns unangenehm berührt, daß der gemiſchte Chor der Detroiter Harmonie, der zur Zeit gute Hoffnung erweckte, einging.

Das Feſteſſen am Abende war eine glänzende Affaire, welches eine allgemeine Befriedigung erregte, die vorzugsweiſe der Fürſorge der beiden unternehmenden Wirthe zu verdanken war. Dr. Kiefer hielt die Feſtrede, welche leider bei dem Hin- und Herreden der Kellner und dem Klappern der Teller nicht vollſtändig gehört wurde. Während des Soupers wurden auch die offiziellen Toaſte beantwortet. Der auf den Sängerbund wurde von Auguſt Thieme beſprochen, der Schreiber dieſer Zeilen ſprach über das Thema: die Republik und ihre Gründer*; Herr Diepenbeck, vom Mich. Journal, Herr Heyermann und Darmſtädter beantworteten die anderen Toaſte. Die ganze Haltung dieſer Reden zeigte, daß die Verſammlung von einem freien, friſchen Geiſte beſeelt war, und das Feſt im humanſten republikaniſchen Sinne geleitet und aufgefaßt wurde.

Das Picnik des nächſten Tages auf der ſehr günſtig gelegenen und ſchattigen Ruſſel-Farm war ein Volksfeſt im echten deutſchen Sinne. Der impoſante Feſtzug, an dem die deutſche Scott-Guard, Capt. Ruehle, und die amerikaniſche Light-Guard, eine Artillerie-Compagnie und die zahlreiche, wackere Turnerſchaar neben den einzelnen Geſangvereinen Theil nahmen, wurde von Tauſenden von Menſchen gefolgt, die ſich in dem grünen Waldesſchatten Kühlung und Labung ſuchten. Es war ein intereſſanter Anblick, das Hin und Herwogen der Menſchen zu ſehen, wie ſie ſich im Grünen tummelten, wie alte Bekanntſchaften erneuert, neue geſchloſſen wurden, wie die Damen der Sänger Kränze wanden, wie manches zärtliche Paar einſame Pfade ging, und überhaupt Alles in der beſten Frühlingslaune war, die ſich ſelbſt nicht einmal in einzelnen Ausnahmefällen zu unangenehmen Exzeſſen verlief. Die Art und Weiſe der Geſelligkeit war der Art, daß ein Amerikaner in einer kleinen Anrede die Bemerkung

*) Wir werden dieſe Rede auf den Wunſch mehrerer Freunde nachfolgen laſſen.

machte, daß die Amerikaner die Kunſt der Geſelligkeit von den Deutſchen lernen müßten. Ueberhaupt iſt der Werth ſolcher Feſte in Bezug auf das Verhältniß der verſchiedenen Nationalitäten zu einander und auf die Beſeitigung nationaler Abneigungen gar nicht hoch genug anzuſchlagen.

V.

Ueber die Organiſation der Sängerbünde wurde in der Geſchäftsverſammlung der Sänger das Weitere verhandelt; der Gegenſtand iſt wichtig genug, um eine allgemeine Beſprechung zu verdienen. Unſere Geſangfeſte in Amerika haben ſchon manches Gute geleiſtet, aber ſie bedürfen dringend einer Reorganiſation, denn ſchon kündigen ſich, wie beim letzten Philadelphia Geſangfeſt, Zeichen des Verfalles an. Auch in Detroit und Chicago machten wir die Bemerkung, wie ein geeignetes Zuſammenwirken jedenfalls den Werth der Feſte bedeutend erhöht haben würde. In der Geſchäftsverſammlung kam dies zur Sprache, und wurde der Beſchluß gefaßt, daß die beiden weſtlichen Sängerbünde alle zwei Jahre ein gemeinſames Feſt geben, aber ſich in ihrer Sonderorganiſation erhalten ſollen. Dieſer Beſchluß ſcheint uns nicht genügend zu ſein, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen. Das nächſte Jahr bietet uns alſo wieder zwei weſtliche Geſangfeſte, in Davenport und Pittsburg, welche vorausſichtlich wieder ungenügend ausfallen werden. Unſere Meinung iſt, die Feſte ſeltener zu feiern, aber dann auch großartig. Die Art und Weiſe, wie die Amerikaner ihre Aſſociationen bilden, ſollte uns den Fingerzeig zu einer zweckmäßigen Reorganiſation der Sängerbünde geben. Die zunächſt gelegenen Städte mit leichten Verkehrsmitteln, wie z. B. die Städte um den Erie See, Detroit, Toledo, Monroe, Cleveland, Erie, Buffalo, — die Neu-England Städte, — die öſtlichen Städte, ſollten ſich in Kreisvereine zuſammenſchaaren, und jedes Jahr ein Feſt im kleineren Maaßſtabe feiern, das nicht ſo viel Zeit und Geld koſtet, wie die bisherigen Feſte, und in dem Zeitraum von zwei Tagen abgemacht werden könnte. Dann ferner ſollten die Kreisvereine zuſammentreten, und alternirend das eine Jahr im Oſten, das andere Jahr im Weſten ein großes Geſangfeſt veranſtalten, das unter dieſen Umſtänden alle Anſprüche befriedigen könnte, die man an ein nationales Feſt ſtellen mag. Damit wäre natürlich die Organiſation der jetzt beſtehenden Bünde aufgehoben. Wir empfehlen den verſchiedenen Centralcomite's die Vorarbeiten zu einer ſolchen nationalen Centralorganiſation zu treffen.

VI.

Als wir im vorigen Jahre unſere Freunde im Weſten beſuchten, fanden wir ſehr getheilte Meinungen wegen der Präſidentenwahl und eine allgemeine Aufregung, welche oft in Erbitterung und perſönliche Feind-

ſchaft ausartete. Diesmal haben wir die Stimmung friedlicher und ruhiger gefunden, und wir können unſere Befriedigung darüber nicht verhehlen. Es war im Allgemeinen eine verſöhnliche Stimmung zu bemerken, welche wohl nicht allein durch die Freuden des Feſtes und die Harmonie der Töne hervorgerufen wurde, ſondern wohl einen allgemeineren Grund hatte. Der gebildete Theil der Deutſchen ſieht immer mehr und mehr ein, welch eine Rolle er den amerikaniſchen Verhältniſſen gegenüber zu ſpielen hat, nämlich eine unabhängige, prinzipielle. Er wird niemals den Einſeitigkeiten der Parteien, dem Vorurtheil und Fanatismus derſelben ſich anbequemen können; er wird niemals in einer Partei aufgehen. Dieſe Neutralität rührt nicht aus einer Indifferenz oder gar Schlaffheit und Feigheit der öffentlichen Meinung unter den Deutſchen, ſondern aus der richtigen und durch die tägliche Erfahrung beſtätigten Anſicht her, daß keine der gegenwärtigen amerikaniſchen Parteien unſeren prinzipiellen Anſichten genügt. Die Deutſchen, — wenigſtens der Theil derſelben, von dem wir reden, — ſind bereit, ſobald wie ihre Prinzipien, welche auch die weſentlichſten Prinzipien der amerikaniſchen Conſtitution und Unabhängigkeitserklärung ſind, angegriffen werden, dieſelben zu vertheidigen, und ſich derjenigen Partei zur Verfügung zu ſtellen, welche die Vertheidigung dieſer Prinzipien übernommen hat. Aber damit hört auch unſere Verpflichtung gegen eine und unſere Verbindung mit einer der amerikaniſchen Parteien auf. Es gibt ein Terrain des Rechtes, der Freiheit und Humanität, auf dem nur die Ueberzeugungen, nicht die Leidenſchaften und Vorurtheile herrſchen; dies iſt das Terrain, auf dem wir Deutſche uns vereinigen können, auf dem wir einig bleiben können. Die letzte Reiſe und der Verkehr mit manchen Freunden hat uns gezeigt, daß man immer mehr und mehr dieſe Stellung der Deutſchen zwiſchen den Parteien und ihrem Fanatismus begreift, und hat uns die Hoffnung gegeben, daß noch einmal die Deutſchen — wenigſtens diejenigen, welche dieſes Namens würdig und deutſcher Kultur theilhaftig ſind, — auch der amerikaniſchen Politik gegenüber eine Einigkeit zeigen werden, welche bis jetzt nur auf dem Gebiete der ſchlaffen, gedankenloſen Gemüthlichkeit ſtattfindet, und die auf die feſte Baſis der Ueberzeugungen und Grundſätze gebaut werden muß.

VII.

Voll von den Eindrücken des Feſtes, voll von den mannigfaltigen Erinnerungen, und Hoffnungen, welche daſſelbe begleiteten, traten wir unſere Rückreiſe an. Schön lag der Erie See vor uns, ein ſilberner Spiegel, und das treffliche Schiff, die Plymouth Rock, glitt pfeilſchnell darüber hinweg, ihren Weg in den ruhigen Wellen weithin, wie eine Fahrſtraße, zurücklaſſend. Die Sonne ſtrahlte in tauſend Funken im Waſſer wieder, ſo daß das Auge ſich abwenden mußte, um vor der Pracht und dem Glanze

nicht zu erblinden. Zum Takt der Maſchine ſchienen die Wellen Lieder zu ſingen: wenigſtens riefen ſie uns bekannte Melodien zurück. Wir dachten an „Meeresſtille und ruhige Fahrt"; an jenes ſchöne Mendelſohn'ſche Lied „am fernen Horizonte, erſcheint ein Nebelbild", an die Barcarole im Oberon, und manche andere Melodie, aber das „Ozean, die Ungeheuer", konnten wir dieſem freundlichen Elemente gegenüber nicht verſtehen. So begleiteten uns die Erinnerungen fort. Der Genfer See mit ſeinen weichen, ſanften Ufern, die einen ſo wunderbaren Gegenſatz zu der ſchroffen Kette des Montblanc bilden, ſchien vor unſeren Augen zu liegen; wir glaubten, Heerdengeläute von den Matten des Grütli zu hören; wir träumten vom Rhein und ſeinen Liedern: — gibt es auch nicht in Amerika noch Poeſie? Gewiß, Jeder, der mit uns den prachtvollen Sonnenuntergang mit anſah, wird dies bejahen müſſen. Wir haben auch die Alpen im Abendroth glühen ſehen, — ein unvergeßliches Schauſpiel, — aber wie hier die Sonne ſich in die Wellen tauchte, den See und die Wolken in roſige Gluth einhüllte, und nach ihrem Untergange einen feurigen Strahlenbuſchel in die Höhe warf: dies war jedem Naturſchauſpiele in der Welt ebenbürtig. Und dann die ſtille Mondnacht, ſo recht dazu geeignet, das heiße Blut zu beruhigen, der Kampf der Wolken mit ſeinem Lichte, in welchem das letztere leuchtend den Sieg davon trug, die tauſend Funken, die im Waſſer ſpielten, die friſche Briſe, die über den See fuhr: das war ein freundlicher Abſchluß jener leidenſchaftlichen Tage, die wir nicht ſo leicht vergeſſen werden.

Die Republik und ihre Gründer.

(Beantwortung eines Toaſtes bei dem Bankett des Detroiter Geſangfeſtes.)

Die Republik und ihre Gründer! Es konnte mir kein größeres Vergnügen gewährt werden, als dieſen Toaſt zu beantworten. Denn es iſt mir dadurch vergönnt, der heiteren Stimmung dieſes Feſtes einen ernſten Hintergrund zu geben. Gleichwie der verſchwindenden, wechſelnden Harmonie der Töne, an der wir uns in den letzten Tagen ergötzten, eine beſtimmte Regel und ein ſtrenges, mathematiſches Geſetz zu Grunde liegt, ſo muß auch die Fröhlichkeit und Heiterkeit, die in unſeren Reihen waltet, auf eine innere Nothwendigkeit und einen Akt des Selbſtbewußtſeins zurückgeführt

werden. Es liegt eine tiefe, ernſte Bedeutung in unſerem Feſte, und wir werden daſſelbe doppelt genießen, wenn wir ſie herausfinden. Was iſt es, das uns erlaubt, in einem Lande, in welchem wir oder unſere Väter nicht geboren ſind, deſſen Sprache nicht die unſerige iſt, daß wir in dieſem Lande unſerem eigenſten deutſchen Leben und Treiben nachgeben können, wie dieſes Feſt uns gezeigt hat? Es iſt der große Gedanke der ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechte, welcher in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegt iſt, die rechtliche Grundlage dieſer großen Republik, das Glaubensbekenntniß jener großen philoſophiſchen Geiſter, welche wir als die Väter der Republik verehren. Deßhalb konnte für das heutige Feſt kein ſchöneres Motto gewählt werden, als: „Die Republik und ihre Gründer.

Hier ſind wir freilich mitten auf politiſchem Boden. Aber nicht auf dem von Parteihaß durchwühlten Boden, nicht auf dem Boden der Aemterjägerei und Corruption, ſondern in der höheren Sphäre der Humanität und Freiheit, in der alle gemeinen Leidenſchaften der Menſchen verſchwinden. Wenn wir an die Zeit und die Grundſätze des Unabhängigkeitskrieges denken, können wir nicht ſtolz und groß genug fühlen. Im Lichte dieſer Erinnerung müſſen die Vorurtheile und Abneigungen der Parteien ſchweigen.

Jede große That der Weltgeſchichte iſt das Produkt einer langen hiſtoriſchen Entwickelung, und um das Reſultat würdigen zu können, muß man die Kette von Ereigniſſen und Gedanken verfolgen, wodurch endlich das Ziel erreicht wurde. Analyſiren wir den großen Gedanken dieſer Republik, ſo finden wir Elemente, welche uns ſehr nahe liegen. Wir finden zunächſt den altgermaniſchen Geiſt des Individualismus, der Volksſouverainität und Selbſtregierung, den ſchon vor zweitauſend Jahren Tacitus in ſeiner Germania an den alten Deutſchen rühmte, der den alten deutſchen Stätteverfaſſungen zu Grunde lag, welcher unter den finſterſten Zeiten mittelalterlicher Feudalität und Hierarchie nicht vernichtet werden konnte, der bei dem ſtammverwandten Volke der Angelſachſen die Habeas Korpus Akte und ähnliche Garantien der bürgerlichen Freiheit hervorrief, und endlich in der Unabhängigkeitserklärung zum vollendeten, geſetzlichen Ausdruck kam. Dieſer Geiſt der Individualität und Selbſtregierung iſt ein Grundzug des deutſchen Volkscharakters.

Ein zweites Element liegt uns noch näher und berührt uns noch tiefer. Es war jene große That Luthers, die Reformation, welche die Pilger von Plymouth Rock und die Anhänger Penn's über den weiten und gefahrvollen Ozean trieb in das unbekannte Land. Amerika iſt ein Produkt der Reformation, und viele der hieſigen ſocialen und politiſchen Einrichtungen ſind der Reformation zu verdanken. Ein hiſtoriſches Ereigniß,

welches Deutſchlands Einheit und politiſche Macht vernichtete, die ſchönſten Länder Deutſchlands mit Feuer und Schwert 30 Jahre verheerte, und noch heute Deutſchland zerriſſen und unfrei macht: dieſes Ereigniß hat Amerika die Freiheit und Civiliſation gegeben. Und ſollten wir als Deutſche keinen Anſpruch auf dieſe Freiheit haben?

Die nächſten Motive des Unabhängigkeitskrieges lagen aber in jenen philoſophiſchen Ideen, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu der glänzendſten literariſchen Periode der Weltgeſchichte gemacht haben. Damals regten ſich die philoſophiſchen Ideen eines Hume, Locke in England und ein Junius ſchrieb ſeine Briefe. Damals herrſchte ein Voltaire in Frankreich und bewirkte die Revolution der Meinungen, unterſuchte ein Rouſſeau die Grundlagen des ſocialen Kontraktes, und die Schule der Enzyclopädiſten vorbereitete die große revolutionäre Kataſtrophe. Damals gab ein Joſeph II. Oeſterreich Geſetze, damals widerlegte Friedrich der Große den Macchiavell, und es herrſchte ein frühlingsluſtiger Thatendrang unter der deutſchen Jugend, eine Sturm- und Drangperiode, aus der Schiller und Göthe, Kant und Hegel hervorgingen. Dieſe Ideen traten ſo gewaltig auf, daß ſie überall zünden mußten. Sie zündeten auch in Amerika. Sie bewirkten auch hier einen Umſchwung der Geiſter, der die Revolution vollbrachte.

Wer waren die Träger dieſer zündenden Gedanken? Voran ſteht Jefferſon, dieſer feine philoſophiſche Kopf, voll amerikaniſchen Patriotismus und europäiſcher Bildung. Franklin ferner, der dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Scepter entriß, der Freund der franzöſiſchen Philoſophen. Thomas Paine, der ſcharfe Kritiker, deſſen Feder die Ehre hat, mit dem Schwert Washington's verglichen zu werden. Und Lafayette, der Krieger und Diplomat, der Mann der zwei großen Revolutionen, der den franzöſiſchen Einfluß für Amerika verwendete.

Gewiß nicht ohne ein Gefühl der tiefſten Ehrfurcht können wir auf jenen Kreis von Männern blicken, welche an der Wiege der Republik ſtanden. Welch eine ſeltene, wunderbare Vereinigung von Genie, Weisheit, Erfahrung und Charakter war dort zu finden! Und wie paßten dort die einzelnen Leute zuſammen! Die Fähigkeiten und Anſichten ergänzten ſich einander in wunderbarem Maaße, und der Mittelpunkt der Bewegung, Washington, war mit allen negativen und poſitiven Fähigkeiten ausgerüſtet, um die vereinigten Kräfte des großen Zeitalters dem großen Ziele entgegen zu führen.

Im Kapitole zu Washington ſind ſechs große Wandgemälde aufgeſtellt, verſchiedene Phaſen amerikaniſcher Geſchichte darſtellend. Mit Ehrfurcht ſieht man die Pilgrime von Plymouth Rock, und lieblich iſt das Bild der Pacahontas. Aber das ſchönſte Bild iſt, wie Washington ſeine Vollmachten dem Kongreß zurückgibt. So viel man ſich auf den hellſten Blät-

tern der Geſchichte umherſehen mag: dies iſt der edelſte Zug der ganzen Weltgeſchichte.

Sollte es möglich ſein, daß die Erinnerung an dieſe Zeit und dieſe Männer nicht einen wechſelnden Einfluß auf das nachlebende Geſchlecht haben ſollte? Sollte es möglich ſein, daß alle jene großen Ideen des Unabhängigkeitskrieges in einer allgemeinen Verwirrung des Rechtsbewußtſeins untergegangen ſind? Ich mag keine Vergleichung zwiſchen damals und jetzt ziehen, — wenigſtens heute, an dieſem Feſttage nicht.

Weit und prachtvoll liegt das Land um uns her, das uns eine neue Heimath bieten ſoll. Seen und Ströme, Wälder und Prairie — es iſt eine Luſt, ſie zu ſehen. Die allzu gütige Natur ſcheint dem Menſchen gar keine Schranke hier geſetzt zu haben. Vom atlantiſchen Golf bis zum Pacifik, von dem eiſigen Norden bis zum tropiſchen Süden, iſt ein Areal der Civiliſation geöffnet, der friedlichen, naturgemäßen Civiliſation, deſſen noch kein Land der Erde ſich rühmen konnte. Welch ein Anblick! Welch eine Zukunft! Und daran ſollten wir verzweifeln müſſen?

Nein! Halten wir wenigſtens, meine Freunde, die Grundideen der Republik und die Prinzipien ihrer Gründer in thatkräftiger Erinnerung. Auf dem Boden der Menſchenrechte fußend, wollen wir dem Ideale dieſer Republik nachleben, nämlich als einem Staate, der, lediglich auf das ſtrikte, abſolute Menſchenrecht, nicht auf nationale, religiöſe, militäriſche oder dynaſtiſche Baſis gegründet, der ganzen bedrängten und geängſtigten Menſchheit eine Zuflucht und eine Zukunft bieten ſoll. Von dieſem Sinne aus wollen wir die amerikaniſche Politik auffaſſen. Und wenn einmal dieſe große Republik den Ideen ihrer Gründer gemäß ihre hiſtoriſche Miſſion entfaltet, und ſich ein großes, freies Volk in dieſem Lande ausbreitet, dann möge die Weltgeſchichte das Urtheil ſprechen, daß auch die deutſche Bevölkerung, der heimiſchen Kultur würdig, an der Größe, dem Ruhme und der Freiheit dieſer Republik gearbeitet hat.

Dies ſei mein Feſtgruß.

Die Goldlager von Californien und Auſtralien.

[Aus der Augsburger Allgemei en Zeitung.]

Ueber die Goldgewinnung in Californien geben die „Annales des Mines" Notizen aus der Schrift Report on the geology of coast mountaine, embracing their agricultural resources and mineral productions, by Dr. John B. Trask 1855 and 1854, welche auf geognoſtiſche und bergmänniſche Beobachtungen und Thatſachen gegründet ſind, und um ſo mehr weitere Verbreitung verdienen, als noch immer die Vorſtellungen über den Einfluß der Goldländer auf den europäiſchen Verkehr nicht nur bei der ungebildeten Menge, ſondern bei hochgeſtellten Staatsmännern und Gelehrten in unklaren Nebelbildern verfließen, und zu den widerſprechendſten Maaßregeln gegen das in dieſen Goldſchätzen drohende Geſpenſt führen. Die fragliche Schrift dient als Beſtätigung und Ergänzung der von Tooke ausgeſprochenen Anſicht über die Folgen der erhöhten Goldproduction, und die Hauptmomente laſſen ſich in Folgendem zuſammenfaſſen.

Die Goldregion Californiens wird in drei Diſtricte von Dr. Trask eingetheilt: die Goldlager des Hochlandes, des Mittellandes und des Tieflandes, welche ſich nicht nur auf dem weſtlichen Abhang der blauen Berge, ſondern nach neuern Erfahrungen auch auf dem öſtlichen Abhang derſelben auf große Strecken verbreiten, und allmählich mehr nach den Anforderungen der Technik ausgebeutet werden. Die bedeutenden Koſten der Vorrichtungsarbeiten laſſen ſich daraus entnehmen, daß Stollen von 300 bis 1200 Fuß Länge zum Theil durch Felſen getrieben werden, in welchen der Goldſand mit Pferden zu den Waſchanſtalten transportirt wird.

Die Waſchanſtalten ſind durch Zuführung von Waſſer bedeutend verbeſſert worden, und es beſtehen 109 Geſellſchaften in ſieben Goldbiſtrikten, welche mit einem Capital von dritthalb Millionen Dollars zuſammen eine Länge von 1759 engl. Meilen Röhrenleitungen hergeſtellt haben, und an Waſſerzins ſo viel erheben, daß 4/5 dieſer Geſellſchaften monatlich eine Rente von fünf Procent und mehr aus ihrem Capital beziehen. Außerdem beſtehen 22 Canäle mit Schleußen, welche jedoch nur 1/6 des Waſſerbedarfs beiführen.

Durch dieſe Capitalanlagen wird an Arbeit erſpart, und die Leiſtung der Goldwäſcher hat ſich erhöht, wie aus folgender Ueberſicht hervorgeht.

	Werth der Gold-gewinnung	Zahl der Goldgräber	Jährliches Erzeugniß eines Goldgräbers
1852	45 Mill. D.	100,000	450 D.
1853	56 „	86,000	670 „
1854	61 „	86,000	700 „

Dieſe wenigen Zahlen beſtätigen die von Sachverſtändigen längſt ausgeſprochene Thatſache: daß die Goldgewinnung im Durchſchnitt nicht mehr Arbeitsverdienſt gewährt, als die Landwirthſchaft und die Gewerbe in jenen Gegenden.

Die jährliche Production des Goldgräbers hat ſich zwar von 450 D. auf 700 Dollars erhöht, es kommt aber in Betracht, daß die Capitalzinſen von dem Ertrag beſtritten werden müſſen, wonach der Arbeitsverdienſt der mit der Goldgewinnung beſchäftigten Arbeiter im Jahre 1854 nicht höher geweſen ſein dürfte, als im Jahr 1852, und in andern Gewerben ein höherer Arbeitsverdienſt ſich ergeben haben mag. In Uebereinſtimmung damit iſt, daß die Anzahl der Goldgräber abgenommen hat, und ſich viele der landwirthſchaftlichen Beſchäftigung zugewendet haben, welche bei weniger beſchwerlicher Arbeit einen ſicherern und im Durchſchnitt auch einen höhern Ertrag gewährt.

In manchen Gegenden iſt bereits das Ackerland ſo im Werth geſtiegen, daß Colliſionen zwiſchen den Goldgräbern und den Ackerbauern entſtehen, und die goldführende Grundfläche von dem Ackerbauer höher angeſchlagen wird, als von dem Goldgräber. Die von Dr. Trask angeſtellten Unterſuchungen führen zu dem Ergebniß, daß die Beſorgniſſe einer Abnahme der Goldproduction ungegründet ſeien, daß vielmehr bei zweckmäßiger Einrichtung der Vorrichtungen zur Goldgewinnung und bei Verwendung der nöthigen Capitalien die Menge der Ausbeute ſich noch für Jahrhunderte werde erhalten, oder noch mehr ſteigern laſſen.

Zum Beweis dieſes Satzes werden die drei verſchiedenen Arten von Goldablagerungen im Hochland, Mittelland und Tiefland in ihrer Ausdehnung beſchrieben, und der Bergbau auf den goldführenden Quarzgängen als die Zukunft des californiſchen Goldlandes in Ausſicht geſtellt.

Die Goldgruben im Hochland von 4,000 Fuß Höhe erſtrecken ſich auf eine Oberfläche von 150 geographiſchen Meilen, wovon 50 geographiſche Meilen goldführend angenommen werden; es wird aber nur 1/50 der Grundfläche bis jetzt bebaut. Die Gewinnung geſchieht hier faſt durchaus in Trockengruben. Die Waſcharbeit iſt durch den Mangel an Waſſer und durch die ungünſtige Witterung während des größten Theils des Jahrs ſehr erſchwert, und wurde bisher ſo unvollkommen betrieben, daß man bereits mit den verbeſſerten Waſcheinrichtungen die früher unvollkommen ausgebeuteten Gruben mit Vortheil noch einmal bearbeitet.

In dieſer Thatſache liegt aber zugleich der Beweis, daß die Goldablagerungen des Hochlandes ſich nicht ſo reichlich finden, wie beim Beginn der Arbeiten.

Am Fuß des Hochlandes zieht ſich in einer Breite von 4 geographiſchen Meilen das Mittelland auf eine Erſtreckung von 60 geographiſchen Meilen oder auf einen Raum von 300 geographiſchen Quadratmeilen. Die

Goldgruben ſind 12 bis 40 Fuß tief in einem Schuttland von ſehr verſchiedenen Gebirgsarten, welche auf Granit und Schiefergebirge aufliegen und von dem Hochgebirge großentheils abſtammen.

In dieſem Schuttland ſind die meiſten Goldgruben angelegt, weil dieß mit wenig Kapital geſchehen kann, und ſie ſind ohne Zuſammenhang einzelner vertheilt. Der Mangel an Waſſer hindert die Arbeit, indem dieſes nur für vier Monate des Jahrs vorhanden iſt. Durch Zuleitung des Waſſers laſſen ſich hier viele der verlaſſenen Gruben noch mit Vortheil betreiben, was ebenfalls darauf hinweist, daß der frühere Ueberfluß an reichen Goldgruben nicht mehr vorhanden, und die Zeit vorüber iſt, wo Goldgräber ohne Capital die Arbeiten mit Erfolg unternehmen konnten.

Die Goldgruben des Tieflandes ſind in einer Breite von ½ bis 1 geographiſchen Meile auf 50 Meilen verbreitet, und haben nur eine Mächtigkeit von 3 bis 8 Fuß. Der Quarzſand iſt ziemlich fein und mit einigen Gebirgstrümmern aus dem Mittelland vermengt. Das Gold iſt hier am leichteſten zu gewinnen, die Gewinnung ſcheint aber ſo wenig einladend, daß die Geſetzgebung von Dr. Trask aufgefordert wird, die Goldgräber gegen die Ackerbauer in Schutz zu nehmen, damit die Goldgewinnung ſich mehr entwickeln könne, und die Geſellſchaften zur Herſtellung von Waſſerzuleitungen in Röhren und Canälen ſich vermehren mögen.

Wir ſehen aus dieſen einfachen Angaben, daß die Goldgewinnung in Californien bereits aus dem rohen Urzuſtande getreten, und daß die Goldgewinnung ohne Capital bereits unmöglich geworden iſt.

Dieß geht noch überzeugender aus den Nachrichten über den Abbau der goldführenden Quarzgänge hervor. Dr. Trask unterſcheidet Gänge von drei Streichungsrichtungen, welche hinſichtlich des kryſtalliniſchen Gefüges und der beigemengten Metalle ſich verſchieden halten; bei allen Gängen iſt aber beobachtet worden, daß mit der größern Tiefe der Silber-Gehalt zunimmt, welcher in dem obern Teufen der Gänge nur 5 Procent beträgt. Die Gänge durchſetzen zum Theil die jüngſten Gebirgsablagerungen, und häufig ſcheinen die Goldlager der Verwitterung der urſprünglichen Goldlagerſtätten ihren Urſprung zu verdanken, und nur wenig von ihrer erſten Lagerſtätte ſich entfernt zu haben.

Der unterirdiſche Bergbau auf Gold hat in den letzten Jahren ſehr zugenommen, und es waren 1855 bereits 58 Gruben im Gange, von welchen nur etwa ein Zehntel wegen nicht lohnender Arbeit aufgegeben wurde. Von 14 dieſer Gruben hat Dr. Trask die Rechnungen eingeſehen, und macht die Angabe, daß ihr aufgewendetes Capital 793,000 Dollars, der Rohertrag 1,483,000 Dollars betrage, die Koſten 507,000 Doll. Hiezu kommen noch 30 andere Bergwerke mit einem Capital von 334,000 Doll, das Capital dieſer 44 Goldbergwerke iſt zu 1,127,000 D. berechnet, welche

eine Goldausbeute von jährlich 2,157,510 Dollars gewähren sollen, wovon etwa die Hälfte für Betriebskosten aufzuwenden wäre. In diesen Gruben sollen nur 610 Arbeiter mit der Gewinnung und metallurgischen Bearbeitung des Goldes beschäftigt sein, und die Production eines Mannes würde hiernach jährlich 3500 Dollars betragen, während im Durchschnitt ein Goldgräber in Californien nur 700 Dollars Gold gewinnt.

Dr. Trask zieht aus diesen Angaben den Schluß, daß der Bergbau auf den Goldgängen für die Capitalisten ein sehr lucratives Geschäft biete, und spricht die Ansicht aus, daß die Goldgewinnung künftig hauptsächlich durch Bergbau stattfinden werde.

Mag diese Ansicht des Dr. Trask richtig sein, oder nicht, so steht fest, daß die Goldgewinnung in Californien nur mit Hülfe von Hülfsbauten und Vorrichtungen künftig möglich sein wird, welche Unternehmer mit Capitalien erfordert. Diese werden sich finden, wenn der Bergbau so gewinnreich ist, daß mit einem Capital von 1 Million Dollars eine jährliche Goldausbeute von 2 Millionen Dollars erzielt werden kann, wie dieß von den im Betrieb befindlichen 44 Goldbergwerken behauptet wird. Es ist dieß aber sehr zweifelhaft, da über die Tiefbaue noch keine Erfahrungen vorliegen. Jedenfalls wird sich die Erfahrung auch hier in noch höherem Grade, als bei dem Silberbergbau, wiederholen, daß die Lohnsarbeiter bei reichen Gruben nur mit den höchsten Löhnen zufrieden zu stellen sind, und auch diese vor Diebstahl nicht schützen.

Da bis zum Jahr 1844 von der jährlichen Goldausbeute von 60 Millionen Dollars nur 2 bis 3 Millionen Dollars durch regelmäßigen Bergbau gewonnen wurden, so ist jedenfalls noch eine längere Zeit erforderlich, bis diese Art der Gewinnung die vorherrschende werden wird, und es ist wahrscheinlich, daß eine Verminderung in der rohen Goldwäscherarbeit rascher eintreten wird, als eine Zunahme der Goldausbeute durch den unterirdischen Bergbau erzielt werden wird.

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen sich in Australien. Im Jahr 1856 waren in der Colonie Victoria 100,000 Arbeiter mit der Gewinnung von 12½ Millionen Pfund Sterling Gold beschäftigt, was nur einen Tagelohn von 8 Schilling für den Mann ergibt, wenn auch keine Ausgaben für Werkzeuge ꝛc. berechnet werden, während ein gewöhnlicher Arbeiter in andern Gewerben mehr verdient. Eine Correspondenz der Beilage der Allg. Zeitung vom 27. Mai d. J. aus Bendigo sagt, daß die Anwendung von Waschmaschinen immer allgemeiner werde, und daß man in der Umgegend von Bendigo 20 Dampfmaschinen von 12 bis 20 Pferdekräften zum Zermalmen des Quarzes verwende. Dabei wird aber Alles wohlfeiler; Lebensmittel werden im Ueberfluß erzeugt, und die Goldwäscher begnügen sich mit einem „mäßigen" Lohn. Es treten also hier dieselben Verhältnisse

wie in Californien ein, und die Capitalvorſchüſſe werden nur gemacht werden, wenn wenigſtens ebenſo viel Arbeitsverdienſt erſpart wird, als die dort übliche Capitalrente beträgt. Bei den geringen Transportkoſten des Goldes iſt deſſen Werth in dem ganzen Weltverkehr ziemlich gleich, die Dienſtleiſtungen müſſen aber im Goldland immer im Verhältniß bezahlt werden, wie der Arbeiter durch Goldwaſchen oder durch andere Erwerbszweige Werthe erzeugt. Die Menge der Goldproduction wird auf den Werth des Goldes in Europa einen Einfluß nicht ausüben, ſolange die Goldländer für ihr Product andere Abſatzwege als nach Europa finden, und an dieſen kann es nicht fehlen, ſolange die Völker, welche für ihre Erſparniſſe nicht Creditpapiere zu verwenden wiſſen, in Gold und Silber ihre Capitalien anzuſammeln genöthigt ſind.

Große Verwirrung über den Einfluß der erhöhten Goldausbeute auf die Werthe der Dinge entſteht durch die Verwechslung der Begriffe von Gold und Capital. Wird die jährliche Goldausbeute auch zu 30 Mill. Pf. St. nachhaltig angenommen, ſo iſt der Aufwand für Arbeitslöhne in Abzug zu bringen, um die Zunahme des Capitalvermögens zu berechnen, an welchem aber alle Völker durch den Austauſch ihrer Producte theilnehmen, und es wird nach allen Nachrichten kaum die Hälfte Gewinn übrig bleiben, wahrſcheinlich aber noch viel weniger, wie auch Tooke bemerkt. Wird indeß auch die ganze Goldausbeute von 30 Mill. Pfd. St. jährlich dem Capitalvermögen ſämmtlicher am Weltverkehr theilnehmenden Völker zugerechnet, ſo iſt dieſer Zuwachs unbedeutend in Vergleichung mit den Capitalien, welche jährlich durch Verbeſſerung des Ackerbaues und durch induſtrielle Unternehmungen aller Art gewonnen werden.

Die Circulationsmittel haben in Europa ſeit der Entdeckung der neuen Goldgruben nicht merklich zugenommen, ſondern es iſt nur ein Theil des Silbers durch Gold erſetzt worden, und das für den Geldverkehr entbehrliche Silber wird ausgeführt. Auch von Gold bleibt nur ſo viel im Verkehr, als derſelbe an unverzinslichen Capitalien bedarf, und die Aufgabe aller Creditinſtitute iſt: mit der geringſten Summe unverzinslicher Capitalien auszureichen.

Die Sorge für den Abſatz ihrer Goldproduction können die Europäer ruhig den Californiern und den Auſtraliern überlaſſen, und ſie werden von denſelben nur ſo viel Gold gegen ihre Producte eintauſchen, als ſie bedürfen; aber ebenſowenig iſt die Beſorgniß eines Silbermangels begründet, wenn auch die Silberproduction ſich nicht erhöhen wird oder gar abnehmen ſollte. Mit Hoffnungen, daß durch Auffindung reicher Silbergruben die Silberproduction ſich vermehren werde, und daß durch die geſunkenen Queckſilberpreiſe die ärmern Gruben zur Gewinnung kommen werden, brauchen wir uns nicht zu tragen; die Koſten für Queckſilber ha-

ben bei den mexicaniſchen Gruben bei den Preiſen des Pfundes Queckſilber von 1 Dollar nur 10 bis 11 Procent der ſämmtlichen Gewinnungskoſten betragen, und bei der Hälfte des Queckſilbers werden die Gewinnungskoſten des Silbers nur um etwa 5 Prozent ſich vermindern laſſen; eine Vermehrung der Silberproduction iſt daher durch das wohlfeilere Queckſilber nur in geringem Grad zu erwarten. Dagegen iſt für den jährlichen Bedarf Europa's an Silber zu techniſchen Zwecken, zu Schmuckſachen und zum Erſatz für Abreibung und andere Verluſte, die europäiſche Silberproduction von 320,000 Zollpfunden oder 1½ Mill. Pf. St. ſchon jetzt hinreichend. Für die aſiatiſchen Producte muß Europa mit Producten ſeiner Arbeit Zahlung leiſten, es mag dieß unmittelbar durch Umtauſch oder durch das amerikaniſche Silber geſchehen, welches ebenfalls nur durch Producte der europäiſchen Arbeit eingetauſcht werden kann. Wir haben daher weder eine Ueberfüllung mit Gold, noch einen Mangel an Silber zu befürchten, wenn auch die durch Gold und Werthpapiere entbehrlich gemachten Silbervorräthe ausgeführt werden, ſolange die Producte der europäiſchen Arbeit zum Eintauſch der auswärtigen Producte Abſatz finden, und für die überwiegend bedeutenderen Bedürfniſſe des innern Verkehrs ſich lohnende Arbeit zeigt, welche durch gegenſeitigen Austauſch der Producte bei verbeſſerten Communicationsmitteln auf eine Höhe geſteigert werden kann, daß die für die Goldgewinnung von etwa 200,000 Arbeitern geleiſtete Arbeit und deren Arbeitsverdienſt, wenn er auch noch ſo groß wäre, dagegen unbedeutend erſcheint. Eine Erhöhung des Arbeitsverdienſtes erklärt ſich hinreichend aus den Verhältniſſen der Production von Europa ſelbſt, die durch Herſtellung von Eiſenbahnen und induſtriellen Einrichtungen eine Steigerung erfahren hat, an welcher der vermehrte Verkehr mit Californien und Auſtralien nur einen geringen Antheil beſitzt.

Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit.

Far West erklärt ſich in einem Artikel dieſes Heftes gegen die Theorie der Nothwendigkeit bei der Behandlung der natürlichen und ſittlichen Thatſachen, zu Gunſten der Theorie der Zweckmäßigkeit, welche ihm allein die planvolle Ordnung und Schönheit des Weltalls zu erklären im Stande iſt. Wenn wir den entgegengeſetzten Standpunkt vertheidigen, ſo wollen wir

uns so kurz wie möglich fassen, da der Gegenstand in diesen Blättern schon mehrfach behandelt ist und keine Wiederholungen erträgt. Indessen sind wir von Wiederholungen auf der einen Seite zu Wiederholungen auf der andern Seite gezwungen. Auch lassen sich philosophische Fragen, von denen die ganze Weltanschauung abhängt, und deren schließliche Erledigung noch einer fernen Zukunft der Wissenschaft überlassen ist, nicht mit der Sicherheit und zwingenden Bestimmtheit abmachen, mit der man etwa einen mathematischen Lehrsatz, oder eine naturwissenschaftliche Thatsache behandelt; eine philosophische Wahrheit steht niemals abstrakt und absolut da, sondern ist immer mit ihrem Gegensatze behaftet. Eine der wissenschaftlichen Fragen indessen, über welche sich das Bewußtsein der Gegenwart schon entschieden hat, ist die vorliegende. Wenn wir nach dem Warum? einer Erscheinung oder einer Thatsache fragen, so haben wir eine bestimmte Methode der Forschung und ein bestimmtes Resultat; es gibt immer nur Eine Antwort auf diese Frage, gleichwie es zwischen zwei Punkten nur Eine gerade Linie gibt. Aber zwischen einer Thatsache und ihren möglichen Zwecken liegen Tausende von krummen Linien, die alle zu einem beliebigen Zwecke führen; hier ist man von dem wissenschaftlichen Wege, der bestimmten Methode der Analyse und Induktion, abgekommen, und wird nie ein bestimmtes Resultat erreichen. Während es auf die Frage: Warum? nur eine richtige Antwort gibt, kann man auf die Frage: Wozu? tausend richtige Antworten geben, von denen allerdings keine einzige eine wirkliche Erklärung und Erkenntniß bietet. Nach den Zwecken irgend einer Sache oder Erscheinung zu fragen, wird immer ein müßiges Spiel der Phantasie und Spekulation sein, mit dem man nie fertig wird und zum Abschluß kommt; dagegen die Erkenntniß der Nothwendigkeit schneidet alle weiteren Fragen, Umschweife und Abwege ab, und gibt uns ein positives, wissenschaftliches Resultat.

Nehmen wir diejenige Wissenschaft, welche anerkanntermaaßen die bestimmteste Methode hat und die positivsten Resultate bringt, die Mathematik. Wir haben hier ein Gebäude von Lehrsätzen, von denen einer sich auf den andern stützt und in demselben seinen Beweis findet. Man fragt immer nur nach dem Warum? nie nach dem Wozu? Die Lehrsätze über die Dreiecke werden gelehrt, ohne daß der Schüler die vielfachen Zwecke und Anwendungen, zu denen diese Lehrsätze dem praktischen Feldmesser u. s. w. dienen, kennen lernt; diese Anwendungen folgen nothwendigerweise aus den Lehrsätzen, aber tragen zu ihrer Erkenntniß und zu ihrem Beweise nichts bei. So werden die Zwecke selbst nur nothwendige Folgen der Erkenntniß; das Verhältniß zwischen der Erkenntniß und den Zwecken wird also gerade ein umgekehrtes; die Zwecke sind vollständig von der Erkenntniß abhängig, nicht die Erkenntniß von den Zwecken. Man kann tausend

Zwecke und Anwendungen von einer Sache kennen, und doch noch ihr Weſen vollſtändig verkennen.

Nehmen wir ein Beiſpiel, welches ganz verſchieden von dem aus der Mathematik genommenen Beiſpiele iſt. Woher rührt das äſthetiſche Vergnügen und der Eindruck, den ein Kunſtwerk auf uns macht, woher die Befriedigung, welche aus der Einſicht in das Weſen des Kunſtwerkes entſpringt? Die Einſicht in den harmoniſchen, planvollen Bau des Kunſtwerkes, in die innere Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit deſſelben iſt das Motiv jedes äſthetiſchen Genuſſes. Nichts kann widerwärtiger und ſtörender in der Kunſt ſein, als wenn man ein Haſchen nach Zwecken und Effekten bemerkt. Göthe ſagt: „Man merkt die Abſicht und iſt verſtimmt". Die Sucht, Wirkungen hervorzubringen, Effekte zu erhaſchen, Zwecke zu erzielen, wird dem eigentlichen, wahren Kunſtwerke immer fremd ſein. Im Gegentheil, die Effekte und Wirkungen werden bei einem gutgearbeiteten Kunſtwerke nicht fehlen, aber dieſe Wirkungen ſind eine natürliche Folge des Kunſtwerkes, ein Reſultat, das in der Sache ſelbſt liegt, das aus der harmoniſchen Anordnung der einzelnen Theile und ihrem Verhältniſſe zum Ganzen folgt. Wenn wir z. B. ein regelrecht gearbeitetes, meiſterhaftes Trauerſpiel, Emilia Galotti von Leſſing oder ein Sophokleiſches Stück, analyſiren, ſo finden wir nichts Ueberflüſſiges, Willkürliches, Zufälliges, ſondern Alles iſt an ſeinem Platze und in ſeiner Nothwendigkeit, und man kann kein Wort hinzuthun, kein Wort hinwegnehmen, ohne den Bau des Ganzen zu zertrümmern. Je mehr wir dieſe äſthetiſche Nothwendigkeit, dieſe planvolle Harmonie durchſchauen, deſto größer wird der Genuß ſein, den das Kunſtwerk erregt; die Durchſichtigkeit und Klarheit des Ganzen erleichtert uns das Verſtändniß und gewährt der Phantaſie das angenehmſte Spiel. Aber dieſe Wirkung wird nur durch die Einſicht in die innere Nothwendigkeit hervorgebracht, nicht durch das Verfolgen äußerer Zwecke.

Was von den äſthetiſchen Genüſſen und der Kunſt gilt, kann man auf die ganze Harmonie der Natur und des menſchlichen Lebens anwenden. Auch hier haben wir ein Kunſtwerk, deſſen einzelnen Theile in organiſchem Zuſammenhang mit einander ſtehen, und deſſen einzelne Erſcheinungen allgemeinen Geſetzen folgen. Die höchſte Aufgabe der Naturwiſſenſchaft iſt, die Geſetzmäßigkeit der naturlichen Erſcheinungen, d. i. ihre Nothwendigkeit zu erkennen. So wenig auch noch dieſe Aufgabe erfüllt iſt, ſo ungenügend auch noch die wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten dazu ſind: die Aufgabe ſelbſt ſteht rein und klar vor uns, und bedingt die ganze Methode der wiſſenſchaftlichen Forſchung. Humboldt nennt das Weltall einen Kosmos, d. i. Ordnung mit Schönheit gepaart; damit iſt Alles geſagt. Die innere Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit der einzelnen natürlichen Thatſachen und Erſcheinungen zu erkennen, den organiſchen Zu-

ſammenhang zwiſchen denſelben zu begreifen, das allgemeine Geſetz für dieſelben zu finden: dies iſt die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft, und in ihrer Erfüllung liegt die höchſte geiſtige Befriedigung und ein Genuß, der das größte äſthetiſche Vergnügen noch überbietet. Wenn wir die Nothwendigkeit erkennen, dann brauchen wir allerdings nicht nach den Zwecken zu fragen; ſie ſind ja ein Produkt der Nothwendigkeit, und je mannigfaltiger und reicher die Zwecke ſind, deſto einfacher und verſtändlicher iſt die Nothwendigkeit, welcher die Zwecke folgen müſſen.

Far West nennt die Theorie der Nothwendigkeit eine traurige und troſtloſe. Aber gerade wenn wir ſie auf die ſittliche Welt und ihre Probleme, auf die Kulturgeſchichte und ihre Erſcheinungen, anwenden, werden wir ihren großen Werth erkennen und aus ihr eine innere Befriedigung gewinnen, die keine andere Weltanſchauung uns zu geben vermag. Die Verhältniſſe des Lebens liegen um uns her ſo verwirrt und verſtimmt, daß wir uns unmöglich darin zurecht finden, daß wir unmöglich eine klare Einſicht darüber gewinnen können, wenn wir alle dieſe Verhältniſſe nicht auf ein beſtimmtes Maaß und Geſetz zurückführen. Im ſittlichen Leben nach den Zwecken zu ſuchen, wäre ein vergebliches Thun; unter tauſend und aber tauſend Zwecken würden wir doch nur einen finden, der wirklich die Sache erklärt, d. i. den Selbſtzweck, und dieſer iſt nichts weiter, wie die innere Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit alles deſſen, was iſt, einzuſehen: dies iſt die einzige Philoſophie, welche uns wahre Erkenntniß und Befriedigung verſchafft. In dieſer Beziehung iſt gewiß kein richtigeres Wort geſprochen, als der Hegel'ſche vielverdächtigte Satz: „Alles, was wirklich iſt, iſt vernünftig". Dieſe Vernünftigkeit nachzuweiſen, jede Thatſache und Erſcheinung des Lebens auf ihren eigenen Werth und ihren eigenen Gehalt zurückzuführen, ſie nicht im zweifelhaften Lichte äußerer Zwecke, ſondern im klaren Lichte der innern Nothwendigkeit zu ſehen: dies iſt allein Erkenntniß, dies iſt allein Wiſſenſchaft. Wer mag uns im Leben der Völker wie der einzelnen Menſchen die Frage: zu welchem Zwecke? beantworten? Dies iſt ein Räthſel, auf welches tauſend Antworten erfolgen können, von denen keine die richtige iſt. Wir ſehen Krieg und Unglücksfälle, Pauperismus und Verbrechen, große politiſche Fehler und ſociale Unregelmäßigkeiten, denen wir gewiß keine Zwecke beimeſſen können, wir müßten denn die teufliſche Anſicht der Theologen theilen, die von der Zuchtruthe der Vorſehung ſprechen. Aber alle dieſe Sachen ſind nothwendig; dieſe Nothwendigkeit läßt ſich erkennen, und durch dieſe Erkenntniß können wir ſie in ihren Motiven aufheben. Vor uns liegt das reiche Buch der Weltgeſchichte; wir ſehen, wie die einzelnen Entwickelungsſtufen der Völker und der geſammten Menſchheit aus einander nach ſtreng logiſchen Geſetzen hervorgehen, wie ſich am Baume der Menſchheit Blüthe an Blüthe drängt, und jede Blüthe, jedes Blatt das Bild des ganzen

Baumes zeigt, wie überhaupt das Leben der Geſchichte und der Menſchheit ein Organismus iſt, der an Regelmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit der Entwickelung dem Organismus der Natur, dem Kosmos, nicht im Mindeſten nachſteht. Dieſe Erkenntniß mag im Einzelnen und ſpeziell in Bezug auf die uns zunächſt liegenden Ereigniſſe nicht ganz vollſtändig ſein; der Zuſammenhang zwiſchen Grund und Folge mag uns oft entgehen: wenn nur im Allgemeinen unſere Weltanſchauung von dieſem Grundſatze der Nothwendigkeit ausgeht, ſo wird niemals die endliche Erkenntniß und Befriedigung fehlen. „Die Wahrheit wird uns frei machen" heißt das alte Wort, aber die Wahrheit beſteht in nichts Anderem, als in der Erkenntniß der Nothwendigkeit.

Nehmen wir das menſchliche Leben in ſeinen höchſten Gipfelpunkten, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo finden wir, daß beide keinen andern Zweck haben, als ſich ſelbſt. Die Wiſſenſchaft iſt um der Wiſſenſchaft, die Kunſt um der Kunſt willen da. Deßhalb ſagt man, die Wiſſenſchaft ſei Selbſtzweck.

Was iſt damit geſagt? Die Wiſſenſchaft und Kunſt ſollen nichts Anderes erfullen, als ihr eigenes Weſen; ſollen keinen andern Zwecken genügen, als ihren eigenen Zwecken, den Zwecken des Wahren und Schönen; ſie ſollen nichts Anderes darſtellen, als ſich ſelbſt. Dieſe Identität zwiſchen Mittel und Zweck iſt in dem innerſten Weſen der Wiſſenſchaft, wie der Kunſt begründet; iſt die innere Nothwendigkeit derſelben. Die Erkenntniß dieſer Nothwendigkeit in der moraliſchen Welt iſt die Tugend. Ein tugendhafter Menſch iſt derjenige, welcher die Idee der Menſchlichkeit in ſich verwirklicht. Er braucht dabei nicht über ſich und ſeine eigene Natur hinaus zu gehen. Treue gegen ſich ſelbſt und Verwirklichung ſeiner eigenen Natur genügt vollſtändig. Die Zwecke, denen er ſein Leben und Streben widmet, liegen in ſeiner eigenen Bruſt, bilden die Entfaltung ſeines eigenen Weſens, beſtehen in der Realiſirung ſeiner eigenen, humanen Natur, in welcher die Nothwendigkeit liegt, ſich zu entwickeln und im äußerlichen Leben darzuſtellen. In dieſer Beziehung iſt jeder einzelne Menſch ſelbſt ein Kunſtwerk, oder ſollte es doch wenigſtens ſein, nämlich ein Weſen, das ſein eigener Zweck iſt, und deſſen Fähigkeiten und Anlagen nur zur Veredelung ſeiner eigenen Natur beſtimmt ſind. Damit iſt aber die ganze Entwickelung des Menſchen als eine Entwickelung von Innen heraus bezeichnet, als eine im ganzen Weſen des Menſchen begründete Nothwendigkeit.

Iſt dieſe Nothwendigkeit nicht nur eine naturliche, ſondern eine durch den Gedanken und das Selbſtbewußtſein vermittelte, ſo nennen wir ſie Freiheit. Die Nothwendigkeit der Natur muß Gegenſtand unſerer Erkenntniß und unſeres Willens werden; dadurch wird ſie verſittlicht und vergeiſtigt. In jedem Akte der Freiheit iſt eine beſtimmte Nothwendigkeit vorhanden, aber dieſe Nothwendigkeit iſt keine äußere und von äußeren

Umſtänden abhängende, ſondern eine innere, aus der Natur des Menſchen ſelbſt hervorgehende. Nur der iſt frei, der das Geſetz ſeiner eigenen Organiſation begreift, und darnach handelt. Die Nothwendigkeit in der natürlichen Welt iſt eine unvermittelte, abſtrakte, gedankenloſe Nothwendigkeit; die Nothwendigkeit in der ſittlichen Welt iſt vermittelt durch den Gedanken und Willen, iſt conkret, d. i. mit vielen Beſtimmungen verſehen, und mit ihrem Gegenſatze, der Freiheit, behaftet. Das Selbſtbewußtſein bildet den Unterſchied zwiſchen der Nothwendigkeit und Freiheit, und zwiſchen der natürlichen und ſittlichen Welt, und erkennt man dieſen Unterſchied an, ſo iſt es mit dem einſeitigen Materialismus der Gegenwart gethan.

Verfolgen wir den Menſchen in ſeiner geiſtigen Entwickelung und ſeinem moraliſchen Handeln, ſo werden wir immer ſehen, daß, wenn er gut und richtig handelt, er ſich nicht von Zwecken, die vor ihm liegen, ſondern von Gründen, welche hinter ihm liegen, beſtimmen läßt. Diejenigen Leute, welche ſich von den Zwecken leiten laſſen, werden wir immer oberflächlich und unconſequent finden. Denn die Zwecke ſind ſo vielſeitig, daß ſie den Menſchen nothwendig verwirren müſſen. Nach den Zwecken ſein Handeln beſtimmen, wird immer mehr oder weniger Jeſuitismus ſein. Sehen wir uns z. B. in der Politik um. Laſſen wir uns hier von beliebigen Zwecken, welche wir erlangen wollen, leiten, ſo ſind wir ganz von äußeren Umſtänden und Verhältniſſen, die wir zur Erreichung unſerer Zwecke benützen müſſen, abhängig; laſſen wir uns dagegen von innern Gründen leiten, ſo haben wir einen feſten Punkt in den Verwirrungen der Politik, und einen Halt gegen die Erſcheinungen des Lebens gewonnen. Die tägliche Erfahrung zeigt uns den Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Sorten von Politikern; man kann die hauptſächlichſten Differenzen in der Politik auf dieſen Unterſchied zurückführen.

Der Gedanke, das ganze Leben der Natur und der Menſchheit als die Darſtellung einer ewigen Nothwendigkeit und die Entwickelung beſtimmter Geſetze aufzufaſſen, entbehrt gewiß nicht der Großartigkeit, ſelbſt wenn er nur als Axiom aufgeſtellt wird, und ſich im Einzelnen nicht immer beweiſen läßt. Er iſt das Fundament jeglicher wiſſenſchaftlicher Erkenntniß der Welt. Er iſt die Baſis der modernen Weltanſchauung. Die Zwecktheorie iſt durch und durch religiös, denn ſie weiſt immer über die vorliegenden Thatſachen hinaus in ein Jenſeits; die Nothwendigkeitstheorie iſt durch und durch materialiſtiſch, denn ſie hat kein anderes Material und Objekt, keine andere Rückſicht und kein anderes Geſetz, als die Thatſachen ſelbſt.

Amerikaniſche Politik.

Es iſt gerade nicht die angenehmſte Beſchäftigung, von Zeit zu Zeit einen Rückblick auf die amerikaniſche Politik zu werfen, denn man findet Verſtimmungen und Verwirrungen, Fehler und Mißbräuche, Einſeitigkeiten und Abneigungen, welche durchaus nicht zu dem Gegenſtande ſelbſt und deſſen Bedeutung paſſen. Wenn jemals ein Volk unter günſtigen Umſtänden in die Weltgeſchichte getreten iſt, und alle Bedingungen einer ſchnellen, mächtigen Entwickelung um ſich verſammelt hat, ſo iſt es das amerikaniſche Volk, falls man überhaupt den nationalen Verſchiedenheiten und der politiſchen Verfaſſung nach von einem amerikaniſchen Volke reden kann. Im unbeſtrittenen Beſitze eines ungeheuren Territoriums, das mit allen Reichthümern der Natur ausgerüſtet iſt, unter den verſchiedenſten Klimaten, die eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Produktion geſtatten, aus den intelligenteſten Völkern der Erde abſtammend und ſich jedes Jahr durch die Emigration derſelben rekrutirend, endlich mit einer vollſtändig biegſamen und elaſtiſchen politiſchen Verfaſſung, welche ſich willig den jedesmaligen Bedürfniſſen und Intereſſen des Volkes anbequemt: ſo iſt das Volk der Ver. Staaten in den Stand geſetzt, eine Entwickelung, zu der die früheren Weltreiche einige Jahrhunderte voll Krieg und Betriebſamkeit gebrauchten, in unverhältnißmäßig kurzer Zeit durchzumachen. Zu dieſen günſtigen natürlichen und politiſchen Bedingungen kam noch eine ſehr brauchbare Kulturperiode voller nutzlicher Erfindungen und Entdeckungen hinzu; der Dampf verſtattete den Gebrauch aller natürlichen Hilfsmittel dieſes weiten Landes, und die Vermehrung der Verkehrsmittel durch das Californier Gold hielt mit den Bedürfniſſen des geſteigerten Verkehres gleichen Schritt. Wo nur ein Bedürfniß in Amerika gefuhlt wird, drängen ſich die Verhältniſſe herbei, demſelben abzuhelfen; ja, man wartet oft das Bedürfniß nicht ab, ſondern arbeitet demſelben vor, und anticipirt Mühen und Arbeiten, welche man recht gut einem kommenden Geſchlechte überlaſſen könnte. Dieſe raſche Entfaltung aller materiellen Hülfsmittel dieſes Landes ſollte, ſo möchte man vermuthen, auch ihren Reflex in der politiſchen Geſchichte und Entwickelung haben; auch hier ſollte der raſche, kuhne, voranſtrebende Geiſt herrſchen, welcher in der materiellen Entwickelung dieſes Landes bemerkbar iſt. Aber merkwürdiger Weiſe iſt dies nicht der Fall. Es iſt eine Erſcheinung, für welche nicht allein und ausſchließlich die herrſchende Partei verantwortlich iſt, daß die amerikaniſche Politik einen langſamen, zögernden Gang geht, daß die conſervativen, ſelbſt reaktionären Elemente in derſelben ſich der Majoritäten und der Herrſchaft erfreuen, und daß ſelbſt die Fortſchrittselemente höchſtens einige halbe und lahme Reformen von ſehr zweideutigem praktiſchem Nutzen befürworten, ſtatt wirklich radikale Maaßregeln und Grundſätze zur Geltung

zu bringen. Dies bezieht ſich ſowohl auf die auswärtige, wie auf die innere Politik; es iſt in beiden Sphären nicht jene hinreißende, dämoniſche Gewalt zu finden, welche die erſten Zeiten der römiſchen Republik, das Zeitalter der muhamedaniſchen Eroberungen und ähnliche Erſcheinungen kennzeichnete, und die wir in der materiellen Entwickelung der Union im hohen Grade bemerken.

Der Grund davon liegt wohl zunächſt in dem politiſchen Syſtem der Dezentraliſation und Selbſtregierung, welches die Amerikaner vielleicht nicht mit Unrecht für die Bürgſchaft ihrer Freiheit halten. Die Kräfte des Volkes ſind auf ihre eigene Geltendmachung angewieſen, ſich ſelbſt überlaſſen, unter keine gemeinſame Leitung und Verpflichtung geſtellt.

Deßhalb können hier niemals ſolche maſſenhafte gewaltſame Wirkungen in der Politik bewerkſtelligt werden, wie in Europa und namentlich in Frankreich, wo die ganze Kraft der Nation an einem Punkte conzentrirt und einem Willen verfügbar iſt. Allerdings, wie in Europa das Centraliſationsſyſtem operirt, dies iſt gerade für Amerika keine Empfehlung, daſſelbe nachzuahmen; je mehr Macht ſich in den Regierungen anhäuft, deſto kraft- und markloſer wird das Volk und die öffentliche Meinung. Trotz dieſes abſchreckenden Beiſpiels, das uns namentlich Frankreich vorhält, iſt die Nothwendigkeit einer Kräftigung des Bundes und der Bundesgewalt und einer Centraliſation in manchen Zweigen der Verwaltung auch in Amerika erkannt worden; die alte Whigpartei und die jetzige republikaniſche Partei haben direkt und indirekt darauf hingearbeitet, und dieſes Beſtreben war ein nothwendiges Gegengewicht gegen die maaßloſen Tendenzen der demokratiſchen Partei in Bezug auf Volksſouverainität und Staatenrechte, welche die ganze Exiſtenz des Bundes aufzulockern drohte. Wie es denn aber eine durchgreifende Eigenthümlichkeit der amerikaniſchen Politik iſt, daß die einzelnen Parteien mehr von einzelnen Maaßregeln, wie von Grundſätzen und Syſtemen ausgehen, ſo wurde auch die Frage über das Maaß der Centraliſation nicht prinzipiell, ſondern nur in Bezug auf einzelne Maaßregeln verhandelt: die Differenzpunkte waren zur Zeit Jackſon's die Ver. Staatenbank, ſpäterhin und noch heute die inneren Verbeſſerungen, das Verhältniß des Bundes zu den Territorien, die Staatenrechte u. ſ. w. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſe Differenzen noch lange nicht erledigt werden, und daß der große Gegenſatz der beiden politiſchen Syſteme ſich noch auf manche politiſche Tagesfrage erſtrecken wird, bis daß eine beſtimmte Praxis und Theorie in dieſer Beziehung feſtgeſtellt ſein wird. Es läßt ſich ferner vorausſehen, daß mit der ſteigenden Bevölkerung der Union, mit ihrer veränderten Weltſtellung, mit ihrem ſteigenden Wohlſtand im Innern und dem ſteigenden Einfluſſe nach Außen, auch das Centraliſationsſyſtem immer mehr und mehr um ſich greifen wird. Schon jetzt ſieht man, obgleich die herrſchende Politik der Centraliſation durchaus

entgegen iſt, wie ſich die Macht des Bundes von Jahr zu Jahr vermehrt, und wie der Einfluß der Adminiſtration zunimmt. Im Laufe der nächſten Jahre werden noch eine Menge Fragen hinzukommen, welche dem Bunde neue Vollmachten und Verantwortlichkeiten übergeben, wie die Pacifikbahn, die Regelung der Territorial-Verhältniſſe, ſpeziell in Bezug auf Utah, Fragen der auswärtigen Politik u. ſ w. Dadurch wird das jetzige Syſtem, ohne gewaltſame Kataſtrophen herbeizuführen, weſentlich geändert werden, wir hoffen, zum Vortheil der gemeinſamen Ordnung, nicht zum Nachtheil der individuellen Freiheit.

Ueberhaupt ergeben ſich die Veränderungen in der amerikaniſchen Politik durch die Verhältniſſe, nicht durch die Meinungen. Mit politiſchen Syſtemen und Theorien kann man hier wenig ausrichten, aber der Einfluß der materiellen Verhältniſſe beherrſcht die ganze Politik. Dies iſt eine Bemerkung, welche uns Vertrauen auf die friedliche, normale Entwickelung der amerikaniſchen Verhältniſſe einflößen muß. In der That, die vielfachen Fehler und Verkehrtheiten in der amerikaniſchen Politik werden durch die Thatſachen corrigirt, und wenn man meint, daß die Einſeitigkeiten der Parteien ſich in unlösbaren Widerſprüchen feſtgerannt hätten, ſo findet man auf einmal die Verlegenheiten durch den natürlichen Lauf der Dinge wieder geordnet.

Die jetzige Phaſe der amerikaniſchen Politik iſt ein Beweis dafür. Mit der Wahl Buchanan's mußte man ernſthafte Befürchtungen für die Zukunft Amerika's verbinden. Alles ſah darnach aus, daß die Union in ſchwere innere Kämpfe und Kataſtrophen verwickelt werden würde. Die Cincinnati Convention erklärte ihre unbedingte Zuſtimmung zu der Adminiſtration von Pierce, welche von der bei Weitem großen Mehrheit des amerikaniſchen Volkes längſt verurtheilt war, und mußte dadurch die allgemeine Befürchtung erwecken, als ſolle die Adminiſtration Buchanan's eine entſchiedene und conſequente Durchführung der halben und ſchwankenden Proſklavereipolitik der vorigen Verwaltung ſein. Die Perſönlichkeit Buchanan's that das Ihrige dazu, um dieſe Befürchtung zu verſtärken. Immer ein ſtreng conſervativer, wenn nicht gar reaktionärer Politiker, mehr eingeweiht in die Schliche und Kniffe der europäiſchen Diplomatie, als in die Geheimniſſe einer wahren republikaniſchen Staatsverfaſſung, ein ausdauernder und erprobter Freund ſüdlicher Inſtitutionen, bot die Perſönlichkeit Buchanan's, wie der ganze Charakter der demokratiſchen Partei ſeit der Nebraskabill, der Sklaverei alle, der Freiheit gar keine Garantien. Dazu kam noch die Theilnahme Buchanan's an dem berüchtigten Oſtende Manifeſte, wodurch ſich derſelbe ſeinen Platz an dem äußerſten rechten Flügel der Ultra-Proſclaverei- Flibuſterei- und Grenzbanditen Politik anwies. Was konnte man unter dieſen Auſpizien erwarten? Die große Mehrheit des Volkes der nördlichen Staaten verdammte die

Partei der Nebraskabill und der Verſclavung der Territorien auf das entſchiedenſte und leidenſchaftlichſte, und man konnte vorausſehen, daß, würde Buchanan auf dem Wege des Pierce-Adminiſtration, der Cincinnati Platform und des Oſtende Manifeſtes fortſchreiten, daß dann ein prinzipieller Bruch in der Union ſich ergeben würde.

Dieſe Befürchtungen haben ſich bis ietzt noch nicht realiſirt, und werden ſich auch nicht realiſiren, nach der gegenwärtigen Situation zu urtheilen. Die Wolken am politiſchen Horizont haben ſich ziemlich verzogen. Die Freiheit von Kanſas und deſſen Aufnahme in die Union als freier Staat iſt kaum nur noch eine Frage der Zeit; ſchon wirken die Freiheitsbeſtrebungen in Kanſas und Nebraska auf Miſſouri zurück, und anſtatt daß Miſſouri Sklaverei nach Kanſas verpflanzt, ſieht es ietzt die Unmöglichkeit ein, Sklaverei im eigenen Lande zu behalten. Die Expedition Walker's nach Nicaragua und die damit verbundenen Pläne in Central-Amerika ſind elend geſcheitert, und die demokratiſche Partei wagt nicht einmal, einen Theil der Verantwortlichkeit dafür auf ſich zu nehmen.

An die Annexation Cuba's, an eine Einmiſchung in die Angelegenheiten der mexikaniſchen Republik und alle iene Projekte eines zweideutigen „Manifeſt deſtiny" wird nicht mehr gedacht. Während die Entſcheidung im Dred Scott Falle die Rechte der nördlichen Staaten und die Souverainität derſelben mit einem Federſtriche zu vernichten drohte, traten die größeren nördlichen Staaten mit einem legalen Proteſte dieſen Uebergriffen entgegen, und die öffentliche Meinung jubelte ihnen Beifall zu. Ja, die demokratiſche Partei ſelbſt muß ihrer Lieblingstheorie, der Squatter-Souverainität in den Territorien, entſagen: ſchon marſchirten Ver. Staaten Truppen nach Utah, um den Mormonen zu zeigen, daß der Bund der Ver. Staaten allerdings das Recht beſitzt, die Territorien nach republikaniſchen Grundſätzen zu verwalten nnd eine Verletzung der republikaniſchen Inſtitutionen und eine Verhöhnung der Autorität der Ver. Staaten zu beſtrafen.

So ſehen wir in der großen nationalen Politik, wie ſpeziell in den politiſchen Verhältniſſen unſeres Staates, ein Aufgeben der ultrademokratiſchen, anarchiſchen Tendenzen und der progreſſiven Sklaverei-Politik. Die größten Gefahren für die Zukunft der Union ſind vorüber. Mineſota klopft als freier Staat an die Pforten der Union, Nebraska, Oregon werden folgen; Kanſas wird ſich für die Freiheit erklären, und Utah von ſeinem großen ſocialen und moraliſchen Schandfleck gereinigt werden. Im Jahre 1860 wird der neue Zenſus die Zahl der Repräſentanten und Elektoren in den weſtlichen Staaten nahezu verdoppeln, und dadurch iſt der Süden mit ſeinem eigenthümlichen Inſtitute in einer hoffnungsloſen Minorität. Die Pacifikbahn wird die Cultur weſtlich tragen und ein eiſer-

nes Band um alle Theile der Union ſchlingen. Dieſe Thatſachen ſtehen feſt. Wem haben wir dieſelben zu verdanken?

Die demokratiſchen Blätter nehmen dieſen Dank für ſich in Anſpruch. Sie triumphiren über die Mäßigung und Vorſicht der gegenwärtigen Adminiſtration. Aber wir behaupten, daß nicht durch die demokratiſche Partei, ſondern trotz derſelben, die Veränderungen in der Politik bewerkſtelligt ſind. Man ſieht daran, daß in Amerika keine Partei, ſelbſt nicht eine ſo große, mächtige Partei, wie die, welche Buchanan erwählte, auf die Dauer einen Kampf gegen die öffentliche Meinung führen kann. Die demokratiſche Partei hat im letzten Wahlkampfe geſiegt, aber der Sieg erfolgte unter ſolchen Verhältniſſen, daß jeder einſichtsvolle Mann einſehen mußte, daß ein Verlaſſen des betretenen Weges die einzige Möglichkeit der Rettung für die Partei ſei. Im Momente des Sieges ſah man die Nothwendigkeit ein, nachzugeben. Die große, kraftvolle Oppoſition, die ſich um den Namen Fremont verſammelt hatte, zeigte der demokratiſchen Partei die Nothwendigkeit eines Rückzuges Sie hat dieſer Nothwendigkeit gehorcht, und die gegenwärtige Situation iſt als ein Sieg der öffentlichen Meinung über den Parteifanatismus zu betrachten. Die republikaniſchen Ideen haben einen Triumph errungen, welcher den Triumph der republikaniſchen Partei zur Folge haben wird. Wenn wir auf dieſe Weiſe den ruhigen, naturgemäßen Verlauf der amerikaniſchen Entwickelung vorausſehen, ſo iſt dies nicht gerade eine Billigung der gegenwärtigen politiſchen Situation, welche wirklich einen höchſt unerfreulichen Anblick bietet, und ſehr reich an Verwirrungen und Verſtimmungen iſt. Von der herrſchenden demokratiſchen Partei wollen wir gar nicht reden; dieſe altersgrauen, vorſichtigen, conſervativen Männer, welche gegenwärtig der Verwaltung der Bundesangelegenheiten vorſtehen, ſcheinen eher nach China zu paſſen, als in dieſe junge, friſche Republik, welche von jungen, friſchen, ſtrebenden Männern geleitet werden ſollte. Wir werden mit dieſen Leuten am beſten zufrieden ſein, wenn ſie der ultrademokratiſchen Theorie der Dezentraliſation und Nichtintervention treu bleiben, und ſo wenig, wie möglich, von ſich hören laſſen. Die traurige amerikaniſche Partei ferner iſt nur in ſo ferne von Intereſſe, als ihre Exiſtenz zeigt, wie gründlich man in Amerika den Charakter und das Weſen dieſer Republik und ihre hiſtoriſche Beſtimmung verkennt. Aber ſelbſt die republikaniſche Partei, der wir Deutſche am nächſten ſtehen, und innerhalb deren wir unſere Anſichten und Beſtrebungen durchzuſetzen hoffen, beſitzt nicht die Entſchiedenheit, Charakterfeſtigkeit und Conſequenz, welche wir von den Bekennern republikaniſcher Prinzipien erwarten. Schon die Platform des vorjährigen Wahlkampfes litt an weſentlichen Mängeln; wir haben ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht, daß zwei weſentliche Punkte in der republikaniſchen Platform fehlten, die Oppoſition gegen das Sklavenauslieferungsgeſetz

und die Agrarreform. Daß namentlich der letztere Punkt so vollständig aus der amerikaniſchen Politik und der öffentlichen Discuſſion verſchwunden, iſt im Intereſſe des Landes, wie der republikaniſchen Partei zu bedauern. Es wird eben keine Partei einen Erfolg haben, welche nicht die Richtung, welche ſie vertritt, conſequent und nach allen Seiten hin feſthält; bricht eine Partei ihren Beſtrebungen ſelbſt die Spitze ab, ſo gibt ſie ſich ſchon vor der Entſcheidung verloren. Nichts kann unpolitiſcher ſein, als dem Gegner vor Ausgang des Kampfes Conzeſſionen zu machen; man muß eben alle Waffen brauchen, die zu Gebote ſtehen. Zu dieſen prinzipiellen Inconſequenzen der republikaniſchen Partei nun kamen die Fuſionsverſuche mit der amerikaniſchen Partei in Pennſylvanien und Indiana, welche die Niederlage Fremont's nach ſich zogen. Dieſe Niederlage war in ſofern ehrenvoll für die republikaniſche Partei, daß die letztere eine ſtarke Oppoſition zeigte, die intelligenteſten und blühendſten Staaten auf ihrer Seite hatte, und daß die Niederlage ſelbſt ohne Murren und ohne Verzweiflung ertragen wurde. Ueberhaupt wiſſen wir nicht, ob der republikaniſchen Partei nicht die Niederlage mehr genützt hat, als der Sieg. Der Sieg hätte dieſer noch ſo unreifen und aus den verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzten Partei wahrſcheinlich eine zu ſchwere Aufgabe gebracht; die Niederlage enthielt eine ſehr gute Lehre für die Partei in ſich, nämlich, jedes Kompromiß mit zweideutigen Freunden abzulehnen, und lediglich ſich auf die echten republikaniſchen Prinzipien zu ſtützen. Wo immer nur die republikaniſche Partei mit dem Nativismus und der ſogenannten amerikaniſchen Partei coquettirt hat, wurde ſie beſiegt; dieſe Thatſache ſollte denn doch noch in lebhafter Erinnerung ſein. Trotzdem geben ſich in der letzten Zeit in der republikaniſchen Partei wieder Neigungen kund, eine ſolch thörichte und prinzipienloſe Combination zu verſuchen; wir würden darin ein vollſtändiges Aufgeben der Partei und ihrer Prinzipien ſehen. Wir glauben vorerſt nicht an dieſe Fuſion, aber in demſelben Momente, daß ſie eintritt, müßte und würde ſich eine neue Partei bilden, eine wahre, echte Fortſchrittspartei. Denn die Elemente dazu ſind zahlreich vorhanden, und das Bedürfniß, die Nothwendigkeit, unabläugbar.

Dies ſind die beiden gefährlichen Klippen, welche zu vermeiden ſind: die Proſclaverei- und die nativiſtiſche Tendenz. Dazu kommen noch die religiöſen Einſeitigkeiten, Jeſuitismus und Puritanismus. Die Partei der Zukunft wird ſich von dieſen Sachen frei halten müſſen. Wir Deutſche haben alle Veranlaſſung, unſeren Einfluß in der Politik ſo zu benutzen, daß eine Partei entſteht, oder daß die republikaniſche Partei ſich ſo bildet und fortentwickelt, daß ſie frei von den hier bezeichneten Mängeln iſt. Wir wollen keine deutſche Platform und keine deutſche Partei, aber glauben, daß über dieſe Punkte keine Meinungsverſchiedenheit ſtattfinden kann, und

wünſchen, daß auf dieſe Grundlage ſich das freie, deutſche Element in allen Städten und Staaten verſammeln möge. Denn es iſt doch einmal an der Zeit, daß das deutſche Element einig wird und vereint handelt.

Das Project einer deutſchen Univerſität.

Es gibt gewiſſe Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe, welche nicht oft und nachdrücklich genug behandelt werden können, und mit denen man das Publikum und die öffentliche Meinung immer auf's Neue vertraut machen muß, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich zu wiederholen und langweilig zu werden. Dies iſt der Fall mit dem Projekte einer deutſchen Hochſchule. Wenn wir heute darauf zurückkommen, wollen wir das Thema verallgemeinern, und ſtatt einer deutſchen Hochſchule, wie ſie von Vielen proponirt iſt, eine allgemeine, internationale, kosmopolitiſche Hochſchule befürworten, welche eine wirkliche „Univerſität" der Wiſſenſchaften iſt, und eine Vereinigung aller Wiſſenſchaften, welche gegenwärtig das Leben der Menſchheit bewegen, und den Gehalt menſchlicher Civiliſation bilden, zu Stande bringt. Wenige Tage ſind verfloſſen, ſeitdem wir den einundachtzigſten Jahrestag der politiſchen Unabhängigkeit dieſes Landes gefeiert haben; es iſt nothwendig, die Unabhängigkeit dieſes Landes in Bezug auf die Kultur und Wiſſenſchaft anzubahnen. In Amerika ſind viele Bedingungen und Verhältniſſe gegeben, welche eine ſolche internationale Univerſität mögli ch machen; es ſind alle Verhältniſſe gegeben, die ſie nothwendig machen. Die Bevölkerung dieſes Landes, die aus allen intelligenten und kulturhiſtoriſchen Völkern der Erde zuſammengeſetzt iſt, der es verſtatet iſt, alle Reichthümer der Natur, alle Vortheile der hiſtoriſchen Entwickelung zu benützen, welche die letzte und oberſte Stufe der ganzen Geſchichte des Menſchengeſchlechtes bildet, und als Baſis dieſer Entwickelung die Erfahrungen vieler Jahrhunderte und das Beiſpiel der größten Nationen des Alterthums und der neuen Zeit vor ſich hat: eine ſolche Bevölkerung ſollte auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſich als die Avantgarde der Kultur und als den Höhenpunkt menſchlicher Civiliſation betrachten. Wenn die Wiſſenſchaft, obgleich ſie univerſell iſt, wie das Licht und die Luft, in Deutſchland dieſen, in England jenen Character zeigt, und in Frankreich, in Italien, in Holland, in Oeſterreich, in Rußland, überall eine nationale Färbung annimmt, welche das Studium der

europäiſchen Literaturgeſchichten ſo ungemein intereſſant macht: ſo ſollte ſie in Amerika, dem Lande ohne nationale Baſis und Färbung, dem Lande der allgemeinen Menſchenrechte und des Kosmopolitismus, jenen erhabenen, univerſellen Charakter gewinnen, welcher die eigentliche Natur der Wiſſenſchaft iſt. Befreit von den Schranken einer beſtimmten Sprache, Philoſophie, Religion, Nationalität, ſollte gerade die Wiſſenſchaft ebenſo, wie die Politik, in dieſer großen Republik, eine Bedeutung haben, univerſell, wie die Menſchheit ſelbſt und deren Geſetz, die Humanität. Seitdem Humboldt das große Wort ausgeſprochen hat, daß die Welt ein „Kosmos" ſei, muß auch die Wiſſenſchaft von der Welt als ein „Kosmos" betrachtet werden, d. i. als eine organiſche Vereinigung aller wiſſenſchaftlichen Disciplinen, die ſich gegenſeitig unterſtützen, ihre Reſultate und Beobachtungen mit einander austauſchen, und auf einer gemeinſamen Baſis gemeinſame Zwecke erreichen. Die großen Probleme in humaner Beziehung, welche die Stifter dieſer Republik im Auge gehabt haben, laſſen ſich in wiſſenſchaftlicher Beziehung noch eher erreichen, als in politiſcher; und die Union kann ihre hiſtoriſche Miſſion und ihren Vorrang vor den alten und veralteten Staaten Europa's nicht beſſer behaupten, als indem ſie auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung den Pionier der Civiliſation bildet.

Man glaube nicht, daß dies utopiſche Wünſche ſind. Wenn auch jetzt Amerika, was wiſſenſchaftliche Forſchungen, Anſtalten und Reſultate anbetrifft, ſich noch nicht mit Europa meſſen kann, ſo bedarf es doch nur einer Entſchließung dieſer großen Nation, und die wiſſenſchaftlichen Kräfte von Europa ſtehen ihr zu Gebote. Amerika kann den Ueberſchuß der geiſtigen Kräfte Europa's importiren; es kann noch mehr; es kann eine Weiterbildung und Fortentwickelung der Wiſſenſchaft einleiten, welche in Europa unter dem Drucke hierarchiſcher und despotiſcher Verhältniſſe nicht möglich iſt. Für den Beobachter der Natur, wie für den Beobachter ſocialer und politiſcher Zuſtände bietet Amerika ein unerſchöpfliches Material, das unter einer wiſſenſchaftlichen Behandlung die größten Reſultate bringen könnte. In Europa laſſen die Hierarchie und der Despotismus die Wiſſenſchaften nicht zu ihren letzten Reſultaten kommen; der Philoſophie werden ihre Conſequenzen verweigert; das Recht beſteht nicht aus lebendigen Prinzipien, ſondern aus todten Ueberlieferungen; und ſelbſt die Naturwiſſenſchaften ſind an der Grenze angelangt, wo die Bürokratie und das Pfaffenthum ſagen: bis hierher und nicht weiter. Die wahre Wiſſenſchaft iſt in Europa geächtet; es iſt die Pflicht Amerika's, ihr, wie jedem Unterdrückten, eine Heimath zu gewähren. Durch eine Importation europäiſcher Wiſſenſchaft wird man ein Gegengewicht gewinnen gegen die Importation der oft ungebildeten Maſſen, welche Europa herüber wirft, und welche dem ängſtlichen Amerikaner ſo große Beſorgniſſe machen. Das wäre gewiß das beſte Mittel gegen jede Art von Nativismus.

Allerdings, eine Univerſität, wie wir ſie projektiren, würde eine Menge intellectueller und materieller Mittel erfordern. Sie müßte alle Wiſſenſchaften vertreten; von den Naturwiſſenſchaften und der Mathematik als Baſis an bis zu den höchſten Gebieten des Rechtes, der Moral, der Aeſthetik u. ſ. w. Sie müßte ferner dem doppelten Zwecke gewidmet ſein, einmal die Wiſſenſchaft zu verbreiten, zweitens die Wiſſenſchaft fortzuentwickeln. Ferner müßte ſie nicht an die Grenzen irgend einer Sprache gebunden ſein; in Amerika werden viele Sprachen geſprochen, und ſoll die Univerſität ihren univerſellen cosmopolitiſchen Charakter bewahren, muß die Sprache jedes civiliſirten Volkes hier berechtigt ſein. Unnöthig iſt es wohl, zu bemerken, daß auf einer ſolchen Univerſität kein anderes Geſetz gelten kann, als die Wiſſenſchaft ſelbſt, daß Schrift und Lehre vollſtändig frei ſein müſſen, und man den Forſchern erlaubt, die letzten Conſequenzen ihrer Wiſſenſchaft zu ziehen. Eine ſolche Univerſität würde die ganze Cultur dieſes Landes und des Jahrhunderts ſicher ſtellen und fortentwickeln.

Die Wirkung, welche eine ſolche Centraliſation der Wiſſenſchaft ſpeziell auf das ganze nationale Schulſyſtem haben würde, läßt ſich nicht hoch genug anſchlagen. Das nationale Schulſyſtem, dem man in Amerika ſo viele Aufmerkſamkeit und materielle Mittel widmet, würde dadurch eine feſte Baſis, eine ſichere Zufuhr wiſſenſchaftlicher Lehrkräfte, Einheit und Syſtem gewinnen. Ohne dieſe höchſte Spitze des Schulſyſtems kann man von einem nationalen Schulſyſtem wohl nicht füglich reden. Nun, über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer ſolchen Anſtalt iſt wohl kein Wort weiter zu ſagen. Aber etwas Anderes iſt es mit dem Koſtenpunkte. Zu einer ſolchen Anſtalt gehören bedeutende materielle Mittel. Wie ſind ſie zu beſchaffen? Wir denken, wenn die europäiſchen Nationen Hunderte von Millionen für einen nutzloſen Krieg ausgeben, kann die amerikaniſche Nation, reicher, wie alle andern Völker der Erde, auch wohl für ein ſolch nothwendiges Inſtitut einige Millionen hergeben. Am einfachſten wäre eine Kongreßverwilligung für dieſen Zweck, und wir glauben, daß die Conſtitution kein Verbot für Ausgaben zu nationalen Schulzwecken hat, obwohl gerade nichts ausdrücklich darüber beſtimmt iſt. Aber die wechſelnden Majoritäten im Kongreſſe, die häufigen Wechſel der politiſchen Richtung der Adminiſtration, vor Allem aber die allverbreitete Corruption, würde die Reinheit und Unabhängigkeit der Univerſität vielleicht beeinträchtigen. Sie würde von den politiſchen Parteien influenzirt werden, und dadurch an ihrer hohen Bedeutung verlieren. Ein einzelner Staat wird wohl kaum in der Lage ſein, das Projekt in dem von uns angedeuteten Umfange verwirklichen zu können. Eine Vereinigung mehrerer Staaten zu dieſem Zwecke möchte vielleicht das Gerathenſte ſein. Oder man könnte ſich am Ende blos auf private Hülfe verlaſſen. In einem Lande, wo das Smithſonian Inſtitut, das Girard College, das Dudley Obſervatory in Albany,

die Detroit Sternwarte in Ann Arbor, vor Allem aber die Aſtor Bibliothek und ähnliche großartige Anſtalten aus Privatmitteln geſtiftet ſind, kann man von dem Gemeinſinn und der Liberalität der Bürger Alles erwarten. Um den großen Zweck zu erreichen, bedarf es unſerer Anſicht nach nur eines Anknüpfungspunktes, von dem aus die öffentliche Meinung für das Projekt gewonnen wird. Iſt einmal ein Anfang da, von dem aus die Agitation für das Projekt ſyſtematiſch betrieben wird, ſo werden ſich gewiß bald die nöthigen Mittel durch die Vereinigung ſtaatlicher und privater Schenkungen zuſammenfinden. Die öffentliche Meinung wird ſehr bald für das Projekt gewonnen werden können, und damit iſt Alles gewonnen. In Amerika ſcheut man ſich nicht, Geld, ſehr viel Geld für Schulzwecke auszugeben; man kennt hier den alten, nationalökonomiſchen Satz, daß man kein Geld zu viel für Schulzwecke ausgeben kann; ſollten nicht auch für dieſen Zweck, deſſen Bedeutung man nicht hoch genug anſchlagen kann, ſich die nöthigen Mittel zuſammenfinden?

Jeder, der den Gang der Ereigniſſe und der öffentlichen Meinung in Amerika beobachtet, wird uns Recht geben, wenn wir eine Reinigung der öffentlichen Meinung, eine Belebung des Rechtsbewußtſeins, eine Klärung des Volkscharakters für dringend nothwendig halten. Der Humbug herrſcht im geſelligen und geſchäftlichen, die Corruption im politiſchen Leben. Es iſt nothwendig, Ideen in das Volk zu bringen. Es iſt nothwendig, den Geſetzgebern und den Wählern die Quellen des Rechtes zu eröffnen. Wir ſehen an einer Menge von unpraktiſchen und unbrauchbaren Geſetzen, wohin der Mangel an einer eigentlichen Rechtswiſſenſchaft führt. Wie mit dem Rechtsbewußtſein, ſo geht es mit allen andern wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Bedürfniſſen des Volkes. Man muß den Adel und die Majeſtät des Volkes herſtellen, und dies geht nur durch die Wiſſenſchaft und Kunſt. Man darf immer noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß auch Amerika ſeine echte republikaniſche Rolle, nach Vorbild der antiken Republiken, als Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften, ſpielen wird, eine Rolle, zu welcher alle materiellen Bedingungen gegeben ſind.

Wir wiſſen, daß dieß Thema intelligenten amerikaniſchen Schul- und Staatsmännern nicht ſo fern liegt, wie Manche glauben. Möge doch die amerikaniſche Preſſe dieſes Thema nicht von ſich abweiſen! In den Verſtimmungen und Verwirrungen der amerikaniſchen Politik iſt es gewiß äußerſt erfreulich und wohlthätig, ein Thema zu finden, auf dem alle Parteien ſich einigen können und alle humanen Anſichten übereinſtimmen. Was uns heute noch als ein frommer Wunſch erſcheint, wird vielleicht im Kurzen ſchon in Erfüllung gehen; ſind nur einmal ein Dutzend einflußreiche Leute für dieſen Plan gewonnen, ſo werden ſich ſchon die Mittel finden, ihn auszuführen.

Wir möchten uns folgenden Vorſchlag erlauben. Man möge zunächſt dies Projekt der allſeitigen öffentlichen Beſprechung übergeben; iſt auf dieſe Weiſe die öffentliche Meinung mit dem Plane vertraut geworden, ſo wird ſich wohl eine Anzahl von Schul- und Staatsmännern finden, welche in Verbindung mit philanthropiſchen Kapitaliſten oder einflußreichen Politikern den Plan in's Leben rufen können. Es ſind ſchon ſo manche edle Zwecke auf ähnliche Weiſe erfüllt worden, daß wir auch dieſes nützliche, große, bedeutende Unternehmen der öffentlichen Meinung anempfehlen dürfen, ohne uns durch übertriebene Wünſche und Hoffnungen zu diskreditiren.

In Betreff der „Atlantis".

Die Herren Agenten und Abonnenten der „Atlantis" werden darauf aufmerkſam gemacht, daß mit dieſer Nummer ein neuer Band und ein neues Abonnement anfängt, und ebenſo dringend, wie höflich erſucht, ihre Zahlungen einzuſenden, widrigenfalls wir ohne Weiteres die Zuſendung ſiſtiren müſſen. Die Verluſte, die wir in der letzten Zeit erlitten haben, ſind groß genug, und wir wünſchen, nicht neue hinzuzufügen.

Wem einzelne Hefte nicht zugekommen ſein ſollten, möge ſich brieflich an die Expedition d. A. wenden, um ſie noch zu erhalten.

Herr Böhnlein in Detroit hat die Agentur übernommen, und ſind die Herren Abonnenten, die Hefte vermiſſen, gebeten, ihm die betreffenden Nummern anzugeben.

In New-Orleans iſt Herr Charles Fouché Agent der Atlantis; in St. Francisco die Herren Schleiden und Bauer.

Warnung. Wir ſind gezwungen, Herrn Ruediger in New York die Agentur für die Atlantis abzunehmen und zu erklären, daß wir von jetzt an ſeine Quittungen nicht mehr anerkennen. Diejenigen, welche bis zum heutigen Tage an ihn bezahlt haben, werden erſucht, falls wir nicht im Beſitze des Namens ſein ſollten, die Hefte unter Zuſendung der betreffenden Quittung zu reclamiren.

* * *

In den beiden erſten Bogen dieſes Heftes, die wir wegen Abweſenheit nicht ſelbſt corrigiren konnten, haben ſich manche Druck- und andere Fehler eingeſchlichen, welche wir zu corrigiren bitten. So iſt gleich das Motto auf der erſten Seite von Schiller, nicht von Goethe.

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 2.	August 1857.	Alte Folge, Bd. 9, Nr. 199—202.

Der Radikalismus und die deutsche Einigkeit.

Es iſt eine oft gemachte und ſchon trivial gewordene Bemerkung, daß, während die reaktionären und conſervativen Elemente feſt zuſammen halten, und eine beſtimmte Partei bilden, daß der Radikalismus uneinig nach allen Richtungen auseinander fährt, ſich ſelbſt unter einander bekämpft, und jeder gemeinſamen Leitung und Organiſation entbehrt. Namentlich im deutſchen Leben iſt dies der Fall. Wir haben dieſe Erfahrung während der Revolutionszeit in Deutſchland gemacht; wir machen ſie im amerikaniſchen Leben noch täglich. Alle Anſätze und Verſuche, um eine gemeinſame Organiſation des deutſchen Elementes zu bewerkſtelligen, welche von einem Theile der radikalen Preſſe gemacht wurden, blieben eben Verſuche auf dem Papiere, und wurden nicht einmal Verſuche in der Praxis. Vergebens war es, auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer ſolchen Organiſation aufmerkſam zu machen; jedes Wort, das darüber geſprochen wurde, war von vornherein in den Wind geſprochen. Nun, wenn wir trotzdem auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, ſo iſt es deßhalb, weil wir durch eine Unterſuchung der *Urſachen* dieſer Erſcheinung vielleicht die Mittel finden, derſelben zu begegnen.

Es iſt natürlich und ſelbſtverſtändlich, daß alle reaktionären Elemente zuſammenhalten und daß ſich in dieſen Kreiſen leicht Einigkeit herſtellen läßt, denn einmal haben dieſe Elemente einen beſtimmten poſitiven Boden und eine feſte hiſtoriſche Grundlage; dann auch gilt bei ihnen nicht der Geiſt der freien Forſchung und Kritik, der das Heerlager des Radikalismus auseinander ſprengt. Es gilt die Autorität ſtatt der Ueberzeugung; dieſe Autorität iſt das charakteriſtiſche Zeichen jeglicher unfreien Partei. In der Politik gibt es etwas Aehnliches, wie das Dogma im Katholizismus; ein ſtarres Beharren bei dem Herkommen und eine willen- und gedankenloſe Unterordnung unter die Diktate der Partei, an welchen zu zweifeln für ein Verbrechen gehalten wird. So wechſelnd auch oft die Pro-

gramme und Maaßregeln der Parteien ſind, — wie wir dies namentlich in Amerika und ſpeziell bei der demokratiſchen Parkei geſehen haben, — die Servilität und Dienſtbarkeit, mit welcher die Maſſen gehorchen, bleibt immer dieſelbe. Es iſt ein ſehr bequemes, behagliches Ding, eine ſolche Politik zu haben; man braucht nicht nachzudenken, der Zweifel kümmert nicht; man iſt ſelbſt ſicher, nicht zu irren, die Partei iſt unfehlbar, wie ein Dogma, und die Autorität über allen Zweifel erhaben.

Das Weſen des Radikalismus beſteht nun eben in dem Wegfall, in der Negation jeglicher Autorität, jeglichen Dogma's. Radikal iſt derjenige, welcher nur ſeiner eigenen Einſicht und Ueberzeugung folgt, und kein anderes Geſetz über ſich anerkennt, als ſein eigenes Gewiſſen. Deßhalb müſſen je nach der Verſchiedenheit der geiſtigen Organiſationen und der auf ſie wirkenden natürlichen Einflüſſe die radikalen Elemente nach allen Seiten auseinanderſtrahlen, und je konkreter, beſtimmungsreicher, entwickelter dieſe Elemente ſind, d:ſto verſchiedenere Bahnen werden ſie wandeln, deſto eigenſinniger und eigenthümlicher ſich entwickeln. Dies iſt gerade der Reichthum und die Schönheit des Radikalismus, daß er eine Fulle von Beſtimmungen enthält, die, wie die Strahlen der Sonne von einem Mittelpunkte ausgehen und ſich wieder in einen Mittelpunkt verſammeln, nachdem ſie nach den verſchiedenſten Richtungen hin die Welt erleuchtet haben. Der Kampf der Meinungen, mag er mit noch ſo viel Heftigkeit und Erbitterung geführt werden, iſt immer intereſſanter, nützlicher, als die todte Ruhe des Dogma's und der Autorität, und es iſt viel beſſer, keine Partei zu haben, und iſolirt gegen den Strom des Lebens zu ſchwimmen, als ſich der behaglichen Ruhe des Philiſters zu erfreuen. Die reaktionären Leute kennen ihren Weg; er iſt mit den Leichenſteinen der Freiheit bezeichnet; ſie können nicht irren; aber der Weg in die Zukunft iſt noch nicht gebahnt; die Pioniere der Civiliſation dringen vor; ſie ſuchen hier, ſie ſuchen dort, ſie dringen vor, ſie irren oft, aber jeder Irrthum zeigt der Wahrheit den Weg.

Radikalismus iſt Individualismus, iſt Selbſtregierung in ſittlicher Beziehung, die Moral der republikaniſchen Inſtitutionen. Seine einzige Baſis iſt Erkenntniß, Selbſtbewußtſein, Ueberzeugung. Ein radikaler Menſch wird ſich bei Beurtheilung der äußeren Verhältniſſe oft in denſelben irren, niemals aber wird er an ſich ſelbſt irre werden. Er wird ſeiner eigenen Natur treu ſein, und da eben in der Natur nichts einander gleich iſt, und ſogar jedes Baumblatt ſich von den andern unterſcheidet, ſo iſt natürlich in der menſchlichen Natur noch eine größere Varietät vorhanden, und jedes Individuum hat ſeine charakteriſtiſchen Merkmale, die ſich eben in dieſer Weiſe und in dieſem Zuſammenhange bei keinem andern Menſchen wiederfinden. In dieſer Beziehung iſt Radikalismus Originalität.

Die Wiſſenſchaft iſt radikal, wenn ſie gar kein anderes Geſetz kennt, als ihr eigenes; ſie iſt radikal, wenn ſie ſich in jedem Augenblicke ihrer Forſchungen kritiſch verhält, und ihre Beweiſe prüft; ſie iſt radikal, wenn ſie ihre Methode ſelbſt unterſucht, und ihrer eigenen Folgerungen Schlüſſe und Urtheile wiſſenſchaftlich behandelt. Jede Wiſſenſchaft wird durch dieſe radikale Behandlung zur Philoſophie, zur Wiſſenſchaft vom Denken ſelbſt, abgeſehen von den Objekten des Denkens.

Auch die Kunſt kann radikal werden. Sie iſt es dann, wenn ſie keinen andern Zwecken dient, als den Geſetzen der Kunſt. Sie iſt radikal, wenn der Künſtler nicht aus Inſtinkt, nicht aus Phantaſie, ſondern aus klarer Erkenntniß der Regeln ſeiner Kunſt handelt. Sie iſt radikal, wenn der Künſtler keine andere Rückſicht kennt, als die Wahrheit und Schönheit ſeines Objektes.

Wir ſehen, daß die Wiſſenſchaften, ebenſo wie das ganze Leben der Menſchheit, ſich immer mehr und mehr ſpezialiſiren, ihren Bau und Organismus vervollſtändigen, ihre Methode ausarbeiten. Die Kritik geht mit der Beobachtung Hand in Hand, und es gibt keine Wiſſenſchaft mehr ohne Scepſis. Das „in verba jurare magistri“ das Nachbeten der Schule, die Unterordnung unter das Syſtem hat aufgehört; die Wiſſenſchaft, befreit von der Zwangsjacke dieſes oder jenes Syſtemes oder Dogma's, befreit von der Herrſchaft der Autorität, iſt flüſſig und lebendig geworden, und kennt kein anderes Geſetz, als ihr Objekt.

Das Leben der Menſchen wird der Wiſſenſchaft nachfolgen. Die religiöſen jenſeitigen Tendenzen werden verſchwinden, und der Zweck des menſchlichen Lebens wird nicht mehr im Himmel, ſondern auf der Erde ſein. Natürlich beſondern ſich auf dieſe Weiſe die Zwecke; es wenden ſich die Beſtrebungen den verſchiedenen praktiſchen Richtungen zu, ſo daß dadurch eine große Mannigfaltigkeit der Berufe, Anſichten und Thätigkeiten entſteht. Während früher eine gewiſſe Glaubensformel für Millionen von Menſchen bindend war, bilden ſich jetzt die meiſten Leute ihre eigene Weltanſchauung und haben den Eigenſinn einer ſelbſtſtändigen Meinung. Daher die vielen divergirenden und entgegengeſetzten Richtungen, die das Jahrhundert nach allen Richtungen hin durchkreuzen. Ueberhaupt beſteht alle menſchliche Entwickelung in der Beſonderung, in der Hervorhebung und Geltendmachung der Unterſchiede und Varietäten, in der Menge von Beſtimmungen und Eigenſchaften, welche ſich aus einer Perſönlichkeit, einem Gemeinweſen, Volke u. ſ. w. herausbilden. Je niedriger ein Volk ſteht, deſto weniger ſind die einzelnen Individualitäten und Varietäten verſchieden, ſowohl in körperlicher, als in geiſtiger Beziehung.

Wenn wir dieſes allgemein hiſtoriſche Geſetz nun ſpeziell auf die Gegenwart anwenden, auf dieſe Uebergangszeit, deren Anſchauungen und Ueberzeugungen erſt im Werden begriffen ſind, die nach dem Verluſt der

alten Götter und Dogmen, der alten Syſteme und Methoden, das Evangelium der neuen Zeit noch nicht gefunden hat: dann werden wir uns gewiß nicht mehr über die große Zerſplitterung und Zerfahrenheit der Anſichten und Ueberzeugungen wundern. In allen Gebieten der Wiſſenſchaft und des Lebens gähren neue Ideen hervor, die noch nicht abgeklärt ſind; tauſend Probleme tauchen auf, deren Zukunft ungewiß iſt; die Menſchheit irrt in der Wüſte umher, um das gelobte Land zu finden: kein Wunder, daß unter dieſen Umſtänden Jeder ſeinen eigenen Weg geht, und die Reformbeſtrebungen nach den verſchiedenſten Seiten hin auseinanderlaufen.

Für uns Deutſche in Amerika hat die Sache noch eine ganz andere Bedeutung. Aus unſern heimathlichen Verhältniſſen herausgeriſſen, in vielen Fällen auch dem heimiſchen Berufe entfremdet, ſind wir in einem Lande, deſſen Verſtändniß uns ungewöhnliche Schwierigkeiten darbietet. Jeder ſucht ſich an dem Platze, wo er ſteht, ſo gut wie möglich zurecht zu finden, und von dort aus der Verhältniſſe Meiſter zu werden. Daß in dieſer Lage ſich die verſchiedenſten Auffaſſungen des amerikaniſchen Lebens ergeben, daß die verſchiedenſten Beſtrebungen den Einen hierhin, den Anderen dorthin ziehen, und daß von Einheit und einem gemeinſamen Handeln nicht die Rede ſein kann: dies wird wohl Jedem erklärlich ſein.

Daß Rechthaberei, Eigenſinn, Hochmuth, Selbſtüberſchätzung auch ihren Antheil an der Zerſplitterung des radikalen Elementes haben, wer möchte dies leugnen? Aber es iſt uns darum zu thun, die innere Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung und dadurch ihre Berechtigung darzuthun.

Und dann iſt der Kampf der Meinungen, der unſere Zeit mehr, wie je ein früheres Jahrhundert, bewegt, das Zeichen einer großen geiſtigen Regſamkeit, die ihre Früchte bringen wird. Die Geiſter müſſen auf einander platzen. Mit der großen Vermehrung des wiſſenſchaftlichen Gebietes, der ſocialen, politiſchen culturhiſtoriſchen Beſtrebungen, iſt natürlich dem menſchlichen Geiſte das Terrain gegeben, ſich nach den verſchiedenſten Seiten zu entwickeln, und ſeine Thätigkeit in der individuellſten Weiſe aufzufaſſen. So weit wie auch die Strahlen des menſchlichen Geiſtes auseinanderfliegen mögen, ſie treffen doch wieder in einem Mittelpunkt zuſammen, und ſind von einer Peripherie begrenzt, denn jeder einzelnen Perſönlichkeit und Individualität liegt eine gemeinſame Organiſation zu Grunde, ein Prinzip, eine allgemeine Baſis, auf der ſich die einzelnen Spezialitäten entwickeln. Dieſe Baſis iſt die Humanität, die Menſchlichkeit, welche mit jeder menſchlichen Individualität gegeben iſt. Dieſe Individualität iſt unzertrennlich mit dem Gattungsbewußtſein verbunden. Deßhalb ſind Radikalismus und Humanität gleichbedeutende Worte.

Wenn daher der Radikalismus wirklich auf humanem Boden beruht, und den Zwecken der Menſchlichkeit dient, wird er zur Einigkeit und Uebereinſtimmung führen. Dies iſt das Zeichen und der Prüfſtein des echten Radikalismus. Es bedarf zu dieſer Einigkeit kaum einer beſonderen Verſtändigung und Verabredung; es liegt in der Natur aller radikalen Beſtrebungen, in den allgemeinſten Fragen des Rechts und der Freiheit übereinzuſtimmen. So verſchieden auch die Probleme ſind, die unſere Zeit zu löſen hat, ſo verſchieden auch die Methoden ſind, die man anwendet: der gemeinſame humane Charakter und Zweck der radikalen Beſtrebungen wird ſich trotz aller Kämpfe in- und außerhalb der Wiſſenſchaft herausſtellen.

Die Jahreszeiten.

(Von Eduard Lorſch.)

2.

Sommer.

— — — tegit arbutus herbam :
Ros maris et laurus, nigraque myrtus olant :
Nec densum foliis buxum, fragilesque myricae,
Nec tenues cytisi, cultaque pinus abest.
Ovid.

So ſchnell wie ſonſt gewöhnlich in Amerika folgt in dieſem Jahre der Sommer nicht auf den Frühling. Nach den wenigen warmen Tagen, die uns den Winter vergeſſen machten, folgen kalte Schauer, und hagelführende Gewitter kühlen die kaum erwärmte Luft ſo ſchnell, daß die Blüthen zurückkriechen möchten in den verhüllenden Pelz der Knoſpe, während Schmetterling und Käfer ſich zitternd bergen unter ſchützendem Blätterdache, ſtatt fröhlich zu gaukeln im Sonnenſtrahl. Auch unſre Menſchenblüthen, die rothwangigen Kinder, die der Lenz zum Spiel in's Freie gelockt, kriechen zurück in die warme Stube, aus der der Ofen, der ſchwarze doch treue Hausfreund des Nordländers noch nicht verbannt worden. Nichtsdeſtoweniger wirkt und ſchafft die Natur im Stillen, und ehe wir uns verſehen, ſteht der Wald in dunklem, kräftigem Laubſchmuck; der grüne Teppich der Wieſe iſt reif zum Mähen, und Tauſende bunter Blumen lachen zwiſchen dem hohen Prairiegras.

Dies iſt die Zeit, in der die Natur ihre reichſten Schätze ausbreitet vor dem ſtaunenden Menſchenauge ; von Baum zu Baum ſchlingt ſich eine Blumenguirlande, buntfarbige Pilze ſchießen auf am verwitternden Stamme, plötzlich in Einer Nacht, und obgleich uns die farbenreichen Epidendren der ſüdlichen Zonen mangeln, erfreuen wir uns doch an den zarten Blüthen der Mooſe und den eigenthümlichen Formen der ſchmarotzenden Monotropa und Orobanche – Monotropa uniflora und Orobanche Americana —. Auch die Felſen und Berge bekleiden ſich mit buntem Gewande; ſtatt der zierlichen Alpenroſe blühen Azaleen und Rhododendren (Rhododendron nudiflorum und Azalea viscosa), und die blauen Sterne der Gentianen lächeln wie im alten Vaterlande. Die Affen der Pflanzenwelt, die vielgeſtaltigen Orchideen, öffnen auch ihre buntbewimperten Blumen, obgleich ſelten mit Duft begabt. Zwar iſt es nicht die Nachbildung der Inſektenwelt, wie wir ſie bewundern in der Ophrys myodes, arachnites und apifera, die der Flora des ſchönen Bodenſees einen

ſo eigenthümlichen Charakter geben, aber ſtatt Fliege, Spinne und Biene, ſind es Erzeugniſſe der Manufaktur, deren Vorbild wir hier an dieſen Kindern des Waldes und der Flur erſcheinen ſehen, hier ein Helm, dort ein Schuh. Letzterer beſonders iſt reich vertreten, der „Laised slipper" prangt in vielen Farben und die launenhafteſte Dame kann ihren Liebling wählen, weiß, gelb oder purpurn. Wem dieſe nicht genügen, der mag in feuchten Wäldern das Cypripedium arictinum ſuchen und ſich ſpiegeln an deſſen eigenthümlich geformter Lippe, die einem Widderkopf ähnelt. Wer aber der Geliebten einen Strauß binden will, wie kein Garten ihn ſchöner kann bieten, der pflücke das brennendrothe Lilium philadelphicum, die Bruderlilie, die wahrſcheinlich ein lucus a non lucendo, dieſen Namen erhielt, weil ſie meiſt nur Eine Blüthe trägt. Neben ihrem Scharlach ſteht gut die Iris versicolor mit dem ſchwertförmigen Blatt, die Blüthenpyramide der Lupine (Lupinus perennis) und der amerikaniſche Augentroſt, die herrliche Castilleja coccinea. Die reichen Dolden der Asklepiadeen, das milde Violettblau des Drachenkopfes (Dracocephalum cordatum) und das fingerhutähnliche Penſiemon bilden den Uebergang zum klaren Blau der Lobelia inflata, deren purpurne Schweſter (Lobelia cardicardinalis) die feuchten Abhänge unſerer Bottomländer ziert. Er pflücke zum Strauße die vergängliche Affenblume (Mimulus alatus) mit dem roſigen Kelche, das braungefleckte Noli me tangere und die wilde Hagerose (Rosa setigera), die ihre freundlichen Blüthen ſo reichlich über Hecken und Geſträuche breitet und in ſo vielen Varietäten die Mauern unſerer Landhäuſer ziert.

Ach ja, die Roſe! Wer die Roſe beſingen will und die Zeit ihrer Blüthe, dem muß ſelbſt die Roſenzeit noch lachen, Roſen müſſen ihm noch auf den Wangen blühen und das Leben muß ihm erſcheinen in roſigem Duft, noch frei von den grauen Wolken der Täuſchungen; dann mag er im Dichtermuthe ſingen:

„Ich will euch ſingen und ſagen
Ein Lied von Roſenhagen,
Wie Keiner keines noch vernommen hat."

Wem aber die Hitze des Tages den Scheitel verſengt und die Wange gebräunt hat, wem träger ſchon das Blut durch die Adern kreiſt, deſſen Roſenlied wird nicht mehr die jugendliche Freude bekunden, denn er hat die Blätter fallen ſehen und ſein Wiſſen hat ſeine Hoffnung zu Grabe getragen. Schmerzliche Reſignation wird aus ſeinen Verſen klingen und das Echo wird antworten: Unwiederbringlich!

Aber die Roſe blüht, blüht jedes Jahr und dünkt uns ſtets ſchöner,

denn je zuvor. Die gelbe eröffnet den Reigen in unſeren Gärten und die Sammtroſe (rosa gallica), eingebürgert bei uns, miſcht ihre Ranken mit der Jungfernrebe (clematis virginiana), um mit ſchattigen Lauben uns vor dem Sonnenſtrahl zu ſchirmen. Ihnen folgen die dunkle Burgunder-Roſe und des Sommers liebſtes Kind, die gefeierte Centifolie, die Roſe von Schiras und Damaskus. — Rückert, unſer deutſcher Hafis, iſt der Sänger der Roſe. Leider fehlt uns hier die Nachtigall, um ſeine Lieder recht zu würdigen.

„Die Nachtigall ruft mit Gekoſe: Roſe!
Wo biſt du? was dich meinem Gruß entziehſt du?
Der Zefir ſeufzend haucht im Mooſe: Roſe!
Wo biſt du? was vor meinem Kuß entfliehſt du?
Der Quell aus Büſchen ſprudelt: Loſe Roſe!
Wo biſt du? Was in fremde Spiegel ſiehſt du?
Die Blumen alle rufen: Roſe, Roſe!
Wo biſt du, unſre Kön'gin, wo verziehſt du?

Mehr dem allgemeinen Gefühle entſprechen vielleicht einige Lieder von H. Heine, aber die meiſten Dichter feierten nur einzelne Erſcheinungen des Sommers, heute die Roſe, morgen die Lilie, doch nicht den Sommer ſelbſt, es ſei denn, daß einer wie Thompſon die Jahreszeiten beſang, wo denn auch der Sommer die ihm gebührende Stelle einnimmt. Die heiße Sonnengluth ruft freilich der Blüthen Menge aus dem Schooße der Erde, ſie deſtillirt die ſüßen Düfte in den Kelchen der Lilie und Nelke, färbt mit dem Blute des Adonis, wie die Mythe uns meldet, die weiße Roſe, und zeitigt bereits erquickende Früchte als Labſal, — aber die Gedankenblüthen ſcheinen reicher zu duften im Lenz, oder wie die Nachtviole nach Untergang des Tagesgeſtirnes:

Ein Sommerabend, ſchön wie nie,
Senkt ſich zur lechzenden Erde nieder,
Müd ſchließen ſich Blumen und Augenlieder,
Leis hallt in der Ferne das Ave Marie.

Schlaftrunken ruht die Natur und träumt,
Tief neigen herab ſich die Blüthenglocken,
Sie zittern im Nachtwind wie erſchrocken,
Als hätten zu beten ſie verſäumt.

Nun aber liſpelt's im bunten Flor
Wie fromme, heilige Kindergebete,
Der Wieſen duftige Blumenbeete
Vereinigen ſich zu Einem Chor.

Anbetend ſink' auch ich auf's Knie
Und bete lang und bete leiſe —
Langſam verhallt die Blumenweiſe,
Hallt und verhallt das Ave Marie.

Der Sommer beſonders iſt die Zeit für Naturſtudien, denn während ſeiner Dauer gießt die große Mutter ihr reichſtes Füllhorn über uns aus. In voller Farbenpracht prangen die Vögel, die Feld und Hain beleben, um unſre Blumenbeete ſchwirrt der goldfunkelnde Kolibri, vor unſern Fenſtern hüpfen die rothen und gelben Sänger und der niedliche Seidenſchwanz naſcht die frühreifen Kirſchen; Nachts aber eifert der amerikaniſche Ziegenmelker mit ſeinem eintönigen, aber freundlichen „Whip—poor—will", was ihm den Namen gab, über die ſchlaftrunkenen Menſchen. Gleich goldenen Funken ſchwirren glänzende Käfer an uns vorbei, über den Bächen gaukeln blauſchillernde Libellen und das Singen des ſich niederlaſſenden Musquito ſchreckt den Freund der Natur nicht ab, in den feuchten Lichtungen des Waldes ſich der Feuerfliegen und Leuchtkäfer zu freuen, die bald geflügelt um ihn tanzen, bald als blaues phosphoriſches Licht im Graſe wandeln.

O wie herrlich iſt es, im Walde zu ſtreifen! Die alten Stämme mit den hohen Laubkronen, nur gewöhnt an den ſchleichenden Tritt der Rothhaut, beſtaunen dich als Kind einer andern Welt. Sie ſchütteln ängſtlich die grünen Locken, denn deine Hand hält die vertilgende Axt, und die verſchämten Waldblumen ſehen in dir den Räuber des feuchten Schattens, in dem ſie gedeihen. Die feingefiederten Farrenkräuter flüſtern trauliche Märchen dir zu von der Schlangenkönigin, die unter ihren Blättern wohnt, und vom Eichhörnchen, das hoch über ihnen in der hohlen Eiche ſein Neſt hat. Der fleißige Specht, der Tambour unſerer Wälder, trommelt die Inſekten aus den bemoosten Stämmen, und liſtig ſchleichen Fuchs und Waſchbär über deinen Pfad nach dem Neſte der brütenden Faſanen und Haſelhühner. Neugierigen Auges betrachtet dich die ſcheue Hindin und flieht mit ihren Jungen in's ſchützende Dickicht. Du aber beugſt dich und ſtilleſt den Durſt mit der ſaftigen Erdbeere, die ſo einladend roth aus den grünen Blättern ſchaut. Minder reizt dich die dunkle, blaubereifte Heidelbeere, denn ſie hat nicht den Wohlgeſchmack der deutſchen, aber der Maiapfel (Podophyllum) erquickt dich mit der ſaftigen, zitronenähnlichen Frucht. Faſt vergiſſeſt du, daß die Jugend in Deutſchland jetzt in den Wald zieht und das Sonnwendfeſt feiert, jubelnd über das Feuer ſpringt und in fröhlichen Liedern mit den gefiederten Sängern wetteifert.

Wer aber hat hier Zeit, im Walde zu ſchwärmen? Die ſchnell in Höhe geſchoſſene Saat ruft die rüſtigen Hände zu eiliger Arbeit, und Menſchen und Maſchinen ſind geſchäftig, das Getraide zu ſchneiden und ein-

zuheimſen, ehe das goldene Korn unnütz aus der Aehre fällt durch Ueberreife. Aber wie die Sichel der Senſe und Mähmaſchine gewichen, ſo mangelt auch all die Poeſie eines deutſchen Erntetages, der Geſang der Schnitter, der bunte Kranz von Kornblumen. Kein Mohn und keine Cyane blüht im amerikaniſchen Getraidefeld, nur die weniger ſchöne Rade wuchert hie und da, und die verwünſchte kanadiſche Diſtel behauptet ihren Platz, wo ſie ſich eingeniſtet. Kein Jubel erfüllt die Lüfte, wenn die vollen Wägen der Scheuer ſich nähern; keine Freude ſpiegelt ſich auf den Geſichtern über das für ein Jahr geſicherte Brod; nur verſchmitzten Lächelns berechnet der amerikaniſche Farmer den wahrſcheinlichen Profit, und befragt ängſtlich die Zeitung um den Stand der Fruchtpreiſe. Freudlos wie die Maſchine, die ihm mäht und driſcht, betrachtet er ſich ſelbſt als Geldverdienungsmaſchine, dem nur der Sonntag vergönnt iſt zu Ruhe und Kirchenſchlaf. Mag die Sonne lachen oder die Wolke ihren Segen niederträufeln, mag der Thau in demantenen Tropfen auf den Gräſern zittern oder die Windsbraut die Gipfel der Bäume knicken und der Gewitter elektriſche Batterien befruchtend über die Erde führen, – er denkt ſich nichts dabei, als das einfache Rechenexempel von Nutzen und Schaden; nur ein deutſcher Träumer dichtet vielleicht ein einfaches Lied und denkt ähnlicher Stunden in der alten Heimath, oder ein Indianer betrachtet, in ſeine Decke gehüllt, mit der ihm eigenen ſtummen Reſignation das ſchöne Land ſeiner Väter, dem er den Rücken kehren ſoll, um mit andern ſeines Stammes im fernen Weſten zu Grunde zu gehen. Das gelbe Blatt, frühzeitig von der Sonne verſengt und vom Aſte ſich löſend, iſt ihm ein Sinnbild des eigenen Seins. Wie die Abendwinde es vor ſich hertreiben, ſo flieht er mit den Seinen von Ort zu Ort, aber immer drängen ſeine Verfolger nach und der, der nicht Raum findet auf der Erde, flüchtet ſich in die Erde.

Anders macht es ſein Feind und Verdränger. Die Stockung der Schifffahrt hatte im Winter ſeiner Geſchäftigkeit Schranken geſetzt, und Lenz und Sommer müſſen ihm die Mittel ſchaffen zu koſtbarem Haushalt und fernerer raſtloſer Speculation. Nur wenn ihn der Kopf zu ſehr ſchmerzt vom Klingen des aufgehäuften Mammon, und der erſchöpfte Körper den wollüſtigen Taumel der großen Städte nicht mehr ertragen will, dann ſucht er etwas Erholung an der Küſte des Altvaters Ozean, und taucht die ausgemergelten Glieder in die grünen Wellen von Newport und Kap Cod, oder lungert an den Quellen von Saratoga, wo die nächtlichen Orgien der Hauptſtädte ihre Fortſetzung finden. Wenige ſuchen ernſtlich des Geiſtes und Körpers Heil in den ſtillen Thälern Virginiens, wo die Schwefelquellen und die Bergluft das träge fließende Blut wieder beleben und das überreizte Nervenſyſtem wieder etwas in's Gleichgewicht bringen. Wenige gehen mit dem Künſtler in die Catskillberge oder erklettern die Gebirge von Vermont, um im Anſchauen der Natur das Herz zu läutern von

dem ſchleichenden Gifte, das ihnen ihr Reverend langſam eingeträufelt. Wenige fühlen die Kraft in ſich, der Jugend Ammenmärchen hinter ſich zu laſſen und die erträumte Unſterblichkeit der Seele mit der wahren Unſterblichkeit der Materie zu vertauſchen. Selig der, der es kann. Auf den Bergen wird ihm das Licht aufgehen, zwar nicht wie Moſe'n im brennenden Buſche, ſondern vor ſeinem innern Auge, und des Erdenwallens Dunkel wird ſich ihm verklären zu leuchtenden Priſmen: er ſelbſt und alles, was um ihn iſt, Berg und Wald, Fluß und Haide, der Käfer im Gras und der Aar in der Luft, ſind nur die Radien Eines Sonnenballes, die Modifikationen Eines Gedankens, nur die verſchiedenen Stufen der großen Leiter, die er, ein moderner Jakob, Himmel und Erde verbinden ſieht:

Wenn an ſchönen Sommertagen ſich zur Ruh' die Sonne neigt,
Und des Lichtes goldner Wagen nieder zu den Fluthen ſteigt,
Wenn es, wie von ſtillem Harme, ſcheidend, zögernd überfließt,
Und die weichen Strahlenarme nochmals um die Erde ſchließt:

O, in ſolchen Augenblicken, wenn die Lüftchen ſchweigend ſteh'n,
Wenn die Blumen Grüße nicken und in Düften faſt vergeh'n,
Wenn die Nachtigall die Lieder anſtimmt vor der ſüßen Braut:
Da ſink' er zur Erde nieder, ſtill anbetend ohne Laut.

Da wird Gott an ſeinem Geiſte glanzerhellt vorübergeh'n
Und es wird ſich der Verwaiſte wiederum getröſtet ſeh'n;
Süße Schauer werden beben durch ſein innerſtes Gebein:
Gott und Menſch und Weltall leben in dem innigſten Verein!

Frei wird fühlen er den Nacken zu dem hohen Sonnenflug,
Frei von Wahnes finſtern Schlacken, frei von jedem Prieſtertrug;
Leſen wird er in den Schriften der entzifferten Natur,
In den Bergen, in den Triften, in dem Meer, der Sternenflur.

Manch ein Wort ſteht da geſchrieben groß von der Unendlichkeit,
Von dem Werden und Zerſtieben, von dem Leben weit und breit;
Deutlich ſieht er in der Roſe, wie ſie blüht und welkt und bricht,
Seines Seins Metamorphoſe und das ganze Weltgericht.

Aus der Biographie von Condorcet.

[Aus den geſammelten Werken von Francois Arago.]

(Schluß.)

„Wenn meine Tochter nun Alles verlieren ſollte!" Das iſt die deutlichſte Stelle, die der Gatte in ſeine letzten Zeilen einfließen läßt; aber als hätte dieſe Anſtrengung ihn erſchöpft, denkt er ſogleich an den Schutz, den ſein fünfjähriges Kind, ſeine theure Eliſe, bei ſeiner Wohlthäterin finden kann; er erwägt alle Möglichkeiten, trifft Beſtimmungen für alle Fälle; nicht das Geringſte ſcheint ihm gleichgültig. Eliſe ſoll Frau Vernet ihre zweite Mutter nennen; ſie wird unter Leitung dieſer vortrefflichen Freundin, außer den weiblichen Arbeiten, Zeichnen, Malen, Graviren lernen, und zwar in ſolcher Vollkomenheit, daß ſie ihren Lebensunterhalt ohne übergroße Laſt und Mühe erwerben kann. Im Nothfalle würde Eliſe Schutz finden in England bei Lord Stanhope und Lord Dear; in Amerika bei Bache, dem Enkel Franklin's und bei Jefferſon. Sie ſoll ſich alſo mit der engliſchen Sprache bekannt machen: dies war auch der Mutter Wunſch, und das wird ihr genügen. Wenn ſpäter die Zeit gekommen iſt, wird Madame Vernet dem jungen Fräulein Condorcet die Rathſchläge ihrer Eltern in der Originalhandſchrift (der Umſtand wird beſonders bemerkt) leſen laſſen. Man wird Eliſe von jedem Rachegefühle fern halten; man wird ſie lehren, ſich nicht der Empfindlichkeit über den Verluſt der Eltern ohne Schranken hinzugeben; im Namen ihres Vaters ſoll man dies Opfer von ihr fordern.

Der Schluß des Teſtaments lautet folgendermaaßen: „Ich ſpreche nicht von meinen Gefühlen für die großmüthige Freundin (Madame Vernet), für welche ich dieſe Schrift beſtimme; alle dieſe Gefühle wird ſie erfahren, wenn ſie ſich an meine Stelle denkt und ihr eigenes Herz befragt.

Dieſe Worte ſchrieb Condorcet am Morgen des 5. April 1794. Um zehn Uhr verließ er ſeine Zelle, bekleidet mit einer Weſte, eine große wollene Mütze, ſeine gewöhnliche Verkleidung, auf dem Kopfe; er ſtieg in ein kleines parterre gelegenes Zimmer hinab, und begann eine Unterhaltung mit einem andern Miether *) im Hauſe der Frau Vernet. Umſonſt hatte Condorcet einen unintereſſanten Gegenſtand gewählt, der anſcheinend zu ſehr langen Entwickelungen führen ſollte; umſonſt miſchte er in die Unterhaltung viele lateiniſcht Ausdrücke; Frau Vernet blieb unabänderlich anweſend. Schon verzweifelte der Geächtete, ſich der Bewachung,

*] Sarret, dieſer Mitbewohner des Hauſes, iſt Verfaſſer mehrerer Elementarwerke. Er hatte ſich mit Madame Vernet verheurathet, aber dieſe Ehe wurde geheim gehalten, weil die Frau nicht ihren bisherigen Namen aufgeben wollte.

deren Gegenstand er war, entziehen zu können, als er plötzlich, ich weiß nicht ob zufällig oder absichtlich, bedauerte, seine Dose vergessen zu haben. Stets gefällig und eilig, erhob sich Frau Vernet und ging die Treppe hinauf, um die Dose zu holen Diesen Augenblick benutzte Condorcet und stürzte auf die Straße. Ein lauter Schrei der Portiersfrau benachrichtkgte Frau Vernet, daß sie soeben die Frucht einer neunmonatlichen, beispiellosen Aufopferung verloren hatte. Ohnmächtig fiel die arme Frau nieder.

Mit dem Gedanken allein beschäftigt, der Verfolgung zu entgehen, welche seine Wohlthäterin in's Verderben gestürzt hätte, durchlief Condorcet hastig die Straße Servandoni. Als er, um Athem zu schöpfen, an der Umbiegung in die Rue de Vaugirard anhielt, erblickte er an seiner Seite Sarret, Frau Vernet's Vetter. Kaum hatte er Zeit gefunden, in einigen Worten seine Bewunderung auszudrücken, der sich Gefühl und Dankbarkeit beimischten, als ihm Sarret mit derjenigen Entschlossenheit, die sich nicht abweisen läßt, erklärte: „Die Kleidung, die Sie tragen, verbirgt Sie nicht hinreichend; Sie kennen kaum den Weg; Ihnen allein wird es bestimmt nicht gelingen, die thätige Wachsamkeit der Spione zu überlisten, welche die Commune an allen Thoren von Paris unterhält. Ich bin deshalb entschlossen, Sie nicht zu verlassen."

Es war um zehn Uhr Morgens, bei vollem Sonnenschein, in einer sehr belebten Straße, vor der Thür sogar jener fürchterlichen Gefängnisse des luxemburgischen Palastes und des Karmeliterklosters, jener Thür, aus welcher man nur heraustrat, um das Schaffot zu besteigen. Vor sich erblickten die beiden Männer jene düsteren Anschläge, die in großen Buchstaben jeden mit dem Tode bedrohten, der einem Geächteten Beistand leisten würde, als Sarret sich dem Geächteten anschloß. Finden Sie nicht, daß eine solche Unerschrockenheit wenigstens gleich steht der Todesverachtung, mit welcher sich Soldaten auf das donnernde Geschütz einer Redoute stürzen?

Die wenigen Stunden, welche uns nun zu einem unglücklichen Ausgange führen, werden vielleicht sehr peinliche Gefühle erregen; deshalb will ich kurz sein, soweit es die ewig gültigen Rechte der Geschichte gestatten.

Wie durch ein Wunder entschlüpften die beiden Flüchtlinge den Gefahren, die ihrer an der Barriere du Maine warteten, und nahmen ihren Weg nach Fontenay aux Roses. Die Reise war lang: denn nach neun Monaten vollkommener Ruhe hatte unser College die Uebung im Gehen verloren. Endlich um drei Uhr Nachmittag langten Condorcet und sein Gefährte zwar ohne widriges Abenteuer, aber auf's Aeußerste ermattet, an der Thür eines Landhauses an, dem Besitzthume eines glücklichen Ehepaars, das fast zwanzig Jahre hindurch wesentliche Dienste und unzählige

Beweiſe der Zuneigung von Condorcet erhalten hatte. Hier endete der gefahrvolle Auftrag, den ſich Sarret geſtellt hatte; er kehrte um und ſchlug den Weg nach Paris ein.

Ueber die ſpäteren Ereigniſſe ſtimmen die Berichte nicht überein. Aus allen ziehe ich den Schluß, daß Condorcet nur für einen Tag Gaſtfreundſchaft erbat, daß aber Schwierigkeiten, die ich nicht zu beurtheilen vermag, Herrn und Frau Suart verhinderten, dieſer Bitte zu willfahren; daß man indeſſen übereinkam, eine kleine nach den Feldern gehende Thür, die von außen zu öffnen war, ſolle die Nacht hindurch unverſchloſſen ſein; daß Condorcet von zehn Uhr an dort eintreffen könne; daß endlich im Augenblicke, als der unglückliche Geächtete ſich verabſchiedete, ſeine Freunde ihm die Epiſteln des Horaz mitgaben, freilich eine traurige Hülfsquelle für den, der nun in den finſtern Steinbrüchen von Clamart eine Zuflucht ſuchen mußte.

Condorcet's langjährigen Freunde begingen ohne Zweifel die nie gutzumachende Unvorſichtigkeit, nicht ſelbſt für die Ausführung der verabredeten Maaßregeln zu ſorgen. Einen oder zwei Tage ſpäter bemerkte Frau Vernet, als ſie, in der Hoffnung, durch ihre Anweſenheit noch nützlich ſein zu können, die Felder bei Fontenay aux Roſes nach allen Richtungen durchſtreifte, daß eine Scholle Erde und ein hoher Grasbüſchel am unteren Rande der kleinen Thür, leider nur zu deutlich bewieſen, dieſe Thür habe ſich ſehr lange Zeit nicht in ihren Angeln gedreht. Während dieſer unglücklichen Nächte fand man nirgend offene Thüren, außer in der Straße Servandoni. Dort im Hauſe Nro 21, hätte eine ganze Woche hindurch der leiſeſte Fingerdruck des Fluchtlings alle Thüren geöffnet, die Hausthür, die Ladenthür und die Thür nach der Allee. In der Vorausſicht, oder beſſer in der Hoffnung einer nächtlichen Rückkehr vergaß Mad. Vernet, daß Räuber und Mörder in der unermeßlichen Hauptſtadt hauſten.

Wie groß war doch der Unterſchied des Benehmens der beiden Familien, mit denen geſellſchaftliche Beziehungen und das Unglück Condorcet in Berührung gebracht hatten!

Am 5. April, um zwei Uhr, ſahen wir Condorcet mit Ergebung, aber mit traurigem Herzen das Landhaus verlaſſen, wo er vierundzwanzig Stunden in Sicherheit zuzubringen gehofft hatte. Niemals wird man die Pein und die Leiden erfahren, die er am Tage des 6. April erlitt. Am 7. gegen Abend, ſehen wir unſern Collegen, am Beine verwundet und vom Hunger getrieben, in eine Schenke zu Clamart eintreten und einen Eierkuchen fordern. Aber der Mann, dem faſt Alles bekannt war, wußte nicht, nicht einmal ungefähr die Anzahl der Eier, die ein Arbeiter zur Mahlzeit genießt. Auf die Frage des Wirthes antwortet er ein Dutzend. Dieſe ungewöhnliche Anzahl erregt Erſtaunen; bald ſteigt Verdacht auf,

verbreitet und vermehrt ſich. Man verlangt die Papiere des Ankömmlings zu ſehen; er beſitzt deren nicht. Weiter durch Fragen bedrängt, gibt er vor, Zimmermann zu ſein; der Zuſtand ſeiner Hände beweiſt aber die Unwahrheit der Angabe. Die Ortsbehörde wird benachrichtigt, läßt ihn verhaften und nach Bourg la Reine führen. Unterwegs begegnet ein braver Winzer dem Gefangenen; er bemerkt deſſen kranken Fuß und leiht ihm großmüthig ſein Pferd. Ich durfte das letzte Zeichen von Mitgefühl nicht übergehen, das unſerm unglücklichen Collegen zu Theil wurde.

Als am 8. April [1794] Morgens der Gefängnißwärter zu Bourg la Reine die Thür des Gefängniſſes öffnete, um den noch unerkannten Gefangenen den Gensdarmen zu übergeben, die ihn nach Paris führen ſollten, fand er nur noch einen Leichnam. Conorcet hatte ſich dem Schaffot entzogen durch eine ſtarke Doſis ſehr heftigen Giftes, das er ſchon ſeit einiger Zeit in einem Ringe bei ſich getragen hatte *).

Bochard von Saron, Lavoiſier, La Rochefouauld, Malesherbes, Bailly, Condorcet, das iſt das traurige Contingent, welches die Akademie während unſeres blutigen Zwiſtes geſtellt hat. Nach ihrem Tode haben dieſe berühmten Männer ſehr verſchiedene Schickſale gehabt. Die Einen ruhen in Frieden, mit Recht von aller Welt betrauert; über die Andern weht von Zeit zu Zeit der giftige, lügneriſche Hauch der politiſchen Leidenſchaften.

Wenn die Kraft nicht ſchwächer iſt, als mein Wille, ſo hoffe ich, an dieſer Stelle und nach nicht langer Zeit, ausſprechen zu können, was Bailly geweſen. Aber am heutigen Tage hätte ich den heiligſten Theil meiner Aufgabe nicht gelöſt, ſelbſt nach Allem, was Sie bereits angehört haben, verſcheuchte ich nicht mit Unwillen von Condorcet's Andenken eine verläumderiſche Anſchuldigung. Die Form des Vorwurfs, den man unſerm Collegen machte, konnte meine Befürchtung nicht beſeitigen; zwar iſt es mir wohl bekannt, daß man nur von Schwäche geſprochen hat, aber es gibt Umſtände, unter denen Schwäche ein Verbrechen iſt.

Vor wenigen Jahren, bei Gelegenheit der Darſtellung von Lavoiſier's beklagenswerther Verurtheilung, hat ein ſehr gelehrter, ſehr achtungswerther und ſehr geachteter Schriftſteller geſagt:

„Man verließ ſich auf die Fürſprache, welche einige ehemalige Collegen Lavoiſier's, wie es ſchien, zu ſeinen Gunſten thun konnten, aber der Schrecken erſtarrte alle Herzen.“ Von dieſem Ausgangspunkte aus haben gewiſſe Leute, mit einer grauſamen Leichtfertigkeit, die damals zum

*] Dieſes Gift [unbekannter Art] war von Cabanis bereitet worden. Das, durch welches Napoleon in Fontainebleau ſich zu tödten verſuchte, war deſſelben Urſprungs und rührte von derſelben Zeit her.

Convente gehörenden Akademiker an den Fingern aufgezählt, und ohne weitere Prüfung wurde der Name unſeres ehemaligen Secretärs auf das Beklagenswertheſte in jene thieriſch rohe Kataſtrophe verwickelt, die Frankreich eines trefflichen Bürgers, die Welt aber eines Genies beraubte.

Zwei Zahlenangaben, zwei einfache Zahlenangaben, und man mag entſcheiden, ob es wahrhaft weiſe iſt, von ſo bedeutungsvollen Ereigniſſen zu reden, ohne Eigennamen zu nennen, ob es weiſe iſt, ſich allgemeiner Ausdrücke zu bedienen, die zwar Niemand perſönlich beſchuldigen, aber der Verläumdung geſtatten, Jedermann anzuklagen.

Condorcet, ſagt man, hätte zu Gunſten Lavoiſier's einſchreiten müſſen. Meint man die Zeit der Gefangennehmung, ſo antworte ich:

Lavoiſier wurde im April 1794 verhaftet.

Condorcet lebte, geächtet und verborgen, bei Frau Vernet bereits ſeit Anfang Juli 1793.

Meint man aber ein Einwirken Condorcet's, nachdem das Urtheil vom Revolutionstribunale gefällt war, ſo iſt die Antwort noch entſcheidender:

Lavoiſier wurde hingerichtet am 8. Mai 1794.

Condorcet hatte ſich vergiftet, zu Bourg la Reine, einen Monat vorher am 8. April.

Ich füge dieſen Zahlen nicht ein Wort hinzu: unauslöſchlich werden ſie der Stirn der Verläumder aufgedruckt bleiben.

Die Engländer und die Chineſen.

(Aus der Beilage der Augsb. Allg. Zeitung.)

Die Behörden auf Hongkong haben einen Fehler begangen von unberechenbaren Folgen. Sie haben Krieg begonnen, ohne die Mittel zu beſitzen, einen großen Schlag zu ſchlagen. Hätten ſie gleich im Anfang der Wirrniſſe Furcht und Entſetzen im feindlichen Lager verbreitet, verbreiten können, ihre Forderungen würden gewährt, und das Anſehen der engliſchen Nation nicht zu Schaden gekommen ſein. Bowring und Genoſſen ſind von der Anſicht ausgegangen, Oberſtatthalter Jeh würde, gleichwie ſein Vorfahr (1847) im Amte, Kijing, nach Empfang einiger Drohſchriften, oder wenigſtens nach Zerſtörung der Burgen innerhalb des Perlenfluſſes und bei Canton, in Demuth erſcheinen und ſich jedem Begehr

der Fremden unterwerfen. Die Herren hatten vergeſſen, daß mit der Thronbeſteigung des Hienſong (25. Febr. 1850) ein neues, das alte Syſtem, wieder auf den Drachenſitz gelangte. Der Sohn und Nachfolger des Taokuang will die Würde und Macht des Mittelreiches, bloßgeſtellt und arg beſchädigt während des anglochineſiſchen Krieges, in ihrem ehemaligen Glanz erneuen, wozu vorzüglich gehört jede fernere Anmaßung der immer „Böſes ſinnenden engliſchen Barbaren" in ſchroffer Form zurückzuweiſen, und, wenn nothwendig, gewaltſam niederzuſchlagen. Kijing ſowie die andern einſichtsvollen und nachgiebigen Räthe des Vaters ſind aus der Nähe des jungen Fürſten entfernt, und zum Theil hart beſtraft worden. Hochmüthige und unwiſſende, die Fremden und alles Ausländiſche verachtende Altchineſen, Mandſchu und Mongolen, welche dem europäiſchen Feinde niemals gegenüber ſtanden, welche von den außerhalb der Blume der Mitte lebenden Völkern, von ihrer Machtſtellung und den Bedürfniſſen der Neuzeit keine Ahnung haben — ſolche Leute wurden in's kaiſerliche Cabinet und zu andern wichtigen Stellen berufen. Sie regieren jetzt das chineſiſche Reich. Einer von ihnen iſt Jeh Mingſchin, Oberſtatthalter der beiden Provinzen Kuanglong und Kuangſi—ein tüchtiger Mann nach ſeiner Art. Jeh ließ ſich nicht einſchüchtern: die zahlreichen wilden Thaten des Feindes konnten den feſten Sinn des Patrioten nicht brechen. Bei der Plünderung ſeines Palaſtes in Canton durch die Barbaren — als ſolche haben ſich die zweifach getheilten Angelſachſen, Engländer und Amerikaner, in der That benommen — bei der Einäſcherung der Kreishauptſtadt, mitten unter den Leichenhaufen ſeiner Freunde und Landsleute, iſt Jeh derſelbe unbeugſame Staatsmann geblieben. Wir finden ihn umſichtig und raſtlos thätig nach den verſchiedenſten Seiten; er zeigt ſich unter höchſt ſchwierigen Umſtänden den mannichfachſten Geſchäften gewachſen. „Das treuloſe Barbarengezücht ſoll ausgerottet, muß von der Erde vertilgt werden." Selbſt die freundlich kriechenden Gefälligkeiten und andere Lockungen der engliſchen Behörden können den Oberſtatthalter nicht zu mildern Maßnahmen bewegen. „Zuvor ſollen ſich die Barbaren unterwerfen und für den unermeßlichen Schaden Erſatz leiſten; dann, dann erſt würden die kaiſerlichen Behörden reiflich berathen, ob und unter welchen Bedingungen die muthwilligen Rebellen nochmals in Gnaden aufgenommen werden könnten."

Die Verluſte der Chineſen und der Fremden durch die kriegeriſchen Ereigniſſe und Brandſtiftungen in und um Canton müſſen in der That zu ungeheuern Summen angewachſen ſein. Alle, welche Hab und Gut verloren, verlangen Entſchädigung; die Chineſen verlangen ſie von den Fremden, und die Fremden werden mit ihren Anſprüchen auf die künftige Vereinbarung mit dem chineſiſchen Reiche vertröſtet. „Die Regierung von Hongkong", ſprechen die Kaufleute verſchiedener Nationen, welche bei der

Verbrennung der Factoreien und bei andern Gelegenheiten Verluste erlitten — es sind darunter Preußen und Sachsen, Hamburger und Bremer" — „hat einen Krieg begonnen, ohne uns davon zu benachrichtigen. Beim Anfang des Brandes war es nicht mehr möglich, unsere reichen Waaren-Vorräthe wegzubringen. Früher schon hatten wir, als ernstliche Mißhelligkeiten entstanden, dem Consul Parkes Verzeichnisse aller Habe in den Factoreien übergeben; wir glaubten unser Besitzthum unter dem Schutz der brittischen Marine innerhalb der chinesischen Gewässer geborgen. Wir wünschen nun zu erfahren, wo und wann wir Schadenersatz erhalten sollen, und zwar nicht blos für das verbrannte und geraubte Besitzthum — in den chinesischen Lagerhäusern allein hatten wir für anderthalb Millionen Dollars Waaren — sondern auch für unsere großen Ausstände bei den chinesischen Kaufleuten. Sie müssen vor der Hand wenigstens, wo jeder Verkehr zwischen den beiden Nationen aufgehört hat, als verlorene Schulden betrachtet werden." Hierauf ließ der Statthalter von Hongkong erklären: „er zweifle nicht daran, daß die Art und Weise der chinesischen Kriegsführung, bestehend in Meuchelmord und Brandstiftung, wogegen ein ausreichender Schutz kaum möglich, die Regierung Ihrer Majestät bewegen werde, mit aller Macht einzuschreiten und auf Schadenersatz zu dringen. Die brittischen Unterthanen hätten hierauf besondere Ansprüche. Sie möchten nur Verzeichnisse ihrer Verluste und Schuldforderungen einreichen; sie würden alsbald abschriftlich dem auswä tigen Amt in London übersandt werden." Durch den Cantoner Brand sind auch mehrere kostbare Werke der chinesischen Literatur zu Grunde gegangen. Einige werden wohl niemals wiedergedruckt, und mögen in Zukunft zu den seltensten und kostbarsten Büchern zählen auf Erden. Dies sind die 20 Bände des „Chinese Repository" — ein sehr wichtiges Sammelwerk zur politischen und Culturgeschichte des östlichen Asiens. Dann die „Chinese Chrestomathy" in der Cantoner Mundart von dem evangelischen Sendboten Bridgman; das „English und Chinese Vocabulary" von Wells Williams; das vortreffliche Lehrgebäude der chinesischen Sprache von dem Jesuiten Premare und mehrere andere minder bedeutende Bücher — im Ganzen über 10,000 Bände. Auch die große Typensammlung, welche viele tausend Pfund kostete, womit die verschiedenen Wörterbücher des Dr. Morrison gedruckt wurden, hat in den Flammen ihren Untergang gefunden.

Sir John Bowring mochte zu mancher Zeit wegen der Verantwortung große Besorgnisse fühlen. Der Statthalter von Hongkong hat nun, wir vermögen sein Benehmen nicht anders zu erklären, zu allerlei Mitteln, auch den verwerflichsten, gegriffen, um die Gunst des Oberstatthalters und der andern chinesischen Behörden wieder zu erlangen. Eine Anzahl gefangener Piraten, worunter der Häuptling des Aufstandes zu Amoy, im Ganzen 72 Personen, wurden den Mandarinen, d. h. einem qualvollen Tod

überliefert. Bowring erließ an die Statthalter mehrerer Provinzen freundliche Schreiben, um ſie von der friedlichen Geſinnung der Engländer zu unterrichten. Die Beamten wurden gebeten, dieſes ihrem Hofe zu berichten, was ſie natürlich, weil die Cantoner Händel nicht zu ihrem Geſchäftskreis gehörten, ſämmtlich verweigerten. Dieß alles hat nichts geholfen. Solche Schritte trugen nur dazu bei, Yeh und ſeine Freunde in ihrer Anſicht von der Schwäche der engliſchen Barbaren noch mehr zu beſtärken. In der That, die Unkunde des ganzen chineſiſchen Weſens, die Unkunde der chineſiſchen Denkweiſe, welche aus dieſen theils grauſamen, theils thörichten Handlungen hervorleuchtet, iſt unbegreiflich, unverzeihlich. Die chineſiſche Bevölkerung ſelbſt konnte, wie wir aus einem aufgefangenen Brief erſehen, dieſes Verfahren der Engländer gar nicht verſtehen. Mit Recht iſt die ganze anglochineſiſche Preſſe einſtimmig in dem Wahrſpruch: Schande über Dr. Bowring!

Nach dem Ausbruch der Feindſeligkeiten im Perlenfluß hat die Hongkonger Regierung eine Botſchaft nach Calcutta geſandt, und um ein zahlreiches Truppencorps gebeten. Der Oberſtatthalter Lord Canning iſt hierauf nicht eingegangen. Zuvor wolle und müſſe man Verhaltungsbefehle aus der Heimath erwarten; es könne füglich bezweifelt werden, ob den brittiſchen Behörden in China, ohne beſondere Ermächtigung, das Recht zuſtünde, „Krieg zu beginnen.“ Bowring und Seymour ſind dadurch in große Verlegenheit gekommen. Landoperationen konnten in Ermanglung eines Heers nicht unternommen werden; die Herren mußten ſich auf die wiederholte Beſchießung der Caſtelle und Cantons beſchränken. Später wurde ſogar der Rückzug aus Canton und der Umgegend [10. Januar 1857] für nothwendig erachtet. Zu Whampoa allein hat man Schiffswerfte, Boote, Waaren und allerlei Geräthe, im Werth von wenigſtens 200,000 Dollars — dieß iſt die Schätzung des Oberländregiſter [15. Jan. 1857] — den Mandarinen als Beute hinterlaſſen. Die wenigen Fremden, welche in dieſem Hafenort Cantons zurückblieben, wurden von den Chineſen überfallen und ermordet. Unter ihnen auch ein Deutſcher aus Bayern, Biſchoff mit Namen.

Die Chineſen, vom Standpunkt ihrer Unwiſſenheit urtheilend, mußten die Barbarenmacht für völlig gebrochen halten. „Endlich iſt die Zeit gekommen zur Ausrottung dieſes engliſchen Raubgeſindels, dieſer Tiger und Wölfe, welche, unbekümmert um himmliſches und menſchliches Recht, unſer leuchtendes Herrſcherhaus mit Verachtung behandeln. Sind ſie doch, dieſe Banditen, plötzlich hereingebrochen, zu einer Zeit, wo wir keine Kriegsmacht bereit hielten, zerſtörten unſere Feſtungen, verbrannten zahlloſe Häuſer der Provinzialhauptſtadt, und vernichteten die Habe der fleißigen Arbeiter. So erhebet euch jetzt, Krieger, Landwehr und Menſch

aller Claſſen! Sind nur einmal dieſe Vater- und Kindermörder*) ausgerottet, ſo wird das Glück der goldenen Tage des Yao und Schun wieder aufblühen. Dieſe und andere Worte, in zahlreichen öffentlichen Erlaſſen, haben im Herzen der Bevölkerung Cantons und der ganzen Provinz, welche ohnedieß von ererbter Abneigung gegen die anmaßlichen, habſüchtigen Fremdlinge erfüllt iſt, hellen Wiederklang gefunden. Ein wahrer Volkskrieg hat begonnen, woran ſich alles betheiligt: Alte und Junge, Frauen und Männer, Rebellen und Kaiſerliche.

Umſichtige Staatsmänner hätten dieſe Volksbewegung, dieſen Volkshaß leicht vorausſehen können. Es ſind mehrere Urſachen vorhanden, welche zu unſern Zeiten die Maſſen des Mittelreichs noch mehr den Fremden abgeneigt machen, als in früheren Tagen. Seit den erzwungenen Verträgen der Weſtmächte und der großen Vermehrung der Seeräuber im chineſiſchen Meer und längs der Uferlandſchaften haben ſich die Fremden, vorzüglich die Engländer, eines großen Theils des Küſtenhandels, in mittelbarer oder unmittelbarer Weiſe, bemächtigt. Bald verführen ſie ſelbſt die Waaren von einem Hafen zum andern; bald begleiten ſie für gute Bezahlung die chineſiſchen Kauffahrer mittelſt bewaffneter Fahrzeuge, um ſie gegen Seeräuber zu ſchützen. Die Kauffahrer und Rheder des Mittelreichs haben zum großen Theil ihren Verdienſt verloren. „Dieſe Barbaren, gefräßig wie die Seidenraupe, ſuchen Alles zu verſchlingen.“ Dann ſind einzelne Fremde in die Dienſte der Rebellen getreten, und haben ihren Räubereien mannichfachen Vorſchub geleiſtet. Die ganze Erhebung der Gottgläubigen, der Taiping, wenigſtens die bibliſche Form, in welcher ſie auftreten, iſt aus den Beſtrebungen der evangeliſchen Sendboten hervorgewachſen. Der furchtbare und grauſame Sklavenhandel, welcher während der letzten Jahre mit Chineſen getrieben wird, die ſogenannte Cooli-Ausfuhr, hat ebenfalls nicht wenig zur Erbitterung der Bewohner des Mittelreichs gegen die Fremden beigetragen. Ueberdieß mögen manche heimkehrende Coloniſten von den Verfolgungen und Widerwärtigkeiten erzählen, mit welchen ſie in Californien und Auſtralien heimgeſucht wurden. Alle dieſe Urſachen haben gleich im Beginn den engliſch-chineſiſchen Zwiſtigkeiten eine andere, eine volksthümliche Richtung gegeben. Der erſte anglo-chineſiſche Krieg war blos ein Krieg der Regierung gegen die Fremden; jetzt hat es allen Anſchein, als wenn die Engländer in ihrem zweiten Krieg gegen China nicht blos gegen die Behörden, ſondern gegen ganze

*) Die chineſiſchen Wörter laſſen ſich nur annähernd überſetzen. Das eine Wort wird mit einem Bild, zuſammengeſetzt aus Vogel und Mutter, das andere mit einem vierfüßigen Thier und Vater geſchrieben. Sie bedeuten Vater- und Muttermörder, alle nur erdenkbaren Scheuſale.

Volksmaſſen, zu kämpfen hätten. Dieß läßt ſich unter anderm auch an den zahlreichen, äußerſt feindſeligen Erlaſſen der verſchiedenen Einwohnerklaſſen erkennen, ſowie an den Aufſtänden oder wenigſtens an den aufrühreriſchen Bewegungen der Chineſen allenthalben, wo ſie unter oder neben den Engländern wohnen, auf Borneo, zu Singapur, in Pulo Pinang und an andern Orten.

Jeh, Oberſtatthalter von Kuangtong, hat alsbald, wie ehemals Brauch war, zur Zeit als die oſtindiſche Compagnie ſich noch des Sonderrechts des chineſiſchen Handels vermittelſt der Hong erfreute, die Einſtellung eines jeden Verkehrs mit den aufrühreriſchen Barbaren anbefohlen. Alle getreuen Unterthanen des Himmelsſohns wurden aufgefordert, ihre Verbindungen mit den engliſchen Barbaren abzubrechen; die Kaufleute dürfen keine Geſchäfte mit ihnen treiben, die Handwerker nicht mehr für ſie arbeiten, und die Diener müſſen ihre Herren verlaſſen. Die auf Hongkong angeſiedelten Inſaſſen des Mittelreichs, ſo befahl der Bezirksdirektor von Hiangſchan [24. Dez. 1856], ſollen die Höhlen der Barbaren verlaſſen und nach ihrer Heimath zurückkehren. Widerſtrebende werden als Staatsverräther behandelt, und demnach ihre im Mittelreich zurückgebliebene Familie und Verwandten hingerichtet, und all ihr Beſitzthum eingezogen. Keine Dſchonk darf künftig mehr nach Hongkong fahren. Selbſt Macao iſt in Blokadezuſtand erklärt, weil aus der portugieſiſchen Beſitzung Lebensmittel und andere Vorräthe nach der brittiſchen Inſel gebracht würden. Eine große Anzahl Chineſen der beſſern Claſſe fügten ſich alsbald dem Gebot ihrer vaterländiſchen Behörden. Die reichern Kaufherren haben Hongkong verlaſſen; ſelbſt Arbeiter, Bedienten und Matroſen ſind ſchaarenweiſe davongezogen. Manche Zeitung, wie das Overlandregiſter, konnte ihre Abonnenten nicht rechtzeitig befriedigen, weil mehrere in der Druckerei beſchäftigte Chineſen, die Austräger, Compradoren und anderes Dienſtperſonal, die Flucht ergriffen haben. Ende 1856 war die Einwohnerzahl Hongkongs blos 71,730 Perſonen, während ſie im vorhergehenden Jahr 72,600 betragen hatte. An Fremden, Europäern und Amerikanern wohnen hier blos 840 Perſonen. Den Chineſen, welche auf Hongkong in dieſer oder jener Eigenſchaft zurückblieben, mißtraute man, und zwar, wie die Folge und der aufgefangene Briefwechſel lehrte, mit gutem Grund. Seit dem Anfang der Feindſeligkeiten waren allerlei beunruhigende Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es: die Stadt Victoria ſolle angezündet werden — ſelbſt der Tag (10. Jan. 1857) wurde angegeben — bald trug man ſich mit der Nachricht: ein allgemeines Hinſchlachten der Engländer werde nächſtens mittelſt geheimer über die ganze Inſel verbreiteter Emiſſäre beginnen. Gedruckte Maueranſchläge hat man vorgefunden, worin Allen, welche die Ausrottung der Fremden beförderten, große Löhne und Ehren verſprochen wurden. Dadurch fühlte ſich die Regierung von Hong-

kong veranlaßt, mehrere ſtrenge Ordonnanzen zur Erhaltung des Friedens in der Colonie zu erlaſſen. „Jeder Chineſe, welcher des Nachts ausgehen will, bedarf einer ſchriftlichen amtlichen Erlaubniß. Jeder Chineſe, welcher von acht Uhr Abends bis Sonnenaufgang außerhalb ſeiner Wohnung ohne ſolch einen Paß gefunden wird, unterliegt, je nach den Umſtänden, einer höhern oder geringern Geldſtrafe, einer größern oder geringern Züchtigung. Der Friedensrichter kann ſolch einen verdächtigen Inſaſſen Hongkongs einſperren laſſen, und ſelbſt des Landes verweiſen."

Der Stadt Victoria auf Hongkong gegenüber, auf der Halbinſel Keulong — Kaulun nach der Cantoner Mundart, d. h. des gewundenen Drachen — wurde, unter der Leitung des Dr. Tſchan Kueitſik, ein „Barbarenvertilgungsausſchuß eingeſetzt, welcher in ununterbrochenem brieflichen Verkehr ſtand und ſteht, mit zahlreichen Affiliirten in der brittiſchen Beſitzung und an andern Orten, vorzüglich in der Kreishauptſtadt Canton. Ein Theil dieſes Briefwechſels iſt in die Hände der Engländer gefallen, wodurch wir über mehrere ſeiner Plane und Anzettelungen unterrichtet werden. Dr. Tſchan Kueitſik, ein Mann in den beſten Jahren, zwiſchen 40 und 50,, iſt im Finanzminiſterium zu Peking angeſtellt — eine Thatſache, woraus allein hervorgeht, daß der Hof über die Vorfälle in und um Canton genau unterrichtet iſt. Niemand, wenn er auch nur eine oberflächliche Kenntniß des chineſiſchen Verwaltungsorganismus beſitzt, konnte dies bezweifeln. Und doch ſind ſolche Zweifel, wunderbarlich genug, auf Hongkong vielfach geäußert worden. Die Urſachen, weßhalb die Berichte des Oberſtatthalters der beiden Kuang bis jetzt noch nicht im Hofherold abgedruckt wurden, liegen nahe genug. Es ſollten die Anſichten und Plane der Kreisregierung nicht an die auswärtigen Barbaren verrathen werden. Ein Cenſor, Su Tingkuni zu Canton, ertheilt dem Vertilgungsausſchuß zu Keulong Aufträge, und macht ihn mit den Ereigniſſen bekannt, welche ſeinen Planen förderlich ſein könnten. Der Cenſor handelte wohl als Mittelsperſon zwiſchen dem Oberſtatthalter und dem Dr. Tſchan Kueitſik.

In den aufgefangenen Schriftſtücken iſt wiederholt von engliſchen Barbarenköpfen die Rede, welche nach Canton gebracht wurden. Die Kopfabſchneider ſeien ſehr unzufrieden; man habe ihnen nämlich, aus Mangel an Fonds, nicht den ganzen verſprochenen Lohn gegeben. Am Ende des Jahres 1856 habe ſich die Regierung ſogar gezwungen geſehen, den Preis für die Barbarenköpfe herabzuſetzen. Sie zahlt jetzt [Januar 1857] anſtatt der 100 blos 30 Dollars, und ſieht ſcharf darauf, daß, was früher ſo häufig geſchehen, keine Unterſchleife mit andern Köpfen ſtattfinden. Die Brodvergiftung wird einige Mal erwähnt: von wem ſie ausgegangen, iſt nicht bemerkt. „Die rathloſe Regierung von Hongkong habe wegen dieſer Vergiftung einer Anzahl engliſcher Teufel 10 Perſonen eingeſteckt.

Der Vertilgungsausſchuß ſandte von Zeit zu Zeit Spione nach Hongkong; ihre Berichte enthalten ſehr lehrreiche Thatſachen nach jeder Richtung. „Die Barbaren", erzählen die Kundſchafter, „ſind ganz entmuthigt; ſie wiſſen nicht, was ſie beginnen, was ſie laſſen ſollen. Man hat ſie ringsum mit Dieben umgeben, welche gute Geſchäfte machen. Lebensmittel werden, weil ſich die Chineſen zum großen Theil dem Gebot ihrer Behörden fügen, und keine dahin bringen, nach und nach ſelten. Es ſei zu hoffen, daß die engliſchen Barbaren am Ende Hungers ſterben. Damit dieſe Teufel nicht ganz verzweifeln, ſo läßt ihre Regierung während der Nacht Kanonen losfeuern. Die ſchwarzen Truppen, die Spahis, exerciren unaufhörlich. Sie befinden ſich in einem elenden Zuſtand. Mehr als die Hälfte ſind ohne Hoſen; ſie gehen in allerlei Bettzeug und Tücher eingewickelt herum. Noch eine Schlacht wollen die Barbaren wagen. Unterliegen ſie, ſo kommen ſie und bitten um Frieden. Wird ihnen dieſer verweigert, ſo gehen ſie nach Hauſe. Die Amerikaner halten die Lage für ſo gefährlich, daß ſie bereits ihre Schiffe heimſchicken. Auch haben die barbariſchen Kaufleute verſchiedener Nationen Jemand nach England beordert, um den engliſchen Teufelshäuptling anzuklagen. Da nun die engliſchen Barbaren jetzt ſchon der Art in Unruhe und Beſorgniß leben, ſo müſſen wir noch eine Zeit lang zuwarten, bis ſie ganz erſchöpft ſind. Wir können ſie dann mit Einem Schlag zu Grunde richten."

Der Vertilgungsausſchuß hat einige hundert oder tauſend Mann Landwehrtruppen — der Dörferkraft, wie die Chineſen ſagen — unter ſeinem Befehle, welche ihn wenig nützen nnd viel Verdruß bereiten. Die Vorſtände verweiſen ihnen allerlei Unfug. „Sie ſollen die Bäume in den Ortſchaften ſtehen laſſen und nicht umhauen; ſie ſollen die Weiber nicht angreifen, ihren Muth und Uebermuth für die Tage der Schlacht aufſparen. Habe man doch Hoffnung, nächſtens eine große That auszuführen; die Stadt Victoria müſſe verbrannt werden. Für die frühern Verdienſte der Tapfern ſind die Belohnungen aus Canton bereits eingetroffen: 30 vergoldete Mandarinenknöpfe und 1000 Dollars." Daß die chineſiſche Landwehr, wird nicht mit der gehörigen Vorſicht verfahren, in einzelnen Fällen mittelſt Hinterliſt und Uebermacht, unerwartete Schläge ausführen kann, das lehrt die Wegnahme mehrerer Paſſagierdampfer und kleinerer Fahrzeuge innerhalb der Cantoner Gewäſſer. So haben ſich unter andern 11 Perſonen der Cantoner Landwehr des Bataillons, welches den Ehrentitel Tſchijong', „kluge Tapferkeit" führt, als gemeine Paſſagiere verkleidet, auf den Poſtdampfer „Thiſtle", der regelmäßig von der Kreishauptſtadt nach Hongkong fuhr, begeben, in der Abſicht, ſich des Schiffes zu bemächtigen.

Ihnen folgte eine Chineſin, welche, nach allen äußeren Kennzeichen, dem gebildeten Stande angehörte — ſie hatte die kleinen verkrüppelten Füße — mit einem Käſtchen in der Hand. Darin waren die zweiſchneidigen Meſſer enthalten, womit die „Klugen Tapfern“ die Fremden auf der „Thiſtle“ ermordeten (30. Dez. 1856). Bei der Gelegenheit hat der ſpaniſche Conſul zu Macao, ein eifriger Agent zur Aufgreifung und zum Einkauf chineſiſcher Culi für Cuba, den wohlverdienten Tod gefunden. Die Köpfe der Ermordeten wurden, in Tücher eingewickelt, nach Canton getragen, und dort gegen den verſprochenen Mörderſold, welcher damals noch vollſtändig ausbezahlt wurde, den Mandarinen übergeben.

Die wichtigſte Thatſache, welche aus dieſen Briefſchaften des Ausſchuſſes zur Vertilgung der Barbaren hervorleuchtet, iſt die vollkommene Unwiſſenheit über die Macht und die Mittel Großbrittanniens, iſt die völlige Unkenntniß der Stellung der andern Staaten und der großen Weltbewegung unſerer Tage. Dieß gibt uns zu gleicher Zeit den richtigen Maßſtab zur Beurtheilung des Werthes jener magiſterhaften Gelehrſamkeit, und der ganzen von mancher Seite ſo geprieſenen Bildung der Blume der Mitte. In dem Grade rächt ſich das kindiſche eingebildete Weſen der Doctoren und die volksthümliche Abgeſchloſſenheit von den übrigen Reichen der Erde, welche es nicht einmal der Mühe werth hält, die Sprache der Fremden zu erlernen. Kann doch ein in ſo vielen Beziehungen tüchtiger Mann, wie Jeh Mingſchin, wirklich glauben: „die engliſchen Barbaren ſind der Art gedehmüthigt, daß ſie ſich nächſtens unterwerfen und demüthiglich um Frieden nachſuchen werden.“ Die Vertilgungsausſchüſſe ſollen jetzt, dieß ließ ihnen die Cantoner Regierung bereits vor einigen Monaten imgeheim wiſſen, mit Brand und Gift nachlaſſen; denn es ſei zu befürchten, die verzweifelten fremden Teufel möchten wild werden, gleichwie ringsum eingeſchloſſene Beſtien. Auch habe das Oberhaupt der Barbaren in der Heimath, Königin Victoria, dem militäriſchen Teufelshäuptling wegen ſeines raſenden Beginnens einen derben Verweis gegeben.“ Welch ein furchtbares Erwachen aus dieſem Traumleben ſteht nicht jenen armen Leuten bevor, wenn im Verlauf des Sommers die Flotten und Heere eingetroffen ſind, in einer Anzahl und Stärke, wie ſie niemals zuvor innerhalb der chineſiſchen Gewäſſer vereinigt waren, und wenn dann, beim Eintritt der kühlern Jahreszeit, Ende Septembers und Oktobers, die Operationen gegen Canton mit aller Wucht beginnen! Die Eroberung und Beſetzung dieſer von Fremdenhaß erfüllten Stadt wird, muß der erſte Schlag ſein, womit der zweite anglochineſiſche Krieg in allem Ernſt ſeinen Anfang nimmt. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Zum Tabacksbau.

(Von G. E. Habich.)

Von den Faktoren, welche bei der Pflanzenkultur ammeiſten in das Auge zu faſſen ſind, unterliegen einige der Herrſchaft des Menſchen in höherem oder geringerem Maaße,—andere ſind derſelben entzogen. Während z. B. die Bodenwärme durch mancherlei Hülfsmittel geſteigert werden und die Ertragsfähigkeit der Felder durch ein rationelles Düngungsſyſtem erhalten werden kann, — ſind die eigentlichen klimatiſchen Einflüſſe nicht zu beherrſchen, und auch die Veränderungen in der Atmosphäre, die Meteore, machen ihre Souveränität in ſchädlicher oder nützlicher Weiſe geltend. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die Thätigkeit des Landwirths hauptſächlich auf jene Faktoren zu werfen hat, welche ſeinem Willen am leichteſten unterthan zu machen ſind; — unterläßt er das, ſo hat er mit vollem Rechte den Tribut des Unverſtandes zu entrichten und ſeine Ernteregiſter werden ihn über den Umfang dieſes Verluſtes aufklären. Einen merkwürdigen Beleg hierzu liefert uns der Tabacksbau. Die trockenen Blätter dieſer Pflanze hinterlaſſen beim Verbrennen die bedeutende Menge von 1/5 bis 1/4 ihres Gewichts Aſche, d. h. mineraliſche Beſtandtheile, welche in der Feuchtigkeit des Bodens aufgelöſt und in dieſer Form von der Pflanze aufgenommen waren. Dieſe mineraliſchen Beſtandtheile werden nur in Folge der fortſchreitenden Bodenverwitterung in Waſſer löslich. Da nun erfahrungsmäßig der organiſche verbrennliche Zuwachs einer Pflanze in ziemlich conſtantem Verhältniſſe ſteht zu den disponibeln mineraliſchen unverbrennlichen (oder Aſchenbeſtandtheilen): ſo iſt es klar, daß die Ernten im Allgemeinen nur der ſtattgefundenen Bodenverwitterung entſprechen werden in Bezug auf ihre Quantität. Berückſichtigt man aber ferner, daß gewiſſe Subſtanzen im Boden nur in beſchränkter Menge enthalten und deren Vorräthe deßhalb auch in früherer Zeit zu erſchöpfen ſind, ſo erhellt weiter, daß man bei Abnahme ſolcher Stoffe im Boden, auch eine Abnahme der Erntemengen zu erwarten haben wird. Und daraus entſpringt dann die landwirthſchaftliche Operation des „Düngens.“

Man will durch das Düngen diejenigen Stoffe im Boden anhäufen, welche den Zuwachs an Pflanzenſubſtanz fördern können, und trachtet dahin, dem Boden auf dieſe Weiſe eine größere Ernte von einer unſern Zwecken entſprechenden Qualität abzuzwingen. Will man nicht zum Tage hinein wirthſchaften, ſo hat man ſich dabei ſicher zunächſt zu fragen: „welches ſind die zum Düngen geeigneten Stoffe, d. h. diejenigen Stoffe, welche, in den Boden gebracht, von der

Bodenfeuchtigkeit aufgelöst und dann von der Pflanze aufgenommen werden, um den organischen Zuwachs derselben sowohl der Quantität, als der Qualität nach zu steigern?" —

Der spezielle Fall des Tabacksbaues soll uns zunächst dazu dienen, um zu zeigen, wie man durch Vernachlässigung der Ersatzdüngung der Quantität der Ernte zwar steigerte, aber — auf Kosten der Qualität. Einen Vorschlag zu einem bessern Tabackskulturverfahren werden wir darf anknüpfen.

Es gibt Gegenden, wo die Bodenverwitterung so ungemein rasch vorschreitet, daß es selbst für die Bodenerschöpfende Tabackspflanze nicht an Nahrungsmitteln in der Bodenfeuchtigkeit fehlt, — so in Java, wo man Jahr aus, Jahr ein die reichlichsten Tabacksernten ohne Ersatzdüngung erzeugt. Ebenso wird man in urbar gemachten Gegenden, wo die absterbenden Vegetationen der Mutter Erde Alles zurückerstatten, was sie von derselben erborgt hatten, — große Vorräthe von löslichen Bodenbestandtheilen antreffen, auf deren Kosten man längere Zeit hindurch sogar Bodenerschöpfende Pflanzen anbauen kann, *ohne* zu düngen. Die atlantischen Küsten Nordamerika's wurden auf diese Art von den eingewanderten Pflanzern strapazirt, — man brach den Boden um, besäete ihn mit Waizen und Tabak, erfreute sich der reichlichsten Ernten, und glaubte sich der Bodendüngung entschlagen und die Verwaltung dieses Departements vollständig dem „lieben Gott" überlassen zu können. Diese unkluge Sorglosigkeit hat längst ihre bösen Früchte getragen. Die Felder verloren ihr üppiges Aussehen, der Ertrag wurde alljährlich kümmerlicher, der Anbau von Waizen und Tabak mußte aufgegeben werden und statt deren greift man zu Hafer, Kartoffeln als genügsamere, aber weniger einträgliche Kulturpflanzen. Viele zogen, nachdem sich der Unterschied in den Boden-Erträgen von früher und jetzt auf grobe Weise bemerklich gemacht hatte, dem Westen zu und setzten dort ihren Raubbau gemüthlich fort, indem sie späteren Generationen die Buße für ihre Sünden überließen. Andere dagegen, des Wanderlebens überdrüssig, zogen den bereits urbar gemachten Boden vor, und versuchten, ihn durch reichliche Düngungen wieder ertragfähig zu machen. Für den Waizenbau erreichten sie ihren Zweck, — für den Tabakbau aber *nicht*. Man verwendete natürlich *thierischen* Dünger d. h. jene Mengen von mineralischen Bestandtheilen der Nahrungsstoffe, welche vom Menschen oder Thiere in ihrem Haushalte nicht consumirt werden konnten und deßhalb — nebst einer Portion stickstoffhaltiger Materien, als: Darmschleim, Eiweiß u. s. w. — auf die Miststätte abgeliefert waren. Dadurch wurden nun allerdings die Ernten wieder reichlicher, — man hatte seinen Zweck in quantitativer Hinsicht erreicht; aber die Qualität des Tabacksblattes war eine viel schlechtere geworden.

Anſtatt des eigenthümlichen Aromas, der dem frühern amerikaniſchen Tabak eigenthümlich war und ihm die Herzen aller Raucher gewonnen hatte, — machte ſich jetzt jener abſcheuliche „Kneller“ geltend, welcher das deutſche Kraut ſo abſchreckend charakteriſirt. Offenbar hatte alſo die vom beſten Willen beſeelte Düngung noch irgend eine faule Stelle. Dieſe aufzudecken und den wahrſcheinlichen Weg zur Abhülfe nachzuweiſen, iſt der Zweck dieſer Zeilen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Löſung einer ſolchen Aufgabe ſchließlich nur Gegenſtand des Experimentes iſt. Weil aber ein ſolches Experiment ſtets Ausfluß des vollſtändigſten Bewußtſeins der zu erforſchenden Sache ſein muß, ſo können wir uns bei Erörterung derſelben nicht ganz kurz faſſen, wir müſſen vielmehr auf einige agrikulturchemiſche Thatſachen zurückgehen und dieſe unſere Erwägungen zu Grunde legen. Verſtändigen wir uns alſo zunächſt über folgende Punkte.

1. Eine Pflanze, welche in einem Boden wurzelt, und deren Zellen über der Erde dem bald mehr, bald weniger austrocknenden Einfluß der atmoſphäriſchen Luft, unter der Erdoberfläche aber der Einwirkung der Bodenfeuchtigkeit exponirt ſind, nimmt (der Hauptſache nach) dieſe Bodenfeuchtigkeit in dem Maaße auf, in welchem die Blattoberfläche Waſſer abdunſtet. Mit der Bodenfeuchtigkeit erhält die Pflanze einen großen Theil ihrer Nahrungsmittel, die mineraliſchen oder Aſchenbeſtandtheile erhält ſie ausſchließlich auf dieſem Wege. Dadurch iſt ihr denn auch das Baumaterial zu neuen Zellen gegeben, die Pflanze wächſt. Höhere Temperatur beſchleunigt die Blätterabdunſtung und in Folge deſſen das Pflanzenwachsthum; daher der größere organiſche Zuwachs in Tropenländern und in unſeren Miſtbeeten und Treibhäuſern.

2. Die Aufnahme der Bodenfeuchtigkeit findet ohne Auswahl ſtatt. Wir wiſſen wohl, daß dies eine heutzutage noch von manchen Agrikultur-Chemikern und Pflanzenphyſiologen beſtrittene Thatſache iſt, wozu ein kleiner Irrthum die Veranlaſſung gegeben hat. Sehen wir uns deßhalb dieſen Punkt etwas genauer an.

Die Bodenfeuchtigkeit iſt, inſofern ſie in Sachen der Pflanzenkultur eine Rolle ſpielt, nichts Anderes, als eine Auflöſung verſchiedener Salze. Das eindringende Regenwaſſer hat die in Folge der Verwitterung löslich gewordenen Bodenbeſtandtheile aufgelöſt; nur tritt dabei ein wichtiger Umſtand ein, deſſen Nebenſachen eben jene Fabel von einem „Wahlvermögen“ der Pflanze hervorgerufen hat. Wenn man nämlich ein Gemenge von Salzen, welche in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen durch Waſſer gelöſt werden, mit kleinen Waſſerquantitäten (wie ſie die atmoſphäriſchen Niederſchläge in der Regel liefern) nach und nach in Berührung bringt und dann die ablaufenden Flüſſigkeitsportionen einer chemiſchen

Analyse unterwirft: so findet man, daß zunächst die löslichsten Salze aufgelöst sind; später erst kommen die schwererlöslichen an die Reihe und endlich, wenn die Bodenverwitterung nicht hülfreiche Hand bietet und neue Salze auf's Lager schafft, muß sich die Pflanze mit den schwerlöslichsten Salzen begnügen. So kommt es denn, daß man die Bodenbestandtheile in einer Pflanzenasche in ganz andern Verhältnissen finden wird, als in einem etwa mit kochendem Wasser gemachten Extracte des Bodens, welcher letztere auch die schwerlöslichsten Salze enthält. Nun ist aber solch ein armes Pflänzchen dazu verdammt, alle diese Salze blos in Form einer solchen allmählig entstehenden Auflösung zu sich zu nehmen, und es kann sich deßhalb die schwerer löslichen Salze nicht einverleiben, so lange für diese die Stunde der Erlösung durch Einwirkung des Regens noch nicht geschlagen hat. Und das nennen diese Herren ein „Wahlvermögen"! Halten wir daneben die von Niemanden bestrittene Thatsache, daß selbst Salze, welche das pflanzliche Individuum vernichten, es vergiften, dennoch von den Würzelchen aufgenommen werden können: so wird man uns doch Recht geben, wenn wir zur Zeit der Pflanze dieses räthselhafte Wahlvermögen geradezu absprechen.

Daran schließt sich nun

3. die Frage über den Ursprung des Stickstoffgehaltes der Pflanze. Es ist eine bekannte Sache, daß das Vorhandensein des [stickstoffhaltigen] Eiweißstoffes in der Pflanzen-Zelle eine wesentliche Grundbedingung für das Pflanzenwachsthum überhaupt ist, und daß der Werth einer Kulturpflanze als Nahrungsmittel auf dem gesteigerten Stickstoffgehalt, welcher die Blut bildenden Stoffe in den thierischen Körper einführt, basirt ist. Kein Wunder also, wenn sich die Frage nach der Quelle des Stickstoffgehalts der Pflanzen längst in den Vordergrund drängte. Da hat es nun in den Hallen der Agrikulturchemie gar heftigen Streit gesetzt. Der berühmte Liebig stellte zuerst den Satz auf, daß nur das im Regenwasser enthaltene Ammoniak (d. h. jene luftförmige und im Wasser lösliche Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff, welche die Form ist, in welcher der in den abgestorbenen Thierleibern enthaltene Stickstoff seine weitere Wanderschaft durch's Erdenleben antritt) den Kanal bildet, durch welchen der Stickstoff in die Pflanze gelangt. Dem gegenüber hat sich noch eine andere Ansicht [in Frankreich] geltend zu machen versucht, welcher zufolge der Stickstoff der atmosphärischen Luft [welcher 80 Proc. davon enthält] direct in den Kreislauf der Pflanze soll übergehen können. Wir dürfen diese zweite Ansicht hier füglich ignoriren, weil sie keinenfalls für die Zwecke der Pflanzenkultur von irgend welchem Einflusse ist, indem sie die Aufnahme des Stickstoffs in den Bereich jener Prozesse verweist, welche der Regelung des Menschen entzogen sind. Endlich ist im verflossenen Jahre noch eine dritte Ansicht aufgetaucht, welche den Stickstoff nur vermittelst

der ſalpeterſauren (Salpeterſäure iſt eine Verbindung von Stickſtoff und Sauerſtoff) Salze in die Pflanze gelangen laſſen will. Die desfallſige anonyme Arbeit in Karafiats landwirthſchaftlicher Zeitſchrift (Peſth, 1856) bietet viele intereſſante Einzelnheiten, leidet aber, wie wir im Verlaufe der weiteren Beſprechung unſeres Tabakskapitels finden werden, an Einſeitigkeit.

In engſter Verbindung mit dieſen divergirenden Anſichten ſteht die weitere Frage: ob das Ammoniak auch in ſeiner Verbindung mit jenen organiſchen Subſtanzen, die man unter dem gemeinſchaftlichen Namen „Humus" allgemein kennt, in die Pflanzen gelangen kann, oder ob dieſe Subſtanzen erſt zu Kohlenſäure werden muſſen, ehe ſie, mit dem Ammoniak in Verbindung, als Pflanzennahrung dienen können? — Die erſtere dieſer Anſichten iſt hauptſächlich durch Mulder und Moleſchott vertreten, die letztere wird von Liebig ſtreng feſtgehalten. Für die Erörterung des Gegenſtandes, welche wir uns heute zur Aufgabe gemacht haben, iſt es von Wichtigkeit, gerade über dieſe Streitfrage ſich ein auf unleugbaren Thatſachen beruhendes Urtheil zu ſchaffen. Die Räſonnements, welche von Liebig gegen Mulder und Moleſchott in's Feld geführt werden, ſind von keiner Beweiskraft, ſondern laſſen bei der obwaltenden Erhitzung des Gemüths ziemlich klar die Maxime durchleuchten, daß eine anerkannte Autorität in ihren Ausſprüchen nie irren kann.

Zur Oxidation des Humus, um in Kohlenſäure verwandelt zu werden, iſt einige Zeit erforderlich, denn allerdings entfärben ſich die dunkel gefärbten ammoniakiſchen Löſungen deſſelben, und das kohlenſaure Ammoniak iſt an die Stelle des huminſauren ꝛc. getreten. Wird aber eine in voller Kraft daſtehende nnd raſch vegetirende Pflanze der gefärbten Auflöſung ſo lange den Zutritt verſagen, bis dieſe Entfärbung eingetreten iſt? Wir wiſſen bereits, daß die Pflanze nicht wählen kann, ſondern daß ſie die ihr dargebotenen Löſungen aufnehmen muß. Auf dieſem Fundamente ſchon hätte Liebig des begangenen Irrthums inne werden müſſen. Aber auch die Thatſachen haben den Beweis geliefert, daß die Auflöſungen von Humus und Torf in Ammoniak direkt von der Pflanze aufgenommen werden, und daß ſie den organiſchen Zuwachs in ungeheurer Weiſe ſteigern durch Bereicherung der Pflanze mit Eiweißſtoff. Es iſt dieſe Erſcheinung auch nicht ſo ſehr auffallend, wenn man bedenkt, daß es (wäre Liebig's Anſicht die richtige) erſt wieder einer gewiſſen Sauerſtoff-Ausſcheidung durch die Pflanze bedurft hätte, um das kohlenſaure Ammoniak zu aſſimiliren d. h. in Pflanzenbeſtandtheile zu verwandeln, während eine dieſer humusartigen Verbindungen [das ſogen. quellſalzſaure Ammoniak] faſt dieſelbe Zuſammenſetzung hat, wie der Eiweißſtoff, ſo daß bei nur geringer Sauerſtoff-Ausſcheidung ſehr große Mengen von Eiweißſtoff gebildet wer-

den durch einfache Aenderung der Gruppirung der reſtirenden Beſtandtheile. Vergleichende Verſuche, welche von de Sauſſure, Malagati und Andern angeſtellt wurden, haben trotz der Einſprache des berühmten Chemikers in München den Beweis geliefert, daß die Auflöſungen des Humus in Ammoniak nicht nur in die Pflanze übergehen können, ſondern auch durch Vermehrung des Beſtandtheils, welcher hauptſächlich den Nahrungswerth der cultivirten Pflanze beſtimmt, für den Gemüſebau von der größten Wichtigkeit ſind. Wie es ſich dagegen mit dem Tabaksbau verhält, werden wir weiter unten ſehen.

Was nun die ſalpeterſauren Salze als Pflanzennahrungsmittel anlangt, ſo iſt man darüber einig, daß der Stickſtoff der Pflanze auf dieſem Wege aſſimilirt werden kann. Da aber die Salpeterſäure neben dem Stickſtoff eine bedeutende Menge (circa 70 Procent) Sauerſtoff enthält, ſo iſt es klar, daß bei gleicher Thätigkeit der Pflanze, d. h. bei gleicher Sauerſtoffausſcheidung [wodurch der Aſſimilationsprozeß der Pflanze am ſchärfſten charakteriſirt iſt] eine viel geringere Menge Eiweis aus der Salpeterſäure entſtehen muß, als aus dem Ammoniak. Wenn nun die bereits oben berührte dritte Anſicht über den Urſprung des Stickſtoffs der Pflanzen die ſalpeterſauren Salze als den einzig n Weg zur Stickſtoff-Aſſimilation bezeichnete, ſo verzicht.t der Träger derſelben auf die raſchere Vermehrung des Eiweißgehalts, welche bei Anwendung der Ammoniak-Salze, insbeſondere der humusſauren Ammoniakſalze, ſo augenfällig hervortritt. Was aber direkt gegen die Ausſchließung der Ammoniakſalze von dem Zutritt in's Innere der Pflanze ſpricht, ſind folgende Thatſachen. Ammoniak geht allerdings, bei Gegenwart von Kalk und unter Aufnahme von Sauerſtoff, in Salpeterſäure über, aber dieſe Umwandlung erfordert Zeit, ſogar viel Zeit, — man denke an den Zeitraum, welcher nöthig iſt, um in den unter den günſtigſten Verhältniſſen angelegten Salpeterplantagen die Umwandlung des Ammoniaks [als Produkt der Verweſung der den Salpeterwänden zugeſetzten thieriſchen Stoffe] zu vollenden. Es iſt zweifellos, daß das im Boden enthaltene Ammoniak nicht ſofort und zum größeren Theil in Salpeterſäure übergeht. Was aber wird inzwiſchen aus dem unveränderten Ammoniak?

Natürlich ſind die Vertreter jener Salpeterſäuretheorie ebenfalls genöthigt, der Pflanze — da wir Ammoniak und Ammoniakſalz nur in geringer Menge im Pflanzenſafte finden — ein Wahlvermögen zuzuerkennen, was zu merkwürdigen Conflikten mit den Geſetzen der Endesmoſe führen würde. Noch mehr aber würde eine Thatſache gegen dieſe Annahme ſprechen, der wir unſere Aufmerkſamkeit nicht verſagen dürfen. Wir meinen das raſche Entſtehen und üppige Gedeihen der Pilze an ſolchen Orten, welche faulende organiſche Subſtanzen enthalten; der organiſche Zuwachs der Pilze ſteht da in direktem Verhältniß zu dem Fortſchreiten der Fäul-

niß d. h. zur Menge des vorhandenen Ammoniaks und zwar unter Umständen, welche die Möglichkeit des Uebergangs in Salpetersäure gänzlich ausschließen. Wir sehen in wenigen Tagen riesenhafte Pilze aufschießen aus vermoderten Sägespänen, die frei von kohlensaurem Kalk oder andern zur Salpeterbildung nothwendigen Alkalien waren und mit gefaultem Urin begossen wurden. Man wende uns nicht ein, daß da wohl ein Unterschied zwischen den Kryptogamen und den Phanerogamen, zu welchen unsere Kulturpflanzen gehören, bestehen werde. Im Gegentheil zeigt sich bei den Kryptogamen das Leben der Zelle in seiner einfachsten und ausgeprägtesten Form; da läuft man deßhalb nicht so leicht Gefahr, Beobachtungsfehler zu machen. Und das Leben der Zelle, d. h. ihre Beziehungen zu dem Medium, in welchem sie sich befindet, ist ja überall dasselbe und das Fundament der gesammten physiologischen Wissenschaft.

Wollten wir uns weiter verbreiten über die physiologischen Grundlagen der Pflanzenkultur, so würden wir weitschweifiger werden müssen, als für unser spezielles Thema nothwendig ist. Vielleicht werden wir später einmal das Weitere darauf zu sprechen kommen und wollen uns jetzt direkt zu der Erforschung der Ursachen wenden, welche eine nachtheilige Einwirkung des thierischen Düngers auf die Qualität des Tabaks bedingen.

Man wird uns hier die Vorfrage entgegenhalten: „welchem Stoffe verdankt der Rauchtabak sein Aroma? und welchem seinen Kneller? Die Chemie hat uns mit tausenden von Riechstoffen bekannt gemacht, die irgend einen Pflanzentheil zum Träger eines Aroma's oder eines Gestankes stempeln. Beim Tabak aber hat sie uns bis heute noch keine vollständige Aufklärung gegeben.

Die Bestandtheile des Tabaks, welche uns die chemischen Untersuchungen nachgewiesen haben, sind:

1. ein flüchtiges Oel, welches man aus den Blättern durch Destillation mit Wasser abscheiden kann. Es riecht nach Tabak und man erhält es sowohl aus gutem, als schlechtem Rauchtabak;

2. einen andern ebenwohl flüchtigen, aber sehr giftigen Stoff, Nicotin genannt, womit 1851 ein belgischer Edelmann, Graf Bocarmé, den Giftmord exercirte. Auch dieser Stoff ist in guten und schlechten Tabakssorten enthalten, gibt uns aber für unseren Zweck keinen Anhaltspunkt.

Die übrigen Bestandtheile des schlechten Tabaks bieten keinen besondern Knellerstoff dar. Man findet nur die gewöhnlichen Stoffe und kann bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Untersuchungen vorläufig nichts Besseres thun, als die Ursache des „Knellerns" eben in dem Vorherrschen des einen oder andern dieser gewöhnlichen Bestandtheile zu suchen, zumal dieser Theil der analytischen Chemie noch ziemlich viel zu wünschen übrig läßt.

Da das rohe Blatt des Tabaks guter oder ſchlechter Qualität keinen auffallenden Unterſchied im Geruche darbietet, alſo die riechende Subſtanz als ſolche nicht präexiſtirt, ſo müſſen wir uns darnach umſehen, was geſchieht, wenn man den Blättertabak verglimmen läßt, wie es bei ſeinem Gebrauch geſchieht. Da finden wir denn ein flüchtiges, ſogenanntes brenzliches Oel von abſcheulichem Geſtank, welches wiederum beiden gemein iſt und ſich in den Saftſäcken unſerer Pfeifen anſammelt. Es iſt dieſes Oel kaum zu unterſcheiden von jenen noch ziemlich unbekannten ſtinkenden Oelen, welche ſich bei der trockenen Deſtillation des Knochenleims bilden; es ſcheint, als ſei der Pflanzenleim und Eiweißſtoff der Grund des übeln Geruchs unſeres Tabakſaftes. Woher denn nun aber das Aroma eines guten Tabaks?

Es bleibt nichts Anderes übrig, als die Annahme, daß das nicht übel riechende Oel, welches bereits beim Siedepunkt des Waſſers ausgeſchieden wird (durch Deſtillation mit demſelben, vergl. oben 1), der Träger des Aroma's iſt, und daß es als ſolches auftreten kann, wenn es nicht zu ſehr durch übelriechende Subſtanzen, die ſich beim Verglimmen bilden, verdeckt wird. Dieſes Todſchlagen des Aroma's nun wird die mehrerwähnte Tugend der deutſchen Tabake, der „Kneller" repräſentiren. Wirklich ſcheint der Unterſchied, welcher bei den verſchiedenen Wegen der Aſſimilation des Stickſtoffs ſtattfindet, die Frage aufzuhellen. Ziehen wir nun Folgendes in Erwägung.

In dem erſt urbar gemachten Boden Nordamerika's hatte es nicht an Zeit gefehlt, die durch den allgemeinen Stoffwechſel, welcher zwiſchen Thier- und Pflanzenreich die Vermittlung beſorgt, ſtets in den Boden gelangenden Ammoniakmengen in ſalpeterſaure Salze umzuwandeln. In den tropiſchen Klimaten tritt dieſe Umwandlung ſehr raſch ein, und auch die Bodenverwitterung regt ſich auf mächtige Weiſe.

Im erſten Falle alſo bedurfte es vorläufig keiner Düngung, ja ſogar ſind die ſalpeterſauren Salze ſo maſſenhaft vorhanden, daß die etwas träge Aſſimilation der Salpeterſäure [vergl. oben] gar nicht alles Das verarbeiten kann, was aus der Bodenfeuchtigkeit in Folge der Blätterabdunſtung aufgenommen wird. Der Pflanzenſaft iſt dann noch ſo reich an ſalpeterſauren Salzen, daß man im vorigen Jahrhundert die ſchlechtern Sorten von Tabak in Virginien zur Salpeterfabrikation benutzte. Die trockenen gröbern unbrauchbaren Stengel ſollen 4 Prozent reine Salpeterkryſtalle geliefert haben.

Im andern Falle lieferte die beſchleunigte Bodenverwitterung bei höherer Temperatur hinreichende ſalpeterſaure Salze, um den Bedarf der Tabackplantagen zu decken.

Auch in Ungarn baut man gern auf ausgenutzten ſogenannten Sal-

peterplätzen in der Nähe der Wohnungen Tabak und erhält eine Ernte, die frei von Kneller iſt.

Anders aber geſtalten ſich die Verhältniſſe, ſobald man zur friſchen thieriſchen Düngung ſchreitet.

Betrachten wir uns die Veränderungen, welche mit dem in den Boden gebrachten thieriſchen Dünger bei Einwirkung von atmoſphäriſcher Luft und Feuchtigkeit vor ſich gehen. Enthält der Boden wenig Kalk, und iſt er vorzugsweiſe humos, ſo wird die Zerſetzung der ſtickſtoffhaltigen Beimengungen nur bis zur Ammoniakbildung vorſchreiten können, Salpeterſäure wird nicht erzeugt, dagegegen aber wird das Ammoniak Humus auflöſen und ſo jede leicht lösliche Verbindung darſtellen, welche, ohne einen Desoxydationsprozeß in der Pflanze zu erfordern, die größten Mengen Stickſtoff aſſimiliren läßt und zur Bildung von Eiweiß ꝛc, kurz von allen jenen Stoffen, welche beim Verglimmen vorherrſchend, ſtinkende Oele liefern, Veranlaſſung gibt.

Nehmen wir aber ſelbſt den günſtigſten Fall, daß der Boden kalkreich, ſehr locker und zur Salpeterbildung wie geſchaffen ſei: ſo wird dieſe Umwandlung doch eine längere Zeit erfordern, während welcher das noch nicht oxydirte humusſaure Ammoniak der Pflanze als faſt alleinige Stickſtoffquelle dient, weil es auflöslicher iſt, als alle ſalpeterſauren Salze; namentlich wird dieſes ſtattfinden, wenn bei Gegenwart von Kalk im Boden das ziemlich ſchwerlösliche ſalpeterſaure Kali entſteht. Immer wird, ſolange nicht die Umwandlung des Ammoniaks in Salpeterſäure vollendet iſt, eine größere Menge jener mit Geſtank verglimmenden Subſtanzen erzeugt werden, als wenn die Bodenfeuchtigkeit ihren Stickſtoffgehalt lediglich in der Form der ſalpeterſauren Salze enthält!

Hat man alſo ernſtlich die Abſicht, einen möglichſt knellerfreien Tabak zu produciren, ſo glauben wir auf Grund der vorſtehenden Auseinanderſetzung für die Praxis als Regel aufſtellen zu müſſen, „daß man den für den Anbau beſtimmten Boden zuvor völlig frei erhalten ſoll von Ammoniak, indem man die Dünger vorher mit Kalk und auflockernden Subſtanzen (Schreidelreiſig, Flachsſchäben u. ſ. w.) mengt, und in gegen die Sonne und den Regen geſchützten Wänden, die ſtets feucht erhalten werden, aufführt: — kurz man verfährt ſo, wie in den Salpeterplantagen und benutzt dann dieſe Salpetererde zum Düngen."

In Deutſchland hat man an manchen Orten den Tabaksbau mit der Zuckerrübenkultur combinirt. Bekanntlich erſchwert ein bedeutender Salz-Gehalt der Runkelrübe die Anwendung derſelben zur Zuckerbereitung. Mit dem Aufblühen dieſes Induſtriezweiges führte man in dem Ackerbau die Praxis ein, die Rüben erſt nach einer den Boden ſtark erſchöpfenden Vorfrucht zu bauen, — und dazu wählt man an mehreren Orten den Tabak,

der in friſche Düngung kam. Das dadurch gewonnene Gewächs iſt bei reichlicher Ernte vortrefflich zu Schnupftabak, und wird viel benutzt zu Saucen für Kautabake, beim Verglimmen aber ſtinkt's teufelsmäßig und ſelbſt eine wiederholte Fermentation der Blätter, welche überhaupt nur den Zweck hat, den Eiweißſtoff und Conſorten möglichſt zu zerſetzen, iſt nicht ausreichend, um einen erträglichen Rauchtabak herzuſtellen. Hat man eine ſehr ſtarke Düngung angewandt, ſo iſt das im Boden noch enthaltene Ammoniak in Salpeterſäure umgewandelt, wenn's zum Rübenbau kommt, dann zeigt ſich natürlich auch der Rübenſaft ſalpeterhaltig, weil die Aſſimilation des Stickſtoffs hauptſächlich über der Erde durch Vermittlung der Blätter vor ſich geht. Solchen Veranlaſſungen hat man es dann zuzuſchreiben, wenn die Melaſſen von Rüben [Rübenſyrup] bei der Gährung zuweilen rothe ſalpetrigſaure Dämpfe entwickeln.

Wir ſind zu Ende mit unſerer Beſprechung eines für Nordamerika wichtigen Kapitels. Was wir wünſchen und hoffen, iſt, daß ſich alsbald — noch im Herbſte — Salpeterwände erheben werden, um im nächſten Frühjahr den Tabaksdünger zu liefern zu umfaſſenden Verſuchen.

Boſton, Juli 1857.

An Far Weſt.

Im Juniheſte der „Atlantis" ſtellen Sie (Seite 431) die Frage auf: „Wie kommt es, daß die Erkrankung des Gehirns gerade die geiſtige Kraft erhöht, oder (vielleicht richtiger geſagt) frei macht?" Sie erläutern dies dann durch ein Beiſpiel, indem Sie erzählen, daß es Ihnen leicht geweſen, Reden in engliſcher Sprache während eines Fieberanfalles zu halten, obgleich dieſe Sprache Ihnen damals noch nicht geläufig war.

Erlauben Sie mir auf Ihre Frage einige Worte zu antworten. Das Phänomen der Erhöhung geiſtiger Kraft bei Erkrankung des Gehirns ſcheint mir nicht zu beſtehen. Die Thätigkeit des Gehirns iſt bei Fiebern allerdings erhöht, wie Jeder an Kranken beobachten kann, aber bei wirklicher Erkrankung deſſelben iſt dieſe Thätigkeit ſtets ungeregelt, und die Bilder, die der Kranke im Delirium ſieht, laſſen ſich gewiß nicht „geiſtige Kraft" nennen.

Iſt aber das Gehirn, deſſen gewöhnliche Thätigkeit von der regelmä-

ßigen Ernährung durch Blut abhängt, nur in einem gewiſſen Zuſtand der Kongeſtion oder Turgeſcenz, ſo kann dieſer Zuſtand — ſo lange er nicht krankhaft wird — die „geiſtige Kraft“ allerdings momentan erhöhen und Erſcheinungen zu Tage fördern, die uns auf den erſten Anblick in Erſtaunen ſetzen.

Wer weiß nicht, daß geiſtige Getränke, nicht im Uebermaaß genommen, die geiſtige Thätigkeit erhöhen? Viele Dichter begeiſtern ſich ja mit dem Geiſt der Champagnerflaſche, andere mit ſchwarzem Kaffee, und von Schiller wird erzählt, daß er dabei noch die Füße in kaltes Waſſer ſtellte. Durch ſolche Experimente wird eine Hirnkongeſtion herbeigeführt, die für den Augenblick gute Dienſte leiſtet. Laſſen Sie aber den Champagner reichlicher fließen, oder erſetzen Sie ihn durch mehr alkoholiſche Getränke, und die erhöhte geiſtige Thätigkeit wird dem Rauſche und dem Stumpfſinn weichen. Bei öfterer Wiederholung können Sie ſogar die phantaſtiſchen Bilder des Delirium tremens erſcheinen ſehen, gegen die ſelbſt Hoffmann's Phantaſieſtücke in Callots Manier nur unſchuldige Träumereien ſind.

Aehnliche Erfahrungen hat wohl Jeder an ſich ſelbſt gemacht, und wäre es nur ein ſchwerer Traum nach aufregender Abendgeſellſchaft oder zu reichlichem Nachteſſen. Ich ſelbſt diktirte einmal während eines Fieberanfalls, bei dem ich aber von dem oft ſo läſtigen Kopfſchmerz faſt frei blieb, — wo alſo die Kongeſtion nicht ſtark genug war, um viel Druck zu erzeugen —, ein längeres Gedicht, deſſen Stoff ich Jahre lang herumtrug, ohne die Form ihn zu bewältigen, finden zu können. Ebenſo findet ein Wiedererwachen des Gedächtniſſes bei Hirnkongeſtionen ſtatt und im Traume ſehen wir längſt vergeſſene Perſonen deutlich vor uns, und Namen, auf die wir uns bei gewöhnlichem Zuſtande nicht mehr beſinnen konnten, fallen uns plötzlich wieder ein.

Gewiſſe Narkotika, die das Blut nach dem Gehirne treiben, erzeugen dieſelben Erſcheinungen, man denke nur an die Träume der Opiumeſſer; das dumpfe Sauſen in den Ohren, das häufig Kopfkongeſtionen begleitet, geht z. B. bei dem Genuß von Haſchiſch [Cannabis indica] in eine eigenthümliche Empfindlichkeit des Gehörnerven über, die den geringſten Laut wie ein mächtiges Geräuſch erſchallen läßt, und der Haſchiſcheſſer hört die herrlichſte Muſik; Alles um ihn her klingt und lebt in Tönen, die Harmonie der Sphären wird für ihn eine Wirklichkeit. Ich möchte dieſe Gereiztheit der Gehörnerven vergleichen mit den Viſionen des Säuferwahnſinns, nur daß Letztere leider von längerer Dauer ſind.

Die Hauptfrage ſcheint demnach zu ſein: Wie bedeutend darf die Kongeſtion ſein, ehe ſie krankhaft wird?

Bei Beantwortung dieſer Frage möchte ich mich zu der Anſicht eines

Mannes hinneigen, der ſonſt wegen ſeiner verſchrobenen Erbſündentheorie in den mediziniſchen Kreiſen nicht am beſten angeſchrieben iſt, nämlich zu Prof. Ringseis und ſeiner Lehre von den Geſundheitsbreitegraden, auf die bereits Van Helmont, und faſt möcht' ich ſagen Hippokrates hingewieſen.

Da das Leben in beſtändigem Stoffwechſel beſteht, ſo zu ſagen ein beſtändiges Streben iſt, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß die Menge, die Miſchung und die Vertheilung der Säfte im Körper eine beſtändig wechſelnde iſt, und daß ſelbſt der geſundeſte Körper zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Beſchaffenheit zeigt in Bezug auf Temperatur, Venoſität oder Arterioſität des Blutes, die Menge deſſelben u. ſ. w. Da von den Nahrungsmitteln immer weniger aſſimilirt wird, je älter der Menſch wird, da von der Geburt an ſtets nur gewiſſe Mengen und Theile derſelben angeeignet werden, ſo muß der Körper ſtets gegen das Fremdartige ankämpfen, um es auszuſcheiden, die Geſundheit iſt daher ſtets nur eine relative und es müſſen Linien ſich ziehen laſſen, zwiſchen denen dieſe relative Geſundheit ſich bewegt, und bei deren Ueberſchreitung nach Unten oder Oben die Krankheit beginnt. Dieſelben wechſeln natürlich mit dem Individuum und ſeiner Konſtitution. Solange demnach das Fremdartige, Krankmachende vom Organismus niedergehalten wird, herrſcht Geſundheit, gleichviel, wie viel des Krankmachenden im Körper aufgenommen wurde. Neigt ſich aber die Wagſchale, und wenn nur ſchwankend, auf die Seite des Nichtaſſimilirten, ſo tritt unfehlbar Krankheit ein. Möglich iſt es, daß der Körper ohne äußere Hülfe, nur durch eigene ihm innewohnende Kraft, durch eine Art gewaltſamer Reaktion z. B. einen heilſamen Schweiß oder Durchfall, den Krankheitsſtoff ausſtößt und die vorige Geſundheit wieder gewinnt; in den meiſten Fällen iſt es aber das Geſchäft des Arztes, den Körper in dieſer Reaktion zu unterſtützen und ihm den Kampf zu erleichtern.

Um die Lehre der Geſundheitsbreitegrade etwas klarer zu machen, will ich einige Beiſpiele anführen, von deren häufigerem Vorkommen wohl Jeder aus ſeiner Erfahrung belehrt wird.

M. Rilliet berichtet (Journal des Exper. 1838 No. 67 memoire de Rilliet sur la pseudo — melanose des poumons): Ein Kupferſchmelzer, der Kohlenpulver zu ſeiner Arbeit brauchte, hatte ohne Schaden der Geſundheit noch mehrere Monate nach Ausſetzung der Kohlenarbeit ſchwarzen Auswurf. So viel Kohle war angehäuft, daß der Auswurf, ungeachtet der Mann keine Beſchäftigung mit Kohlen mehr Statt hatte, über zwei Monate dauerte, ohne Krankheit zu erregen.

Ein adliger Spanier (Panarolla) verlor vierzig Jahre lang täglich eine Pinte Blut und befand ſich wohl dabei.

Solcher Beiſpiele wären eine Menge anzuführen, ja wir dürfen nur der Kugeln gedenken, die viele Jahre lang im Körper bleiben, ohne die Geſundheit zu ſtören.

Daß die Blutmenge eine verſchiedene ſein kann, ohne die relative Geſundheit zu beeinträchtigen, erhellt noch mehr aus einem andern Beiſpiele, das Ringseis erwähnt, nämlich daß ein junger Mann, ſtets im Gefühle großer Geſundheit, im Duell über 30 Unzen Blut verlor und ſich nachher noch viel beſſer befand, beſonders in Bezug auf Leichtigkeit geiſtiger wie leiblicher Verrichtungen.

Beobachtungen haben gezeigt, daß die Blutmenge der einzelnen Körpertheile ſogar je nach der Tages- und Jahreszeit wechſelt. Am Morgen iſt dieſelbe geringer im Gehirn, größer in der Bruſt; nach dem Eſſen, ſowie Abends und Nachts größer im Gehirn und Unterleib. Im Winter iſt ſie größer und von mehr arteriöſer Beſchaffenheit in Bruſt und Hirn; im Sommer größer und venöſer im Unterleib u. ſ. w.

An dieſe Beobachtungen ſchließen ſich die Erſcheinungen des täglichen Lebens, die Jeder an ſich ſelbſt machen kann. Man denke nur an die Thätigkeit der Lungen, wenn man Morgens in's Freie tritt, die Wolluſt, mit der man die kühle, reichlich mit Sauerſtoff geſchwängerte Luft einathmet. Klar und leicht ſind die Gedanken des Morgens wegen der relativen Blutarmuth des Gehirns, während des Abends der vermehrte Zufluß der Säfte die Thätigkeit der Phantaſie erhöht, den Geiſt mehr poetiſch, ja romantiſch ſtimmt, aber dagegen die klare Denkfähigkeit vermindert. Die Neigung zu Bruſtfell- und Lungen-Entzündung im Winter, zu Unterleibsplethora, Gallenkrankheiten ꝛc im Sommer, hängt ebenfalls damit zuſammen. —

Verzeihen Sie, daß ich vielleicht etwas zu weitläufig geworden, um meine Anſicht klar zu machen und Ihre Frage:

„Wie kommt es, daß die Erkrankung des Gehirns gerade die geiſtige Kraft erhöht, oder [vielleicht richtiger geſagt] frei macht?", dahin zu beantworten:

Die Erkrankung des Gehirns erhöht die geiſtige Kraft deſſelben nicht, macht dieſelbe auch nicht frei. Ein krankes Gehirn kann auch nur Krankhaftes produziren. Wohl aber kann eine ſich noch innerhalb der Grenzen der Geſundheit haltende Kongeſtion des Gehirns die geiſtige Produktivität momentan erhöhen, wird aber wohl in den meiſten Fällen eine relative Schwächung der geiſtigen Kräfte zur Nachfolgerin haben, und wäre es nur der dem Champagner ꝛc folgende moraliſche Katzenjammer.

E. Dorſch, Med Dr.

An teutſche Frauen.

(Von Far Weſt.)

Ich will einige Worte an teutſche Frauen richten, in der Ordnung und Folge, wie die oft durchdachten Gedanken ſich mir darſtellen Ich habe mir, wie vom ächten Weſen des Mannes, ſo auch von wahrer Weiblichkeit ein Ideal gebildet: jenes und dieſes erſcheint vollkommen in der Wirklichkeit nirgends; was wir aber Preiswürdiges im Leben anerkennen, loben wir gemäß jenem Ideale, was ihm entgegen iſt, trifft unſer Tadel, und alles bewußte Bemühen für die Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts ja für den Fortſchritt des künftigen in Bildung und Geſittung ſetzt voraus, daß man von männlich und weiblich Vollkommenem eine Vorſtellung gewonnen habe.

Das Erhabenſte und Achtungswertheſte, was der menſchliche Geiſt zu denken vermag, iſt die edle menſchliche Geſinnung; um zur Erſcheinung zu kommen, muß ſie eine Form annehmen, und ſolche Formen waren bisher Nationalität, religiöſe Begriffe, vorherrſchende Richtungen der Zeit, vor Allem aber die Eigenthümlichkeit des männlichen und weiblichen Weſens. Die ſog. humanen Beſtrebungen unſerer Zeit gehen dahin, die blos zufälligen Formen, durch welche nur zu oft die reine Erſcheinung des Menſchlichen gehindert wird, zu entfernen; verkehrt dagegen und erfolglos iſt jeder Verſuch, die von der Natur vorgeſchriebenen Formen beſeitigen zu wollen. Weil männliches und weibliches Weſen einander ergänzen, ſo daß ſie vereint erſt das vollkommen Menſchliche darſtellen, bilden ſie einen Gegenſatz, welcher ſich nicht verwiſchen läßt, und um dieſen Gegenſatz dreht ſich der größere und wichtigſte Theil aller menſchlichen Intereſſen.

Die Bahn des Mannes und des Weibes, von der Natur geſchieden, müſſen auch auf der höchſten Stufe menſchlicher Bildung aus einander gehalten werden; nur im Familienleben tritt eine Vereinigung, nicht eine Verwiſchung derſelben ein, und darum iſt das edle Familienleben die Krone des Menſchlichen.

Die ſog. Emanzipation der Frauen iſt eine Zeitfrage, welche mitunter leidenſchaftlich behandelt wird. Freilich ſollen die Frauen emanzipirt werden, und die Männer nicht minder, d. h. und es darf und ſoll vernünftigerweiſe nichts Anderes heißen, als: die menſchlichen Verhältniſſe ſollen ſo geordnet werden, daß Männer und Frauen ihr eigentliches menſchliches Weſen frei entfalten, ihre eigenthümliche Aufgabe vollſtändig erfüllen, daß jene ächte Männer, dieſe ächte Frauen ſein können; von einer Amalgamation in Beſtimmung, Aufgabe und äußerer Stellung darf keine Rede ſein.

Eine ganze Frau ſteht ſo hoch als ein ganzer Mann; die Verſuche der Neutraliſation beider bringen nur Zerrbilder hervor.

Was Aufgabe des Mannes und des Weibes ſei, haben freilich jener und dieſe ſelbſt zu entſcheiden, weil ſie die Art ihres eigenen Weſens am beſten kennen; aber auch in umgekehrter Gegenſeitigkeit nehmen ſie an dieſer Entſcheidung Theil und erleichtern und ſichern dadurch die Erfüllung der beiderſeitigen Aufgabe. In dem heranreifenden Jüngling bildet ſich das Ideal edler Weiblichkeit aus, in dem aufblühenden Mädchen das Bild männlichen Werthes, und Männer und Frauen ſind eben durch das innigſte Intereſſe, welches ſie aneinander nehmen, als Wächter einander gegenüber geſtellt, abwehrend, daß nicht die einen und die andern ihre Schranken überſchreiten. Wenn ein Weib den Gedanken ertragen kann, in den Augen eines geachteten Mannes unweiblich und unliebenswürdig zu erſcheinen, und der Mann den Gedanken, bei edleren Frauen als unmännlich und verächtlich zu gelten, ſo beſteht für beide keine ſittliche Schranke mehr. Unterwerfen wir uns daher der beiderſeitigen Kritik.

In dem Verhältniß beider Geſchlechter zu einander, was immer ſo viel zu ahnen und zu errathen gibt, wo man einander zwar verſtehen, aber nicht ergründen lernt, wo die Naturverſchiedenheit doch ſelbſt beim innigſten Vereine eine Art ſteter Spannung aufrecht erhält, liegt etwas Geheimnißvolles, welches profanirt wird und ſeinen Reiz verliert durch die Verrückung der von der Natur gezogenen Grenzen. Der männliche Mann wird von der weiblichſten Frau ammeiſten angezogen; er ſucht keine Frau, die etwa in Gelehrſamkeit, in politiſcher Gewandtheit, oder gar in Leiſtungen des Heldenmuthes mit ihm wetteifert, keine, die ehrgeizig an die Oeffentlichkeit ſich drängt und die Bewunderung der Maſſen auf ſich zieht, ſondern es iſt die ſtillere, die beſcheidene, vor Allem die züchtige und reine Anmuth, die zwar gebildete, aber natürlich gebliebene Anmuth, welche ſein Herz feſſelt; ein logiſcher Irrthum wird ihr nicht allein verziehen, ſondern macht ſie gerade intereſſant, niemals aber der Mangel an edlem und feinem Gefühle; er will nicht vom Weibe belehrt ſein, aber er iſt bereit, ſein Wiſſen und ſeine Kraft gleichſam zum Opfer zu bringen am Altare des reinen und innigen, des milden und wahren weiblichen Weſens. Hebt den Gegenſatz auf, und der Reiz iſt verſchwunden. — So werden es nur immer Ausnahmen ſein, daß Frauen in einzelnen Zweigen männlicher Thätigkeit glänzen, und zu ihrem eigenen Wohlſein vielleicht niemals; die Befriedigung der Eitelkeit iſt kein Erſatz für das peinigende Gefühl, um die Erfüllung der Naturbeſtimmung ſich betrogen zu ſehen.

Hätte eine von Ihnen wohl Luſt, das Loos der ſog. „renommirten Weiber“ zu theilen? Sie ſagen vielmehr: es hätte nie ſolche geben ſol-

len, ſie haben das zartere Geſchlecht entweiht und ohne Zweifel ſich ſelber geſtraft durch das unabweisliche Gefühl, daß ſie doch elender ſeien, als manche der gewöhnlichſten Bauernsfrauen. Was mich betrifft, ſo leſe ich die Geſchichte jener Renommirten, nur etwa zur Erweiterung der Menſchenkenntniß, nie aber ohne eine Art von innerem Eckel.

Wollen die Frauen nicht ihrem eigenen inneren Gefühle trauen, ſo werden Männer, welche die Unbefangenheit des menſchlichen Standpunktes ſich zu erhalten gewußt haben, ihnen ſagen, daß ihr Erſcheinen am Wahltiſche zwiſchen Männern, ihr Auftreten in Berufszweigen von ſolch öffentlicher Art iſt, daß ihr Zartgefühl mitunter und zu Zeiten verletzt werden muß, ihre Liebenswürdigkeit keineswegs erhöht, dagegen dem wohlthätigen Einfluſſe bedeutend Abbruch thut, welchen ſie auf Geſittung und Bildung ſowie auf Verſchönerung und Beglückung des Lebens in ihrer Sphäre zu äußern im Stande ſind. Ich will keine Frau geſetzlich oder gewaltſam hindern, als öffentliche Rednerin und dgl. aufzutreten, aber ich mag ſie nicht zu meiner Frau haben. Auch würde es meinen häuslichen Frieden ſtören, wenn meine Frau etwa für Buchanan agitirte, während ich für Fremont ſtreite; ſtimmte ſie dagegen mein eigenes Ticket, ſo wäre mir die Sache zum Lachen. Anders iſt es mit einem erwachſenen Sohne; er iſt Mann mir gegenüber, und kann thun, wie er Luſt hat. Wo Mann und Frau über dieſe Dinge anders denken, werde ich immer zweifeln, ob die rechte Innigkeit des ehelichen Verhältniſſes zwiſchen ihnen beſteht.

Was ich hier ſage, ſpreche ich aus mit Rückſicht auf die höchſten menſchlichen Intereſſen. Wir müſſen, wenn nicht Alles in Gemeinheit verfallen ſoll, vor Allem das edlere weibliche Element in ſeiner Reinheit und frei von fratzenhafter Entſtellung zu erhalten bemüht ſein. Nicht leicht nennt die Geſchichte den Namen eines wahrhaft großen Mannes, ohne zugleich nachzuweiſen, daß er von einer trefflichen Mutter geboren und gebildet war; je zarter, reiner und ſeelenvoller die Weiblichkeit der Mutter ſich zeigte, deſto bedeutender die männliche Geiſtesgröße des Sohnes. In der Tochter lebt das Weſen der Mutter gleichfalls fort; die letztere gibt dem häuslichen Leben Ton und Gehalt, und dieſe beſtimmen meiſtens den Charakter der Töchter. So iſt edle Weiblichkeit die beſtändige und unerſchöpfliche Fundgrube, aus welcher der ſittliche Ausfall und Abgang im Leben ſich gleichſam immer wieder rekrutirt, das ewig treibende Gartenbeet, woraus die ſchönſten Bluthen des Lebens ſtets jung und neu hervorwachſen. Geht die häusliche Tugend der Frauen in einer Nation verloren, ſo retten alle männlichen Anſtrengungen ſie nicht mehr, und je mehr der renommirten Weiber auf die Schaubühne treten, deſto näher halte man den Untergang. Wenn das den Frauen natürliche Verlangen

zu gefallen in Gefallſucht entartet, wenn ſie irgend einem Manne gegenüber Scham und Sitte verleugnen, wenn ſie ſelbſt die Banden des Familienlebens lockern und wie zerberſtende Waſſerblaſen an die Oberfläche ſich drängen, wenn ſie uneingedenk ihrer Würde als Frauen und Mutter und ihrer Pflichten für Haus, Heerd und Familie in werthloſem Pompe, in geiſtestödtender Zerſtreuung ohne Ende und in noch Schlimmerem ihre Befriedigung ſuchen, dann iſt es mit allem Herrlichen auf Erden ſicher am Ende.

Hier wird mitunter die Meinung ausgeſprochen, daß, weil durch die männliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten allmählig immer mehr Korruption und Ungebühr aller Art einzureißen drohe, es Zeit ſei, die Frauen zur Hülfe zu rufen, damit durch ihre Betheiligung Alles wieder in das rechte Geleis komme. Eitle Hoffnung! Wenn unſere Frauen nicht vor Allem im Stande ſind, ſolche tüchtige Männer zu erziehen, wie die Verwaltung des Staates ſie erfordert, ſo wird die letztere in ihren Händen noch viel weniger gedeihen. Es gibt keine Entartung der Männer ohne gleichzeitige Entartung der Frauen; die öffentlichen Zuſtände ſpiegeln den Zuſtand des Familienlebens ab, deſſen Seele die Frauen ſind. Die Neuheit des Experimentes würde eine kurze Senſation hervorrufen, und dann Alles noch viel ſchlechter gehen. Aus dem Verfalle des Familienlebens in den großen Städten, aus dem Lockerwerden der Grundſätze über weibliche Sitte und Zucht, aus dem kleinlichen Haſchen der modernen Weiber nach dem Beifall der Maſſe, nach öffentlicher Auszeichnung, nach unſinnigem und verſchwenderiſchem Putze und nach Thorheit aller Art, erklärt ſich zum Theil das Rarerwerden ächten Menſchenwerthes und ſomit die Verkrüppelung des öffentlichen Lebens. Natürlich ſind alle dieſe Wirkungen wechſelſeitig; neben entarteten Männern würden endlich auch keine tüchtigen Frauen mehr beſtehen. Doch iſt meine Anſicht von dem ſittlichen Werthe der Männer und Frauen unſerer Zeit keineswegs eine verzweifelnde; der größte Fehler liegt wohl darin, daß das Schlechte mehr als ſonſt ſich hervordrängt und man das Beſſere, woran es auch jetzt nicht fehlt, meiſtens in weniger gekannten Kreiſen ſuchen muß.

So kommen wir auf das Thema der „freien Liebe." Das Wort Liebe hat drei Bedeutungen: im Neuen Teſtamente bedeutet Liebe ſo viel als herzliches Wohlwollen, die Freude an dem Glücke Anderer, und dem Willen, es zu fördern, und ſo kann man von allgemeiner Menſchenliebe, von Liebe für alle empfindenden Geſchöpfe, ſogar von Feindesliebe als einem edlen Zuge des menſchlichen Weſens reden, und der Empfehlung dieſer Liebe, die gerade die Krone aller Humanität iſt, dem Chriſtenthume einen Vorwurf machen zu wollen, verräth alle Unkenntniß ſeines Weſens und ſeiner Sprache. Dann bedeutet Liebe das natürliche Sichhingezogenfühlen

zu den Verwandten (nicht völlig Gleichen), darauf beruhend, daß der Menſch nie vollkommen ſich ſelbſt genug iſt mit Dem, was er iſt und hat, darum alſo beſtändig Anderes ſeinem eigenen Weſen anzuſchließen und damit zu vereinigen verlangt, und zwar vom höchſten geiſtigen Bedürfniß bis zum gemeineren herab, ſo daß man eben ſowohl von Kindes- und Aeltern-, Geſchwiſter- und Freundesliebe, als von Heimath- und Vaterlandsliebe, von Liebe zur Wiſſenſchaft, zur Kunſt, zur Jagd, zum Weine, ja zu einem Pferde und Hunde ꝛc redet. Hiervon ſcheidet man nochmals aus das zur innigſten Vereinigung treibende Intereſſe, welches zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes für einander hegen, es ſetzt die Liebe im erwähnten Sinne voraus, iſt aber die Vollendung derſelben in einer Weiſe, welcher keine andere Liebe auch nur nahe kommt: Mann und Weib ſind der in Einheit aufgegangene menſchliche Dualismus.

Wenn es irgend etwas Freies in der Welt gibt, ſo muß es neben dem Glauben die Liebe ſein, beide ſind gleich unerzwingbar, ſtellen ſich ſogar dem in andern Dingen frei entſcheidenden Willen als urberechtigt und urfrei gegenüber, doch nicht ſo, als ob nach einer ſchwächlichen Anſicht unſerer Zeit der Wille gar nichts darüber vermögte. Was will man nun mit Anpreiſung der freien Liebe? Etwa nur, daß es menſchlich unwürdig ſei, gegen die natürliche Zuneigung das Verhältniß der Ehe d. h. den innigſten Bund zwiſchen Mann und Frau zu ſtiften, oder bei eingetretener entſchiedener Abneigung ihn fortbeſtehen zu laſſen? Dem wird kein Vernünftiger widerſprechen. Oder meint man, daß in dieſem Verlangen nach Vereinigung zwiſchen Mann und Weib nur die zeitweilige und zufällige Neigung das Wort zu führen habe, daß es dabei um nichts Anderes, als eben nur um das höchſte Maas von Luſt gelte, ſo daß f eie Liebe die völlig unbeſchränkte und durch nichts controllirte Befriedigung der Geſchlechtsneigung bedeutet?

Mag die letztere eine der ſtärkſten menſchlichen Neigungen ſein, ſie muß, gerade um zugleich eine der edelſten und das menſchliche Daſein am meiſten verſchönernden zu werden, nicht allein wie alle andern natürlichen Neigungen und Gelüſte, ſondern ſogar vorzugsweiſe unter der Herrſchaft der ſittlich abwägenden Vernunft ſtehen, und frei kann in dieſem Sinne die Liebe nicht ſein, wenn der Menſch ſelbſt es bleiben will. Soll Einem eine Schranke ge ogen werden, ſo gehört ſie doch der Liebe als einer partiellen Aeußerung des menſchlichen Weſens noch eher, als dem ſeiner Menſchenwürde ſich bewußten Menſchengeiſte; die erſtere kann man, wenn es ſein muß, aus dem Herzen reißen, die letztere opfern, heißt in Wahrheit ſich ſelbſt vernichten.

Möglich, daß meines Freundes Gattin mir beſſer als die meinige gefiele, ob zwar die meinige mit treuer Liebe mir ergeben wäre und auch mei-

nes Freundes eheliches Leben bisher ein glückliches war. Doch, es könnte mir gelingen, wenn ich es darauf abſehe, das letztere zu ſtören und die Neigung von meines Freundes Frau auf mich zu ziehen, und ſie und ich würden vielleicht in dem neuen Vereine eine noch höhere Befriedigung finden. Iſt dieß Letztere nun das allein Entſcheidende, dem alle andere Rückſicht weichen muß? Iſt es richtig, unter Zerſtörung von fremdem Lebensglück und mit bleibender Selbſtverachtung überhaupt irgend eine Art von Befriedigung zu ſuchen? Es gibt aber Rückſichten verſchiedener Art, welche erfordern, daß ebenſo die Geſchlechtsneigung, wie die Weinluſt, die Jagdluſt und jede andere gezügelt werde. Auch in dieſer Betrachtung muß man mitunter vorlieb nehmen, oder auch ganz reſigniren, wenn Umſtände oder auch die Pflicht es gebieten, gerade wie in allem Andern, und man kann vielleicht nicht weiter gehen, als unbedingt den negativen Satz ausſprechen: das Weib ſoll die freie Gabe ihrer Liebe nicht anders gewähren, als daß es eine Hingabe iſt an den Mann, welchem ſie mit Neigung ſich anſchließt, und der mit ſtärkerer Sinnlichkeit begabte und weniger durch natürlichen Sinn der Zurückhaltung geſchutzte Mann entwürdigt ſich gleichfalls, wenn er den geſchlechtlichen Sinnesgenuß da ſucht, wohin er nicht zugleich Achtung und Liebe mit ſich bringt. Die Liebe ſoll auf keiner Blume ſich niederlaſſen, welche nicht den edlen Honig birgt; aber von Blume zu Blume flattern, bis die allerhonigreichſte gefunden iſt, wäre ihrer unwürdig und meiſtens erfolglos zugleich, denn das Vollkommenſte iſt uns entweder unerreichbar oder wir lernen es nicht einmal kennen. In keinem ehelichen Leben paßt unbedingt Alles, aber die ſüße Gewöhnung des Zuſammenſeins und die einmal vollzogene engſte Vereinigung der theuerſten Intereſſen wägt die beiderſeitigen Mängel auf, und gerade erſt mit der ausdauernden und auch die Schwäche ertragenden Treue gewinnt die Ehe ein ſittliches Element und eine höhere Würde, welche die bloſe Neigungsvereinigung ihr niemals geben kann.

Man ſpricht von Männern und ſogar von Frauen, welche ihrer höheren und reicheren Natur wegen mit Einer Liebe nicht ausreichen konnten, ſo Göthe und George Sand. Und welche Art von ehelichem Leben hat der erſtere wirklich zu Stande gebracht, nachdem er ſeiner Friederike, der durch ſeine ſchönſten Jugendlieder Verherrlichten, in leichtſinniger Treuloſigkeit den Rücken gekehrt hatte? Haben die üppigſten Genüſſe Italiens, die er mit dem höchſten Aufwand von poetiſcher Kunſt uns ſchildert, ihn entſchädigt für die Entbehrung eines edlen Familienlebens? Es iſt durchaus nicht dieſes oder jenes ganz beſondere männliche oder weibliche Naturell erforderlich zu einer glücklichen Ehe, wohl aber neben der Vermeidung grober Mißgriffe in der Wahl ein lebendiges ſittliches Bewußtſein und der dem Willen unterworfene Sinn der Treue; dann ſind auch für die begabteſten Naturen das männliche und weibliche Element in's End-

loſe hin zu verſöhnende und die Spannung erhaltende Gegenſätze, während zugleich die gemeinſchaftlichen Kinder den Bund wahrhaft unauflöslich machen. Es wird bei allem Dem und für immer Grade des ehelichen Glücks wie jedes andern geben, aber ganz unglückliche Ehen haben wohl immer ihren Grund in groben ſittlichen Mängeln eines Theiles oder beider, und dagegen ſchützt das Prinzip der ſog. freien Liebe wenigſtens nicht mehr, als irgend ein anderes.

Dem Beiſpiele von George Sand mögte ich ein anderes aus meiner eigenen Lebenserfahrung entgegenſtellen. Ich habe ſehr genau eine Frau gekannt, wenn nicht mit ebenſo viel wiſſenſchaftlicher Ausbildung, doch gewiß mit nicht weniger Geiſt, Takt, Unterhaltungsgabe u. ſ. w. als die genannte, und ſchön bis in ihr hohes Alter. Ihr Mann war ein junger Menſch mit einnehmendem Aeußeren geweſen, höchſt achtbar in ſeinem Charakter, tüchtig in ſeinem beſonderen Berufe, aber an Geiſt und Gewandtheit ihr keineswegs gleich. Sie hatten keine Kinder, und das war am meiſten der unaustilgbare Schmerz der Frau. Er achtete und liebte ſie faſt mit der Zärtlichkeit eines Bräutigams bis an ſein ſpätes Ende. Sie, obgleich im Hausweſen durchaus den Ton angebend und ſittlich ihrer Ueberlegenheit ſich bewußt, erlaubte ſich nie eine Einmiſchung in ſeine männlichen Berufsarbeiten, behandelte ihn nie anders, als mit Achtung und Freundlichkeit, hat nie ein Zeichen ſichtbar werden laſſen, daß ſie einen der begabteren Männer, mit welchen ſie oft genug in Berührung kam, ihm vorzöge, pflegte ihn mit liebevollſter Treue bis an's Ende, und ſteht ſo noch jetzt in meiner Achtung unendlich höher, als alle jene Heroinen, welche mit Einer Liebe nicht ausreichen zu können behaupten.

Gerade der Frauen Wohlſein und Würde erheiſcht es, daß der Ehebund bei ſeiner Stiftung als unlöslich betrachtet und unter der Vorausſetzung ſeiner Dauer für die beiderſeitige Lebenszeit geſchloſſen werde. Ehetrennungen ſollen als beklagenswerthe Ausnahmen gelten, nicht gebilligt von der öffentlichen Meinung, doch durch das Geſetz nicht ungebührlich erſchwert. Es dünkt mir eine verkehrte Annahme, daß die Geſellſchaft oder der Staat um Stiftung und Trennung der Ehen, die eine bloſe Privatſache ſeien, nicht einmal ein Vertrag, ſondern eine bloſe zeitweilige Meinungsäußerung ſich nicht zu kümmern habe. Gründet ſich doch der Staat unleugbar auf das Familienleben und geht nothwendig unter mit deſſen Verfall. Für Erziehung und Unterricht, für den Zuſtand der öffentlichen Sittlichkeit, für Fortſchritt in der Bildung ꝛc. wird der Staat verantwortlich gemacht, und ſo kann man ihm die Kenntnißnahme der Stiftung und die Bewilligung der Trennung von Ehen nicht füglich beſtreiten wollen. Wenn beſtändig ohne alle Notiznahme des Staates Familienbündniſſe geſchloſſen, dann wieder aufgelöſt, dann abermals neue Verbindungen angeknupft würden, wäre die nothwendige Ueberſicht der Familien unmög-

lich, Niemand wüßte am Ende, wem die Kinder gehören und wer ſie zu verſorgen hat, und eine Verwilderung träte ein, welche mit einem geſitteten öffentlichen Zuſtand unerträglich iſt.

Kinderloſen Eheleuten erſchwere man die Trennung am allerwenigſten; ihre Lage iſt eine unnatürliche, und es ſind allein ihre eigenen Intereſſen, welche in's Spiel kommen. Auch das Vorhandenſein von Kindern ſei kein abſolutes Hinderniß der Trennung, wenn darauf beſtanden wird; in dem Publikum aber ſtehe die Anſicht feſt, daß Kinder immer ein hinreichend ſtarkes Band ſein ſollten, um die Ehe zuſammenzuhalten, und daß ſie es immer ſind, außer wenn ein Theil, oder beide Theile an groben ſittlichen Fehlern leiden. Wenn eine ſpäter als ſtörend ſich erweiſende Temperamentsverſchiedenheit und dgl. die Rückſicht auf die Kinder und deren Wohlſein ſo weit aufwiegt, daß Vater und Mutter ſich trennen, um neue Verbindungen einzugehen, dann kann man wohl ſagen, daß ſolche Menſchen eines reinen Familienglückes weder würdig, noch fähig ſind. Liegt in der „freien Liebe", wenn ſie nichts anders ſein ſoll, als ein rückſichtsloſes Hingeben an die Lüſternheit, auch nur irgend Etwas, das zu empfehlen wäre?

Ich ſagte, die Frauen ſollten vorzugsweiſe an der Anſicht feſt halten und ſie geltend machen, daß die Ehe ein unverbrüchliches Band iſt. Sobald die Frauen Mutter werden, erfolgt ihr Verblühen meiſtens raſch, und die Reize, welche einſt des Mannes Auge feſſelten, bevor ſie ſein Herz gewannen, beſtehen ſelten lange. Iſt einmal das Trennen zu einer gewöhnlichen, von der öffentlichen Meinung nicht mehr verurtheilten Sache geworden, ſo wird es ſelbſt beſſeren Männern begegnen, daß ſie ihrer Phantaſie mehr freies Spiel geſtatten, als ſie ſonſt wohl thun würden. Das ewige Zuſammenſein hat ohnehin die frühere Täuſchung, welche in der Geliebten ein Ideal erblickte, verwiſcht und ſtatt deſſen manche Mängel aufgedeckt, — und ſo geſchiehe es wohl, daß der Mann im Bunde mit einer andern neu aufblühenden Schönheit ſich ein noch größeres Glück verſpricht, vielleicht auch wirklich finden könnte. Der große Fehler nun iſt, daß man eine ſolche Vorſtellung als allgewaltig und unbezwingbar will gelten laſſen und ſo ein Handeln gemäß derſelben für vollberechtigt erklärt, während es in Wahrheit nichts iſt, als verächtliche ſittliche Schwäche. Jedem Manne kann für Augenblicke Aehnliches begegnen, aber der beſſere macht ſich weder zum Sklaven ſeiner Phantaſie, noch ſeiner momentanen Luſt; er lächelt über ſich ſelbſt, wenn er bei einer ſolchen Vorſtellung ſich ertappt, ſchlägt ſie ſogleich in den Wind und kehrt mit ungebrochener Treue zu der Gattin zurück, welche im Glauben an ſeine Ehrenhaftigkeit ihr Alles ihm hingab; ihr Verblühen und ihre Mängel ſtören ihn nicht mehr in dem Grade, daß er den Bund und ſein Wort brechen mögte. Und

zu dieſem ſchnellen und leichten Sieg über die Lockung der Phantaſie hat ihm weſentlich der Umſtand verholfen, daß bis jetzt der Ehebund unter der beiderſeitigen Vorausſetzung ſeiner Unauflöslichkeit geſchloſſen wurde, daß die Entfremdung von der Gattin ein ehrloſer Wortbruch wäre, daß die beſſere öffentliche Meinung den Bruch des Bundes verdammt. So iſt das Weſentliche der bisherigen Einrichtung in viel weniger Fällen ein verderblicher Zwang, als vielmehr eine Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlſeins. Was das Eheglück ſtört, iſt nicht die Ehe, ſondern die gemeine Geſinnung; mit dem Aufheben der erſteren beſeitigt man die letztere nicht, leiſtet ihr vielmehr noch Vorſchub. Es gibt keine ſchönere Tugend, als die, welche wir Treue nennen; ſie iſt edle Geſinnung und edle freie That; aber die ſittliche Schwächlichkeit unſerer Zeit, ganz der Luſt oder dem ſog. Drange der Nothwendigkeit verfallen, ſcheint ſie nicht mehr kennen zu wollen. Man leugnet, daß man in dem Willen ein moraliſches Steuerruder hat, und gibt das Schiff den Winden und Wellen preis. Aus ſolchem Bekenntniſſe der Ohnmacht wird nichts Großartiges hervorgehen.

Muß denn nicht in dem ganzen Anziehungsverhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern von Anfang bis zum Ende die Selbſtbeherrſchung die erſte Rolle ſpielen? Hat nicht die Natur darauf beſtimmt hingewieſen? Mit dem Eintreten der erſten Regung iſt niemals die Befriedigung ſchon ſogleich da. Der Jüngling ſoll erſt zum Manne erwachſen und eine Stellung im Leben ſich erringen; dann fragt es ſich noch, wie bald er die Gefährtin findet, welche ihm ganz genügt, und ob er jemals dazu kommt, die beſte zu gewinnen, welche er haben mögte. Die Jungfrau aber muß erwarten, ob und wann der junge Mann ſich ihr naht, zu welchem am meiſten ihre Neigung ſie hinzieht. In der Ehe ſelbſt iſt Mäßigung und Beſchränkung ſchon durch die Natur geboten. Wird einſt das Schamloſeſte und Unmenſchlichſte, was es im Leben gibt, die Proſtitution beſeitigt, ſo kommt nach der Naturordnung auf jeden Mann *eine* Frau und nicht mehr, ſo daß die Natur die ſchönſte und edelſte Entfaltung des Familienlebens zugleich an Beſchränkung und Selbſtbeherrſchung gebunden hat. Bei keiner, irgendwie anſtändigen Ordnung der Dinge kommen wir darüber hinaus.

In Ihrer Hand, verehrte teutſche Frauen, liegt zum großen Theil das Loos der nächſten und kunftigen Geſchlechter. Ich mache Sie nicht verantwortlich fur die zahlloſen Entwürdigten ihres eigenen Geſchlechtes; die naturwidrigen geſellſchaftlichen Zuſtände und die ungezugelte Luſternheit der Manner trägt vielleicht den größeren Theil der Schuld. Sie können das Meiſte dazu beitragen, eine der beſſeren Sitte gunſtige öffentliche Meinung zu erhalten und wieder herzuſtellen. Allen liebenswürdig erſcheinen zu wollen, liegt in der Natur und Aufgabe Ihres Weſens; aber

huldigen Sie dem bloſen Scheine nicht zu ſehr, laſſen Sie uns ſehen, daß Sie ein Herz haben und das allerfeinſte Gefühl für Anſtand und Sitte, ſowie das regſte Mitgefühl für Wohlſein und Freude aller menſchlichen Weſen. Die Krone Ihres Wirkens und Strebens wird immer ſein, nicht Glanz und Ruf unter der Menge, ſondern die friſch erhaltene Anhänglichkeit des Gatten Ihrer Wahl, die körperlich und geiſtig mit unermüdeter Sorge gepflegten und gedeihenden Kinder, die Ordnung und Reinlichkeit des Hausweſens, der geſittete und freundliche Ton des Familienlebens, das Wohlſein des Ganzen. Durch Ihr ſinniges Walten ſoll uns Allen die Erde zur lieblichen Wohnſtätte werden, und dafür wird Ihnen Ehre und Achtung niemals fehlen. Je treuer Sie dieſe Aufgabe erfullen, deſto weniger wird es Sie nach Männerarbeit gelüſten, für welche die Natur Sie nicht beſtimmt hat, und um welche Sie wahrlich nur ſelten uns zu beneiden haben. Ich muß hier enden, obwohl mein Thema noch nicht erſchöpft iſt.

Die Naturwiſſenſchaften als Bildungsmittel.

(Aus der Zeitſchrift „die Natur.“)

Der Werth der Naturwiſſenſchaften als Bildungsmittel hängt natürlich, wie bei allen Wiſſenſchaften, vorzugsweiſe von der Lehrmethode ab. Phyſikaliſche Studien können nicht ohne mathematiſche Vorkenntniſſe, biologiſche nicht ohne eine Menge ſpecieller Erfahrungskenntniſſe gemacht werden, ſo wenig man über Geſchichte philoſophiren kann, ehe man hiſtoriſche Begebenheiten kennt. Bleibt man in der Botanik beim Auswendiglernen von Kunſtausdrucken und Eintheilungen ſtehen, ſo iſt es, als ob man ſich beim geographiſchen Unterricht begnügte, die franzöſiſchen Departements auswendig lernen zu laſſen, ohne die Karte zu benutzen. Dergleichen fuhrt nur dahin, Abneigung und Unluſt fur das Studium zu erwecken. Noch ſchlimmer iſt es, Namen von Pflanzen nach getrockneten Exemplaren oder Kupfertafeln kennen zu lehren, ſelbſt wenn der Unterricht mit Anekdoten ausgeſchmückt wird. Aber dieſelbe Terminologie, welche ſo beſchwerlich und geiſtlos iſt, wenn ſie abſtrakt gelehrt wird, iſt in hohem Grade bildend, wenn ſie morphologiſch, d. h. als Ausdruck der verſchiedenen Entwickelungsgrade des Lebens auftritt, und wenn ſich dar-

an die Unterſuchung lebender Pflanzen anſchließt, ſo daß die Selbſtthätigkeit des Schulers in Bewegung geſetzt wird. Botaniſche Excurſionen müſſen dazu kommen, damit man die Pflanzen in ihren natürlichen Umgebungen und Lebensäußerungen und nicht ausſchließlich in Bezug auf ihre Formen kennen lerne. Kann man dabei etwas aus der Pflanzengeographie und Biologie einfließen laſſen, ſo iſt es um ſo beſſer, aber es ſollte nur geſchehen, um die Aufmerkſamkeit auf das höhere Ziel der Wiſſenſchaft hinzuleiten. Dem Unterricht für Anfänger eine ſtreng wiſſenſchaftliche Form oder einen philoſophiſchen Anſtrich zu geben, iſt, mild ausgedruckt, eine Lächerlichkeit. Kann es dann freilich kein ſtrenges Studium für die Jünglinge werden; nun gut, ſo kann man ja die ſtrengeren Studien als Gegengewicht gebrauchen.

Aber wie es der Geiſtesgaben mannigfache gibt, ſo hat auch die Bildung mancherlei Wege. Die Naturwiſſenſchaften ſind nicht die paſſendſten Bildungsmittel für Jedermann. Diejenigen, welche als Kinder in einem ausgebildeten Geſellſchaftsleben oder in der harten Schule der Armuth aufgewachſen ſind, wo ſie gezwungen ſind, ihre Gedanken auf Dasjenige zu richten, was zunächſt ihr Auskommen ſichert, haben ſelten Sinn für ſolche Wiſſenſchaften. Andererſeits iſt es aber auch gewiß, daß manche große Geiſter, Ariſtoteles und Linné nicht ausgenommen, ohne dieſelben niemals ausgebildet worden wären, und daß in Andern die Flamme ohne Zweifel erſtickt wurde, weil dieſer Docht nicht angezündet wurde. — Keineswegs iſt es darum unſere Anſicht, daß ſie die kalten klaſſiſchen Sprachen verdrängen ſollen, deren Vertheidiger leider vorzugsweiſe mit ſcheelen Blicken die Naturwiſſenſchaften betrachten, und zwar nicht, ſo lange ſie wie eine todte Buchſtabenlehre behandelt werden, ſondern ſobald ſie die Jünglinge in die lebende Natur hinausführen wollen. Dagegen glauben wir nicht, daß es nothwendig iſt, z. B. dem Volke Unterricht in den Elementen der Naturgeſchichte zu geben; denn es lebt beſtändig in der Natur und hat in ihr einen beſſern Lehrer, als in dem beſten Lehrbuche. Unſere naturhiſtoriſchen Lehrbücher würden eher die geſunden Begriffe des Volkes verwirren, als aufklären, und wir haben ſelbſt gelegentlich von Leuten aus dem Volke beim Anblick ſolcher Volksbücher äußern hören: „Weshalb druckt man doch dergleichen!“ Sie wußten daſſelbe vorher, aber auf eine viel beſſere und einfachere Weiſe. Nicht dieſe Leute, ſondern Diejenigen, welche durch eine künſtliche Erziehung von der Natur abgeleitet wurden, müſſen die Elemente der Wiſſenſchaft kennen lernen, damit ihre Bildung etwas Ganzes werde, und ſie nicht unkundiger bleiben, als die Ungebildeten.

Aber, wird man vielleicht einwenden, wer liebt nicht die Natur, wer freut ſich nicht über ihre Schönheit? Kann man darin nicht hinreichende Einſicht ohne eigene Studien erhalten, muß man deshalb mit ſo vielen

Einzelnheiten geplagt werden? — Die Art und Weiſe, die Natur zu genießen, iſt indeſſen ſehr vielfach; die Wege, welche zur Kenntniß derſelben leiten, ſind ſehr ungleich! Der Eine wird ammeiſten durch den reich gedeckten Tiſch der Natur, durch ihre Leckereien, durch Ananas und Cyperwein erfreut; ein Anderer wird mehr von ihren großartigen Landſchaften, von dem Rauſchen der Haine und dem Rieſeln der Quellen, vom Spiel der Winde, vom Duft der Blumen und vom Geſang der Nachtigall hingeriſſen; ein Dritter findet einen höheren Genuß in einer näheren Bekanntſchaft mit der Natur, er mißt und berechnet ſie, unterſucht ihre Zuſammenſetzung, lernt ihre Kräfte kennen und, ſoweit es möglich, dieſelben beherrſchen. Andere gibt es wieder, welche am liebſten das Leben ſelbſt in ſeinen Erſcheinungen, in ſeinen ſchönen, vielfeltigen Formen betrachten, in denen ſie eine Symboliſirung ewiger Ideen ahnen.

Was den Einwand betrifft, der von dem ſpeciellen Studium, welches die Naturwiſſenſchaften erfordern, entnommen wird, ſo wird wohl Keiner ernſtlich behaupten, daß ein Ungebildeter ebenſo gut die Schönheit oder Vollkommenheit eines Gemäldes oder eines anderen Kunſtwerkes verſtehen ſollte, als ein wirklicher Kenner; und wie kann man ſich einbilden, daß dies mit dem größeſten Meiſterwerke der Fall ſein ſollte? Zwiſchen den Erzeugniſſen der Kunſt und denen der organiſchen Natur waltet der durchgreifende Unterſchied ob, daß, was auch das Genie hervorgeſucht hat, um ſeine eigenen Erzeugniſſe höher zu ſtellen, man hier immer deſto mehr Mängel findet, je näher man ſie betrachtet, während man, je länger man die Natur ſtudirt, und je näher man ſie z. B. unter dem Vergrößerungsglas ſieht, um ſo unerſchöpflicher ihren Reichthum an Formen und Gedanken findet.

Man hat freilich zuweilen gemeint, daß das Studium der einzelnen Naturkörper etwas Kleinliches ſei, und hat es mit dem Studium der Münz- und Spiegelſammlungen verglichen. Wir wollen nicht an der Verachtung theilnehmen, welche man damit den letztgenannten, die ja doch als hiſtoriſche Denkmäler gelten müſſen, erweiſt. Aber gewiß iſt es ebenſo thöricht, als wenn man die Löſung eines Räthſels fur gleich wichtig anſehen wollte, als die Erklärung eines Naturgeſetzes. Man findet zuweilen, daß dieſe Anſchauung ſich in die Naturforſchung ſelbſt eingeſchlichen hat, ſo daß man zuweilen eine künſtliche Erklärung für wichtiger anſah, als eine einzelne Thatſache, und geiſtvolle Phantaſien über die Natur höher ſtellte, als die ewige Wahrheit. Verleitet durch den Hohn der Unkundigen über die Aermlichkeit der Naturforſchung als Wiſſenſchaft, vielleicht auch aus Eitelkeit, erröthen einige Naturforſcher bei dem, was das Verdienſt ihrer Arbeit iſt, verleugnen die Ehre ihrer Wiſſenſchaft und glauben, daß ſie nur vertheidigt werden kann, wenn ſie eine Dienerin der Philoſophie oder Aeſthetik wird. Sie hoffen vielleicht durch dieſe Liberalität wenigſtens ihr ei-

genes Anſehen zu retten. In der biologiſchen Naturforſchung muß man von der Betrachtung des Lebens in ſeiner Selbſtthätigkeit, von der Beobachtung ausgehen. Alles, was außerhalb derſelben liegt, ſollte nur ordnend und erklärend, und könnte als ſolches von großem Werthe ſein; geht man weiter, ſo wird es etwas Subjectives, am häufigſten etwas Falſches oder zu negativen Reſultaten Führendes. Der Naturforſcher, welcher während ſeines ganzen Lebens die Frühlingsluft der Natur auf Bergen und im Thal einathmet, kennt ihre Erzeugniſſe und ihren Pulsſchlag beſſer, als Diejenigen, welche in der Studirſtube durch Speculation ſie zu begrenzen oder Geſetze für ſie zu entwerfen ſuchen. Die Wiſſenſchaft braucht darum noch keineswegs ein bloßes Aggregat von Thatſachen zu werden!

Vielleicht meint man, daß es am beſten wäre, wenn man das Studium der Naturwiſſenſchaften bis zu dem reiferen Alter ausſetzte, daß man den Jüngling die alten Sprachen und die abſtrakten Kenntniſſe lernen ließe, bevor er in die lebende Natur eingeführt wird. Abgeſehen davon, daß das Nächſte wohl der beſte Ausgangspunkt füe den Unterricht iſt, kann die reine Liebe zur Natur, dieſe Lebenskraft der Naturwiſſenſchaft, nur in dem jungen Alter eingepflanzt werden. Ein beſtändiger Sonnenſchein ruht für Denjenigen über der ganzen Natur, welcher mit ihr vertraut iſt; das Buch der Schöpfung liegt vor ihm aufgeſchlagen, und es enthält größere Weisheit und Poeſie, als alle Skalden und Dichter ihm je entlehnt haben. Flora wird ein beſchützender Genius, welcher die Stürme der Leidenſchaften verhindert, den Frühling des Lebens zu verwüſten, und welcher von dem Sommer deſſelben die eiſige Kälte der inneren Leere abwendet, welche bei Vielen das Herzblatt der wahren Freude vernichtet. Böſe handelt Derjenige, der, um den Sinn des lebhaften Jünglings für die Natur und die Blumen des Frühlings zu erſticken, die erſtarrenden Eisgletſcher der Literatur von den älteſten Zeiten her über ſie wölben zu müſſen glaubt, anſtatt dieſe durch die Flammen jener aufthauen zu laſſen. Oder glaubt man denn wirklich nicht, daß jene unendlich herrliche Schrift, deren Buchſtaben und Sylben die duftenden Blumen des Feldes und die leuchtenden Sterne des Himmels ſind, ſowohl einfacher und klarer, zugleich lehrreicher und tiefſinniger, als alle Träume und Irrthümer früherer Dichter und Denker ſind? Aber wer nicht als Kind hierin eingeweiht wird, erreicht es niemals; wem der angeborene Naturſinn einmal verloren gegangen, dem bleibt das Paradies für immer geſchloſſen; — der kann wohl eine Idylle dichten, aber nicht wie der Naturforſcher ſie durchleben! Iſt der Kopf erſt mit künſtlicheren und ſpitzfindigeren Lehren angefüllt, ſo ſcheint das Höchſte zu einfach, das Größte zu unbedeutend. Demjenigen, welcher durch Alkohol und Opium belebt wird, iſt das klare Waſſer der Quelle nicht labend. Als Plato die lebende Natur erklären wollte, gingen alle Zuhörer fort bis auf Ariſtoteles, der von Kindheit an Blu

menduft eingeathmet hatte; und hat nicht jeder Lehrer, der die bereits Ausgebildeten in der Naturgeſchichte unterrichten ſoll, dieſelbe Erfahrung gemacht? Soll ſie gezwungen erlernt werden, ſo wird ſie zur Lektion für den Examentag; wird ſie aber aus Liebe in der Jugend erlernt, ſo wird ſie ein Teſtament für's Leben. — Deshalb hat es ſo mancher weiſe Mann im reiferen Alter ernſtlich beklagt, daß er in der Jugend nicht des Unterrichts und der Leitung in dieſem wichtigen Zweige des menſchlichen Wiſſens theilhaftig ward. Nur diejenige Geiſtesbildung iſt vollſtändig und tief, durch welche alle Seelenkräfte entwickelt werden, und keine auf Koſten der übrigen gewinnt.

Abſichtlich haben wir durchaus keine Rückſicht auf den Nutzen der Naturwiſſenſchaften, auf ihre Bedeutung ſowohl für die bürgerliche Geſellſchaft, wie für den Einzelnen, und auf ihre Nothwendigkeit für unſer phyſiſches Daſein genommen. Man mag dies nun ſo niedrig anſchlagen, wie man will, während man täglich die Vortheile genießt; man mag, ſo ungerecht es auch iſt, die Pfleger der Naturwiſſenſchaften als Sklaven des materiellen Vortheils verachten: ſie ſind doch die erſte Bedingung für die Möglichkeit der Cultur. Die körperliche Lage des Wilden ſuchen die Miſſionäre erſt zu verbeſſern, bevor ſie es verſuchen, den moraliſchen und religiöſen Zuſtand zu verändern; die Arzneikunſt und die Staatshaushaltung, in ihrer höchſten und edelſten Bedeutung genommen, bilden die Krone an dem Stamm der Naturwiſſenſchaften, und ſie beide kämpfen für den Sieg des Lebens über die Natur. Durch Hilfe der phyſiſch-mathematiſchen Wiſſenſchaften beherrſchen die Europäer die Welt; durch ſie ſind wir jetzt wahrhaft geſichert gegen neue Ueberſchwemmungen von Hunnen, Vandalen und Tataren. Aber die Bildung hat auch innere Feinde, nicht weniger vandaliſch und vielleicht gefährlicher. Es iſt die höhere Beſtimmung der Naturwiſſenſchaften, dieſe Feinde zu bekämpfen, und — ſo gewiß die Wahrheit ewig iſt — ſie durch ihren milden, verſöhnenden, optimiſtiſchen Charakter zu überwinden. — Die einſeitige Richtung unſerer Zeit rührt daher, daß jene in der allgemeinen Bildung fehlen; wären ſie eine größere Macht in unſerer Zeit, ſo würden viele Tagesfragen ein anderes Ausſehen bekommen. Denn wahre Aufklärung und Veredelung der Menſchheit, nicht allein in phyſiſcher, ſondern auch in moraliſcher und intellectueller Beziehung, iſt der Naturwiſſenſchaften eigentliches Ziel.

Ueber die Grenzen und die Vertheilung der gesetzgebenden Gewalt.

Julius Fröbel sagt irgendwo: „In Europa wird zu viel regiert, in Amerika zu wenig regiert, überall wird schlecht regiert." Dieses Wort ist in dieser Fassung wohl etwas zu apodiktisch, und wird von näheren Bedingungen, Ausnahmen und Modifikationen begleitet werden müssen. Ueber das Zuvielregieren in Europa wollen wir hier kein Wort sagen; in mancher Beziehung geschieht dort zu viel, in mancher Beziehung aber auch zu wenig, und man kann sich wohl nicht mit einem solch allgemeinen Urtheile begnügen. Was aber Amerika und seine Politik betrifft, so sehen wir trotz aller Phrasen über Selbstregierung eine solche Vielregiererei und einen solchen Ueberfluß von Gesetzen, die sich in den meisten Fällen widersprechen, daß wir das Fröbel'sche Wort wohl nur auf einzelne Seiten der Centralregierung anwenden können. Namentlich in unserem Staate hatten wir im letzten Jahre Gelegenheit, uns über die Zuvielregiererei zu beklagen, und da dieser Fehler nicht eine Ausnahme bildet oder auf Rechnung einer einzelnen Partei zu schreiben ist, sondern sich in fast allen Legislaturen, namentlich der westlichen Staaten, wiederholt, und eine allgemeine Regel werden zu wollen droht, so glauben wir, daß einige allgemeine Bemerkungen über die Grenzen und die Vertheilung der gesetzgebenden Gewalt und über die Competenz der verschiedenen gesetzgebenden Behörden am Platze und zeitgemäß sein werden. Namentlich das Verhältniß der Stadt New-York zum Staate überhaupt ist in der letzten Zeit Gegenstand der Discussion und Polemik geworden, und wir würden uns freuen, wenn unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand einige Haltpunkte bei der Beurtheilung dieser so wichtigen Angelegenheit geben würden.

Der Grundsatz der Selbstregierung und Volkssouveränität ist das leitende Prinzip der amerikanischen Politik, aber was darunter verstanden wird, ist von den jedesmaligen Bedürfnissen der Parteien abhängig. Bei dem vollständigen Mangel eines festen Rechtsbewußtseins im Volke, einer wissenschaftlichen Behandlung der staatsrechtlichen Fragen von Seiten der Politiker von Profession, und einer consequenten, logischen Praxis der Gerichtshöfe und Gesetzgebungen, wird dieser Grundsatz, so wichtig und bedeutend er an und für sich ist, zu einer bloßen Phrase, welche elastisch sich den Bedürfnissen des Momentes und der Parteien fügt. Unter dem Namen und Deckmantel der Volkssouveränität verstecken sich die gewaltsamsten Angriffe auf die Menschenrechte, die niederträchtigsten Mißbräuche des socialen Lebens, die schändlichsten Verhöhnungen des bestehenden Rechtes, der Constitution und der Verträge. Heute erhebt man die Volkssouveränität bis in den Himmel, und sucht jede Centralisation, ja jede Regierung überhaupt bis zum letzten Schatten zu vernichten; morgen macht man

Temperenz- und Sonntagsgeſetze, welche die bürgerliche Freiheit bis in das Heiligthum des Hauſes und der Familie hinein vernichten. Maaßlos, wie der Amerikaner in jeder Beziehung iſt, übertreibt er auch in dieſer Beziehung, und kennt keine Grenzen ſeiner Macht, keine Schranke ſeiner Kompetenz. Wie ſehr das Thema über Volksſouverainität ausgebeutet und mißbraucht, zu den erbärmlichſten Parteimaaßregeln mißbraucht wurde, beweiſt wohl die Geſchichte der Nebraskabill und das Auftreten des Senators Douglas in dieſer Angelegenheit. Während man in Betreff der Einführung der Sklaverei in die Territorien dem Kongreſſe jede Autorität und Intervention verbieten wollte, hielt man mit der größten Hartnäckigkeit das Sklavenauslieferungsgeſetz feſt, welches den nördlichen Staaten jeden Schatten von Souverainität, Selbſtregierung und Autonomie in Sachen bürgerlicher Freiheit wegnahm. Nun, wir wollen eine rein juridiſche Frage nicht auf das Gebiet der Politik und Parteien herüberſpielen, ſondern dieſelbe auf ihrem eigenen Felde behandeln.

Eine ſolche Behandlung iſt um ſo nothwendiger, je weniger poſitive Rechtskenntniſſe in Amerika verbreitet ſind, und je ſeltener man das Recht und die Politik wirklich als Wiſſenſchaften anſieht. Wir haben ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht, daß es in ganz Amerika unſeres Wiſſens noch keine Lehranſtalt für öffentliches Recht und ſeine Hülfswiſſenſchaften gibt, und daß alſo die roheſte Routine auf dieſem Gebiete herrſchen muß. Man ſpricht ſo viel von der Pfuſcherei in der Medizin, aber man hat doch wenigſtens mediziniſche Anſtalten; das Staatsrecht und die Politik dagegen, Wiſſenſchaften von eben ſo ſtreng poſitivem Charakter und beſtimmter Methode, entbehren in Amerika jeglicher wiſſenſchaftlichen Behandlung, jeglichen akademiſchen Lehrſtuhls; natürlich muß hier die Pfuſcherei noch viel größer ſein, als in allen andern wiſſenſchaftlichen Berufen. Die Verhandlungen des Kongreſſes und der einzelnen Legislaturen, namentlich der letzten New-Yorker Legislatur, zeigen denn auch Schritt für Schritt den Mangel an wirklicher Rechtskenntniß, an wiſſenſchaftlicher Behandlung der ſtaatsrechtlichen Fragen, an Syſtem und Logik bei der Geſetzgebung und an einer vernünftigen Begrenzung des Gebietes der Codification.

Wie es denn überhaupt die wiſſenſchaftliche Methode unſeres Jahrhunderts iſt, aus den Erſcheinungen und Zuſtänden die dieſen Zuſtänden zu Grunde liegenden Geſetze abzuleiten, und zwar auf dem Wege der Beobachtung, der Induktion, der Vergleichung, der Analyſe; — eine Methode, der wir namentlich die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften verdanken: ſo müſſen wir uns auch bei der Beurtheilung des vorliegenden The-

ma's von den Zuſtänden ſelbſt und deſſen Eigenthümlichkeiten leiten laſſen, und durch die Beobachtung der Erſcheinungen auf politiſchem Gebiete die denſelben zu Grunde liegenden Geſetze finden. Die Ueberlieferungen, die Gewohnheiten, ſelbſt die conſtitutionellen Beſtimmungen genügen nicht allein, um den Umfang der Pflichten der geſetzgebenden Gewalt zu beſtimmen, obwohl ſie immer und in erſter Reihe zu Rathe gezogen zu werden verdienen; es kommt hier vor Allem auf die Natur der Verhältniſſe ſelbſt an, welche zu regeln ſind, und welche durch ihre eigenthümliche Beſchaffenheit uns ſelbſt den Weg zur richtigen Behandlung zeigen.

Abgeſehen von der Competenz der einzelnen geſetzgebenden Gewalten vom Congreß bis zu den einzelnen Gemeinden herunter, und von den Grenzen, welche jeder einzelnen Gewalt geſetzt ſind, gibt es eine allgemeine Schranke jeder Geſetzgebung überhaupt, die niemals, ſelbſt nicht durch den Volkswillen, überſchritten werden darf. In der Conſtitution der Ver. Staaten iſt dieſe Grenzlinie angedeutet, doch nicht genau umſchrieben; aber das allgemeine Bewußtſein und die Uebereinſtimmung aller civiliſirten Völker hat dieſelbe feſtgeſtellt, ſo daß wir ſie ziemlich genau beſtimmen können. Jenſeits dieſer Grenzlinie, welche keine Geſetzgebung überſchreiten darf, liegt das ſogenannte „höhere Recht". Daſſelbe beſteht in den ſogenannten Menſchenrechten. Die Civiliſation dieſes Jahrhunderts hae ein gewiſſes Maaß dieſer Rechte feſtgeſtellt, unt es iſt vorauszuſehen, daß ſich dieſes Maaß im Verlaufe der ferneren Entwickelung menſchlicher, Kultur noch vermehren wird. In der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten leſen wir das große Wort: „Alle Menſchen ſind frei und gleich und zum Streben nach Glückſeligkeit berechtigt"; in den Conſequenzen dieſes Satzes liegt das ſogenannte höhere Recht, welches weder durch eine Geſetzgebung, noch durch eine Volksabſtimmung verletzt werden darf. Das Recht auf perſönliche Freiheit, durch die Habeas-Korpus-Akte garantirt, die Sicherheit des Eigenthums, die Gleichheit vor Gericht, das Recht auf Familie u. ſ. w. dies ſind die weſentlichſten Grundbeſtimmungen dieſes höheren Rechtes; im Laufe der Zeit wird auch wohl das Recht auf Arbeit und Erziehung hinzukommen. Die erſten Spuren dieſes Rechtes finden wir ſchon in den religiöſen Ueberlieferungen der älteſten Völker; in Rom entwickelte ſich daſſelbe in juridiſcher Beſtimmtheit; von dem römiſchen „jus connubii et commercii" bis zu dem Satze der Unabhängigkeitserklärung war freilich noch ein langer Weg, der mit den ſchwierigſten Unterſuchungen der Philoſophen begleitet iſt. Dieſes Recht ſteht über den Entſcheidungen der Majoritäten und Gerichtshöfe erhaben; der Einzelne kann es gegen den Willen der Geſammtheit beanſpruchen; jede Verweigerung deſſel-

ben gibt ein legitimes Recht zum bewaffneten Widerſtande, zur Revolution.

Wie bekannt, erkennt nur eine Partei in den Ver. Staaten dieſes höhere Recht an. Die ſogenannte demokratiſche Partei will nichts davon wiſſen, weil ſie in dem Inſtitute der Sklaverei eine direkte Verletzung deſſelben vertheidigt. Aber das höhere Recht wird ſich dieſer Partei und dieſem Inſtitute gegenüber dennoch geltend machen, und durch dieſen Sieg werden manche Mißbräuche auf legislatoriſchem Gebiete, welche wir gegenwärtig bedauern, manche Eingriffe in die bürgerliche Freiheit, vermieden werden. Es iſt daher eine dringende Nothwendigkeit, immer und immer wieder auf die Grenzlinie dieſer natürlichen Rechte aufmerkſam zu machen; hier hört die Herrſchaft der Volksſouverainität, der Majoritäten und Geſetzgebungen auf; nicht Menſchen, die Natur ſelbſt hat dieſes Recht gegeben.

Um aber dieſes höhere Recht gegen jede Anfechtung und gegen die Willkür der Majoritäten ſicher zu ſtellen, müſſen conſtitutionelle Garantieen gegeben werden, welche die Menſchenrechte beſchützen. Das Recht auf freie Rede, freie Preſſe, freie Vereinigung muß den Menſchenrechten zur Seite ſtehen. Ohne die vollſtändige Freiheit dieſer Mittel der Propaganda iſt die Volksſouverainität und das allgemeine Wahlrecht nichts, wie ein abſolutes Fauſtrecht, das tyranniſcher gehandhabt wird, wie das Fauſtrecht des Mittelalters, weil es von Millionen von Köpfen ausgeführt wird. Die Preß- und Redefreiheit ſchützt gegen die äußerſten Mißbräuche des allgemeinen Wahlrechtes, und darf deßhalb niemals von demſelben abhängig gemacht werden. Wir zählen alſo dieſe Rechte den unveräußerlichen Menſchenrechten bei, welche niemals in Frage geſtellt werden dürfen, und die ſich der Thätigkeit der Geſetzgebungen entziehen. Sobald wie dieſe Rechte von einer Majorität vernichtet werden, hat die Minorität das Recht zur gewaltſamen Oppoſition, zur Revolution; iſt das allgemeine Wahlrecht aber mit Rede- und Preßfreiheit verbunden, fällt jeder Vorwand zur Revolution hinweg, weil man die friedlichen Mittel der Propaganda hat.

Im Vorſtehenden ſind die allgemeinen Grenzen jeglicher geſetzgebenden Gewalt angegeben; werden ſie eingehalten, ſo wird die Thätigkeit der Geſetzgebungen ſich auf ihrem natürlichen Boden befinden, und wenn auch Fehler begangen und falſche Maaßregeln ergriffen werden, ſo werden ſie doch niemals das Fundament der bürgerlichen Ordnung zerrütten. Innerhalb dieſer Grenzen haben die Majoritäten freie Gewalt, wie ſie die bürgerliche Geſellſchaft einrichten wollen. Wir haben jetzt die verſchiede-

nen Zweige der gesetzgebenden Gewalt und deren Befugnisse und Vollmachten zu untersuchen.

Es ist in der That merkwürdig, welche verschiedene Ansichten man hat, und welch verschiedene Praxis man befolgt in Bezug auf eine Sache, die ihrer Natur nach doch höchst einfach und deutlich ist. Die Vertheilung der gesetzgebenden Gewalt auf den Kongreß, die Legislaturen der einzelnen Staaten, auf die Aufsichtsbehörde (board of supervisors) der einzelnen Counties und den Gemeinderath der einzelnen Communen sollte sich doch einfach nach der Natur und der Bedeutung der einzelnen vorliegenden Fragen richten. Ist die zu behandelnde Sache von nationalem Interesse, so sollte der Kongreß sich die Vollmacht nehmen, sie zu erledigen; betrifft sie staatliche Fragen, so sind die Legislaturen der betreffenden Staaten competent; die lokalen Fragen der Counties und Communen sollten den Lokalgesetzgebungen der board of supervisors und der Common-Councils unter gewissen Grenzen und Bedingungen überlassen bleiben. In dieser Angelegenheit herrscht aber eine Verwirrung, welche zu gleicher Zeit die Quelle der größten Corruption ist. Was zunächst die Vollmachten des Kongresses, die reservirten Rechte der einzelnen Staaten und die Grenzlinie zwischen beiden anbetrifft, so stehen sich hier zwei Ansichten gegenüber, welche den permanenten Unterschied der beiden großen Parteien dieses Landes ausmachen. Die strikten Constructionisten, welche die Constitution der Ver. Staaten auf die strikteste, engste Weise interpretiren, und dem Kongreß keine Vollmacht zuerkennen, welche nicht ausdrücklich und wörtlich in der Constitution niedergeschrieben ist, haben ihren Halt in der demokratischen Partei, der Partei der Dezentralisation, des Föderalismus, der Staatenrechte, schließlich der Anarchie! Diese Leute verlangen eine geschriebene Vollmacht für jede Handlung des Kongresses; wo die Constitution diese Vollmacht nicht gibt, ist der Kongreß nicht berechtigt, einzuschreiten. Sie verbieten jede analoge Erklärung der Constitution. Sie betrachten den Kongreß mehr als eine Versammlung von Diplomaten, welche einzelne souveraine Staaten vertreten, als eine Repräsentative eines organisirten Gemeinwesens. Ihnen ist die Union ein Staatenbund, kein Bundesstaat. Sie halten die Souverainität der einzelnen Staaten im Gegensatz zu der Souverainität der amerikanischen Nation aufrecht. Die Anhänger dieser Theorie der Staatenrechte gehen soweit, daß sie mit Calhoun, dem schärfsten, consequentesten, geistvollsten Vertheidiger derselben, sagen, daß man von einer amerikanischen Nation als solcher nicht reden könne.

Abgesehen davon, daß eine Menge positiver Einrichtungen in den Ver. Staaten dieser Theorie widersprechen, und daß selbst die demokratische Partei den Grundsatz der Staatenrechte auf die gröblichste Weise,

z. B. durch das Sklavenauslieferungsgeſetz, mit Füßen tritt; abgeſehen von den ſektionellen Zwecken, welche man unter dem Deckmantel der Staatenrechte verfolgt, muß man, um die Conſtitution in dieſem Punkte richtig zu interpretiren, an die Zeit denken, in welcher die Conſtitution erlaſſen wurde, an die Bedürfniſſe dieſer Zeit, und an die großen Veränderungen, die ſich ſeit dieſer Zeit zugetragen haben. Damals war die Bevölkerung über die Eingriffe empört, welche ſich die britiſche Regierung in die Selbſtverwaltung und Selbſtbeſteuerung der Colonien erlaubt hatte; das Gefühl der Unabhängigkeit der Colonien regte ſich, und man war eiferſüchtig gegen den neuen Congreß, von deſſen Thätigkeit man ſich allerlei Befürchtungen machte. Daß das Intereſſe der Sklavenhalter ſchon damals mächtig war und gegen die freie Entwickelung der Union und der republikaniſchen Grundſätze intriguirte, beweiſt die Auslaſſung jenes Jefferſonianiſchen Satzes in Bezug auf den Sklavenhandel aus der Unabhängigkeitserklärung. So große Verehrung man nun aber auch dem Staatsgrundgeſetze dieſer großen Republik zollen, und ſo ſehr man die Vorſicht und Weisheit der Väter derſelben anerkennen mag, ſo iſt es doch nicht zu leugnen, daß die Verhältniſſe ſich ſeit jener Zeit bedeutend geändert haben, ſowohl was die internationale Stellung der Ver. Staaten, als auch die inneren Verhältniſſe derſelben betrifft. In dem Anwachs an Macht, Einfluß und Reichthum, den die Union gewonnen hat, liegt natürlich eine Steigerung des Zentraliſationsprinzipes, welche ſich nicht gerade auf die Worte der Conſtitution zurückführen läßt, aber jedenfalls im Sinne derſelben liegt. Wir denken, daß man die Sektion der Conſtitution, welche von den Vollmachten des Kongreſſes handelt, nach den Regeln der Analogie behandeln darf. Und dann liegt in der Sache ſelbſt das beſte Kriterium, zu entſcheiden, was nationaler, was ſtaatlicher, was lokaler Natur iſt. Jede Angelegenheit von nationaler Bedeutung ſollte ſich der Fürſorge der nationalen Geſetzgebung erfreuen. In dieſer Beziehung muß ſich die politiſche Praxis den nationalen Bedürfniſſen anſchließen und ſich erfolgreichen Veränderungen unterziehen. In Bezug auf innere Verbeſſerungen, auf ein nationales Schulſyſtem, ſelbſt vielleicht auch noch in Bezug auf den Geldmarkt und die circulirenden Werthe, wird mehr und mehr centraliſirt werden müſſen, weil die Bedürfniſſe und Intereſſen der Nation ſich immer mehr und mehr centraliſiren. Man wirft uns allerdings hier den alten Vorwurf in den Weg, daß die in Washington herrſchende Corruption eine derartige Centraliſation bedenklich mache, aber wir glauben, daß die Corruption kein berechtigter Factor bei der Beſtimmung der Regierungsprinzipien ſei. Die Union muß einen Mittel- und Brennpunkt haben, in welchem alle Kräfte dieſes großen freien Volkes zuſammenſtrahlen, in dem ſich die ganze Majeſtät dieſer reichen Republik

zeigt, und der ſich an Würde und Civiliſation mit den Centralpunkten der europäiſchen Monarchien wenigſtens meſſen kann.

Während man jetzt unter der Herrſchaft der Corruption ſich ſcheut, große Anſprüche an die Centralregierung zu machen, und die ganze Leitung der nationalen Angelegenheiten ſich ſelbſt überlaſſen möchte, während alſo in nationaler Beziehung das Urtheil Fröbels, daß in Amerika zu wenig regiert werde, richtig iſt: finden wir in den Geſetzgebungen der einzelnen Staaten den entgegengeſetzten Fehler, eine maaßloſe Sucht, zu viel zu regieren, und eine Geſetzgeberei, welche ſich in Alles, ſelbſt in das kleinſte Detail, einmiſcht. Wenn man hört, daß z. B. die Legislatur von New-York dieſen Winter in einem Zeitraum von drei Monaten über ſiebenhundert Geſetze gemacht hat, ſo ſieht man gleich, daß dieſer Vorwurf gegründet iſt. Nicht nur, daß durch dieſe Vielgeſetzgeberei eine Gleichgültigkeit und Nichtbeachtung der Geſetze entſteht; nicht nur, daß die Geſetze ſich häufig widerſprechen und oft geradezu inconſtitutionell ſind; nicht nur, daß das Rechtsgefühl des Volkes dadurch verwirrt wird: der größte Uebelſtand liegt darin, daß die Geſetzgeber zur Durchſetzung lokaler Fragen in die Legislatur geſchickt werden, und dieſen lokalen Fragen und ihren Committenten zu Gefallen ſehr häufig die Unabhängigkeit ihrer Stellung opfern. Dort ſoll eine Brücke gebaut, hier ein Hoſpital errichtet, an einem andern Ort eine Geſellſchaft incorporirt werden; bei den Vorwahlen in den einzelnen Towns wird auf dieſe lokale Verbeſſerung lediglich Rückſicht genommen, und der Kandidat für die Geſetzgebung muß verſprechen, dieſe Angelegenheit durchzuſetzen. Kommt das gewählte Mitglied nun an den Sitz der Geſetzgebung, ſo findet er ſeine Collegen präoccupirt mit lokalen Projekten, welche ſie ihren Wählern durchzuſetzen verſprochen haben, und nun geht der Schacher los. A. ſtimmt für das Projekt des B., und B. ſtimmt für das des A. Eine Hand wäſcht die andere, und die gemeinſte Corruption hat freie Bahn. Der Fanatismus der Parteien verbindet ſich mit der Corruption; die Temperenzler bilden eine feſtgeſchloſſene Phalanx, und um ſeine perſönlichen Wünſche durchzuſetzen, hält man gegen ſeine Ueberzeugung mit der Temperenzpartei; man buhlt um die Gunſt der KnowNothings, um ihre Stimmen für irgend ein lokales Projekt zu gewinnen; genug: die ungerechteſten und fanatiſchſten Geſetze werden durch dieſe Combination der Intereſſen durchgeſetzt; die Legislaturen ſind mit Arbeiten überhäuft, und haben doch nicht Zeit, Geſetze von allgemeiner Bedeutung gehörig zu berathen. Welche Geſetze unter dieſen Verhältniſſen entſtehen, kann man ſich denken.

Es iſt unbedingt nothwendig, dieſe Lokalgeſetzgebung der Staatslegislatur wegzunehmen, und ſie den lokalen Behörden zu überweiſen. Der Grundſatz der Gemeindefreiheit, der eigentliche Eckſtein der Volksſouve-

rainität, ſollte überdies erweitert werden. Es ſollte ein allgemeines Statut für die Verwaltung der Counties und Gemeinden gegeben werden, innerhalb deren Grenzen ſich dieſe Corporationen ſelbſt regieren könnten. Die Staatslegislatur ſollte ſich blos mit den ſtaatlichen Fragen beſchäftigen. Hier ſollte eine feſte Grenze der geſetzgebenden Gewalt gezogen werden.

Der Mangel an feſten Beſtimmungen in dieſer Beziehung iſt in der letzten Zeit beſonders im Staate New-York fühlbar geworden. Der Streit zwiſchen dem Staate und der Stadt New-York iſt von uns ſchon anderweitig beſprochen worden, und es iſt unſer Bemühen geweſen, dieſe Veranlaſſung zu benutzen, um die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform der legislatoriſchen Thätigkeit nachzuweiſen. Die politiſche Routine und Praxis in Amerika iſt ſo ſchlecht, daß man wohl endlich anfangen ſollte, ein beſtimmtes Syſtem und feſte Regeln in Anwendung zu bringen.

Zur Frage der Frauenrechte.

Far West hat eine Anrede an deutſche Frauen in der vorliegenden Nummer der „Atlantis" geſchrieben, der wir einige Worte hinzuzufügen uns erlauben. Nicht als ob wir die trefflichen Worte Far West's widerlegen wollten, ſelbſt nicht einmal, weil wir etwas Weſentliches in ſeiner Darſtellung vermiſſen, ſchreiben wir dieſe Zeilen, ſondern weil uns das Thema ſo wichtig ſcheint, daß wir es von allen Seiten und namentlich von der ſocialen Seite aus beſprechen dürfen, ohne in Gefahr zu laufen, etwas Ueberflüſſiges zu ſagen. Das Streben, die Frauen zu emanzipiren, iſt ein hervorragender Charakterzug dieſes Jahrhunderts, und gewiß ein ſolcher, welcher dem lebenden Geſchlechte Ehre macht. Allerdings ſind auch viele Einſeitigkeiten, Uebertreibungen und Verkehrtheiten mit dieſem Streben verbunden, aber bei welcher Reformbewegung iſt dieſes nicht der Fall? Wie viele Verkehrtheiten ſahen wir in den letzten Revolutionsjahren; wie viele Thorheiten bemerken wir an der republikaniſchen Partei in Amerika? Aber Niemand, wenigſtens kein verſtändiger Mann, wird dieſe Bewegungen ſelbſt verdammen. So auch iſt der Kern der Bewegung zu Gunſten der Frauen-Emanzipation gewiß in der Natur der Sache und in dem Bewußtſein der Zeit begründet, wenn auch viele mit den Emanzipationsbeſtrebungen ver-

bundenen Erſcheinungen uns nicht befriedigen. Die Literatur über dieſen Gegenſtand ſcheint uns erſt im Entſtehen zu ſein; ſie hat wenigſtens bis jetzt das Thema blos angeregt, aber nicht bewältigt. Der Hauptfehler, der unſerer Anſicht nach bei der Behandlung dieſes Gegenſtandes begangen iſt, beſteht darin, daß man die Frauen-Emanzipation als ein ſelbſtſtändiges Thema betrachtete, während ſie doch nur ein Glied in der ganzen Entwickelung der ſocialen Verhältniſſe bildet. Wenn irgend ein Thema im innigſten Zuſammenhange ſteht mit den großen Veränderungen, welche die Induſtrie, der Handel, das bürgerliche Leben, der Verkehr zwiſchen den Nationen, die religiöſen Zuſtände, die Wiſſenſchaften und die Literatur, mit einem Worte die ganze Weltanſchauung durchgemacht haben, ſo iſt es das Thema der Frauen-Emancipation. Das Verhältniß der Frauen zum Manne und zur bürgerlichen Geſellſchaft, zu den verſchiedenen Berufsarten und zur Politik iſt von ſo vielen Bedingungen, Rückſichten und Zuſtänden abhängig, daß eine einfache Analyſe des weiblichen Geſchlechtes, ſeiner Organiſation, ſeiner Kräfte und Fähigkeiten wohl nicht genügt, um das ganze Verhältniß zu begreifen. Das Thema greift in alle Verhältniſſe des ſocialen Lebens hinein, und man kann es nur in Verbindung mit der allgemeinen Kulturgeſchichte behandeln.

Der Drang nach Freiheit, dieſer unverwüſtliche Grundzug der Weltgeſchichte, hat in unſeren Tagen einen viel intenſiveren Charakter angenommen, wie früher, weil er ſich nicht nur auf formelle Reformen, ſondern auf die materiellen Verhältniſſe und die ſociale Subſtanz der Geſellſchaft ſelbſt erſtreckt. Früher begnügte man ſich mit kirchlichen und politiſchen Reformen; zu dieſen Beſtrebungen geſellen ſich jetzt ſociale Bedürfniſſe. Der ſo viel geſchmähte Materialismus unſerer Tage hat in dieſen ſocialen Bedürfniſſen eine wenigſtens theilweiſe Rechtfertigung. Der Menſch ſucht ſich zunächſt auf ſeinem eigenen Boden ſicher zu ſtellen, eine ſichere materielle Grundlage unter ſich zu haben, ſich der pekuniären Unabhängigkeit zu erfreuen. Man mag ſagen, was man will, Geld iſt, heute wenige Ausnahmen abgerechnet, das Aequivalent für perſönliche Freiheit und Unabhängigkeit. Die materiellen Verhältniſſe ſind daher auch in erſter Reihe bei der ganzen Stellung der Frauen betheiligt, und die erſte Frage wäre wohl die: Wie läßt ſich die materielle Selbſtſtändigkeit der Frauen ſichern? Alle Phraſen und Declamationen helfen nichts gegen die traurige Nothwendigkeit, welche uns das tägliche Leben zeigt, daß die Frauen niemals ſelbſtſtändig in der Wahl ihres Gatten und ihrer ſonſtigen Verhältniſſe ſind, wenn die materielle Selbſtſtändigkeit nicht gegeben iſt. Wir ſind alſo von dieſem Gegenſtande ſofort auf das unbegränzte Gebiet der ſocialen Theorien angelangt, und unſer Thema hat ſich in's Vage und Weite verloren.

In den ſocialen Verhältniſſen aber, dies beweiſt die Erfahrung, läßt ſich nur reformiren, nicht revolutioniren. Wir halten daher auch das Thema der Frauen-Emancipation nicht für ein Objekt einer raſchen gewaltſamen Revolution, ſondern der allmählichen organiſchen Entwickelung. Wenn wir unſer Thema durch den ganzen Gang der Weltgeſchichte hindurch verfolgen, ſehen wir die Richtigkeit dieſer Behauptung. Seit den Tagen des graueſten Alterthums bis auf die heutige Zeit iſt die Stellung der Frauen Gegenſtand einer fortwährenden Verbeſſerung geweſen; und noch heute kann man den relativen Bildungsgrad der verſchiedenen Völker an der ſocialen Stellung der Frauen und der Achtung, die man ihnen zollt, erkennen. Es iſt alſo vorauszuſehen, daß für die Zukunft mit den ſteigenden Fortſchritten der Civiliſation auch die Stellung der Frauen freier und edler gemacht werden wird, freilich nicht durch Revolutionen und Dekrete, ſondern durch die ſteigende Humanität aller ſocialen Verhältniſſe.

Dieſe Anſicht mag vielleicht die leidenſchaftlichen, revolutionären Vertheidiger der Frauenemancipation nicht befriedigen. Aber die Emancipation der Frauen iſt abhängig von einer Verfeinerung und Veredelung der Sitten, die nur vermittelſt der Kunſt und Wiſſenſchaft im Laufe von Jahrhunderten hervorgebracht werden kann. Dies iſt kein vereinzeltes Experiment, das durch einen Handſtreich gelöſt werden kann, ſondern das Reſultat von tauſend und aber tauſend zuſammenwirkenden Urſachen, welche überhaupt eine Umwälzung der Weltanſchauung und der ſocialen Verhältniſſe mit ſich bringen werden. Was wir nur im menſchlichen Leben für wahr, ſchön und gut halten, ſteht mit dieſem Thema in den innigſten Verbindungen; in der Lage der Frauen ſpiegeln ſich alle unſere ſocialen Verhältniſſe, ſpiegelt ſich die ganze Weltanſchauung der Zeit ab, und der Grad der Humanität einer Zeit und eines Volkes kann nicht beſſer beurtheilt werden, als wenn man beobachtet, wie die Frauen ſind, und wie ſie behandelt werden.

Man zürne uns nicht, wenn wir auf dieſe Weiſe die Emanzipation der Frauen auf eine unbeſtimmte Zeit verſchieben. Man kann deßhalb doch jetzt ſchon gleich anfangen mit der großen Arbeit. Es gibt jetzt ſchon Frauen genug, die ſich emanzipirt haben. Nicht emanzipirt in der Beziehung, daß ſie Bloomer Kleidung tragen, oder Cigarren rauchen, — nein, indem ſie den Begriff der Weiblichkeit zu dem der Menſchlichkeit überhaupt erweitern. Die Emanzipation kann ja am Ende auf nichts Anderes herauslaufen, als auf die Verwirklichung des allgemeinen Menſchheitsbegriffes, der allgemeinen Humanität, im einzelnen Menſchen, und dieſem Ziele ſtehen die Frauen unbedingt näher, wie die Männer. Bei den Frauen entwickeln ſich viel natürlicher und leichter die humanen Gefühle und Ide-

en, wie bei den Männern, die erſt durch einen langen, mühſamen Weg der Reflexion, der geiſtigen Arbeit, dahin kommen, wo die Frauen ſchon ſtehen, wenn ſie ſich blos ihrer eigenen Natur und ihren eigenen Gefühlen überlaſſen.

Es iſt ſchon viel über den pſychologiſchen Unterſchied der beiden Geſchlechter geſprochen und geſchrieben worden, aber man wird noch lange nicht damit fertig werden. Denn dieſer Unterſchied wird jeden Tag größer werden und mehr in die Augen fallen. Je höher die Civiliſation ſteigt, deſto mehr werden ſich die Geſchlechter beſondern, deſto ſchärfer wird ſich der Charakter des Männlichen und Weiblichen ausprägen. Diejenigen Vertheidiger der Emanzipation, welche die Grenzen zwiſchen den beiden Geſchlechtern verwiſchen wollen, handeln grade dieſer Emanzipation entgegen, und wollen grade den Adel und die Würde, die Selbſtſtändigkeit und Originalität des weiblichen Weſens zerſtören. Verfolgen wir in dieſer Beziehung den Unterſchied zwiſchen den civiliſirten und uncivilisirten, wilden Nationen. Die Indianerin kann man kaum von dem Indianer unterſcheiden; die Geſichtszüge, die Kleidung, die ganze Haltung iſt ziemlich dieſelbe. Aber bei den civiliſirten Völkern Europa's iſt gar keine Verwechſelung der Geſchlechter möglich, ſo deutlich prägt der Mann die Männlichkeit, die Frau die Weiblichkeit aus. Dieſer Unterſchied wird ſich noch immer weiter entwickeln; er macht die Poeſie des geſchlechtlichen Verhältniſſes aus. Für die Emanzipationiſten iſt hiermit ein Wink gegeben, nach welcher Richtung hin die Emanzipationsbeſtrebungen gerichtet werden müſſen. In der Beſonderung und Individualiſirung liegt jeder ſittliche Fortſchritt der Menſchheit, und derſelbe wird ſich gerade auf geſchlechtlichem Gebiete im ausgedehnteſten Maaße zeigen.

Wir haben im Geſagten die allgemeinſten Anhaltspunkte angegeben, von denen aus dieſe wichtige Frage betrachtet werden muß. Innerhalb dieſes allgemeinen Rahmens gibt es nun eine Menge einzelner Beziehungen und Verhältniſſe, welche Gegenſtand der Reformbeſtrebungen und der öffentlichen Diskuſſion ſind. Wir glauben, daß dieſe Reformbeſtrebungen ſich zunächſt nicht ſo ſehr auf politiſchem Gebiete kund geben ſollten, als auf demjenigen Terrain, welcher ſeiner ganzen Natur nach das meiſte Intereſſe fur das weibliche Geſchlecht hat, und wo, wenn auch nicht die ganze Summe, ſo doch der größte Theil ſeiner Wirkſamkeit und Glückſeligkeit liegt. Das eheliche Verhältniß hat für die Frauen und Jungfrauen viel mehr Bedeutung, wie für den Mann, der außer dem Hauſe und der Familie noch eine ganze Welt als Terrain ſeiner Thätigkeit findet, der ſeinem Berufe, ſeinem Staate, ſeiner Partei, ſeiner Wiſſenſchaft oder Kunſt angehört, nicht nur ſeiner Familie. Mit der größeren Bedeutung, welche die Ehe für das weibliche Geſchlecht hat, ſollte demſelben auch ein größe-

rer Einfluß auf die Entstehung dieses Verhältnisses gegeben werden; hier ist der Punkt, über den die Frauen am meisten sich zu beklagen das Recht haben. Die Sitte, (und hier kommt es viel mehr auf die Sitte wie auf das Gesetz an), schränkt hier das Recht der Frauen auf die Negative ein; sie müssen sich wählen lassen, um sich feilschen und werben lassen, und die einzige Freiheit, welche ihnen gelassen ist, — wenn sie ihnen überhaupt noch gelassen ist, besteht darin, Nein sagen zu können. Es erhellt auf den ersten Augenblick, daß hier jedenfalls die wundeste Stelle des ganzen Verhältnisses liegt, daß hier die freie Wahl, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Frauenwelt am meisten beeinträchtigt ist, und hier der größte Zwang herrscht, wo die größte Freiheit herrschen sollte. Die passive Haltung, welche die Sitte den Jungfrauen bei der Eingehung dieses Verhältnisses vorschreibt, paßt durchaus nicht zu der Bedeutung, welche dasselbe für ihr ganzes Leben hat; der Mann kann wählen, wann und wo er will; er kann die Himmelsstriche durchforschen, ob er das finde, was seinem Ideale gleicht; die Frau würde damit ganz aus der ihr von der Sitte angewiesenen Sphäre heraustreten; sie muß sich wählen lassen, darf nicht wählen, und der Zufall waltet in den meisten Fällen über das Glück ihres Lebens. Hier sollte eine Aenderung stattfinden, und wenn auch die Frauen nicht die Welt regieren und nicht Politik treiben, so sollte sie doch wenigstens maaßgebend und selbstthätig über ihr eigenes Herz verfügen, und die Initiative in denjenigen Angelegenheiten haben, welche für sie den ganzen Werth des Lebens ausmachen.

Wie gesagt, die Sitte sollte hier einen freieren Spielraum gewähren, dann brauchten die Frauen den künstlichen und unnatürlichen Zwang nicht, den das Gesetz, — namentlich in Amerika — ausübt. Die Art und Weise, wie hier das Gesetz oft zur Ehe zwingt und noch öfter von der Auflösung der Ehe abhält, ist durchaus brutal zu nennen, und beweist durchaus keine wirkliche Achtung vor dem Institute der Ehe und vor den Frauen selbst. Die scandalösen Prozesse, welche in dieser Beziehung vorkommen, beschimpfen das Zeitalter. Sobald das Gesetz der Frau oder Jungfrau nicht die vollständige Verantwortlichkeit für ihre Handlungen überläßt, erklärt es sie für unfrei, für unselbstständig, für unfähig, über sich selbst zu verfugen; es beschimpft und entehrt sie. Wir glauben, daß die einzige Moral des geschlechtlichen Verhältnisses ist, daß die Frauen, wie die Männer, die volle Freiheit haben, zu handeln, wie sie wollen; daß sie aber auch selbst die volle Veeantwortlichkeit dafür tragen müssen. Nach den hier bestehenden Gesetzen wird den Männern allein die Verantwortlichkeit aufgelegt.

Ueberhaupt sollte der künstliche Schutz aufhören, mit dem Sitte und Gesetz das weibliche Geschlecht umgibt, und an die Stelle jener falschen Galanterie, hinter welcher sich oft die Rohheit versteckt, wirkliche Achtung treten. Es liegt in der sogenannten Galanterie, welche man jetzt dem

weiblichen Geſchlechte zollt, das Bewußtſein einer unbeſcheidenen Ueberlegenheit auf Seiten der Männer, welche durch gewiſſe geſellige Formen gemildert werden muß, um nicht unerträglich zu werden; es liegt darin ein gänzliches Verkennen der Rechtsgleichheit beider Geſchlechter, ein beſchämendes, beſchimpfendes Mitleid mit den Frauen, als einem untergeordneten, ſchwächeren Geſchlechte. Galanterie iſt nur da nothwendig, wo die wirkliche Achtung vor den Frauen fehlt; ſie iſt eine Schranke gegen den Uebermuth der Männer. Sobald wir den Frauen gleiche Rechte im geſelligen Leben geben, — und dies wird jeder gebildete Mann thun — ſo können alle jene lächerlichen Vorzüge der Mode und Galanterie hinwegfallen, mit denen wir jetzt das weibliche Geſchlecht behandeln; wir ſtellen uns auf den Standpunkt wechſelſeitiger Achtung, auf den Standpunkt der Humanität, und dort herrſcht eine vollſtändige Gleichheit. Diejenigen Frauen, welche Anhängerinen der Emanzipation ihres Geſchlechtes ſind, und wirklich eine ebenbürtige Stellung neben dem Manne einnehmen wollen, ſollten gewiß auf alle Privilegien im ſocialen Leben verzichten, denn jedes Privilegium, das ſie hier genießen, bezeichnet ſie als unſelbſtſtändig und des Schutzes bedürftig. Die wahre aus dem Selbſtbewußtſein entſprungene Achtung der Frauen vor den Männern und der Männer vor den Frauen iſt der einzige Regulator der ſocialen Verhältniſſe zwiſchen den beiden Geſchlechtern.

Wie geſagt, es ſcheint uns das krankhafte, hier übertriebene, dort mangelhafte Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern hauptſächlich darin zu liegen, daß man die Sache durch äußere Formen, künſtliche pedantiſche Sitten und Geſetze zu reguliren ſucht, anſtatt den natürlichen Geſetzen und Beziehungen ihren Lauf zu laſſen. Wir kommen hier auf das Verhältniß der Ehe zu der bürgerlichen Geſellſchaft, zum Staate, als zu dem Punkte, in dem ſich grade die modernen Emanzipationsbewegungen conzentriren. Wir haben ſchon früher unſere Anſicht dahin ausgeſprochen, daß wir die Ehe für ein lediglich privates Verhältniß halten, um das ſich die Geſellſchaft und der Staat nicht zu kümmern habe und das niemals Gegenſtand der Geſetzgebung ſein könne; durch die Entwickelung der Ehe zur Familie indeſſen, durch die Geburt eines Kindes, wird die öffentliche Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Gemeinſchaft erregt, und das Verhältniß iſt nicht mehr von dem Belieben des Ehepaares abhängig, ſondern von allgemeinen Beſtimmungen, welche im Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft und ſpeziell der Kinder ſelbſt liegen. Wir unterſcheiden daher zwiſchen der Ehe als einem privaten und der Familie als einem öffentlichen Verhältniß; es wird leicht ſein, die Conſequenzen aus dieſem Unterſchiede zu ziehen. Wenn wir nicht mißverſtehen, iſt Far W ſt in dieſer Beziehung mit uns einer Meinung.

Es wird noch viel in dieſer Beziehung gedacht, geſchrieben und geſtrebt werden müſſen, ehe die Wünſche einer vernünftigen Emanzipation befriedigt ſind. Das Thema bewegt ſich auf dem Felde der Phyſiologie, der Pſychologie, der Statiſtik und Nationalökonomie, der Pädagogik, der Moral und Religion, des Socialismus, der Politik u. ſ. w., kurzum, alle humanen Fragen ſind dabei intereſſirt. Es iſt die Frage der Humanität an und für ſich, welche wir hier behandeln, und ſie kann nur in humanem Sinne gelöſt werden. Die religiöſe Weltanſchauung iſt auch für den denkenden Theil der Frauen eine Vergangenheit; die Zukunft der Frauen kann ſich nur erfüllen auf dem Boden der modernen, freien Weltanſchauung. Jetzt leben wir in der Uebergangszeit, die für die ganze Menſchheit, aber beſonders für den weiblichen Theil derſelben, unerträglich iſt. Denn das ganze Weſen der Frauen iſt eine religiöſe Hingebung, ein Kultus, welcher mehr auf einer natürlichen Organiſation und Stimmung des Gemüthes, als auf der Reflexion und dem Gedanken beruht. Der alte religiöſe Kultus hat in unſern Tagen ſeine ſittliche, moraliſche Bedeutung verloren; die poſitiven Religionen und Confeſſionen haben ſich mit allen möglichen Gegenſätzen der modernen Moral und Civiliſation verbunden; jetzt gilt es, der Menſchheit, und namentlich dem Gemüth der Frauen, einen neuen Kultus zu eröffnen, wodurch ihre Phantaſie beſchäftigt, ihr Gemüth befriedigt wird. Der Kultus der Künſte wird an die Stelle der Religionen treten müſſen; die Kunſt ſei für die Frauen, was den Männern die Wiſſenſchaft und Politik iſt. Hier liegt die wahre, die eigentliche Emancipation, die Emancipation von einer längſt vergangenen Weltanſchauung, welche jetzt nur noch in leeren, geiſtloſen Formen und in einer hier bewußten, dort unbewußten Heuchelei, immer aber in Sklaverei, beſteht.

Ja, der religiöſe Kultus ſollte von den Frauen ganz hinweggenommen werden, — auch in Bezug auf die Emanzipationsideen. Die krankhafte Sentimentalität und Romantik, mit der dieſes Thema oft behandelt wird, beleidigt ebenſo, wie der Cynismus, der ſich allzuhäufig hier geltend macht. Die Frauen ſollen weder Göttinnen, noch Sklavinnen ſein; wir wollen ſie weder anbeten, noch tyranniſiren; ſie ſollen Menſchen ſein, in der vollen Bedeutung des Wortes, mit denen wir menſchlich verkehren.

Pierre Jean Beranger †.

Er küßte jede Freiheit in der Wiege.
Er weinte jeder in die Grube nach.
Herwegh.

Das Lied Frankreichs iſt verſtummt, und beſtürzt, erſchrocken ſteht das franzöſiſche Volk am Grabe ſeiner Dichter. Und nicht nur Frankreich trauert; die ganze civiliſirte Menſchheit theilt den Schmerz. Denn wenn auch Beranger mehr, wie irgend ein anderer franzöſiſcher Dichter, der ganzen Natur nach Franzoſe war, und alle liebenswürdigen Seiten des franzöſiſchen Volkscharakters darſtellte, ſo repräſentirte er doch auch die allg meinen Ideen der Humanität, die ſeinen Namen und ſeine Lieder über die Grenzen des Vaterlandes hinweg in das Herz jedes freien Mannes trugen. Namentlich in Deutſchland ſind ſeine Lieder, durch die Ueberſetzungen von Gaudy und Chamiſſo, ſo populär geworden, daß Beranger faſt ebenſo, wie jener große Dramatiker der Britten, eine Heimath in der deutſchen Literaturgeſchichte hat. Was ihm dieſe kosmopolitiſche Bedeutung gegeben hat, war die Volksthümlichkeit, die Popularität im edelſten Sinne des Wortes. Aus dem Volke aufgewachſen, mit allen Leiden und Bedürfniſſen, aber auch mit der ganzen Poeſie deſſelben vertraut, mit offenen Augen für die kleinen Schwächen, wie für die großen Eigenſchaften ſeines Volkes: ſo mußte Beranger, welche Seite des Lebens er in ſeinem Liede nur anſchlug, in das tiefſte Herz des Volkes greifen, und ganz Frankreich ſang in ſeinen Liedern ſeinen Jubel und ſeinen Schmerz. Beranger war ein zu treuer Freund des Volkes, als daß er nicht ſein ganzes Leben lang im Kampfe mit den Tyrannen ſeines Vaterlandes gelebt, als daß nicht mit dem Lorbeerkranze auch die Dornenkrone ſein Haupt geſchmückt hätte; wie auch die Regierungen in Frankreich wechſelten, ihm wurde die Ehre zu Theil, von allen gefürchtet und verfolgt zu werden. Wenn er im Gefängniſſe ſaß, hörte er durch das Gitterfenſter des Kerkers hindurch ſeine Chanſons, wegen welcher er verurtheilt war, die Lieder vom Senator und von der Griſette, die Lieder vom großen Kaiſer und von dem kleinen Deputirten. Sein Lied begleitete das Volk in allen ſeinen Lagen; es führte den Invaliden in die Zeit des Ruhmes und der Siege zurück; es lachte mit der Griſette beim Champagnermahl; es folgte dem Vagabunden durch die weite, weite Welt, und wenn die Mädchen des Dorfes am Maienſonntag um den Maienbaum tanzten, ſangen ſie gewiß Beranger's Lieder. Wie glücklich muß dieſer Mann geweſen ſein, der ſo nahe dem Herzen ſeines Volkes ſtand!

Seine im Ganzen einfachen Lebensumſtände dürfen wir als ziemlich bekannt vorausſetzen. Am 19. Aug. 1780 in Paris geboren, ward er bei einem Schneider, „son pauvre et vieux grand-pere", erzogen. Neun

Jahre alt, kam er zu einer Tante, die in einer Vorſtadt von Peronne ein Gaſthaus hielt, und in ſeinem vierzehnten Lebensjahr trat er bei einem Buchdrucker in die Lehre (garcon d'auberge, „imprimeur et commis", wie er in dem hübſchen Lied: „der Schneider und die Fee" ſagt.) In ſo geringen Anfängen bildete er ſich als Autodidakt, und die erſten Bücher, die ſeinen Geiſt weckten, waren die Bibel und eine Ueberſetzung des Homer —. Nach überſtandener Lehrzeit kehrte er im ſiebenzehnten Lebensjahre nach Paris zurück, wo ſich zuerſt der poetiſche Drang bei ihm regte. Er wollte ein Luſtſpiel ſchreiben, und entwarf ein Stück: les Hermaphrodites; aber durch ein ernſtes Studium Moliere's von den Schwierigkeiten der Komödie abgeſchreckt, ließ er es unvollendet. Ebenſo gab er den Plan zu einem großen Epos auf, und ebenſo den Plan, den Orient zu bereiſen. Nachdem er im Jahr 1802, unter dem damals mächtigen Einfluß Chateaubriands, ſich ohne Glück in der religiös-didaktiſchen Poeſie verſucht, fand ſein Genius die ihm angewieſene Sphäre des Volksliedes, der „chansons" Lucian Bonaparte war ſein Gönner, und förderte ihn mehrfach. Auf Arnault's Verwendung erhielt er auf dem Bureau der Univerſität ein beſcheidenes Plätzchen, das er zwölf Jahre lang, bis 1821, verwaltete. Den einträglichen Poſten eines Cenſors, welchen er während der hundert Tage übernehmen ſollte, ſchlug er aus. Dem mächtigen Napoleon ſchmeichelte er nicht, als Schmeicheln Geld und Ehre brachte, und ſchmähte ihn nicht, als man durch Schmähen ſich erheben konnte. Eine ſcharfe Waffe wurde ſein politiſches Lied gegen die ältern Bourbons während der Reſtauration, und er erlitt wiederholt Gefängniß und Geldbußen, welche die Subſcription ſeiner Freunde deckte. An der Julius-Revolution nahm er thätigen Antheil; doch die Aemter und Würden, die man ihm anbot, ſchlug er aus, um ſeine Unabhängigkeit zu wahren. Seitdem machte er nur wenige Gedichte bekannt; mit Karls X Vertreibung war, wie er ſelbſt ſagte, ſein Geſchäft beendigt. Nach der Februarrevolution wurde Beranger mit großer Stimmenmehrheit in Paris für die Nationalverſammlung gewählt, aber in einem gemüthlichen Briefe bat er die Pariſer, ihm, dem alten Chanſonnier, die Ruhe zu gönnen, welche er denn auch in ſeiner halbländlichen Stille in dem freundlichen Paſſy bis an ſein Ende genoß.*)

---

*] Bekanntlich wurde Beranger im Jahre 1848 mit 204,471 Stimmen in die conſtituirende Verſammlung gewählt; am 8. Mai nahm er ſeine Entlaſſung, die ihm jedoch erſt am 14. auf ſein dringendes Anſuchen gewährt wurde. Bei dieſer Gelegenheit richtete er folgendes Schreiben an den Präſidenten, welches den Sänger vollſtändig charakteriſirt:

„Wenn irgend etwas mich mein Alter, meine Geſundheit und meine legislative Unfähigkeit vergeſſen machen könnte, ſo wäre es das Schreiben, welches Sie an mich zu richten ſo gefällig waren, und womit Sie mir mittheilen, daß die Nationalverſammluug mein

Nur einmal noch ſcheint er ſeine politiſche Leier geſtimmt zu haben, um nach dem Staatsſtreich ſeine Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich auszuſprechen; ſowie er auch ſchon in der Vorrede zur Ausgabe ſeiner „Oeuvres completes“ 1833 geſagt hatte: er habe in Napoleon I zwar den großen populären Helden Frankreichs und den Träger des franzöſiſchen Ruhms gefeiert, aber mit ſeinem Despotismus ſich nie befreundet, und ſei immer Republikaner geblieben.

Wir entlehnen ein ziemlich treffendes Urtheil aus der „neueren franzöſiſchen Literatur“ von Schmidt — Weißenfels, einem Manne, der ſeiner ganzen Erziehung nach Frankreich mehr, wie Deutſchland angehört.

„Beranger, der Dichter der Revolution und des Volkes, trat ohne Studium und ohne Vermögen in die Literatur Frankreichs ein; er wurde ſelbſt ohne Drucker und Buchhändler zu einem Heros derſelben, weil er bereits berühmt war, ehe er eine ſeiner Chanſons gedruckt ſah. Anfangs, als Chateaubriand mit ſeinem Genie du Christianisme auftrat, glaubte Beranger ſich auch an hohen lyriſchen oder epiſchen Stoffen verſuchen zu müſſen; er ſchrieb „Dedications“ von religiöſem Charakter, Idyllen und ein Epos „Clovis“; jedoch ſchien er ſich ſelbſt nicht in dieſem hohen Genre zu gefallen, und begnügte ſich lediglich einen guten Styl zu erlernen — einen Styl, der die größte Wirkung in ſeinen Chanſons hervorbringen mußte, weil er gedrängt und dabei plaſtiſch war.

„Aus dem Volk hervorgegangen, und die Freiheit, die Revolution und den Ruhm liebend, war es die Chanſon allein, in die er am beſten die ganze franzöſiſche Gefühlswelt zuſammenfaſſen konnte. Das Volk, welches ſeine Muſe war und blieb, ward auch ſein Studium und ſeine Reli-

---

Entlaſſungsgeſuch mit einem abſchlägigen Beſcheid beehrte. Meine Erwählung und dieſe Handlung der Repräſentanten werden Gegenſtand meiner ewigen Dankbarkeit ſein, denn ſie ſind ein allzu hoher Lohn für die geringen Dienſte, welche ich der Freiheit erweiſen konnte; ſie ſind ein Zeichen, wie beneidenswerth in Zukunft die Belohnungen jener ſein werden, die, mit größerem Talent begabt, unſerm theuren Vaterlande wirklich Dienſte leiſten werden. Glücklich den Anlaß zu dieſem ermuthigenden Beiſpiele gegeben zu haben, und überzeugt, Bürgerpräſident, daß dies bisher meine einzige Leiſtung iſt, bitte ich die Nationalverſammlung neu rdings, mich nicht aus der Verborgenheit meines Privatlebens zu ziehen. Es iſt dies nicht der Wunſch eines Philoſophen, noch weniger eines Gelehrten; es iſt der Wunſch eines Reimers, der ſich zu überleben glauben würde, wenn er inmitten der öffentlichen Geſchäfte die Unabhängigkeit der Seele — das einzige Gut, das er je anſtrebte — verlöre. Es iſt das erſtemal, daß ich etwas von meinem Lande verlange. Die würdigen Repräſentanten werden deßhalb meine nochmalige Bitte um Entlaſſung nicht verwerfen, und der Schwäche eines Greiſes vergeben, der es nicht verkennt, welcher Ehre er ſich ſelbſt beraubt. Genehmigen Sie, Bürgerpräſident ꝛc. Salut et fraternite.

Paſſy, 14. Mai 1848 Beranger.“

gion ; dabei liebte er ſein Vaterland, und patriotiſch, wie wenig andere, dichtete er lediglich mit einem geſunden Sinn. Seine Chanſons waren er ſelbſt und das franzöſiſche Volk ; er ſtand über allen Parteien [?], wenn auch nicht über den Procuratoren des Königs, die ihn zweimal in den Kerker ſetzten. Er nannte ſich weder Claſſiker, noch Romantiker, wenn er auch dieſe mehr als jene liebte ; nur politiſch ſtand er gegen das Königthum, und beſonders gegen die Bourbons, die er haßte wie ſie ganz Frankreich haßte, und welchen er in ſeinen Chanſons ſo furchtbare Niederlagen bereitete. Aber die verſchiedenen Parteien ſelbſt liebten dieſen liebenswürdigen und dabei ſo gefährlichen Dichter doch von ganzem Herzen :

Mon Dieu, vous m'avez bien doté,
Je n'ai ni force ni sagesse ;
Mais je possede une gaité
Qui n'offense pas la tristesse.

In der That, die ſublime Heiterkeit und die harmoniſche Ruhe in allen Geſängen Berangers konnten ihm kein Herz entfremden, und ganz Frankreich, wie es bis zuletzt in Verehrung auf den nicht mehr dichtenden Greis blickte, nahm ihn von Anfang an ſchon unter ſeine Flügel, und liebte ihn als ſein theuerſtes Kind.

„Beranger war der populärſte und zugleich einer der größten Dichter von ganz Frankreich. Jede Idee, welche im Herzen der Nation noch ſchlummerte, belebte und ſprach er durch irgend ein Lied aus, deſſen Gedanke, von keinem einzigen überflüſſigen Wort umnebelt, durch ſeinen melodiſchen Fluß in den Geiſt der Nation ſich einbürgerte. Jede Idee, welche Frankreich begeiſterte und aufregte, und in den Kammern des Parlaments oder in den Spalten der Journale ihren proſaiſchen Ausdruck fand, ſetzte Beranger in Muſik, und legte, ſo zu ſagen, Poeſie unter ihren Text ; die Idee Frankreichs war aber immer überwiegend der kriegeriſche Ruhm. Beranger beſang demnach, wie er und die Nation es fühlten, den Ruhm des Kaiſers und die Ohnmacht der Bourbonen. Andererſeits war er, fern der Politik, ein ebenſo ächtes Kind des Volkes ; er wußte, wie das Volk im Ganzen liebt, lebt, fühlt und denkt, bald ernſt, bald leicht, bald mit Leidenſchaft, bald mit Leichtſinn, und ſowie er fühlte, ſtrömten ihm ſeine Gedanken aus dem Herzen, bald ernſt, bald lachend, bald begeiſternd, bald ſatiriſch, keck, leicht oder gewichtig ; aber ſtets mit durchgehendem Nationalgefühl, und ſchlagend durch ihren Geiſt. Keine einzige ſeiner zahlreichen Chanſons entbehrt einer wahren, genialen oder rührenden Idee, und er wie keiner hat dem Refrain erſt jene ungemeine Wichtigkeit gegeben, die er jetzt beſitzt. Es iſt wunderbar, wie in ſeinen Refrains der ganze, oft große Gedanke in ſo wenigen Worten zuſammengepreßt iſt ; dabei ſind ſie einfach wie die Natur, und hinreißend ſo wie dieſe. Dieſer

Refrain iſt eine Art von gereimten Gedanken, welcher ſo die Dinge umſchließt, wie der gewöhnliche Reim die Töne verkettet.

„Beranger hatte auch vollkommen Recht, wenn er das Volk ſeine Muſe nannte. Er hat es mit wunderbarer Feinheit ſtudirt, und dieſe Studie hat ihn überzeugt, daß er auch die niedrigſten Claſſen der Geſellſchaft der Schätze der Phantaſie und des Geiſtes theilhaftig laſſen werden mußte. Die Chanſon, um Volkslied zu werden, mußte den gediegenſten Styl tragen, da das Volk verlangt, daß man ernſt zu ihm von ſeinen Leiden und Hoffnungen ſpreche. Nur durch das Volk, das fühlte er, konnte das Volkslied in ſeiner Bedeutung anſchwellen, und ſich bis zur Höhe der freudigen oder traurigen Eindrücke erheben, welche das Glück oder das Unglück auf die zahlreichſte Klaſſe der Geſellſchaft hervorbringt. So war denn Berangers Muſe durchaus demokratiſch, und veredelte das Volk, indem es die Gefuhle deſſelben ſang; ſie ſprach ernſt und würdig mit ihm von ſeinen Hoffnungen und Beſtimmungen, ſeinen Leiden und Vergangenheiten, und ließ es zugleich erkennen, welches Anrecht auch ihm an der Göttlichkeit der Poeſie zuſtehe. Einzelne ſeiner Lieder ſind, von einer ſo hohen Idee getragen, denn auch horaziſche Oden geworden; wie mon ame, le dieu des bonnes gens, le cinq mai, mon habit u. ſ. w. Dieſe Lieder mit ihrer eleganten Grazie und rührenden Einfachheit, ihrem Schwung, ihrem Zartſinn des Gefühls und kühnen Geiſt, bedurften nicht erſt der Preſſe und des Druckes, um von Dorf zu Dorf fortlaufend, in den Salons und auf den Feldern, am Canal und am Mittelmeer geſungen zu werden, und unauslöſchlich ſich in das Herz der ganzen Nation zu graben.

„Keine andere Literatur hat in ihrer politiſchen Muſe ſolche edlen Lieder, wie die von Beranger — ſo glühend von Malice, ſo kühn im Gedankenflug, und ſo natürlich aus dem Nationalſinn geſchöpft! Wie ſehr Hugo's und Lamartine's Oden das Königthum der Reſtauration auch verherrlichten, und viele bewog, um dieſer herrlichen Lieder Willen ihren bisherigen politiſchen Glauben abzuſchwören: — eine Chanſon Berangers reichte hin, die grauſamſten Waffen gegen die Bourbonen dem Volk in die Hand zu drücken, und kein Philoſoph, noch Redner hat ſo ſehr an dem Thron der Lilien gerüttelt, als dieſer Volksdichter.

„Er ſchien denn auch mit der Juliusrevolution ſeine Aufgabe für vollendet zu halten, und entzückte nur ſehr ſelten noch Frankreich mit einem neuen Lied. In den letzten Jahren ſchwieg er gänzlich, und lebte, ein verehrter Greis, zurückgezogen bei Paris, auf ſeinen alltäglichen Promenaden mit Verehrung von Jedermann gegrüßt. Wahrſcheinlich wird erſt ſein Nachlaß einige Arbeiten der letzten Jahre zu Tage fördern".

Wenn wir nicht irren, war es Victor Hugo, der die Bemerkung machte, daß Frankreich nur eine Religion habe, den Glauben an Napoleon und

Frankreichs Ruhm. Beranger hatte ſich zum Sänger dieſes Kultus hergegeben; er war der Sänger des Bonapartismus, als derſelbe noch mit dem Ruhm, der Größe und den Triumphen der franzöſiſchen Nation identiſch war. Aber als jener Bonapartismus kam, aus dem Verrath und Meineid hervorgegangen, mit dem Blute der beſten franzöſiſchen Bürger bedeckt, durch die Bajonette geſchützt, durch ein gefälſchtes Wahlrecht gerechtfertigt, da verſtummte die Muſe Berangers, und das einzige Lied, was wir aus dieſer Zeit franzöſiſcher Erniedrigung von ihm haben, iſt das Lied an die Studenten, in welchem er Reue über ſeinen früheren Bonapartismus ausſpricht. Dieſes Lied an die Studenten, das natürlich von der offiziellen Preſſe Beranger abgeſprochen wird, mag nicht mehr den Humor, die Laune und Satire ſeiner früheren Chanſons haben, aber es iſt doch immer eines der bedeutendſten Lieder Beranger's, in welchem ſich ſein ſtolzer, eiſerner Republikanismus zum letzten Male erklärt, und in dem er mit einem göttlichen Zorne auf den Unterſchied des jetzigen und der früheren Empire hinweiſt. Wen der Dichter verurtheilt, der iſt von der Weltgeſchichte verurtheilt. Und doch wagte das offizielle Journal des Staatsſtreiches, der „Moniteur", zu ſagen, daß wenn Beranger zur Zeit des Staatsſtreiches noch das Feuer der Jugend gehabt habe, er das neue Kaiſerthum ebenſo beſungen haben würde, wie das alte. Edler Beranger! du biſt in deinem langen Leben viel verfolgt und verleumdet worden, aber zu dieſer Verläumdung war nur ein Louis Napoleon fähig.

Und wie war es, als Frankreich durch die Kunde von Berangers Tod erſchreckt wurde! Paris im Belagerungszuſtand, wie an jenem zweiten Dezember; die Kanonen aufgefahren; Dutzende von Regimentern unter den Waffen; die Straßen abgeſperrt; das Volk von der Leiche des geliebten Todten fern gehalten: — ſo war das Leichenbegängniß Berangers. Hören wir, was eines der conſervativſten Journale, die Augsburger Allg. Zeitg. darüber ſagt: „Statt der letzten Ehre, die ihm das Volk, Reiche wie Arme, erwieſen hätte, wurde ihm der offizielle Pomp der Staatskaroſſen, und die Begleitung von 300 Sergeants de ville dekretirt. Das Leichenbegängniß war eine Verhaftung. Truppen öffneten und ſchloßen den Zug. Starke Abtheilungen von Sergeants de ville in weißen Sonntagshoſen unterbrachen ihn an vier Stellen. Die Zulaſſungskarten von Leidtragenden wurden auf der Polizei Präfektur ausgetheilt. An ſchwarzen Fracks mit rothen Bändern fehlte es nicht, aber das Publikum kannte keinen dieſer Herren, die von Amtswegen Trauer trugen, und die der Freundſchaft gebührenden Plätze einnahmen. Die Preſſe, die Literatur, die Künſte, die Wiſſenſchaften und die Jugend waren nicht vertreten."

Welch ein Schauſpiel! Die Kunde, Beranger iſt todt, läuft mit

Blitzesschnelle durch die Stadt. Alle Werkstätten und Ateliers werden verlassen. Hemdärmelich eilen die Arbeiter auf die Boulevards. Nur von Ferne können sie den Trauerzug sehen, der den Liebling Frankreichs dahin trägt. Kinder, Mädchen, Frauen verkaufen kleine Immortellen sträuße; da ist Keiner in der ganzen Volksmenge, der sich nicht mit diesem Symbole der Trauer geschmückt hätte. Ein bezeichnender Ernst, eine heilige Trauer liegt über dem sonst so leichtsinnigen Paris! Dies ist keine Demonstration; dies ist ein feierlicher Ausspruch der Weltgeschichte, welche die Vergangenheit richtet, die Zukunft offenbart.

Wenn wir Beranger den Genius des französischen Volkes nennen, und in seinem Leben und seinen Liedern alle die edlen, großmüthigen, liebenswürdigen Seiten des französischen Volkscharakters wiederfinden, dann zeigt uns die Art und Weise dieser Todesfeier, wie der jetzige Bonapartismus sich zum französischen Volke verhält. Die Spaliers von Soldaten, die Reihen von Bajonetten, die zwischen dem Sarge des Dichters und den Reihen des Volkes standen, zeigen uns eine Kluft, welche noch manches blutige Opfer fordern wird.

Wie mag es dem Manne in Plombieres zu Muthe gewesen sein, als ihm der Telegraph von Viertelstunde zu Viertelstunde die Kunde brachte, daß Frankreichs Dichter ihn noch nach seinem Tode verurtheilte und das französische Volk das Urtheil ratifizirt habe. Auf dem Gipfel der Macht und des Glückes angelangt, Schiedsrichter Europa's, der größte Mann der Welt, — fürchtet dieser Mann in der Mitte von 20 Festungen und 200,000 Bajonetten sich vor der Leiche eines einfachen, armen Chansonniers. — Niemals bot die Weltgeschichte ein solches Schauspiel.

Aber sollten wir von einem Volke nicht das Schönste und Größte hoffen, dessen Liebling Beranger ist, das seine Lieder auswendig kennt, das ihn als seinen Vater liebt und verehrt? Wer möchte am französischen Volke verzweifeln, da Beranger's Lieder in seinem Munde leben?

Seit Arago's Tode hat Frankreich und die Civilisation überhaupt keinen solchen Verlust erlitten, als durch den Tod Berangers. Ein Stern erbleicht nach dem andern; dies Licht verlöscht, das andere glimmt nur langsam hin, und es wird immer dunkler. Die großen Männer sterben, und lassen ein Geschlecht von Epigonen zurück.

Scenen und Männer aus der Revolutionszeit.

Faſt zehn Jahre ſind ſeit jenen ſtürmiſchen Tagen verfloſſen, die man heute vielleicht mit zu großer Geringſchätzung, ja Verachtung behandelt, welche aber von der unparteiiſchen Geſchichte der Zukunft ein beſſeres Urtheil empfangen werden. Die Revolution von 1848 war eine verfrühte und deßhalb verfehlte Geſchichte; ſie war voll von Halbheiten auf der einen, Extravaganzen auf der andern Seite; die Erinnerung daran iſt mit vielen unangenehmen Gedanken begleitet; aber trotzdem mißbilligen wir die Gleichgültigkeit, mit welcher man jene Zeit zu vergeſſen ſucht. Wir glauben, daß dieſe Zeit ſchon jetzt der Geſchichte angehört und „sine ira et studio“ beſprochen werden kann. Bei der ſchnellen Entwickelung der Weltgeſchichte, bei den gänzlichen veränderten Anſchauungen und Zuſtänden, ſind wir mehr, wie ein Dezennium, von der Revolutionszeit entfernt, und dürfen bei der Beſprechung derſelben auf die Unparteilichkeit des Publikums und unſere eigene Unparteilichkeit rechnen. Wir wollen natürlich keine Geſchichte der Revolution ſchreiben, ſondern nur einzelne Scenen und Männer hervorheben, perſönliche Erlebniſſe und Anſchauungen, welche vielleicht den Charakter jener Zeit an manchen Beiſpielen deutlicher darſtellen, als eine ausführliche Geſchichte.

Der allgemeinſte Eindruck, den die Februarrevolution in Deutſchland, wie in Frankreich hervorrief, war der der Ueberraſchung. Die Revolution war verfrüht; weder Frankreich, noch Deutſchland waren darauf vorbereitet. Alle Oppoſitionsparteien in Frankreich waren ſtillſchweigend darin übereingekommen, ſich ein Rendezvous am Grabe Louis Philipp's zu geben; wenn man gewartet und noch einige Jahre an der Parteiorganiſation fortgearbeitet hätte, ſo würde man vielleicht die Verwirrung der Parteien, an denen die Revolution ſcheiterte, vermieden haben. Wenn in Frankreich die politiſchen Parteien noch nicht gehörig organiſirt waren, ſo exiſtirten in Deutſchland eben noch keine politiſchen Parteien. Man hatte Anſichten, Syſteme, Theorien, Doktrinen, von dem beſcheidenſten Conſtitutionalismus an bis zum extremſten Communismus, aber keine Parteien. Im Allgemeinen indeſſen war die Stimmung des Volkes, namentlich der gebildeten Klaſſen, einer politiſchen Veränderung ſehr günſtig. In den letzten Jahren vor 1848 herrſchte in Preußen, in ganz Norddeutſchland und am Rhein, eine durchaus freiſinnige Stimmung, welche im Bürgerſtande wurzelnd, ſich bis in die höchſten Beamtenkreiſe, ja ſelbſt in das Offizierkorps erſtreckte, und welche einzugeſtehen man durchaus kein Hehl trug. Die durchaus republikaniſche Stimmung, welche unter den jüngeren Leuten, namentlich auf den Univerſitäten, herrſchte, milderten ſich allerdings in den Kreiſen der älteren Männer, der Richter, der Schulmänner, der Aerzte u. ſ. w., aber ſelbſt in dieſen Kreiſen fand man ein

ſcharfes Urtheil über die Regierung, namentlich eine entſchiedene Kritik der pietiſtiſchen und jeſuitiſchen Beſtrebungen, eine Vorliebe für die Selbſtſtändigkeit der Municipalitäten und conſtitutionelle Reformen. Wir erinnern uns noch mancher Geſpräche in offiziellen Zirkeln, in denen ſich freiſinnige Anſichten mit der größten Offenheit kund gaben, in denen die Mißbräuche der Verwaltung ſtrenge gerügt wurden, und wo man über eine übertriebene Loyalität, die man noch hie und da fand, herzlich lachte. Wenn dieſe Stimmung ſelbſt in conſervativen Provinzen, wie in Preußen, in Weſtfalen zu finden war, ſo fehlte ſie doch ſelbſt nicht in Berlin, trotz der unmittelbaren Nähe des Hofes und der frömmelnden, pietiſtiſchen Beſtrebungen daſelbſt. Berlin war 18 6 und 1847 eine intereſſante und intelligente Stadt; die Frivolität, welche man immer noch dort findet, der „Berliner Witz", zog ſich keine enge Schranken; man äußerte ſich über dieſes und jenes mit der größten Freimüthigkeit, und dachte gar nicht daran, daß man ſeiner Anſichten wegen verfolgt werden könnte. Jede Gelegenheit wurde benützt, politiſche Anſpielungen zu machen, ſo namentlich bei den Weihnachtsausſtellungen, bei Faſtnachtsfeſten; in den Cafe's, bei Stehely, Spagnarpani, namentlich aber in der Zeitungshalle wurde politiſirt, was das Zeug halten wollte; die Kritik bemächtigte ſich aller Verhältniſſe, von der Oper bis zum vereinigten Landtag, von der Philoſophie bis zu den ſocialen und kommuniſtiſchen Thronen.

Es wird wohl hier am Platze ſein, auf den Standpunkt der Literatur und Kritik der damaligen Zeit einzugehen. Sie läßt ſich allerdings nicht mit der Literatur, welche der erſten franzöſiſchen Revolution vorherging, meſſen. Wenn wir Hegel und ſeine Philoſophie als den Ausgangspunkt der ganzen damaligen Weltanſchauung nehmen, — denn die Naturwiſſenſchaften und der gegenwärtige Materialismus waren damals noch kein Gemeingut der Maſſen, — ſo finden wir innerhalb der Hegel'ſchen Schule eine Menge von Spaltungen und Syſtemen, von denen eines das andere zu vernichten drohte. Die Kritik der Kritik, die Negation der Negation: dies waren die damaligen Schlagwörter. Es war ein Zeitalter der Sophiſtik, wie es noch immer früher da geweſen war. Die Hegel'ſche Schule hatte ſich in zwei Lagen getheilt. Die Althegelianer mit Göſchen, Marheineke, Roſenkranz, Daub, Schleiermacher ꝛc an der Spitze waren allerdings ihrem ganzen Syſtem nach conſervativ, aber doch mit der damaligen Regierung nicht zufrieden, da mit der Thronbeſteigung des jetzigen Königs die Hegel'ſche Philoſophie aufgehört hatte, königlich preußiſche Staatsphiloſophie zu ſein. In kritiſcher Beziehung machten ſich dieſe Leute eben nicht ſo bemerkbar, wie die ſogenannten Junghegelianer, Ruge, die beiden Bauer u. ſ. w. Während Ruge aus ſeinen „deutſchen Jahrbüchern" ein ausgezeichnetes Organ für die Populariſirung der Hegel'ſchen Philoſophie

und deren Anwendung auf die Politik und Tagesgeſchichte machte, ging in Berlin die Kritik der Kritik ihren Weg; die ganze Weltgeſchichte und Wiſſenſchaft wurde in Negationen aufgelöſt, bis daß endlich Max Stirner in ſeinem „der Einzige und ſein Eigenthum" an der äußerſten Grenze des Nihilismus ankam. Die ganze Entwickelung dieſer Sorte von Philoſophie ging für das Volk, ja ſelbſt für die Literatur und Wiſſenſchaft verloren, weil ein Buch nur dazu geſchrieben wurde, ein anderes Buch zu vernichten und weil das eine Syſtem nur eine Negation des andern war. Die eigentliche Kritik, wie ſie z. B. von Daub, Schleiermacher, David Strauß auf religiöſem Gebiete gehandhabt wurde, ging in Sophiſtik unter, und ſelbſt Ludwig Feuerbach war nicht im Stande, dieſer negativen, nihiliſtiſchen Richtung in der Philoſophie entgegenzutreten. So verlor die Philoſophie den Charakter einer poſitiven, organiſchen Wiſſenſchaft und wurde Sophiſtik. Niemals fürwahr kann man die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften für die ganze Entwickelung der Kultur beſſer würdigen, als wenn man an jene Zeit der leeren Sophiſtik zurückdenkt. In den andern wiſſenſchaftlichen Gebieten zeigte ſich damals eben auch kein großer Aufſchwung; auf literariſchem Gebiet herrſchte geradezu Waſſersnoth, und wo man auf dem Felde der ſchönen Literatur irgend eine bemerkenswerthe Neuigkeit entdeckte, war ſie nur ein vereinzelter Anſatz, ein iſolirtes Beſtreben, aber kein Glied in der organiſchen Entwickelung derſelben.

Vergleichen wir damit den Zuſtand der deutſchen und franzöſiſchen Literatur kurz vor der erſten franzöſiſchen Revolution, ſo ſehen wir gleich den Unterſchied zwiſchen damals und jetzt. Damals reihten ſich alle literariſchen Beſtrebungen an einander, um eine wahre Revolution der Meinungen hervorzubringen, und wenn auch die Encyclopädiſten in Frankreich und die Aufklärer in Deutſchland am Schluß des vorigen Jahrhunderts vielleicht nicht auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Bildung ſtanden, wie unſere modernen Philoſophen, ſo ſtanden ſie doch dem Volke in ſeinem Verſtändniß viel näher, und wandten ſich mit ihrer Kritik an die beſtehenden Zuſtände in Kirche, Staat und Geſellſchaft, ſtatt daß die moderne Philoſophie größtentheils nur ſich ſelbſt kritiſirt hat. Dieſer Unterſchied ſollte ſich im ganzen Verlaufe der Revolution zeigen.

II.

Die Wirkung der revolutionären Ereigniſſe auf das eigentliche Volk konnte man wohl in den Provinzen beſſer erkennen, als in der Hauptſtadt, wo die Bewegung eine gemachte war und ſofort von den Leitern und Drahtziehern in die Hand genommen wurde. In den Provinzen, — viel-

leicht die Rheinprovinz ausgenommen, — war die Revolution durchaus nicht organisirt und hatte keinen Mittelpunkt; dieſem Mangel war der langſame Fortgang der Revolution und die ſich raſch darnach erhebende Contrerevolution eher zuzuſchreiben, als einer wirklichen Abneigung der Volksmaſſen. Aber man revolutionirte nur in den Hauptſtädten und änderte nur an den Spitzen der Verwaltung; die ganze bürokratiſche Maſchinerie im Innern der Provinzen blieb ſtehen und verlor niemals den hergebrachten Einfluß auf das Volk.

Der Verfaſſer dieſer Zeilen lebte zur Zeit des Ausbruches der Revolution in Weſtfalen, gewiß einer der conſervativſten, hartnäckigſten, eigenſinnigſten Provinzen des kalten, nüchternen Norddeutſchlands. Weſtfalen und ſeine „ſentimentalen Eichen", wie Heine ſie nennt, kann man wohl nur durch perſönliche Anſchauung kennen lernen; ſelbſt nicht die Lieder von Freiligrath, dem echten weſtfäliſchen Dichter, der Annette von Droſte Hülshoff, in deren Gedichten ſich allerdings die Melancholie des weſtfäliſchen Volkscharakters ausſpricht, am allerwenigſten aber die Schilderungen in Immermann's Münchhauſen, die gewiß kein weſtfäliſcher Bauer verſtehen wird, können uns genügende Auskunft über den weſtfäliſchen Volkscharakter und ſeine Sonderbarkeiten geben. Man glaubt ganz aus der modernen Zeit heraus zu ſein, wenn man im weſtfäliſchen Münſterland oder im gebirgigen Sauerland mit den Bauern verkehrt, deren ganzes Weſen und Treiben uns eher an die Germania des Tacitus, wie an das Zeitalter des Dampfes und der Eiſenbahnen erinnert. Heute wird an dieſen Verhältniſſen allerdings Manches geändert ſein; grade in Weſtfalen hat ein mächtiges, induſtrielles Leben begonnen, und man kann wohl ſagen, daß keine Provinz Deutſchlands von dem Aufſchwung der Induſtrie größere materielle Vortheile hat, wie Weſtfalen. Aber deßhalb ſind wir doch überzeugt, — nach einer zehnjährigen Abweſenheit überzeugt —, daß die eigentliche Subſtanz des weſtfäliſchen Volkscharakters unverändert geblieben iſt, und ſich noch lange ſo erhalten wird. Es iſt wohl hier nicht am Platze, in eine genaue Analyſe dieſes intereſſanten, naturwüchſigen, in vieler Beziehung ſo liebenswürdigen, und doch wieder ſo ungenießbaren Volkselementes einzutreten; wir wollen nur diejenige Seite hervorheben, welche gerade in der Revolutionszeit hervortrat. Der Weſtfale iſt eine conſervative Natur, ſchwerfällig, hartnäckig, eigenſinnig, aber conſequent, beharrlich, unerſchütterlich, wenn ſeine Anſicht irgend einmal eine beſtimmte Form gewonnen hat. Der Unterſchied zwiſchen den Bewohnern der Rheinprovinz und Weſtfalen iſt ſo groß, als wenn ein Ozean dazwiſchen läge, und man ſieht gerade daran, daß die franzöſiſche Herrſchaft über Weſtfalen an den Sitten des Volkes, — glücklicherweiſe nicht ganz an deſſen feudaliſtiſchen Inſtitutionen, — ſpurlos vorübergegangen iſt, welch eine Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit dieſes Element hat. Trotz-

dem griff vielleicht nirgend die Revolution ſo tief in die Maſſen des Volkes ein, als in Weſtfalen; und nirgend, nachdem die erſte Reaktion vorüber war, organiſirte ſich eine ſo tüchtige freiheitliche Bewegung, wie in Weſtfalen zur Zeit des Münſter'ſchen Städtetages.

Die Kunde von der franzöſiſchen Februarrevolution wurde in den weſtfäliſchen Städten mit einer ungeheuchelten Freude empfangen. Es war wirklich intereſſant, zu ſehen, wie Leute der verſchiedenſten Berufs- und Anſichten in ihrer Freude über dieſes Ereigniß zuſammenſtimmten. Beamte und Bürger, Reiche und Arme, Junge und Alte jubelten über das Ereigniß. Wenn einmal Jemand ein beſorgtes Geſicht machte und Befürchtungen äußerte, machte man auf die friedlichen Proclamationen Lamartine's aufmerkſam, und Niemand wagte ſich dem allgemeinen Jubel zu entziehen. Die Beamten waren am eifrigſten in der Billigung der mäßigen und beſonnenen Pariſer Revolution. Die Sache lag noch jenſeits des Rheines, und man glaubte, mit conſtitutionellen Reformen, die natürlich im Intereſſe des Beamtenſtandes wie der Bourgeoiſie lagen, davon zu kommen. Dieſe allgemeine Stimmung änderte ſich wenig, als ſelbſt die Nachrichten der Wiener Ereigniſſe kamen. Als der Fall Metternich's bekannt wurde, ſah man überall, ſelbſt in Beamtenkreiſen, einen Jubel, der durchaus nichts Gemachtes und Künſtliches an ſich trug, ſondern gewiſſermaßen aus dem Inſtinkte des Volkes hervorging. Metternich ſchien das böſe Prinzip in der Politik und Diplomatie Deutſchlands zu ſein, und man triumphirte über ſeinen Fall, als wenn damit Deutſchlands Nacht und Schande zu Ende geweſen wäre.

So weit ging Alles gut, und um die Bevölkerung und die verſchiedenen Klaſſen ſchien ein Band der Eintracht und Verſöhnung gewunden zu ſein. Die Scene änderte ſich aber, als die Wogen der Revolution näher und näher an das ſpezifiſche Preußenthum und ſeine bürokratiſchen Zuſtände heranrollten. Als die Nachricht von den Märztagen, von jenen fürchterlichen Scenen in Berlin kam, da füllten ſich manche Augen mit Thränen, aber während bei dem Einen die ſchreckliche Kunde das revolutionäre Feuer anſchürte, ſchlichen ſich die ältern Leute bei Seite und fingen an, zu zittern und zu zagen. Es begann jener Paroxismus der Angſt, jener Fanatismus der Ruhe, der unſeren deutſchen Philiſter kennzeichnet, und ihn während der ganzen Dauer der Revolution nicht verließ. Wir haben uns indeſſen perſönlich überzeugt, daß nicht nur das Intereſſe der herrſchenden Klaſſen, der Beamten, des Adels, des Militärs, ſich dem Voranſchreiten der Revolution widerſetzte, ſondern daß auch im eigentlichen Bürgerthume eine unerklärliche Liebe zum königlichen Hauſe waltete. Als jene königlichen Worte gemeldet wurden, in denen der Schmerz der Königin über die grauenvollen Scenen des 18. und 19. März gemeldet wurde, ergriff eine allgemeine Bewegung die Gemüther, welche durch die

tragiſchen Scenen, die darauf folgten, durch das Begräbniß der Barrikadenkämpfer, das „Hut ab“ u. ſ. w. bedeutend geſteigert wurde.

Jetzt hatten wir die Revolution; ſie war eine vollendete Thatſache. Es galt, ſie zu benützen. Es galt zunächſt, anzuerkennen, daß eine Revolution ſtattgefunden habe. Gegen dieſe Anerkennung aber ſträubte ſich das ganze offizielle Preußen. Man ſuchte ängſtlich nach einem legitimen Faden, um den neuen Zuſtand der Dinge an die alte Monarchie anzuknüpfen, und fand dieſen Faden in der Berufung des zweiten vereinigten Landtags. Das Volk, dem das allgemeine Wahlrecht verſprochen war, wollte natürlich nichts von dieſer ariſtokratiſchen und mittelalterlichen Inſtitution wiſſen, und proteſtirte dagegen; von vielen Diſtrikten Weſtfalens ließ man die Abgeordneten nicht zum Landtage reiſen, aber das Volk hielt ſeinen Willen nicht entſchieden genug aufrecht, indem man ihm vorſpiegelte, der Landtag würde ſich nur mit der Abfaſſung eines Wahlgeſetzes befaſſen, und keine weiteren Verfaſſungsarbeiten übernehmen. Dieſes Verſprechen wurde auch in der That erfüllt, aber damit war ſchon der große und in ſeinen Folgen entſcheidende Fehler begangen, daß man das allgemeine Wahlrecht aus den Händen der privilegirten Klaſſen, nicht aus den Händen der Revolution empfing.

Während in den Städten in den erſten Tagen der Revolution ein gemiſchtes Gefühl herrſchte, die Freude über die ſogenannten Märzerrungenſchaften, unter denen die Preßfreiheit oben anſtand, gemiſcht mit Beſorgniſſen von weiteren Gewaltthätigkeiten und jener unendlich thörichten Furcht vor Anarchie und Communismus: faßte man auf dem platten Lande die Sache naiver und einfacher auf, und ſpielte hier und dort einzelne Scenen aus dem Bauernkriege, welche der formellen, conſtitutionellen Bewegung eine ſociale Wendung zu geben ſchienen. Weſtfalen iſt mit adeligen Gütern überdeckt, und in dem „Cavalier“ hat der Bauer einen beſtändigen Gegenſtand des Neides und der Demüthigung vor ſich. Der Bauer glaubte, auch für ihn ſei die Zeit gekommen, ſeine natürlichen Rechte geltend zu machen. Haufen von Bauern zogen vor die Schlöſſer der Barone und Grafen und ließen ſich Küche und Keller ſchmecken.

Das war ein Allarmzeichen für die ganze Bourgeoiſie, über Eigenthumsgefahr und Communismus zu ſchreien. Die Bourgeoiſie, anſtatt die günſtige Gelegenheit zu benützen, ſich den verhaßten Feudalismus vom Halſe zu ſchaffen und die Confiskation der adeligen Güter direkt in die Hand zu nehmen, erſchrack vor den Folgen einer ſolchen Maaßregel, und vereinigte ſich, um das Eigenthum zu ſchützen, zu einer vollſtändig reaktionären Bande, in deren Bildung man ſchon in den erſten Tagen der Revolution die beginnende Contrerevolution entdecken konnte. Die beſitzenden Klaſſen ſchaarten ſich zu Bürgerwehren zuſammen, und raſſelten mit alten Flinten und Schleppſäbeln in den Gaſſen umher, während das

reguläre Militär compagnienweiſe auf das Land geſchickt wurde, um die Schlöſſer der meiſt entflohenen Cavaliere zu bewachen. Damit war die Revolution auf dem platten Lande todtgeſchlagen.

Unſere Nachbarn in der Rheinprovinz waren thätiger wie die Weſtphalen. Faſt jeden Tag kamen Deputationen von Köln, Aachen und anderen deutſchen Städten über die Köln-Mündener Eiſenbahn, um in Berlin dem Könige und ſeinen Miniſtern die Wünſche des Volkes vorzulegen. Bei der Hin- und Rückfahrt waren dieſe Deputationen Gegenſtand der allgemeinſten Neugier, und es verſammelte ſich im Bahnhofe regelmäßig eine improviſirte Volksverſammlung, welche von den rheiniſchen Abgeſandten oft von der Platform des Eiſenbahnwagens angeredet wurden. Raveaux, d'Eſter und andere Kölner Bürger machten ſich bei dieſen improviſirten Demonſtrationen bemerklich, welche die guten Bürger Weſtfalens in einer permanenten Aufregung erhielten.

Dies dauerte die erſten Wochen, aber ſchon im April konnte man die deutlichſten Spuren der Reaktion ſehen. Die Weſtfalen erwachten aus ihrem revolutionären Jubel, wie aus einem Rauſche, und die Reaktion war ganz der Hartnäckigkeit und dem Eigenſinn des weſtfäliſchen Volkscharakters angemeſſen. Die Pfaffen wühlten, die Beamten, von denen nur die oberſten Spitzen der Verwaltung geändert waren, bemächtigten ſich der Volksverſammlungen, und das Volk wurde durch Phraſen beruhigt. Erſt hieß es: wir haben ja alles, was wir wollen; unſere politiſchen Zuſtände ſind nahezu republikaniſch; was ſollen wir einen Bürgerkrieg hervorrufen, um die Perſon des Königs wegzudrängen, der ſich ja ſelbſt ſeiner Macht begeben hat? Dieſen Phraſen folgten bald andere; mit gräulichen Farben wurde die Anarchie und der Communismus geſchildert, der bei der Weiterentwickelung der Revolution hereinbrechen wurde; der Fanatismus der Bürger und beſonders der bäuerlichen Ariſtokratie des Münſterlandes, deren große geſchloſſene Gütercomplexe nach dem Rechte der Erſtgeburt vererben und die alſo zu den privilegirten Ständen gehört, wurde auf die gehäſſigſte Weiſe erregt; die alten Traditionen von der Treue gegen den König, zu deſſen moraliſcher Rettung der Prinz von Preußen aufgeopfert wurde, erwachten wieder: kurzum die Bevölkerung, wüthend darüber, daß ſie ſich im erſten Taumel ſo weit hatten hinreißen laſſen, vereinigte ihren ganzen Haß auf die wenigen jungen Leute, denen es mit der Sache Ernſt war, und welche wirklich auf revolutionärem Boden ſtanden; die Apoſtaſie, namentlich der jüngeren Beamten, Juriſten ꝛc. wurde maſſenhaft; alle Familienintereſſen und Verbindungen wurden geltend gemacht, um die Reihen des entſchiedenen Radikalismus zu ſprengen, und dieſes gelang ſo gut, daß jeder wirkliche Republikaner ſich ein anderes Feld für ſeine Thätigkeit ausſuchen mußte, als Weſtfalen, auf das in jener Zeit gewiß das Freiligrath'ſche Wort paßte:

„Das rüde Toben der Vendre
In ſtockigen Provinzen."

(Fortſetzung folgt.)

Polemiſches.

Herr Heinzen hat in einer der letzten Nummern des „Pionier" einen Artikel von „Far Weſt", der wohl wenige Freunde gefunden haben wird. Wir kommen auf dieſen Artikel zurück, nicht um Far Weſt zu vertheidigen, — denn dies mag er ſelbſt thun, und weichen wir auch in dieſer Frage von den Anſichten Far Weſt's ab, — ſondern um die Unzuläſſigkeit einer ſolchen Polemik, wie Herr Heinzen ſie führt, darzuthun. Obwohl wir ſeit Jahren die Art und Weiſe der Heinzen'ſchen Polemik kennen, und wiſſen, daß es ihm nicht ſo ſehr um eine objektive, thatſächliche Darſtellung und Beſprechung der ſtreitigen Fragen, als um perſönlichen Skandal zu thun iſt, ſo hätten wir doch nicht gedacht, daß er ſeinen alten Freund Far Weſt auf dieſe Weiſe angreifen würde. Es iſt allerdings Herrn Heinzen unmöglich, irgend einem anderen Menſchen eine andere Anſicht zu erlauben, als eine Heinzen'ſche; dies iſt eine altbekannte Thatſache; aber dieſe Unfehlbarkeit macht ſich durch ihre ewige Wiederholung langweilig. Abſtrakt und einſeitig, wie Herr Heinzen nun immer iſt, kann er keinen Widerſpruch ertragen, und dies macht eine Polemik mit ihm, welche unter andern Umſtänden für die Betheiligten, wie für das Publikum intereſſant und nützlich ſein könnte, unmöglich. Die Anſichten Far Weſt's über Unſterblichkeit, freien Willen, Materialismus ſind ſo wenig die unſrigen, wie die Heinzen's, aber grade dieſe abweichenden Anſichten geben Veranlaſſung, eine Menge Punkte näher in's Auge zu faſſen, die ein neues Licht auf die Streitfrage werfen. Wer möchte noch in der Welt leben, wenn alle Menſchen über alle Gegenſtände dieſelben Anſichten hätten, und nun erſt recht Heinzen'ſche Anſichten? Herr Heinzen ſollte ſeiner ganzen Stellung nach doch die Berechtigung individueller Anſichten anerkennen, und es nicht gerade, wie ein Hochverrath am geſunden Menſchenverſtande und ein Sakrilegium gegen den alleinſeligmachenden Radikalismus betrachten, wenn Jemand in Fragen von ihm abweicht, welche überhaupt noch Jahrhunderte lang dem Zweifel und der wiſſenſchaftlichen Debatte überantwortet bleiben werden. Dies ewige Hofmeiſtern der Preſſe und ihrer Vertreter wird denn doch gerade zu langweilig und lächerlich; man weiß, daß der Skandal um des Skandales willen gemacht wird, und die Wirkung bleibt aus.

Den Herausgeber der „Atlantis" hat Herr Heinzen wieder mit etwas „Klatſch" beehrt, aus der „Fackel" entnommen. Schon einmal, als wir in Cleveland waren, ſagte der Pionier uns nach, daß wir ihm Abonnenten abtrunnig machten. Wie paßt dies zu dem ſtark entwickelten Selbſtbewußtſein des Herrn Heinzen, daß er nach ſolchem Klatſch hört, und denſelben noch gar ſeinen Leſern vorlegt?

Der Fackel und Herrn Ludvigh ſelbſt gegenüber haben wir keine andere Polemik, als dem Klatſch den Rücken zu wenden. Dieſer Herr wird keine Gelegenheit mehr haben, ein Privatgeſpräch mit uns in entſtellter Weiſe an die Oeffentlichkeit zu bringen.

Der „Criminalzeitung" haben wir über die Frage Stadt und Staat im „Telegraphen" geantwortet, weil ihre Artikel gegen den „Telegraphen" gerichtet waren. Da wir dieſe Frage unparteiiſch und der Sache gemäß beantwortet wiſſen möchten, verweiſen wir auf den Aufſatz dieſes Heftes: „Ueber den Umfang und die Grenzen der geſetzgebenden Gewalt."

In Betreff der „Atlantis."

In der vorigen Nummer erließen wir eine Aufforderung an die Abonnenten, ihre Beiträge einzuſenden. Auch ſchrieben wir im Laufe des letzten Monats über hundert Briefe zu demſelben Zwecke. Der Erfolg war, daß noch nicht ein einziger dieſer Briefe beantwortet wurde. Die einzige Antwort, die wir erhielten, war eine vollſtändige Zahlungsverweigerung, die auf einer ſtillſchweigenden Uebereinſtimmung des Publikums, dem wir unſer Vertrauen geſchenkt haben, zu beruhen ſchien. Wir ergreifen jetzt das letzte Mittel, um zu erfahren, ob man die „Atlantis" ruiniren will oder nicht, und fordern unſere rückſtändigen und fälligen Abonnements ein. Falls dieſer Aufruf wieder wirkungslos an der — Gleichgültigkeit unſeres Publikums, um nicht mehr zu ſagen, abprallt, ſehen wir uns um die Früchte einer fünfjährigen Anſtrengung gebracht. Wir bedauern dieſe ſchwierige Lage, weil die „Atlantis" wirklich Freunde hat, welche durch das Eingehen derſelben betrübt werden; wir haben dieſe Lage, ſoviel in unſeren Kräften ſtand, vermieden, indem wir durch Nebenarbeiten die Koſten der „Atlantis" bedeutend verminderten; endlich haben wir Abonnenten genug, um mit aller Bequemlichkeit auskommen zu können, — wenn wir nur einigermaßen regelmäßig auf das Eingehen der Gelder rechnen können. Sollten wir unter dieſen Umſtänden nicht an das Ehrgefühl unſerer Abonnenten appelliren können? Iſt es denn ein ſo unbilliges Verlangen, uns den fälligen Jahresbetrag per Poſt einzuſenden, daß wir immer mit dieſen vergeblichen Klagen uns blamiren müſſen? Dies wird das letzte Mal ſein, daß wir uns in dieſer Weiſe an unſer Publikum wenden; hilft es nicht, werden wir wiſſen, was zu thun iſt. Wir haben leider ſchon oft von dem, was uns lieb und werth war, ſcheiden müſſen; es wird auch diesmal gehen.

☞ Schwarze Liſte. ☜

F. W. Ruediger in New-York.

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 3. | September 1857. | Alte Folge, Bd. 9, Nr. 203–206.

Zeichen der Zeit.

Wenn man die Zeitungen der letzten Wochen lieſt, ſo weiß man wirklich nicht, worüber man ſich mehr wundern ſoll, über die vielen Verbrechen, welche die Spalten der Zeitungen in einer widerwärtigen Ausführlichkeit fullen, und die uns einen tiefen Blick in die Demoraliſation des Zeitalters, wie in den ſchlechten Geſchmack des Publikums thun laſſen, oder über die ſtaunenswerthen Triumphe des menſchlichen Geiſtes, der Erfindungen auf Erfindungen, Entdeckungen auf Entdeckungen, Fortſchritte auf Fortſchritte häuft, und ſich mit einer ſpielenden Gewalt und mit einer genialen Leichtigkeit zum Herrſcher der Natur macht. Oft fühlt man ſich geneigt, in Klagelieder auszubrechen über das geſunkene Geſchlecht und die Zeit zu verfluchen, in der man geboren iſt; aber dann fuhlen wir ſtolz und groß, daß es uns vergönnt iſt, in dieſer Zeit des Strebens und Fortſchrittes zu leben, in welcher die größten Unternehmungen und Erfindungen den ſchnellſten Wettlauf mit einander anſtellen, der iemals zwiſchen den einzelnen Nationen, Künſten und Wiſſenſchaften ſtattgefunden hat. Es mag gerade dieſer ſchroffe Wechſel zwiſchen Licht und Schatten ſein, der unſere Augen bald blendet, bald verdunkelt, ſo daß wir kein unbefangenes, klares Urtheil über den Charakter und die Eigenthümlichkeit unſeres Zeitalters gewinnen können und uns in ſcheinbaren Widerſprüche zwiſchen Optimismus und Peſſimismus verlieren, Widerſprüche, die in der That nicht nur unſerer Weltanſchauung, ſondern den Thatſachen ſelbſt zur Laſt zu ſchieben ſind. Wir leben eben in einer Uebergangsperiode, in welcher eine vielleicht noch ſehr entfernte Zukunft, das Reſultat der Beſtrebungen und Arbeiten dieſes Jahrhunderts, mit einer Vergangenheit kämpft, die ſich längſt ausgelebt hat, aber als eine todte, ſtarre Form ſich noch aufrecht hält, und ſich jeder Neuerung widerſetzt. Nach welcher Seite man nun blickt, in die helle, roſige Zukunft, die aber noch durch den Morgennebel verhüllt iſt, oder in die dunkle, traurige Vergangenheit, die uns trotz aller veränderter Anſchauungen doch noch ſo lieb

iſt, - dies hängt allerdings mehr oder weniger von individuellen Stimmungen ab. Das Buch des Lebens liegt offen vor uns aufgeſchlagen; wir können die weißen, wir können die ſchwarzen Blätter aufſchlagen, je nachdem wir eine ſanguiniſche oder melancholiſche Anwandlung haben.

Es iſt merkwürdig, zu welchen Widerſprüchen man kommt, wenn man nach den „Zeichen der Zeit" ſieht. Dürften wir uns mit einem alten Lamartine'ſchen Worte begnügen, ſo könnten wir ſagen, es fehlt unſerem Zeitalter nicht an Talenten, ſondern an Charakteren. Offenbar ſind die intellektuellen Fähigkeiten des jetzt lebenden Geſchlechtes mehr entwickelt, wie die moraliſchen, und die Menſchheit beſchäftigt ſich mehr mit den Mitteln zur Humanität, als mit der Humanität ſelbſt. Die jetzige Menſchheit, obgleich ſie von der Religion nur noch, wie von einem blutloſen Geſpenſte, einem ſagenhaften Schatten verfolgt wird, lebt dennoch ein religiöſes Leben, d. i. ein Leben in und für die Zukunft; das Rennen und Treiben, nicht das Behagen und Genießen, iſt die Sache des Jahrhunderts, und alle die Wechſel auf unſer eigenes Glück ſind auf eine ferne Zukunft ausgeſtellt.

Solche Uebergangszeiten, wie die, in welcher gegenwärtig die Menſchheit begriffen iſt, ſollten ſich nicht ſo langſam und ruhig abwickeln, wie gegenwärtig. Der Sturm der Revolution ſollte die Weltgeſchichte mit Lokomotivengeſchwindigkeit vorantreiben, damit wir ſobald wie möglich über die unbehagliche Uebergangsperiode hinwegkämen. Aber wir wandern in der Wüſte im Zickzack umher, wie die Juden auf der Fahrt zum gelobten Lande. Da iſt kein Unſinn jemals gedacht, keine Dummheit jemals begangen, die nicht heute an die Pforten der Weltgeſchichte klopft; alle alten Geſpenſter leben wieder auf, und verlangen ein längſt verloren geglaubtes Recht. Während die Vergangenheit alle ihre Anſprüche geltend macht, tappt die Weltanſchauung der Zukunft im Finſtern umher, und ihr ganzer Fortſchritt geht durch Irrthümer hindurch. Es ſind zu viele Verhältniſſe und Zuſtände mit einander verknüpft, welche einer radikalen Umgeſtaltung bedürfen, als daß ein vereinzelter Akt des Heroismus, eine momentane leidenſchaftliche Aufwallung der Völker, uns in die neue Zeit herüber führen könnte. Die Nacht im Ballhauſe genügte, alle Privilegien des franzöſiſchen Adels niederzuwerfen; eine Frühlingslaune des franzöſiſchen Volkes warf die Julidynaſtie zu Boden; eine kühne That Luther's beendigte die Weltherrſchaft Rom's. Aber jetzt handelt es ſich nicht mehr um eine einzelne kühne That, nicht um die Vernichtung irgend eines druckenden Privilegiums, nicht um einen vereinzelten Sieg des geſunden Menſchenverſtandes, ſondern um eine zuſammenhängende lange Reihe von Veränderungen, von denen keine für ſich allein gemacht werden kann, von denen eine von der andern abhängig iſt, und die alle zuſammen durchgeſetzt wer-

den müſſen, ſollen ſie den gewünſchten Erfolg haben und die neue Zeit und Weltanſchauung wirklich dauernd begründen. Es iſt nicht mit politiſchen Reformen gethan, nicht mit religiöſer Aufklärerei; es handelt ſich nicht nur darum, die Verhältniſſe des Raumes und der Zeit auf unſerer Erde zu verändern; das ganze Gebäude der Wiſſenſchaft muß neu aufgebaut werden, um der neuen Weltanſchauung eine ſichere Baſis zu geben. Wir ſehen nur die erſten Anfänge dieſer großen Bewegung. Die Einheit der Menſchheit und die Solidarität der Völker, welche die Socialdemokraten von 1848 als einen frommen Wunſch proclamirten, einen Wunſch, der übrigens nicht einmal ſo lange Beine hatte, um über die Rheingrenze ſpringen zu können, — bereitet ſich durch eine merkwürdige, halb friedliche, halb gewaltſame Miſchung der Racen und Nationen vor. Es iſt kein zufälliges Zuſammentreffen, daß zur Zeit, wo Nordamerika und Californien den Abkömmlingen aller civiliſirten Nationen eine neue Heimath bieten, daß zu dieſer Zeit große, maſſenhafte Menſchentransporte nach dem Oriente, nach Perſien, nach Indien, nach China nothwendig werden, daß Schiffe gebaut werden, wie die „Great Eaſtern", welche die Bevölkerung einer Grafſchaft oder einer großen Stadt über die Ozeane transportiren können, und daß endlich der elektriſche Telegraph durch Land und Meer das religiöſe Problem der Allgegenwart des Geiſtes wahr macht.

Es war ſehr nothwendig und beweiſt die Beſonnenheit der Weltgeſchichte, daß erſt die großen Siege über die Natur erfochten werden mußten, ehe eine politiſche und ſociale Kataſtrophe alle beſtehenden Zuſtände zuſammenwirft. Für die neue Welt und Weltanſchauung muß erſt eine neue materielle Grundlage gelegt werden, tief und breit genug, daß eine vernünftige Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft darauf gegründet werden kann. Die Nationalitäten müſſen ſich vermiſchen und kreuzen; ſie müſſen ſich im Handelsverkehr, wie in der Politik der Solidarität ihrer Intereſſen bewußt werden; ein Eiſenbahn- und Telegraphennetz muß die Länder und Meere überziehen; Dampfflotten nach dem Muſter der „Great Eaſtern" müſſen den Völkertransport beſorgen, dadurch kommt die Welt in Fluß und Bewegung. Die Fortſchritte der Naturerkenntniß müſſen und werden die veralteten religiöſen Anſchauungen zerſtören und die Grundlage zu einer Regeneration der Wiſſenſchaften legen. Die Herrſchaft des Menſchen über die Natur und die Benützung der Naturkräfte: dies iſt am Ende doch der Kern jeder menſchlichen Freiheit, und davon ſind alle ſocialen und daher auch politiſchen Zuſtände abhängig. Und dieſe Herrſchaft des Menſchen über die Natur iſt gerade in unſerem Jahrhundert in den wichtigſten Punkten befeſtigt und vermehrt worden. Die Dampfkraft hat den größten Theil der mechaniſchen Arbeit von dem Menſchengeſchlechte hinweggenommen und der Maſchine überliefert, ſo daß die Arbeit des Menſchen immer mehr und mehr auf die geiſtige Thätigkeit beſchränkt

wird. Schon fängt man an, mit dem Dampf nicht mehr zufrieden zu ſein; ſchnell wird dem allgemein anerkannten Bedürfniß eine neue Kraft entſprechen, dies unterliegt wohl keinem Zweifel. Dies iſt die Eigenthümlichkeit unſerer Zeit, daß jedes Bedürfniß, das ſich auf dem Gebiete der Induſtrie und des Handels ergibt, ſofort ſeine Erledigung findet. Als man den elektromagnetiſchen Telegraphen erfunden, mußte auch die Benützung der Gutta Percha hinzukommen, um die neue Erfindung allgemein brauchbar zu machen. Als durch die große Steigerung der Induſtrie und des Handels ſich ein Mangel an Verkehrsmitteln geltend machte, entdeckte man in Auſtralien und Californien gerade Gold genug, um den geſteigerten Anforderungen zu entſprechen. Das ſociale Elend in Europa hat die großen, weiten Gebiete des amerikaniſchen Weſtens der Kultur geöffnet, und hier eine Kornkammer geſchaffen, welche gewiß mit den ſteigenden Bedürfniſſen und der ſteigenden Bevölkerung noch für Jahrhunderte gleichen Schritt halten wird. An dieſen und ähnlichen Beiſpielen ſehen wir, daß der Menſch jetzt ſchon ſo weit Herr über die Natur iſt, daß jede Lücke in den Erfindungen und Entdeckungen ausgefüllt wird, ſobald dieſelbe empfindlich und allgemein bemerkt wird, und daß man, wo in der Induſtrie und im Verkehre ein Mangel gefühlt wird, gewiß ſich auch das geeignete Mittel findet, dieſem Mangel abzuhelfen. So reihen ſich Erfindungen und Entdeckungen an einander, ſich hülfreich unterſtützend, und auf neue Erfindungen hinweiſend, eine ununterbrochene Kette des menſchlichen Fortſchrittes, welche mit dem ſteigenden Bedürfniß parallel läuft.

Mit dieſen Betrachtungen wird man gewiß an das alte horaziſche Wort erinnert: „nil mortalibus arduum est.“ (Nichts iſt den Sterblichen zu ſchwer), und man ſollte mit dem großen Napoleon ausrufen: „iſt keine Unmöglichkeit“. Was würde der alte römiſche Dichter erſt von unſeren heutigen Zuſtänden geſagt haben? Als er von den erſten Anfängen der Meeresſchifffahrt ſpricht, von jenen Nachen, die um die Küſten des mittelländiſchen Meeres fuhren, preiſt er der Mann, der dreifaches Erz um die Bruſt gehabt habe, um das Ungeheure zu wagen; welch eine Ode würde jetzt aus der Bruſt des Dichters ertönen, wenn er die ſtolzen Dampfflotten ſähe mit ihren Maſchinen und Rädern, die Linienſchiffe mit ihren Kanonen; wenn er die Legung des unterſeeiſchen Telegraphen beobachtete, und Zeuge wäre aller Triumphe, die der menſchliche Geiſt über die Natur davon trägt? Aber merkwürdig, unſere Zeit ſcheint die Poeſie dieſer Erfindungen und Fortſchritte nicht zu empfinden. Unſere Dichter verſtummen, und alle die Siege des menſchlichen Geiſtes wecken keine Begeiſterung. Mit der Größe der Zeit ſcheint die Kleinheit der Menſchen zuzunehmen. Was unſerer Zeit fehlt, und was einen ſo traurigen Gegenſatz zu den materiellen Fortſchritten bildet, iſt der Mangel an allen ideellen Eigenſchaften, an moraliſcher Feſtigkeit, an ſittlicher Größe, an gro-

ßen, gewaltigen Leidenſchaften, die früheren Jahrhunderten ein ſo intereſſantes Gepräge gaben, und einzelne Menſchen mit allem Zauber des Ruhmes und der Poeſie umgaben. Es mag ſein, daß es in einem dunkeln Zeitalter leichter iſt, zu glänzen, als in unſerem erleuchteten Jahrhundert, aber es wäre eine traurige Erſcheinung, wenn wir ſähen, daß die großen Fortſchritte in allen Gebieten des Wiſſens die Menſchheit nicht veredelten und verſittlichten. Wie viele große heroiſche Scenen und Menſchen zeigen uns die Bücher der Weltgeſchichte; wie bedeutend, charakteriſtiſch, plaſtiſch treten die Männer und Frauen längſt vergangener Zeiten vor unſer Auge; – aber wo finden wir heute jene Individualität und Originalität, die uns das griechiſche und römiſche Alterthum, ja ſelbſt das Mittelalter zeigt? Freilich, die Vergangenheit hüllt einen magiſchen Schleier um ihre Handlungen und Männer; einzelne Menſchen erſcheinen im hellſten Lichte, weil die Maſſen in Dunkelheit vergeſſen werden; aber trotz aller dieſer Erwägungen können wir nicht über die Bemerkung hinweg, daß unſerer Zeit der klaſſiſche Charakter fehlt, die beſtimmte Richtung und Färbung, die früheren Jahrhunderten eigenthümlich war.

Der hauptſächlichſte Grund davon mag wohl ſein, daß es unſerer Zeit an einer beſtimmten Weltanſchauung fehlt. Die nationalen Typen ſind durch den modernen Verkehr und andere Urſachen, wenn auch nicht ganz untergegangen, ſo doch gemildert, mit anderen Elementen vermiſcht und ihrer ſcharfen, charakteriſtiſchen Züge beraubt. Die Religion hat keinen Boden mehr in den Ueberzeugungen und Gefühlen der Menſchheit; ſie iſt entweder eine leere, hohle Form, hinter der ſich allerlei egoiſtiſche Intereſſen verſtecken, oder die gedankenloſe Gewohnheit einer ungebildeten, rohen Maſſe. Der Wiſſenſchaft iſt es noch nicht gelungen, ſich des eigentlichen Volkes zu bemächtigen; der philoſophiſche Idealismus iſt verſchwunden, und von dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete kommen nur einzelne Reſultate an die Maſſen, während die eigentliche Forſchung und Erkenntniß, wie immer, das Eigenthum einzelner Männer iſt, die ſo glücklich ſind, den Wiſſenſchaften ihr Leben widmen zu können. So fehlt überall das feſte Fundament, auf das ein wirkliches Volksbewußtſein ſich gründen könnte, und bei der Abweſenheit eines beſtimmten Zeitcharakters, einer allgemeinen Weltanſchauung iſt es möglich, daß ſich alle verlebten Weltanſchauungen, Vorurtheile und Theorien geltend machen, und das Zeitbewußtſein trüben. Wir ſehen, wie die alten Weltanſchauungen, längſt von der Wiſſenſchaft beſiegt, längſt ſelbſt aus dem praktiſchen Leben verſchwunden, immer und immer von Neuem auftauchen, und ſich mit einer ungewöhnlichen Hartnäckigkeit an die Sohlen der voraneilenden Zeit anheften. Der Katholizismus feiert in ſeinen Concordaten Triumphe, welche faſt das Zeitalter Gregor's des Siebenten und die Tage von Canoſſa übertreffen; ſelbſt die proteſtantiſchen Regierungen Europa's, wie die von

Preußen, Württemberg, Baden beugen ſich vor der Suprematie des Pabſtes, und liefern die Reſultate der Reformation, die Freiheit der Wiſſenſchaft und das Recht des freien Forſchens der Hierarchie aus. Im Proteſtantismus geben ſich vielfache katholiſirende Tendenzen kund, welche die innere Hohlheit und Haltungsloſigkeit deſſelben beweiſen. Der Adel ſucht, im Bunde mit der Geiſtlichkeit, ſeine alten feudaliſtiſchen Privilegien wieder zu erobern und die wahnſinnigſten Reminiszenzen aus dem Mittelalter ſind in dieſen Kreiſen zu bemerken. Der eigentliche Kern des Volkes, die Bourgeoiſie, die große, wie die kleine, opfert ihrer Geldgier, der bezeichnendſten Eigenſchaft des gegenwärtigen Jahrhunderts, alle anderen Intereſſen; ſie überläßt die arbeitenden Klaſſen unbeſchützt der Willkühr und dem Eigennutz des großen Kapitals. Unter den arbeitenden Klaſſen ſelbſt fehlt der Geiſt der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, welcher allein durch eine gründliche Bildung erlangt werden kann, welche dem Proletarier von der privilegirten Geſellſchaft verweigert wird. Die Conzentration der Induſtrie, des Verkehres, des Kapitales, greift die materielle Selbſtſtändigkeit der großen Maſſe an, und bewirkt eine Art Sklaverei, welche an das Zeitalter der ägyptiſchen Pyramiden erinnert. Fluchtet man ſich von dieſem Miſere des ſozialen und politiſchen Lebens ſelbſt in das Reich der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wird man auch hier von den Geſpenſtern einer längſt entſchwundenen und ausgelebten Anſchauung verfolgt. Katholizismus, Pietismus, Spiritualismus treiben ihr Unweſen ſelbſt im anatomiſchen Lehrſaal und im chemiſchen Laboratorium, und die modernſte Anſicht in der Wiſſenſchaft, der ſogenannte Materialismus, iſt ſelbſt ſo wenig auf die Erfahrung und Logik gegründet, daß er dieſen Nachklängen der mittelalterlichen Dogmatik und Scholaſtik kaum den Eintritt in das Gebiet der Wiſſenſchaften verwehren kann. Eine allgemeine Scepſis iſt die nächſte Frucht dieſer materialiſtiſchen Weltanſchauung, welche bis jetzt leider noch nicht bis zum Idealismus fortgeſchritten iſt. Unter dieſen allgemeinen politiſchen, ſocialen und wiſſenſchaftlichen Zuſtänden können wir uns freilich kaum wundern, wenn wir die Spalten der Zeitungen mit öffentlichen und privaten Verbrechen angefüllt finden, wenn jeder Tag uns neue Beweiſe von ſocialen Verirrungen bietet, die einen ſchroffen Contraſt zur Civiliſation dieſes Jahrhunderts bilden. Namentlich in Amerika iſt die journaliſtiſche Preſſe faſt ausſchließlich dem Verbrechen gewidmet, dem Verbrechen im öffentlichen Amte, in der Geſellſchaft, in der Familie, und man muß einen wahren Moraſt von Gemeinheiten durchwaten, ehe man an eine anſtändige Thatſache kommt. Das Traurigſte und Bezeichnendſte an der ganzen Geſchichte iſt übrigens, daß das Publikum mit Wolluſt ſich um das Detail dieſer Verbrechen kümmert, die ſcandalöſeſten Einzelheiten wiſſen will, und überhaupt eine Vertrautheit mit dem Verbrechen beweiſt, welche ganz das Gegentheil des guten Geſchmackes iſt. Der Skandal regiert die Welt, denn er regiert die Preſſe.

So leben wir in einer unheimlichen Dämmerung, wo abgeſchiedene Geiſter der Vergangenheit und unreife Reformbeſtrebungen der Zukunft ſich durcheinander tummeln, und die verſchiedenſten Verbindungen mit einander eingehen, die dem Beobachter in vielen Fällen unverſtändlich erſcheinen. Alle Reſte und Ueberbleibſel der alten Weltanſchauung drängen ſich mit der Hartnäckigkeit, die Vorurtheilen eigenthümlich iſt, der neuen Weltanſchauung entgegen; auch die Thatſachen und beſtehenden Verhältniſſe erweiſen ſich ihr gegenüber zäh und unbeweglich. Da iſt es denn nothwendig, einen unüberwindlichen Glauben an die Idee zu haben, um in dem Wirrwarr den rechten Weg nicht zu verlieren. Der Kultus der Idee, dies iſt es, was unſre Zeit braucht. Die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und die materiellen Fortſchritte, die daraus hervorgehen, müſſen ihr Echo in dem Selbſtbewußtſein der Menſchen finden; jeder Sieg, der über die Natur erfochten wird, ſollte den Menſchen das Bewußtſein ihrer Größe und Würde geben; die Talente ſollten im Feuer der Zeit ſich zu Charakteren ſtählen; dann wären wir bald aus dieſer unheimlichen Dämmerung heraus, die dem Morgen vorhergeht. Unſere Zeit wiederholt in größeren, allgemeineren Zügen die Eigenthümlichkeiten des Zeitalters, welches das Chriſtenthum gebar; wie das Weltreich des alten Rom die hiſtoriſche Grundlage des Chriſtenthums bildete, ſo gibt das Weltreich unſerer Tage, welches nicht durch Krieg und Eroberung, ſondern durch den Dampf und die Elektrizität, durch die Induſtrie und den Handel gebildet wird, die weite und feſte Grundlage ab für das Chriſtenthum der Zukunft, für die Religion der Humanität.

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von Francois Arago.]

André Marie Ampere war in Lyon, in der Pfarrei St. Nizier, am 22. Januar 1775 geboren. Seine Aeltern waren Jean Jacques Ampere, Geſchäftsmann und Jeanne Antoinette Sarcey de Sutieres.

Jean Jacques Ampere war ein Mann von Bildung und ſtand in großer Achtung. Auch ſeine Frau hatte die allgemeine Zuneigung durch eine ſich nie verleugnende Sanftmuth des Charakters und eine Wohlthätigkeit, welche eifrig die Gelegenheiten der Uebung ſuchte, erworben. Kurze Zeit nach der Geburt ihres Sohnes gaben Herr und Frau Ampere ihr Geſchäft auf, und zogen ſich in eine kleine Beſitzung zu Poleymieux-lez-Mont-d'Or bei Lyon zurück. Hier, in einem unbekannten Dorfe alſo war es, wo, ungeweckt durch einen Lehrer, die hohen geiſtigen Fähigkeiten, deren glänzende Entwickelungsſtadien ich mit Ihnen zu durchlaufen haben werde, empor zu keimen, oder richtiger geſagt, ſchon ihren Flug zu nehmen begannen.

Zuerſt entwickelte ſich bei Ampere das Talent zum Rechnen. Noch ehe er Zahlen leſen und ſchreiben konnte, führte er ſchon lange Rechnungen mit Hülfe weniger kleinen Kieſel oder Bohnen aus. Vielleicht war er ſchon auf der Spur der ſinnreichen Methoden, nach denen die Hindus rechnen; vielleicht combinirten ſich ſeine Kieſel unter einander, wie die in parallelen Linien aufgereihten Körner, welche von den der Mathematik kundigen Braminen in Pondichery, Calcutta und Benares mit ſo viel Schnelligkeit, Genauigkeit und Sicherheit gehandhabt werden. Nach Maßgabe, als wir im Leben Ampere's weiter vorſchreiten werden, wird die ſcheinbare Kühnheit dieſer Annahme mehr und mehr ſchwinden. Um aber ſchon jetzt zu zeigen, bis zu welchem Grade ſich die Liebe zum Rechnen des jungen Ampere bemächtigt hatte, führe ich an, daß, als die mütterliche Zärtlichkeit ihm während einer ſchweren Krankheit ſeine kleinen Kieſel entzogen hatte, die Stücke eines Zwiebacks, den man ihm nach dreitägigem völligen Faſten zugeſtanden hatte, die Stelle derſelben bei ihm vertraten. Inzwiſchen will ich aus dieſer Anekdote nicht zu viel folgern, und möchte ſie jedenfalls nicht als ein untrügliches Zeichen des künftigen Berufes unſeres Ampere geltend machen. Ich weiß, daß es Kinder gibt, deren Apathie durch nichts zu überwinden iſt, und wieder andere, die Intereſſe an Allem nehmen, ſich an Allem amüſiren, ſelbſt an Rechnungen, die zu nichts führen. Will man dies Letztere nicht gelten laſſen, ſieht man hier eine Uebertreibung, glaubt man, das Rechnen zu den Beſchäftigungen zählen zu müſſen, wogegen der Widerwille nur durch Zwang oder Pflicht überwunden werden kann, ſo weiß ich leicht darauf zu antworten. Statt auf bloße Schuler, kann ich auf einen ausgezeichneten Gelehrten

hinweiſen, der meiner Verwunderung, als ich ihn eines Tages in voller akademiſcher Sitzung zwei enorme Zeilen auf's Gerathewohl genommener Ziffern mit einander multipliciren ſahe, ſofort mit der Erwiederung begegnete: „Sie vergeſſen, welch Vergnügen ich ſogleich darin finden werde, die Probe dieſer Rechnung durch Diviſion zu machen."

Der junge Ampere lernte bald leſen und verſchlang alle Bücher, die ihm unter die Hände kamen. Geſchichte, Reiſen, Gedichte, Romane, Philoſophie, intereſſirten ihn faſt in gleichem Grade. Wenn er eine gewiſſe Vorliebe zeigte, ſo war es für Homer, Lucian, Taſſo, Fenelon, Corneille, Voltaire, und fur Thomas, den man, ungeachtet ſeines unbeſtreitbaren Talents, vielleicht nicht erwartet haben würde, in ſo glänzender Geſellſchaft zu finden. Hauptſächlich aber war es die Lectüre der zwanzig Foliobände der großen alphabetiſchen Encyclopädie, die den Knaben in Poleymieux beſchäftigte. Jeder dieſer zwanzig Bände kam nach dem andern an die Reihe; der zweite nach dem erſten, der dritte nach dem zweiten u. ſ. f., ohne daß jemals die Reihenfolge verlaſſen wurde.

Die Natur hatte Ampere ein hohes Maß der Fähigkeit verliehen, von der Plato nicht zu viel ſagte, als er ſie eine große und mächtige Göttin nan te. Auch prägte ſich das rieſenhafte Werk ganz und tief dem Geiſte unſeres jungen Freundes ein; und noch in vorgeruckten Jahren als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, vermochte er, wie wir uns Alle überzeugen konnten, wörtlich genau, lange Stellen aus der Encyclopädie, bezüglich zur Wappenkunde, zur Falknerei u. ſ. w. herzuſagen, die er ein halbes Jahrhundert früher unter den Felſen von Poleymieux geleſen hatte. Dieſe Wunder ſeines Gedächtniſſes ſetzen mich inzwiſchen tauſend Mal weniger in Erſtaunen, als der Verein von Kraft und Biegſamkeit des Geiſtes, welcher dazu gehörte, durch eine Lecture in alphabetiſcher Ordnung ſich den ganzen unſaglich mannichfaltigen Inhalt des Dictionnär von d'Alembert und Diderot anzueignen, ohne in Verwirrung zu gerathen. Man durchlaufe nur einmal mit mir die erſten Seiten der Encyclopädie; ich ſage nur die erſten Seiten, denn ich will gar nicht erſt wählen, und man wird meine Bewunderung fortan natürlich finden.

Gleich im Beginne gibt die Präpoſition a dem Leſer mit ſeinen grammatikaliſchen Erörterungen zu thun; ab verſetzt ihn in den Kalender der Hebräer, abadir mitten in die mythologiſche Geſchichte von Cybele und Saturn. Das Wort abaissement fährt ihn einerſeits in die Algebra, andrerſeits in eins der ſchwierigſten Probleme der Geodäſie und Schiffskunſt, ſofern einmal die Erniedrigung des Grades der Gleichungen, ein andermal die Erniedrigung des Meereshorizontes damit bezeichnet wird; in die Wappenkunde endlich, ſofern man unter abaissement die Zeichen verſteht, die manchmal zu Familienwappen beſonders hinzugefügt wurden, um ih-

ren heraldiſchen Werth zu erniedrigen. Man wende das Blatt, und der Artikel abbe führt uns in die verſchiedenartigſten und ſchwierigſten Verhältniſſe der Kirchenlehre ein. Beim folgenden Worte abces iſt man mitten in der Chirurgie. Auf die Beſchreibung des anatomiſchen Baues der Bienen, ihrer Ernährungs- und Reproductionsweiſe, ihrer Lebensart, der hierarchiſchen Organiſation des Bienenſtaates folgt faſt unmittelbar die Erörterung der unſterblichen Entdeckung Bradley's, jener feinen jährlichen Bewegungen der Geſtirne, welche den Beweis geführt haben, daß die Erde ein Planet iſt, ich will ſagen, der Aberration. Einige Zeilen weiter, und es öffnet ſich der Abgrund der Kosmogenie. Endlich verſenkt uns das Wort Abracadabra in die Magie!

Und doch war es eine ſolche Lectüre, der ſich ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren hingab, ja die es ſich ſelbſt auferlegte, und der es ſich gewachſen zeigte. Und wenn ſchon ich noch mehr als einen Beweis für den ſtarken Kopf unſeres Ampere anzuführen haben werde, wird doch kein anderer dieſem gleich kommen.

Als die beſcheidene Bibliothek eines zurückgezogen lebenden Kaufmannes der Wißbegierde des Knaben nicht mehr genügte, nahm ihn ſein Vater von Zeit zu Zeit nach Lyon mit, wo er ſich aus den ſeltenſten Büchern, u. a. von Bernoulli und Euler Raths erholte. Als das ſchwächliche zarte Kind ſich zum erſten Mal deßhalb an den Stadtbibliothekar wandte, rief dieſer, der von Ihnen Allen gekannte und geſchätzte Herr Daburon, aus: „Die Werke von Euler und von Bernoulli! Was denken Sie, mein junger Freund? Dieſe Werke gehören zu den ſchwierigſten, welche der menſchliche Geiſt jemals hervorgebracht hat!“ — Doch hoffe ich ſie verſtehen zu können, erwiderte der Knabe. — „Sie wiſſen unſtreitig, daß ſie lateiniſch geſchrieben ſind?“ Dieſe Eröffnung verſetzte unſeren jungen dereinſtigen Collegen anfangs in Beſtürzung; er hatte noch nicht Lateiniſch gelernt. Inzwiſchen brauche ich kaum hinzuzufügen, daß binnen wenig Wochen das Hinderniß nicht mehr beſtand.

Was Ampere ſchon in ſeiner früheſten Lectüre hauptſächlich ſuchte, waren Fragen, in die er ſich vertiefen konnte, Probleme, die ihn zur Löſung anreizten. — Das Wort langue im 9. Bande der Encyclopädie verſetzte ihn an die Ufer des Euphrats, zum Thurme von Babel, dem die Bibel ſeinen Ruf verliehen. Da findet er alle Menſchen noch dieſelbe Sprache ſprechend. Durch ein Wunder, wie Moſes erzählt, werden plötzlich die Sprachen verwirrt. Dieſe Sprachen miſchen ſich mit einander, verderben einander, und verliern allmählich den Charakter der Einfachheit, Regelrichtigkeit, Größe, welche ihren gemeinſamen Urſtamm auszeichneten. Dieſen Urſtamm zu entdecken oder wenigſtens in ſeinen weſentlichen Grundzügen wieder herzuſtellen, war unſtreitig eine der ſchwierigſten Aufgaben. Der junge Ampere fand ſie nicht über ſeine Kräfte.

Schon hatten ſich große Philoſophen damit beſchäftigt. Um eine vollſtändige Geſchichte ihrer Verſuche zu entwerfen, müßten wir bis zu jenem Könige Aegyptens zurückgehen, der, wenn man Herodot glauben darf, zwei Kinder in der vollkommenſten Abſonderung erziehen ließ, ihnen eine Ziege zur Amme gab, und dann einfältig genug war, ſich zu wundern, daß dieſe Kinder blökten, und ein Wort hören ließen, was einigermaßen wie becos klang; wornach er den Phrygiern, in deren Sprache das Wort beck (Brod) vorkommt, das Recht zuſchrieb, ſich für das älteſte Volk der Welt zu erklären.

Unter den neueren Philoſophen, die ſich mit der Urſprache und Verſuchen, ſie wiederherzuſtellen beſchäftigt haben, gebührt unſtreitig Descartes und Leibniz die erſte Stelle. Dieſen Männern von Genie kam und konnte es nicht blos darauf ankommen, den neueren Sprachen einen größeren Wohllaut zu verleihen, die Grammatik zu vereinfachen, alle Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen daraus zu verbannen, ſondern hauptſächlich auf eine Art Analyſe des menſchlichen Geiſtes, eine Claſſification der Ideen, eine genaue und vollſtändige Aufzählung derer, welche als elementar zu betrachten ſind. „Mit Hülfe einer auf dieſen Grundlagen ruhenden Sprache würden die Bauern", ſagt Descartes, „die Wahrheit der Dinge beſſer beurtheilen können, als jetzt die Philoſophen." Leibnitz drückte daſſelbe mit anderen Worten aus, als er ſchrieb, daß „die Univerſalſprache die Kraft des Denkens um eben ſo viel verſtärken würde, als das Teleſkop die Kraft des Auges, und die Fortſchritte deſſelben mehr fördern, als die Magnetnadel die Fortſchritte der Schifffahrt gefördert hat."

Unſtreitig kann man nicht behaupten wollen, daß der junge Ampere die Frage der Univerſalſprache mit derſelben Allgemeinheit und Tiefe als Decartes und Leibnitz auffaßte; wogegen anderſeits zu bemerken iſt, daß er die Löſung derſelben wenigſtens nicht, wie der erſte dieſer unſterblichen Philoſophen, in das Land der Romane verwies, eben ſo wenig ſich, wie der zweite, begnügte, die wunderbaren Leiſtungen, welche das Inſtrument dereinſt vollbringen ſollte, auseinander zu ſetzen; vielmehr, er ſchuf dies Inſtrument!

Mehrere Lyoner Freunde Ampere's haben eine Grammatik und ein Wörterbuch, als Frucht ſeiner unermüdlichen Ausdauer, in Händen gehabt, worin ſchon der faſt vollſtändige Codex der neuen Sprache enthalten war; mehrere hörten ihn Bruchſtücke eines, in dieſer neuen Sprache verfaßten Gedichtes herſagen und bezeugen ſeinen Wohlklang, freilich das Einzige, worüber ſie urtheilen konnten, da ſie die Worte nicht verſtanden. Und wer unter uns erinnert ſich nicht der Freude, welche unſer College eines Tages äußerte, als er bei Durchſicht des Werkes eines neueren Reiſenden im Wörterverzeichniß eines gewiſſen afrikaniſchen Stammes meh-

rere Combinationen entdeckte, auf die er ſelbſt gekommen war? Wie denn auch offenbar ein ähnliches Motiv ſeiner lebhaften Bewunderung für das Sanſkrit zu Grunde lag.

Eine ſo weit vorgeſchrittene Arbeit verdient nicht der Vergeſſenheit anheim zu fallen. Die Verwirklichung eines von Descartes und Leibniz gefaßten Gedankens wird die Philoſophen und Sprachforſcher immer höchlichſt intereſſiren. Glücklicherweiſe ſind die Manuſcripte unſeres Collegen in Händen, welche vor Andern geeignet ſind, ſie im Sinne der Förderung der Wiſſenſchaften und Literatur auszubeuten.

Zur Zeit, als der Revolutionsſturm am heftigſten wüthete, im Jahre 1793, blieben auch die Berge von Poleymieux davon nicht verſchont. Jean Jacques Ampere ward dadurch in Sorgen verſetzt. Um einer Gefahr zu entgehen, die er als Gatte und Vater vielleicht noch größer ſahe, als ſie war, kam er auf den unglücklichen Gedanken, ſeine ländliche Beſitzung zu verlaſſen, in Lyon Zuflucht zu ſuchen, und daſelbſt das Amt eines Friedensrichters anzunehmen.

Sie wiſſen, meine Herren, wie Collot d'Herbois und Fouché nach der Belagerung dieſer Stadt unter dem leider ſcheinbaren Vorwande von Repreſſalien täglich ſchauderhafte Schlächtereien verübten. Jean Jacques Ampere fiel als eines ihrer zahlreichen Opfer, weniger, weil er beim Prozeſſe Chalier's als Inſtructionsrichter gedient hatte, als auf Grund der elenden Anklage, daß er ein Ariſtokrat ſei, gegen ihn erhoben von einem Manne, der einige Jahre ſpäter auf ſeinen Wagenfeldern glänzende Wappen führte, und die Verräthereien, die er gegen ſein Vaterland und ſeinen Wohlthäter ſpann, mit dem Herzogstitel unterzeichnete.

Am Tage vorher, daß Jean Jacques Ampere das Schaffot beſtieg, ſchrieb er an ſeine Frau einen Brief voll erhabener Einfachheit, Reſignation und muthvoller Empfindung. Man las darin die Worte: „Verſchweige Joſephinen (ſo hieß ſeine Tochter) das Unglück ihres Vaters; ſorge, daß ſie es nicht erfährt. Was meinen Sohn anlangt, ſo darf ich Alles von ihm erwarten.“

Ach! der Unglückliche täuſchte ſich. Der Schlag war zu hart; er überſtieg die Kräfte eines Jünglings von 18 Jahren. Ampere unterlag ihm. Sein ſonſt ſo regſamer, thätiger, aufgeweckter Geiſt fiel plötzlich einem wahren Idiotismus anheim. Er verbrachte die Tage damit, maſchinenmäßig Himmel und Erde zu betrachten, oder Sand in kleine Häufchen zu ſetzen. Wenn Freunde, beſorgt über dieſen raſchen Verfall ſeiner

geiſtigen Thätigkeit, der das Schlimmſte zu drohen ſchien, den armen jungen Mann in die Gehölze bei Poleymieux mitnahmen, „ſo war er (es ſind ſeine eigenen Worte) ein ſtummer Zeuge, ein Wanderer ohne Augen und Gedanken."

Dieſe Darniederlage aller Geiſtes- und Gemüthskräfte dauerte über ein Jahr, als die Briefe von J. J. Rouſſeau über die Botanik in Ampere's Hände fielen. Die klare harmoniſche Sprache dieſes Werkes machte Eindruck auf die Seele des jugendlichen Kranken, und gab ihm einige Spannkraft wieder, wie die Strahlen der aufgehenden Sonne durch die dicken Morgennebel dringen und die Pflanzen, welche in der Nachtkälte erſtarrt waren, wieder zum Leben erwecken. Zur ſelben Zeit ließ ein zufällig aufgeſchlagenes Buch den Blick Ampere's auf einige Verſe in der Ode von Horaz an Licinius fallen. Unſer junger Freund verſtand ſie nicht, da er früher nur ſo viel Latein gelernt hatte, als hinreichte, mathematiſche Abhandlungen zu verſtehen; aber der Wohllaut der Verſe bezauberte ihn. Von dieſem Augenblicke an widmete ſich Ampere mit unermüdlichem Eifer zugleich dem Studium der Pflanzen und der Dichter des Zeitalters Auguſt's, in ſeltenem Widerſpruche gegen jenen pſychologiſchen Satz, nach dem das Herz des Menſchen unfähig iſt, mehr als eine lebhafte Leidenſchaft zu gleicher Zeit zu nähren. Ein Band des Corpus poetarum latinorum begleitete ihn bei ſeinen botaniſchen Excurſionen ebenſo gut, als das Werk von Linne. Die Wieſen und Hügel von Poleymieux klangen täglich zwiſchen ſeinen feinen anatomiſchen Unterſuchungen der Pflanzentheile von irgend einer Tirade aus Horaz, Virgil, Lucrez und namentlich Lucan wieder. Die proſodiſche Quantität der lateiniſchen Worte ward unſerem Ampere ſo geläufig, daß er noch vierzig Jahre ſpäter während einer im Auftrage der Univerſität unternommenen Inſpectionsreiſe auf dem Poſtwagen hundert acht und funfzig kunſtgerechte Verſe verfaßte, ohne zum Gradus ſeine Zuflucht zu nehmen.

Nicht weniger gründlich und dauernd waren die botaniſchen Kenntniſſe, die er ſich bei dieſen einſamen Studien erwarb, und ich freue mich, in dieſer Beziehung ein gewichtiges, unverwerfliches Zeugniß, das unſeres Collegen, des Herrn Auguſt de St. Hilaire, geltend machen zu können.

Die Gattung Begonia gehört zu denen, welche der berühmte de Juſſieu unter der Rubrik incertae sedis vereinigt hatte, weil er die natürlichen Verwandtſchaftsbeziehungen derſelben nicht zu ermitteln vermochte. Als Herr de St. Hilaire nach Braſilien kam, welches ziemlich reich an Arten dieſer Gattung iſt, ſtudirte er dieſelbe mit der eingehenden Sorgfalt, welche allen ſeinen Arbeiten ſo hohen Werth verleiht und erkannte ihre wahre natürliche Stellung. Einige Zeit nach ſeiner Rückkehr traf Herr de St. Hilaire Herrn Ampere in einer Geſellſchaft, der nach den gewöhnlichen

ſammlung vorzulegende Verfaſſungsreviſion zu entwerfen, und als ſofort mehre Mitglieder ſich zum Worte meldeten, um die einzelnen Punkte, um welche es ſich handelte, insbeſondere die Stellung der Sectionen zum Vorſtand zu beſprechen, ſtellte ein Mitglied den Antrag, die ganze Vorlage des Vorſtandes und der Bibliothekkommiſſion ohne Verhandlung anzunehmen, welcher ſogleich unterſtützt und durch die Mehrheit zum Beſchluß erhoben wurde. Damit endigte die Verſammlung, von der man eine gründliche Beſprechung und Entſcheidung über die künftig einzuhaltende Richtung des Inſtituts erwartete. Am Schluſſe der Verſammlung legte der erſte protokollirende Sekretär des Inſtituts, Ihr Berichterſtatter, ſeine Stelle nieder; am folgenden Tag that der Präſident Dr. Hammer daſſelbe, und Herr Dänzer übernahm den Vorſitz im Vorſtande bis zur nächſten allgemeinen Verſammlung. Dieſe wurde am Ende des vorigen Monats abgehalten und brachte endlich den lange genährten Streit über die Zwecke und Mittel des Inſtituts zum Abſchluß, indem ſie den ihr von dem Vorſtande und der Bibliothekkommiſſion vorgelegten neuen Verfaſſungsentwurf, welcher den Zweck des Inſtituts weſentlich beſchränkt, unverändert annahm, unter dem Widerſpruche derjenigen, welche nicht nur den Namen, ſondern auch den Charakter des Inſtituts als eine Anſtalt für „Wiſſenſchaft ꝛc" erhalten wollten. Die neue Verfaſſung ſtreicht nämlich in dem zweiten Paragraphen, welcher von dem Zwecke des Inſtituts handelt, den erſten Theil, „Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe zu fördern", und hebt die Sectionen als weſentliche und in ihrem Gebiete ſelbſtſtändige Abtheilungen des Inſtituts auf. Dagegen nimmt ſie unter die Mittel, den Zweck, allgemeine Volksbildung zu erreichen, die Errichtung einer Sonntags- und Abendſchule und einer Realſchule auf. Die Gefahr, es möchte aus dem Inſtitute eine mediziniſche Hochſchule oder gar eine Univerſität hervorgehen, iſt alſo vorerſt beſeitigt. Gleichwohl iſt die Errichtung einer Realſchule eine ſehr anerkennenswerthe Conceſſion an diejenigen, welche von Anfang an Errichtung höherer Lehranſtalten als eine Hauptaufgabe des Inſtituts betrachteten und dafur wirkten. Ich bin ganz einverſtanden mit der Errichtung einer Realſchule, und freue mich ſehr daruber, daß ſolche ausdrucklich unter die neuen Grundbeſtimmungen des Inſtituts aufgenommen iſt. Haben wir nur erſt eine gute Realſchule und an derſelben gute Lehrer der Mathematik, der Phyſik und Chemie, der Naturgeſchichte, der Geographie und Geſchichte und der Sprachen, ſo iſt der Grund gelegt zu einer umfaſſenderen höheren Lehranſtalt, welche ſich früher oder ſpäter an ſie anſchließen muß. Die Errichtung einer vollſtändigen Univerſität hängt freilich noch von ganz anderen Umſtänden ab, als von dem Willen und den Beſchluſſen des deutſchen Inſtituts in St. Louis, aber daſſelbe ſollte dieſes Ziel wenigſtens nicht aus dem Auge verlieren und ſich nicht ſelbſt beſchränken, wo immer eine Ausſicht auf eine erweiterte Wirkſamkeit in

dem hier in Amerika ohnedem ſo ſehr vernachläſſigten Gebiete der Erziehung und des Unterrichts der Jugend ſich darbietet.

Es iſt ſchon oft geſagt worden und muß immer wieder geſagt werden, daß der faulſte Fleck in dem amerikaniſchen Leben die Erziehung und der Unterricht iſt. So viele Millionen jährlich in Amerika für Schulen und Schulzwecke verwendet werden, ſo große Schenkungen an Land die Unionsregierung ebenſo, wie einzelne Staaten und Gemeinden, dafür gemacht haben und noch machen, ſo viele öffentliche Freiſchulen und ſo viele Privaterziehungs- und Unterrichtsanſtalten, Tag- und Abendſchulen, Muſterſchulen, Seminarien, Hochſchulen, Collegien, Univerſitäten vorhanden ſind und fortwährend errichtet werden: ſo iſt doch Alles von der Elementarſchule bis zum „College“ und der „Univerſity“ oberflächlich, unzuſammenhängend und unzureichend. Die Folgen davon treten deutlich genug hervor in der oberflächlichen Bildung, der religiöſen Befangenheit und dem Aberglauben, der Rohheit, dem Mangel an Grundſätzen, der reinen Aeußerlichkeit, welcher wir hier ſo häufig begegnen, neben aller „praktiſchen“ Tuchtigkeit, deren wir uns rühmen. Allerdings bringen dieſes zum Theil die Verhältniſſe in einem neuen Lande, wo Alles erſt im Werden begriffen, mit ſich; aber eben weil die Verhältniſſe der Art ſind, daß ſie höhere Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft, überhaupt edlere, auf das Wahre, Schöne und Gute gerichtete Beſtrebungen weniger begünſtigen, weil die „amerikaniſche Luft“ dem gründlichen Lernen und dem ernſteren wiſſenſchaftlichen Streben und Wirken weniger förderlich iſt oder bis jetzt war, ſollte die Erziehung und der Unterricht um ſo beſſer, vollſtändiger und planmäßiger eingerichtet werden, um ſo mehr ſollten alle dahin zielenden Beſtrebungen unterſtützt werden. Eigentlich müßte der Staat ſelbſt das ganze Erziehungs- und Unterrichtsweſen in die Hand nehmen; denn ohne eine tuchtige Erziehung und gründliche Bildung der Jugend kann kein Staat, am allerwenigſten ein freier Staat, beſtehen und gedeihen. Thut aber der Staat nicht, was er thun ſoll, oder nicht in der rechten Art, ſo müſſen es die Bürger ſelbſt thun. Und dazu ſollten ſich die deutſchen Bürger der Union ganz beſonders aufgefordert fühlen. Haben ſie doch in Deutſchland, was wenigſtens die Mittel- und Hochſchulen betrifft, Beſſeres geſehen und erfahren, und iſt doch die deutſche Wiſſenſchaftlichkeit und Gründlichkeit ſprichwörtlich unter den Völkern geworden. Nun iſt die Frage, wie und wo ſollen wir anfangeu? Sollen wir unten, oben oder in der Mitte beginnen? Sollen wir zuerſt gute Elementarſchulen errichten, dann Mittelſchulen, Realſchulen oder Gymnaſien, dann Fachſchulen, Gewerbeſchulen, Kunſtſchulen, naturwiſſenſchaftlich mediziniſche Schulen u. ſ. w. und Hochſchulen, endlich eine große Univerſität in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes auf die im vorigen Hefte der Allantis vorgeſchlagene Weiſe, oder ſollen wir umgekehrt zunächſt unſere ganze Kraft

auf Gründung einer ſolchen großen Univerſität, als eines Mittelpunkts und Grundpfeilers für das Unterrichtsweſen der ganzen Union verwenden? Ich halte die Errichtung einer großen durchaus vollſtändigen Univerſität für und durch die ganze Union mit Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Sprachen, wie ſie im vorigen Hefte der Atlantis befürwortet iſt, für durchaus zweckmäßig, ja nothwendig für das Gedeihen dieſer großen Republik. Aber eine ſo umfaſſende Anſtalt erfordert ſo große Mittel, daß an eine Ausführung des Unternehmens durch bloße Privathülfe kaum gedacht werden kann, und bis der Congreß die Sache in die Hand nimmt, kann noch eine Reihe von Jahren vergehen. Inzwiſchen muß Etwas gethan werden, was weniger bedeutende Mittel und nicht die Vereinigung der ganzen Union und aller Nationalitäten in derſelben verlangt, ſondern in jedem einzelnen Staate, in jeder Stadt, durch Privatmittel und durch die Deutſchen allein ausgeführt werden kann. Auf dieſe Weiſe können gegründet werden 1) gute Elementarſchulen, mit guten deutſchen Lehrern beſetzt und mit vollſtändiger Fernhaltung jedes geiſtlichen Einfluſſes, wie z. B. die Schule der freien Gemeinde in Nord St. Louis, welches ſeit mehreren Jahren beſteht und erfreulich gedeiht; 2) Mittelſchulen oder Realſchulen im deutſchen Sinne; 3) Fachſchulen, insbeſondere Gewerbeſchulen, Kunſtſchulen, naturwiſſenſchaftlich-mediziniſche Schulen, in den größeren Städten. Die Gründung einer Gewerbe- oder polytechniſchen und einer naturwiſſenſchaftlich-mediziniſchen Schule war auch die vorzüglichſte Rückſicht und Abſicht der Gründer des deutſchen Inſtituts in St. Louis. Man hat uns deßhalb der Ueberſchätzung angeklagt und uns Optimiſten genannt. Wir wollen uns darüber nicht weiter ſtreiten. Bleiben wir bei der Realſchule. Wir wünſchen nichts mehr, als daß das Inſtitut und der neugewählte Vorſtand deſſelben, in welchem der frühere Redakteur des „Anzeiger des Weſtens“ den Vorſitz führt, alle Mittel und Kräfte der Anſtalt nunmehr auf die Gründung einer deutſchen Realſchule im beſten deutſchen Sinne, wie das neue Programm ſagt, verwende.

Nous verrons.

Einſehen und Begreifen.

(Von Far Weſt.)

Seite 67 des Juliheftes der „Atlantis“ wird geſagt: „die *Nothwendigkeit* alles Deſſen, was iſt, *einzuſehen*: dies iſt die einzige Philoſophie, welche uns wahre Erkenntniß und Befriedigung verſchafft.“

Was iſt das Nothwendige? Das, was nicht anders ſein kann. Wann ſehe ich die Nothwendigkeit einer Sache ein? Wenn mir klar iſt, daß eine gewiſſe Erſcheinung oder ein gewiſſer Erfolg unter den vorhandenen Umſtänden oder gemäß der dabei wirkenden Urſachen nicht anders ſein können, als ſie ſind. Zu ſolcher Einſicht gehört alſo eine genaue Kenntniß des Verhältniſſes zwiſchen Urſache und Wirkung. Sehe ich nun die Nothwendigkeit der Wirkung ein, ſo muß ich weiter nach der Nothwendigkeit der Urſachen fragen. Dieſe haben theils in früheren Urſachen ihren Grund, theils ſind es einfache, unwandelbare Naturgeſetze, und wie lang die Verkettung auch ſein mag, auf dieſe letzteren kommen wir immer zurück. Die Nothwendigkeit der Erſcheinungen einſehen, hieße alſo einſehen, daß die Geſetze der Natur nothwendig ſind, d. h. nicht anders ſein können, und dieß wäre „die einzige Philoſophie u. ſ. w."

Die Natur und ihre Geſetze liegen als eine Thatſache vor uns, die wir beobachten und zu begreifen ſuchen. Das „Begreifen" beſteht darin, daß wir durch fortgeſetztes Scheiden (Analyſiren) die einfachen Geſetze auffinden, durch welche alle Naturwirkungen hervorgebracht werden, und ſie ſo [ihre Merkmale ſo vollſtändig angeben], daß die Verſchiedenheit jedes einzelnen von allen andern ſich klar herausſtellt. Dies nennt nun die engliſche Sprache allerdings natural philosophy, — iſt es aber Philoſophie im eigentlichen, im griechiſchen und teutſchen Sinne des Wortes?

Aber wir ſollen die Nothwendigkeit dieſer Geſetze einſehen. Wie ſollen wir das anfangen? Selbſt ihre aller genaueſte Kenntniß gibt doch keine Mittel an die Hand, einzuſehen, daß ſie durchaus nicht anders ſein könnten. Die Welt iſt die uns aufgedrängte Thatſache, die wir eben nehmen müſſen, wie ſie iſt, weil das Rebelliren dagegen nichts fruchtet, und das ändert nichts, ob wir ſie als Auswuchs irgend einer Willkühr, oder ſupponirten Weisheit, oder des Zufalles, oder einer völlig unverſtandenen Nothwendigkeit auffaſſen. Das aber iſt gewiß, daß während wir faktiſch oder praktiſch der Naturordnung uns zu unterwerfen haben, unſer Denken vielmehr vielfach und faſt beſtändig gegen ihre Nothwendigkeit ſich auflehnt. Nothwendig wäre für uns doch eigentlich nur Das, was wir gar nicht anders denken können, z. B. 2 + 2 = 4. Dies iſt bei keinem Geſetze der Natur der Fall, vielmehr iſt unſere Phantaſie immerfort geſchäftig, eingebildete Geſetze den wirklichen zu ſubſtituiren; ſie hat eine Welt voll Feen und Rieſen, voll Zauber und Wunder erfunden, und wir freuen uns an ſolchem ſpielenden Schaffen, — ja der Künſtler im höchſten Sinne des Wortes, der Dichter, Maler ꝛc. bringt andere und willkommenere Erſcheinungen hervor, als die Natur ihm jemals zeigte. Wo gar Das in der Außenwelt uns aufſtößt, was den Geſetzen unſeres geiſtigen Lebens zuwider iſt — das Unſchöne und das menſchlich Unwurdige,

können wir einer Art von innerer Empörung uns nicht erwehren, und ſtatt es als nothwendig einzuſehen, daß eine gewiſſe Schöne einen Klumpfuß hat, oder daß Liebe und unſchuldiger Genuß in Wolluſt und Trunkenheit ausarten ꝛc., denken wir uns das Häßliche weg, das Schöne als vollendet in ſeiner Erſcheinung, und das geiſtige Geſetz der Mäßigkeit kommt zu unſerem Bewußtſein gerade der unmäßigen und ſchmutzigen Thatſache gegenüber.

Iſt nun die Erkenntniß von Thatſachen, alſo auch einer gewiſſen Nothwendigkeit, keine eigentliche Philoſophie, weil ſie nur Beobachtung, aber keine Reflexion erfordert, ſo ſcheint ſie am Wenigſten eine ſolche zu ſein, welche wahre „Befriedigung" verſchafft. Dies lehrt ſchon die Erfahrung, denn wir — Philoſophen und Nichtphiloſophen — ſind in der That in ſtetem Hader mit den Dingen, wie ſie ſind, mögen wir ſie uns auch als noch ſo nothwendig vorſtellen. Der Grund liegt in dem unaustilgbaren Widerſpruche der inneren Anforderungen mit der äußeren Wirklichkeit. Um die letztere uns erträglich zu machen und wahre Befriedigung zu bewirken, gibt es nur e i n Mittel: die Wirkung der Idee oder des Ideales, der Erſcheinung gegenuber, — die Einwirkung der inneren Kraft im Kampfe mit dem Naturwidrigen. Alle wahre Reſignation, als das Letzte, worin die Befriedigung geſucht werden muß, iſt nicht ein willenloſes Sichhinwürgenlaſſen von einer erkannten Nothwendigkeit, worin wahrlich kein Troſt läge, ſondern das innere Retten der Selbſtſtändigkeit und des Willens, die ſich gerade n i ch t unterwerfen, n i ch t ſich ſelbſt aufgeben, mag auch der äußere Zwang noch ſo unwiderſtehlich ſein. Mit ſolcher Reſignation ſtarben Robert Blum, Trutſchler und tauſend Andere, gewiß ohne „einzuſehen" oder zu bedenken, daß die öſtreichiſchen und preußiſchen Musketenläufe mit allem Zubehör eine „Nothwendigkeit" für ſie waren.

Alles „Einſehen" kann nur von zweierlei Art ſein: 1) wir ſehen eine Wahrheit ein, wenn wir uns klar machen, daß ſie unter gewiſſe Regeln des Geiſtes fällt, welche bereits zu unſerem Bewußtſein gekommen ſind, z. B. die Sätze der Mathematik und Logik; wir ſehen irgend eine Erſcheinung ein, wenn wir das Naturgeſetz finden, von welchem ſie hervorgebracht wird, z. B. Blitz, Donner, Nordlicht u. ſ. w. Weiter kann die menſchliche Einſicht oder das Verſtehen der Dinge nicht gehen; — ein Unverſtandenes bleibt immer übrig, mag man es mit dem Namen der ewigen Nothwendigkeit oder mit irgend einem andern bezeichnen.

Es kommt mitunter vor, daß Erſcheinungen in der Natur aller unſerer bisherigen Einſicht gleichſam in das Geſicht ſchlagen. Wir müſſen dann wieder von vornen anfangen zu ſichten und zu forſchen, bis wir das Geſetz entdecken, unter welchem die widerſprechend ſcheinenden Thatſachen ſich doch vereinigen — Ich fuhr mit einem Knaben über den Miſſouriſluß.

Unſer Bootsmann ruderte vorerſt eine Strecke den Strom aufwärts, nahe dem Ufer, wo die Strömung nur ſchwach iſt. Nach mehreren kräftigen Ruderſchlägen hielt er mitunter Minuten lang ein, und dennoch glitt der Nachen, wie von unſichtbarer Macht gezogen, noch weit über die ihm entgegenſtrömenden Wellen hin aufwärts dem Ufer entlang. Vater, ſagte der aufmerkſam beobachtende Knabe, ich begreife wohl, daß der Stoß des Ruders gegen das Waſſer den Nachen fortbewegt; aber der Stoß hat längſt aufgehört, und ich kann nicht einſehen, daß in dem Kahne, der ja nichts empfindet, eine Wirkung davon zurückbleiben konnte; der Kahn jedoch ſchwimmt, wie ein lebendiges Weſen, nur, daß er keine Art von Anſtrengung macht, weiter, überwindet für eine Zeit lang die Strömung des Fluſſes, und ſteht freilich endlich ſtill; — wie kommt es, daß die Wirkung fortdauert, nachdem die Urſache, der Stoß, längſt aufgehört hat? — Weiſt man, um die Erſcheinung zu erklären, auf den Wurf des Steines durch die Hand, auf den Flug der abgeſchoſſenen Kugel, auf die durch einen Urſtoß für ewige Zeiten in Bewegung geſetzten Himmelskörper hin, ſo wird man freilich das Geſetz der ſog. Trägheit [des Beharrungsvermögens] zur Erkenntniß bringen; aber wird der forſchende Knabe zugleich die Nothwendigkeit des Geſetzes, d. h. wird er einſehen, daß und warum es nicht anders ſein k a n n? Gerade die Verwunderung über ein Naturgeſetz zeigt uns, daß das Warum uns unklar iſt; wir Alle aber haben das nil admirari noch nicht gelernt. Geht der fragende Knabe in dieſem beſondern Falle gar ſo weit, Auskunft darüber zu verlangen, woher den ſchwingenden Himmelskörpern der erſte Stoß gekommen iſt, ſo findet er nur zu bald, daß unſer Einſehen eine unüberſchreitbare Grenze hat. Die Natur iſt ein fait accompli, woran ſich nicht rütteln läßt, worüber man ſeit Jahrtauſenden philoſophirt hat, ohne daß die Nothwendigkeit bis jetzt irgend Einer eingeſehen hätte.

Warum ſoll „die Zweckttheorie immer — — in ein Jenſeits hinausweiſen“? (S. 69). Die Frage iſt nur, ob in dem ganzen Leben der Natur und der Menſchheit Ideen realiſirt ſind, die wir theils als Zwecke ganz deutlich erkennen [z. B. die Zwecke oder die Aufgabe und Beſtimmung gewiſſer Organe] theils ahnen [Ordnung, Harmonie und eine gewiſſe Oekonomie des Ganzen], theils unergründet laſſen müſſen. Nehmen wir die Natur ohne Weiteres, wie ſie iſt, als eine Nothwendigkeit, ſo iſt damit Nichts erklärt oder eingeſehen.

Faſſen wir gar das Leben der Menſchheit als die Darſtellung einer ewigen Nothwendigkeit auf, ſo kommen wir durch jeden Verſuch einer Kritik geſchichtlicher Ereigniſſe und Charaktere mit unſerer Theorie in Widerſpruch. An das Nothwendige wäre Lob und Tadel gleich verſchwendet, alles Nothwendige hat die gleiche Urberechtigung für ſein Erſcheinen, Louis Napoleon ganz ſo, wie Waſhington, das ſog. Gemeine wie das ſog. Er-

habenſte. Wir, als Vernunftweſen, werden aber vielmehr die angebliche Nothwendigkeit in Wahrheit niemals einſehen; bei dem Studium der Geſchichte können wir einem beſtändigen, inneren Proteſtiren gegen allen moraliſchen Schmutz, welchen ſie aufdeckt, gar nicht entgehen; dieſer Proteſt iſt aber das gerade Gegentheil von Anerkennung der Nothwendigkeit. Es ergeht uns mit den Erſcheinungen der Natur ebenſo; das Häßliche und Widerliche erregt unſern Abſcheu, d. h. obgleich wir es ertragen, ſo weit es ſich nicht ändern läßt, proteſtiren wir dagegen, d. h. ſagen uns, daß es anders ſein ſollte, d. h. wollen nicht einſehen, daß es nicht anders ſein kann. — Deßhalb k a n n ich nicht begreifen, und wenn ich mich auf den Kopf ſtellen wollte, daß f ü r u n s Das vernünftig genannt werden kann, was im Leben der Natur und der Menſchheit mit dem Wahren, Schönen und Guten im Widerſpruch ſteht, ſollten auch alle Gelehrten gegen mich entſcheiden.

Kurze Sätze — von Far West.

Kein Verdruß iſt bitterer, als der über unſere eigenen Schwächen. Unter dieſen aber iſt Heftigkeit des Temperamentes vielleicht am ſchwerſten zu beſiegen. Sehe ich, wie es der Fall bei andern Schwächen iſt, den Feind von Weitem kommen, ſo kann ich mich rüſten gegen ſeinen Angriff; ſie aber beſiegt uns, ehe wir noch des Feindes Nähe ahneten. Unſer Urtheil iſt im Augenblicke der Aufregung ſo beſtochen, daß wir das Verkehrteſte ergreifen mit der vollſten Gewißheit, Recht zu thun, und erſt nach Wiederkehr der Ruhe bemerken, wie weit der innere Sturm uns verſchlagen hat. Zwei Minuten Aufſchub des Wortes oder der That, und manche bittere Stunden der Reue wären erſpart worden.

Weisheit iſt Einſicht in die Zwecke oder Aufgaben des Lebens. Wie preiswürdig ſie auch iſt, ſchafft ſie doch nur eine einſeitige Größe, wenn ſich nicht damit verbindet, Klugheit in der Wahl und Thatkraft in der Anwendung der Mittel zur Erreichung der Lebenszwecke. Dieſe Dreieinigkeit war ſelten in der Welt da, ihr aber verdanken wir, was ſelten in der Welt geſchehen iſt. Weisheit für ſich allein iſt ein Licht, welches nur das Innere des eigenen Geiſtes wohlthätig beleuchtet und die übrige Welt im Dunkel läßt; Thatkraft ohne Klugheit reibt ſich ſelbſt nutzlos auf; mit Klugheit im Bunde ohne den leitenden Stern der Weisheit hat ſie von jeher das größte Unheil geſtiftet.

Das, was man Erfahrung nennt, wird als Mittel der Erkenntniß in der Regel weit überſchätzt. Sie bedarf, bevor ihr Reſultat zum Geiſteseigenthum wird, ſo vieler Vermittlungen, daß kaum noch ein Schatten Deſſen, was ſie darſtellen ſoll, übrig bleibt. Deßhalb bringen auch dieſelben Erfahrungen ganz verſchiedene Wirkungen bei den Einen und Andern hervor. — Die einzige ſichere, keines Beweiſes bedürftige, keinem Zweifel bloßgeſtellte Erkenntniß findet ſich als angeborne innere Gewißheit, — als Naturtrieb bei dem Thiere, als Vernunftanſchauung bei dem Menſchen. Wie wenig gibt Erfahrung dem Thiere! Der Inſtinkt leitet es überall ſicher, — den Geſetzen ſeines Lebens folgt es unbewußt mit größerer Genauigkeit, als der frömmſte Heilige dem Buchſtaben ſeines Religionsglaubens oder ſeinem gethanen Gelübde. — Die Vernunftanſchauungen ſind geiſtiger Inſtinkt — mit Bewußtſein und Freiheit verbunden. Sie bilden die Geſetze unſeres geiſtigen Lebens, üben ihre Macht aber nur in dem Verhältniß, wie die Klarheit des Bewußtſeins ſich erhöht und die Kraft des Willens ſich verſtärkt. So kann das Thier nicht zum Menſchlichen emporgebildet werden, der Menſch aber kann ziemlich nahe bis zum Thiere herabſinken. Wohlgemerkt! die Vernunft wird nicht thätig ohne Verſtand, der Verſtand nicht ohne ſinnliche Wahrnehmung, und dieſe nicht ohne Gemeingefühl. Nicht aus der Erfahrung, ſondern aus dem Geiſte, jedoch nur aus dem durch Erfahrung bereits entwickelten Geiſte, werden die ſog. Vernunftwahrheiten geſchöpft, z. B. die Begriffe Ehre, Recht ꝛc.

Der Wein im Völkerleben.

(Aus der Zeitſchrift „die Natur.“)

Treu ſeinem ganzen Weſen, iſt der Weinſtock immer erſt einer höheren Civiliſation nachgefolgt. Erſt mußte das dringendſte Bedürfniß des Lebens befriedigt ſein, ehe der Menſch an eine Verfeinerung ſeiner Genüſſe denken konnte. So iſt vorzugsweiſe die Rebe bis heute das Culturgewächs des Luxus geblieben, und ſcheint auch im Alterthume dafür angeſehen worden zu ſein. Wenigſtens erklärt ſich hieraus einfach, daß der noch unverwöhnte, ſpartaniſche Sinn der erſten Römer den Göttern Milch ſtatt Wein opferte, daß ſelbſt der Mord an dem Manne unbeſtraft blieb, der ſein Weib beim Weingenuſſe antraf, und daß die männliche Jugend erſt nach dem 35. Jahr Wein trinken durfte. Trotzdem verliert ſich die Geſchichte der Rebe bis in das graueſte Alterthum. Mag Noah, den man 3000

Jahre v. Chr. leben läßt, exiſtirt haben oder nicht, gewiß iſt, daß Vorderaſien das Vaterland der Weinrebe und die Wiege ihrer Cultur war. Daß ſie den Völkern Griechenlands durch die Argonauten vermittelt wurde, läßt ſich mit einer großen Wahrſcheinlichkeit behaupten. Von hier aus ſcheint ſie ſich ähnlich über das Abendland ausgebreitet zu haben, wie griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft auf die Völker des Mittelmeerbeckens an den Nordküſten Afrika's und den Südküſten Europa's übergingen; ein Culturgang, welcher genau den oben gegebenen Anſichten entſpricht und überdies vom Klima gefordert wird. Denn ſo trocken und heiß auch heute die genannten Länder ſind, ſo beſaßen ſie doch im Alterthume durch den Reichthum ihrer Wälder noch ein ſo feuchtes Klima, daß an eine Cultur der Rebe nicht eher zu denken war, als bis das Land eine gewiſſe Coloniſation erreicht hatte. So nennt z. B. Herodot, welcher um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. lebte, Meſopotamien ein Land, welches ſeiner Feuchtigkeit wegen keine Weincultur zulaſſe; dagegen fand es Strabo 4 Jahrhunderte ſpäter weingeſegnet.

Italien ſcheint unter den europäiſchen Ländern das erſte geweſen zu ſein, welches den Weinſtock von Griechenland empfing, da man denſelben ſchon um die Zeit des Romulus († 717 v. Chr.) erwähnt findet. Ein Jahrhundert ſpäter, um das Jahr 600 v. Chr., führten die Gründer Marſeille's, die Phocäer, die Rebe in Südfrankreich ein; obſchon es auch hier wahrſcheinlich iſt, daß die eigentliche Cultur des Weines erſt weit ſpäter gedieh. Was früher die Argonauten vollführt, die den gefahrvollen Zug über das ungaſtliche ſchwarze Meer nach Kolchis durchſetzten, unternahmen, gelockt wie dieſe durch das goldene Vließ des Weines, jetzt auch die Gallier, und brachen über die Alpen in Italien ein, um ſich den köſtlichen Weinſtock zu erobern. Es iſt nicht das einzige Mal, daß ein Gewächs ganze Völkerſchaften in Bewegung ſetzte, und es gehört zu den Großthaten der Rebe. Dennoch konnte dieſelbe ihre ganze Macht erſt ausüben, nachdem ihr die Wälder Platz gemacht hatten. Zu derſelben Zeit, wo der Grieche bereits eine hohe Weincultur beſaß, und der Wein nicht allein das Gaſtmahl würzte, ſondern auch in der Arzneimittelwelt eine große Rolle ſpielte — man weiß, daß der ſtarke Wein in beſonderen Gefäßen gehalten und in beſonderen Zimmern geſchenkt wurde, welche man apothekay nannte, und aus denen ſich die Apotheken entwickelten —; zu derſelben Zeit waren die Deutſchen noch milchtrinkende, von dichten Urwäldern umgebene Völker. In dem Zeitalter Cäſar's war am Rheine noch nicht an Weinbau zu denken. Weinſtock, Feige und Oelbaum hatten damals ihre Grenzen noch ſüdlich von den Sevennen und rückten erſt im dritten Jahrhunderte bis zur Loire vor. Im 4. Jahrhunderte n. Chr. konnten ſie ſchon im Weſten bis Paris, im Oſten bis in die Nähe von Trier cultivirt werden. Im ſechsten Jahrhundert dauerte die Rebe in der Bretagne, Nor-

mandie und Picardie, im Mittelalter im Elſaß, in der Lorraine und ſelbſt im nördlichen Deutſchland aus. Um das Jahr 280 n. Chr. ſollen die erſten Weinſtöcke aus Italien an den Rhein gelangt und die erſten Weinberge um Speier, Worms, Mainz u. a. O., aber erſt im Jahr 458 in Franken um Würzburg angelegt ſein. Im Jahre 1175 beſaß Schleſien bereits die violette Burgundertraube, und in der Umgegend von Croſſen und Guben, d. h. an der Oder und Neiße, ſoll ſchon um 1154 die Grundlage der heute noch dort blühenden Weincultur gelegt ſein. Eben ſo alt iſt wahrſcheinlich auch der WeinbauSpaniens und Portugals, obſchon derſelbe erſt im ſechzehnten Jahrhunderte durch die Einführung einer edlen rheiniſchen Rebe, man glaubt des Riesling, weſentlich verbeſſert wurde. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts empfing auch Ungarn ſeine erſten Reben aus Italien; alle übrigen Weinculturen gehören der Neuzeit an und ſind weſentlich durch rheiniſche Reben gefördert und gehoben. Es bleibt auch hier der Vorzug der deutſchen Natur, wenn wir uns das Wort erlauben dürfen, durch ihr Gemüth auf die Welt gewirkt zu haben. Während Griechenland die Wiege abendländiſcher Kunſt, Wiſſenſchaft und Weincultur war, hat es in der Neuzeit das Gleiche von Deutſchland zurückerhalten. Man rühmt an den vom Rheine durch König Otto dorthin verpflanzten Reben die Blume Deutſchlands und das Feuer Griechenlands in ihrem Producte.

Dennoch hat auch der weingeſegnetſte Theil Deutſchlands ſeine Stufenleiter. Obenan ſteht der Rheingau, unbedingt die Wiege des edelſten deutſchen Weines. Dafür iſt er aber auch hier auf 9,000 Morgen Weingeländen das A und O der Bewohner. „Der Wein", ſagt Riehl ſehr treffend, „iſt das Glaubensbekenntniß des Rheingauers. Wie man zu Cromwell's Zeiten in England den Royaliſten an der Fleiſchpaſtete, den Papiſten an der Roſinenſuppe, den Atheiſten am Roſtbeef erkannte, ſo erkennt man ſeit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflaſche." Hier zeigt ſich einmal wieder recht auffallend, wie Land und Leute zuſammenhängen, und die Beweiſe, welche Riehl dafür beibringt, ſind in der That ebenſo originell, wie ſchlagend. Schon der Säugling in der Wiege empfängt von manchen Müttern gleichſam die Weintaufe in einem Löffelchen guten alten Weines, als ob derſelbe dadurch ſogleich das Gepräge eines ächten Weinbauers annehmen ſolle. Wie der Kaffee, laut Macaulay, einen eigenen Stand, den der Journaliſten hervorrief, ſo auch der Wein. Weingelehrte, Weinkenner, Weinpropheten, Probenfahrer und dergleichen Wiſſensmenſchen hat der Wein in vorzüglichſter Originalität entwickelt, und ſelbſt die Zeitrechnung hat ſich ihm anbequemt. In der That würde auch ein Weinjahr in vielfacher Beziehung der beſte Ausdruck für die Leiſtungen von 12 Monaten im Gebiete der Pflanzenſchöpfung, mithin auch im Leben des Weinbauers ſein, und dies um ſo mehr, als je-

der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Näher liegt uns die Schätzung des Zollvereins. Nach einer uns vorliegenden Tabelle aus den 50er Jahren producirte derselbe im Durchschnitt und lieferte an Steuern:

in Preußen	auf	62,000 Mgn.	160,000 Ohm	85,000 Thlr.	Steuer
„ Lauenburg	—	3,000 —	10,000 —	?	
„ Sachsen	—	6,500 —	13,000 —	7,000 —	—
„ Kurhessen	—	1,600 —	1,600 —	300 —	—
„ Thüringen	—	1,000 —	700 —	?	
„ Baiern	—	104,000 —	410,000 —	steuerfrei	
„ Württemberg	—	104,000 —	323,000 —	250,000 —	—
„ Hohenzollern	—	900 —	3,000 —	12,000 —	—
„ Baden	—	95,000 —	393,000 —	250,000 —	—
„ Großh. Hessen	—	38,000 —	115,000 —	137,000 —	—
„ Nassau	—	15,500 —	30,000 —	steuerfrei	
„ Frankfurt	—	475 —	700 —	17,000 —	—
		431,975	1,460,000	758,300	

Natürlich unterliegen diese Durchschnittssummen je nach der Ernte und den in den einzelnen Staaten stattfindenden verschiedenen Steuern großen Abweichungen. So soll z. B. Preußen im Jahre 1847 an 173,518 1848 an 18,829, 1849 an 24,184 Thlr. an Weinsteuern eingenommen haben. Nach solchen Thatsachen folgt, daß absolute Berechnungen gerade beim Wein höchst unzuverlässige sind, und auch die Angabe von 120 Mill. Eimer jährlicher Production auf der ganzen Erde in einem Werthe von 1200 Mill. Thlr. dahin gehört. Gewiß ist nur, daß das Kapital, welches durch den Weinbau in Umlauf gebracht wird, wenn man den eigenen Werth des Productes, die Fabrication der Gasflaschen, Weingläser, Fässer und aller übrigen damit zusammenhängenden Gewerbe berechnet, ein enormes sein muß. Berücksichtigt man endlich den wichtigen Zweig der Rosinencultur und Obsttrauben, so hat allerdings der Mensch alle Ursache, sich auch als Finanzmann der Rebe zu erfreuen. Die jährlich in Griechenland erzeugten Korinthen werden allein schon auf 40 Mill. Liter [312,500 Malter rhein.] geschätzt.

Höher indeß, als alle diese prekären Zahlen, achten wir den Einfluß, den die Weincultur auf die Intelligenz des Menschen ausüben muß, wenn dieselbe vollkommen auf wissenschaftlichem Boden betrieben wird. Wo Naturwissenschaften nöthig werden, um sein Wohl zu bessern, da muß der Mensch nothwendig zum selbstständigen Denken, zu einer geistigen Freiheit gelangen, welche die materiellen Vortheile noch weit übertrifft. Wir sind der Ueberzeugung, daß der Weinbauer wie der Landwirth an einem Zeitabschnitte angekommen ist, wo es Rückschritt und Selbsttödtung heißt, wenn sie auf dem alten, rohen, rein empirischen Standpunkte stehen bleiben, wie er von den Urvätern auf sie vererbt ist.

Aus Julius Fröbel's neueſtem Buche über Amerika.

Es iſt die größte aller Täuſchungen geweſen, denen ſich unſere Zeit hingegeben hat, der Idee eine unmittelbare und conſequente Beherrſchung der Wirklichkeit zuzuſchreiben und von den Prinzipien eine Umgeſtaltung der Thatſachen zu erwarten. Wie in Europa, ſo beſteht auch in Amerika dieſe Täuſchung, ſo wenig man auch erwarten ſollte, in dem Realismus des amerikaniſchen Geiſtes auf eine ſolche Erſcheinung des Idealismus zu ſtoßen. Dieſe Täuſchung charakteriſirt auf dieſer Seite des atlantiſchen Meeres den abſtracten Abolitionismus, der mit der Religion oder allgemeinen Grundſätzen der Moral gegen die Sklaverei auftritt, wie auf der andern Seite den politiſchen und ſocialen Radikalismus überhaupt, welche mit ſeiner idealiſtiſchen Freiheitsphiloſophie gegen die Monarchie und die ganze alte Geſellſchaft zu Felde zieht. Sie hat ihre Quelle in einem poſitiven Irrthum in der Phyſiologie der Weltgeſchichte, die in einem eben ſo poſitiven Geiſte ſtudirt ſein will, wie die Phyſiologie des individuellen Lebensprozeſſes. Wer dieſes Studium vorgenommen hat, dem iſt es bekannt, daß die Thatſachen der Wirklichkeit ihrer eigenen Logik folgen, welche ſo gut anerkannt werden muß, wie die des Gedankens, oder vielmehr, daß der Denkprozeß nichts, als eine Theilerſcheinung des Prozeſſes der Entwickelung wirklicher hiſtoriſcher Zuſtände iſt, und als Theilerſcheinung nicht den ganzen Vorgang beherrſchen kann.

Hiermit ſoll die Bedeutung der Idee in dem Prozeſſe der Culturgeſchichte nicht verkleinert werden. Wer könnte es verkennen, daß die Idee eine der Mächte iſt, durch welche dieſer Prozeß in Bewegung geſetzt und in Bewegung gehalten wird. Wäre dies nicht der Fall, ſo würden von den Vertretern reeller Intereſſen und von den Inhabern reeller Macht die Idealiſten oder Ideologen, wie man ſie nennen mag, nicht gehaßt, ſondern nur verlacht werden. Aber es gebührt der Idee nur der Rang ein ſecundären Macht, und ihr Einfluß iſt nur eine modificirende Rückwirkung auf den Prozeß, aus welchem ſie ſelbſt hervorging. Die Idee iſt nicht die Wurzel, ſie iſt die Blüthe der Cultur. Freilich wird die Blüthe Samen tragen, aber dieſer Samen muß doch erſt ſelbſt wieder Wurzel treiben und den langſamen Gang des Vegetationsprozeſſes durchmachen, ehe von Neuem eine Blüthe erſcheint. Die Idee — d. h. der dem Weſen der Dinge entſprechende Gedanke, welcher im menſchlichen Geiſte ſich aus der Anſchauung des hiſtoriſchen Prozeſſes entwickelt und mit dieſem fortſchreitet, (indem durch den Wechſel der Erſcheinung das ſich gleich bleibende Weſen zur Erkenntniß kommt) — die Idee, in die Vorſtellung übergangen und vom Gefühle erfaßt, bildet das allen menſchlichen Hoffnungen und Wünſchen vorleuchtende Ideal; — zum leitenden Gedanken für bewußte und ſyſtematiſche Beſtrebungen geworden, iſt ſie das ſogenannte „Princip",

von dem uns der Radicalismus ſo viel zu ſprechen weiß. Und ganz gewiß kann es eben ſo wenig einen Politiker im höheren Sinne ohne Prinzip, wie einen echten Dichter oder Künſtler ohne Ideal geben. Daraus folgt aber nicht, daß der eine ſein Prinzip, der andere ſein Ideal unmittelbar zu verwirklichen hoffen dürfte. Der wahre Politiker wird ſich ſo wenig mit einer ſolchen Hoffnung täuſchen, wie der wahre Künſtler und Dichter. Nur der unfähige Kopf kann ſich damit täuſchen, welcher, weil er weder der einen, noch der anderen Leiſtung fähig iſt, die praktiſche Darſtellung der Idee im Staate mit der theoretiſchen Darſtellung im philoſophiſchen Syſteme und mit der poetiſchen Darſtellung im Gedichte und Bilde verwechſelt. Die praktiſche Darſtellung hat es mit den widerſpenſtigen Thatſachen der politiſchen und ſocialen Wirklichkeit zu thun, die gekannt, verſtanden, benutzt oder hinweggeräumt werden müſſen, wenn ein Zweck erreicht werden ſoll. Dieſe verſtändige, ausdauernde, langwierige Arbeit iſt der beſte Theil von dem, was der Menſch mit Bewußtſein zum Gange der Geſchichte beitragen kann. Principien und Ideale müſſen im Geiſte deſſen vorhanden ſein, welcher *für* ſie wirken will; daraus folgt aber keineswegs, daß man auch *durch* ſie wirken könne, und am wenigſten, daß es genug ſei, ſie auszuſprechen, um ſie zur Geltung und Darſtellung zu bringen.

Daß ein Verhältniß abſolut, und ohne Milderung des Urtheils, verdammt werden muß, welches einen Menſchen zum Eigenthume des anderen macht, verſteht ſich von ſelbſt, und unter Menſchen, die ſich durch ihre Bildung über die Stufe der Brutalität erheben, kann darüber kein Streit ſein. Unter allen Verhältniſſen, welche man mindeſtens im phyſiſchen Sinne menſchliche nennen kann, iſt das bezeichnete das unſittlichſte, und ſeine Unſittlichkeit iſt ſo monſtrös, daß es, wie der Cannibalismus, welcher ſeine conſequenteſte Form iſt, aus dem Gebiete der menſchlichen Beziehungen vollkommen heraustritt. Dieſem einfachen Urtheile des ſittlichen Gefühles gegenüber, haben ſich die extremſten Vertheidiger der Sklaverei das Anſehen gegeben, als ob ſie wirklich glaubten, der Negerrace ſei die menſchliche Natur abzuſprechen. Auf dieſe Weiſe ſchießen aber beide Parteien über das Ziel, denn weder beweiſt die gezwungene Dienſtbarkeit und die Verkäuflichkeit der Sklaven, daß ſie Eigenthum im ſtrengen rechtsphiloſophiſchen Sinne ſeien, noch wird die menſchliche Natur des Negers, wie tief ſie auch herabgewürdigt werden mag, in der Theorie oder der politiſchen und ſocialen Praxis, im Ernſte beſtritten. Der Tſcherkeſſe, welcher ſeine Tochter verkauft, — der deutſche Bauer, welcher ſeinem Jungen eine Tracht Prügel gibt, wenn dieſer ſich weigert, eine Arbeit zu verrichten, — beide handeln nur einer niedern Bildungsſtufe und den Bedürfniſſen roher Verhältniſſe gemäß, und ſind weit davon entfernt zu glauben, daß ſie damit ihrer Kinder menſchliche Natur in Frage ziehen oder ein Unrecht ge-

gen dieſelben begehen. In den Vereinigten Staaten beweiſt die Thatſache, daß Mulatten erzeugt werden und erzeugt werden dürfen, daß unſere Sklavenhalter mindeſtens ihre Negerinnen für Menſchen halten. Es iſt nicht im politiſchen Ernſte die Frage, ob die menſchliche Natur der Neger anerkannt oder nicht anerkannt werden ſoll, ſondern es iſt die Frage: welche beſtimmten Rechte und Pflichten einer gewiſſen Menſchenclaſſe, die ſich durch weſentliche Racencharaktere unterſcheidet, durch eine höhere Race und Klaſſe angewieſen werden ſollen, — oder beſtimmter geſprochen: ob die gezwungene Dienſtbarkeit einer untergeordneten Race fortdauern, ſich über neue Gebiete ausbreiten, ihre jetzige Form behalten ſoll, oder nicht. So auf ihren wahren thatſächlichen Sinn reducirt, verliert die Sklavenfrage den abſtract moraliſchen oder religiöſen Charakter, den ihr der Abolitionismus beilegt, und der dieſer humanen Beſtrebung den für den klaren Denker unangenehmen ſectireriſchen Beigeſchmack gibt*); und, wie die Frage der Staatsformen, der Arbeit, der Stellung des weiblichen Geſchlechtes, und andere, welche fälſchlich Principienfragen genannt werden, erſcheint auch ſie als das, was ſie iſt, als eine Frage culturhiſtoriſcher Zweckmäßigkeit.

Ueberhaupt iſt die Frage der Zweckmäßigkeit in dieſem höheren Sinn eine wichtigere, als die des Principes, und es iſt nicht mit Unrecht, daß die Welt Dem, welcher durch zweckmäßiges Handeln etwas zur Ausführung bringt, mehr Ehre erweiſt, als Dem, welcher den erſten Gedanken dazu gehabt hat. Nicht nur gehört zum Erkennen des Zweckmäßigen und Ausführbaren und zur Handhabung der Mittel zu ſeiner wirklichen Ausführung mehr Verſtand, als zum Begreifen eines abſtrakten Lehrſatzes — wie wäre es ſonſt möglich, daß in unſerer Zeit jeder Dummkopf Principien hat? ſondern das Princip muß auch in jedem praktiſchen Falle den Einſchränkungen der Möglichkeit und den Rückſichten der Zweckmäßigkeit nachſtehen.

Die Zweckmäßigkeit, von welcher hier die Rede iſt, ſoll jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht die des gemeinen Lebens mit ſeinen ſich iſolirenden Intereſſen, ſondern die Zweckmäßigkeit in dem großen Ganzen der menſchlichen Culturgeſchichte ſein. Die Zweckmäßigkeit in dieſem Sinne iſt das, was nach Raum, Zeit und Umſtänden der jeweiligen Phaſe entſpricht, welche die Cultur unter gegebenen Umſtänden zu durchlaufen hat, um in eine neue Phaſe übergehen zu können.

In dieſem Sinne muß man den Muth haben, gerade heraus zu ſagen, daß vor den Erwägungen dieſer höheren Zweckmäßigkeit weder der

---

*] Dies gilt auf gleiche Weiſe von der Temperenzfrage und der Sonntagsfrage, in welchen vornehmlich der ſectireriſche Character die Deutſchen der Verein. Staaten abſtößt.

Freiheit, noch der Gerechtigkeit ein abſoluter Werth zukommt. Was eine tiefe, religiöſe Ueberzeugung geahnet hat, wenn ſie ſich den Glauben nicht erſchüttern ließ, daß durch Gottes weiſe und gerechte Lenkung das Böſe wie das Gute einem höchſten Plane dienſtbar gemacht werde, — das drücken wir praktiſcher und verſtändlicher aus, indem wir ſagen, daß Freiheit und Gerechtigkeit nur ſo weit leitende Gedanken in der poſitiven Politik ſein können, wie ihre Forderungen culturgemäß, d. h. vor dem Zuſammenhange aller Culturbedingungen in Bezug auf einen beſtimmten Fall zuläſſig ſind. Die Entwickelungsbedürfniſſe unſeres Geſchlechtes ſind die bewegende Kraft in der Geſchichte deſſelben, und Niemand kann es weiter bringen, als daß er dieſe Bedürfniſſe verſteht, mit Bewußtſein ihnen dient, und ſie zur höchſten Richtſchnur ſeines politiſchen Handelns macht. Fragt man, wer über dieſe höchſte Zweckmäßigkeit, und alſo auch über Freiheit und Gerechtigkeit in letzter Inſtanz entſcheiden ſoll, ſo gibt es nur eine Antwort darauf, obſchon der gläubige Fromme ihr einen andern Ausdruck geben wird, als der philoſophiſche Denker. Ob aber der erſte ſagt: „Das Gericht Gottes", oder der zweite ſagt: „der hiſtoriſche Erfolg" — es iſt eins und daſſelbe. Der hiſtoriſche Erfolg hat von jeher über Recht und Unrecht in letzter Inſtanz entſchieden, und wird darüber entſcheiden, und nur die Menſchen ſchwingen ſich zum Range hiſtoriſcher Charaktere empor, welche dieſes Urtheil der Geſchichte im Voraus kennen, und darum auch für ihr eigenes Handeln des Erfolges ſicher ſind. Dem letzten Urtheile gegenüber, welches die Weltgeſchichte ſich ſelbſt vorbehalten hat, und nur von Zeit zu Zeit durch den tragiſchen Dichter und den wahren Geſchichtſchreiber den übrigen Menſchen erklären läßt, ſind die abſtracten Forderungen des Radicalismus und ſein „fiat justitia et pereat mundus" nichtig, und ihre Conſequenz kann ſich zur Narrheit verirren.

Idee und Thatſache in der Politik.

Wir haben vorſtehend eine Bemerkung von Herrn Julius Fröbel über eine der wichtigſten Fragen der Politik abdrucken laſſen, welche uns an eine frühere Polemik mit demſelben Herrn, als er damals noch Redakteur des „San Francisco Journal" war, erinnert. Fröbel iſt einer von den Schriftſtellern, die anregend wirken, ſelbſt wo ſie der öffentlichen Meinung gegenüber treten, und mit welchem man mit Vergnügen eine Polemik ein-

gehen kann. Indem wir uns vorbehalten, weitere Auszüge und Beſprechungen aus dem neueſten Werke des Verfaſſers der „ſocialen Politik“ in der „Atlantis“ mitzutheilen, wollen wir uns mit kurzen Worten über die leitenden Grundſätze der politiſchen Praxis, wie ſie Fröbel in ſeinem neuſten Buche über Amerika ausgedrückt hat, auslaſſen. Eine ähnliche Bemerkung machte Fröbel damals im „San Francisco Journal“, in dem er bei Beurtheilung des Verhältniſſes der politiſchen Prinzipien zu den beſtehenden Thatſachen das Hauptgewicht auf die letzteren legte, und die Theorie der Zweckmäßigkeit jener der ſtrikten Nothwendigkeit vorzog. In ſeinem neueſten Buche wiederholt er dieſe Anſicht allerdings mit einigen Modifikationen, aber bleibt ihr im Ganzen treu. Es kommt beſonders in der gegenwärtigen Uebergangszeit zu ſehr auf die allgemeine Richtung an, in der man die Politik behandelt, als daß man dieſen Punkt nicht ganz ſpeziell in's Auge faſſen ſollte; dies iſt eine Vorfrage, die für die ganze Behandlung der Politik entſcheidend iſt.

Wir haben zwei Momente, zwiſchen denen jegliche Art von Politik hin- und her ſchwankt, das Prinzip, das abſolute Recht und die beſtehenden Thatſachen. Wie denn überhaupt das ganze Leben der Menſchen ein Kompromiß iſt, eine Verbindung zweier Gegenſätze, von denen niemals einer ganz allein hervortritt, ſondern mit dem andern Gegenſatze in eine Wechſelwirkung tritt, welche ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite vorwiegend neigt, — ſo iſt ſpeziell die Politik die große Sphäre der Verträge und Kompromiſſe, auf der man niemals etwas Anderes, als Annäherungen an das abſolute Recht, finden wird, niemals aber das abſolute Recht ſelbſt. Jegliche Art von Politik iſt ein Kompromiß zwiſchen individueller Freiheit und Unterordnung unter die Gemeinſchaft, zwiſchen abſoluten perſönlichen Rechten und Abhängigkeit von der Gattung, zwiſchen dem Prinzip und den dieſem Prinzipe entgegenſtehenden Thatſachen, welche aus einem früheren Prinzipe und aus einer früheren Weltanſchauung entſtanden ſind, und ſich mit aller Hartnäckigkeit, die den Thatſachen eigenthümlich iſt, den Reformen und Veränderungen widerſetzen. Dies iſt ein Verhältniß, welches wir in jedem Augenblicke unſeres Lebens bemerken; es wird wohl Niemand einfallen, es ableugnen zu wollen; die Thatſachen ſelbſt führen uns immer wieder darauf zurück. „Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen“. Aber darauf kommt Alles an, daß man der Mächtigkeit der Thatſachen gegenüber die Idee und das Prinzip mit aller Hartnäckigkeit und Entſchiedenheit feſthält, damit die ideelle, prinzipielle Seite des Lebens nicht vollſtändig von den Verhältniſſen unterdrückt wird, ſondern das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Polen erhalten bleibt. Grade der Widerſtand, mit dem die Thatſachen der Idee entgegentreten, muß dieſer Idee Hartnäckigkeit und Energie verleihen; verzichtet die Idee ſelbſt auf ihren Radikalismus und ihre Conſe-

quenzen, dann wird ſie ganz gewiß von den Thatſachen ſpurlos verſchlungen. Sehen wir uns die beſtehenden Zuſtände an! Alle die alten Grundlagen des Rechtes und der Moral ſind verſchwunden, und eine allgemeine Rechtswirrung hat faſt jede feſte Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft abgeſchafft, und alle Beſtrebungen auf einen rückſichtsloſen Egoismus zurückgeführt. Die Menſchheit iſt in Atome gefallen, die ſich ungeordnet durcheinander tummeln. Von einer Gemeinſamkeit der Ideen und Beſtrebungen iſt faſt keine Spur mehr vorhanden. Selbſt die neueren Erfindungen und Entdeckungen, die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und ihre Anwendung auf die Induſtrie und den Handel, haben eine zweiſeitige Wirkung für und gegen die Civiliſation und Humanität; ſie machen den Despotismus und das Kapital allmächtig, und ruiniren den letzten Reſt individueller Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Was wird geſchehen, wenn die öffentliche Meinung und das Rechtsbewußtſein der Völker dieſen Thatſachen nachgibt und ſich unterwirft?

Unbedingt iſt grade jetzt dieſer Macht der Thatſachen gegenüber die Macht der Idee nothwendig, um einigermaßen das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Man braucht nicht die Thatſachen zu leugnen, aber man muß ſie im Lichte der Idee betrachten. Denn die Idee und das Prinzip ſtecken doch in den Thatſachen ſelbſt, wenn auch nur als Gegenſatz und Widerſpruch. Nur vom prinzipiellen Standpunkte aus wird man die Thatſachen verſtehen und behandeln können.

Allerdings erſcheint uns dieſer prinzipielle Standpunkt zunächſt als ein Produkt der Thatſachen, der hiſtoriſchen Entwickelung: Was wir unſer Prinzip nennen, iſt am Ende das allgemeinſte und Allen gemeinſame Produkt der Kulturgeſchichte. Es iſt die Stufe, welche das menſchliche Selbſtbewußtſein im Laufe der Jahrhunderte erlangt hat. Es ſind die Grundſätze, über welche ſich das Zeitbewußtſein und die öffentliche Meinung als über keiner weiteren Beweiſe bedürftigen Axiomata verſtändigt hat. Wie jede Wiſſenſchaft von gewiſſen Vorausſetzungen ausgeht, ſo hat auch die Wiſſenſchaft der Politik ihre Fundamentalſätze, welche allen weiteren Folgerungen und Operationen zu Grunde liegen. Dieſe Fundamentalgrundſätze bilden das ſogenannte *höhere Recht*, das niemals den Thatſachen geopfert werden darf. Es iſt die Quinteſſenz und Summe aller bisherigen Reſultate der menſchlichen Entwickelung und Kultur, und wir würden dieſe Kultur ſelbſt leugnen, wollten wir an der Allgemeingültigkeit dieſes höheren Rechtes zweifeln.

Allerdings iſt dieſes Prinzip ein relatives, wenn man es vom hiſtoriſchen Standpunkt aus betrachtet. Vor tauſend Jahren war dies Prinzip ein anderes, als heute; es wird in weiteren tauſend Jahren ein anderes ſein. In dieſer Beziehung ſtimmen wir mit Herrn Fröbel überein, wenn

er ſagt, daß Freiheit und Gerechtigkeit nur ſo weit leitende Gedanken in der poſitiven Politik ſein können, wie ihre Forderungen culturgemäß, d. h. vor dem Zuſammenhange aller Culturbedingungen in Bezug auf einen beſtimmten Fall zuläſſig ſind.“ Aber wir können dieſe Sache nicht von dieſem relativen, hiſtoriſchen Standpunkte aus betrachten. Für uns, die wir wirklich unſern Platz auf der Höhe des Jahrhunderts einnehmen wollen, iſt die Summe der Grundſätze, die wir als das Produkt einer früheren Kulturentwickelung ererbt haben, eine durchaus abſolute, von der wir nichts opfern dürfen. Wir dürfen das einmal Errungene unter keinen Umſtänden preisgeben, von keinen Bedingungen abhängig machen. Wir müſſen eine feſte, unerſchütterliche Grundlage für unſere Beſtrebungen haben, von der aus wir vorwärts gehen können. Ein Fortſchritt iſt nur dann möglich, wenn wir wenigſtens die weſentlichſten Reſultate der bisherigen kulturhiſtoriſchen Entwickelung als Ausgangspunkt nehmen, und uns kein Jota davon nehmen laſſen.

Man hat dieſe weſentlichſten Reſultate der Kulturgeſchichte in beſtimmte Formeln zuſammengeſtellt, und denſelben in manchen Ländern einen geſetzlichen Charakter gegeben, ſo z. B. in der Erklärung der Menſchenrechte während der erſten franzöſiſchen Revolution, und in der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten. Dieſe ſog. Menſchenrechte ſind mit der ganzen Civiliſation dieſes Jahrhunderts verwachſen, und wir müſſen ſie als eine unbedingte, abſolute Vorausſetzung bei allen unſern politiſchen und ſocialen Beſtrebungen betrachten. Hier darf man keine Bedingungen, Modifikationen und Kompromiſſe zugeben, ohne jeden Boden der Humanität unter den Füßen zu verlieren. Die beſtehenden Zuſtände und geſchichtlichen Thatſachen, welche mit dieſem höheren Rechte im Widerſpruch ſtehen, dürfen keine Entſchuldigung und Anerkennung finden; wir dürfen uns niemals mit ihnen verſöhnen. In dieſer Beziehung hat das Prinzip alles, die Thatſache gar kein Recht.

Die erſte Bedingung unſeres politiſchen Handels iſt alſo, zurückzuſehen nach den Gründen, nicht vorauszuſehen nach den Zwecken. Eine gefährlichere, zweideutigere Theorie kann in der Politik wohl nicht aufgeſtellt werden, als die Fröbel'che Theorie, daß der Erfolg die Handlungen rechtfertige, daß der Erfolg die Kritik der Ereigniſſe ſei. Mit dieſer Theorie kann man alle Schlechtigkeiten der beſtehenden Zuſtände, alle Gemeinheiten der heutigen Politik rechtfertigen. Wer hat jemals einen glänzenderen Erfolg gehabt, als Louis Napoleon? Welch eine Reihe von Erfolgen hat nicht die ruſſiſche Politik ſeit den Tagen Peters des Großen gehabt? Fürwahr, auf dem politiſchen Gebiete ſind die Erfolge nur zu häufig gerade Zeichen einer inneren Schlechtigkeit und Demoraliſation, die vor keinem Mittel zurückſchreckt, um irgend einen beſtimmten Zweck zu erreichen.

Ein ſchlechter Menſch findet zu einem ſchlechten Zwecke immer mehr Mittel, als ein guter Menſch zu einem guten Zwecke.

Und worin liegt der Erfolg? Welch ein ſchwankender, unbeſtimmter Ausdruck iſt dies? Der Erfolg des heutigen Tages kann morgen zu einer Niederlage führen, und umgekehrt. Wir ſehen an bedeutenden, intereſſanten Fällen, daß gerade die größten Erfinder, Entdecker, Denker überhaupt, ſelbſt keinen Erfolg erzielten, ſondern ihn der Nachwelt überlaſſen mußten.

Wem es um den Erfolg und nur um den Erfolg zu thun iſt, der wird immer biegſam und fügſam den Thatſachen, und zwar den ſchlechteſten Thatſachen gegenüber ſein; er wird ſich den äußeren Verhältniſſen anbequemen, und willenlos von ihnen abhängig ſein. Seine Beziehung zu den beſtehenden Zuſtänden iſt nicht einmal ein Kompromiß mehr zu nennen, weil ein Kompromiß ein Zugeſtändniß von beiden Seiten iſt, hier aber die prinzipielle Seite vollſtändig wegfällt. Damit iſt Alles dem Zufall überliefert, und das ganze menſchliche Leben und die Weltgeſchichte iſt nicht mehr eine regelmäßige Entwickelung, ſondern ein Hazardſpiel. Oder will Herr Fröbel das „fait accompli“ der europäiſchen Diplomatie vertheidigen?

Der Erfolg wird immer ſich dort finden, wo die rechte Nothwendigkeit und das Prinzip liegt. Er iſt eine ſich von ſelbſt verſtehende Folge der immanenten Nothwendigkeit. Wo eine Kraft iſt, welche in der Kulturgeſchichte zu verwerthen iſt, wird ſie ſich geltend machen. Die geiſtigen Kräfte müſſen ſich offenbaren, ebenſo wie die Naturkräfte. Es iſt noch nie eine tüchtige Kraft in der Welt geweſen, welche ſich nicht in ihren entſprechenden Reſultaten offenbart hätte. Das ängſtliche Haſchen nach Erfolg iſt daher ein Zeichen von Mangel an Selbſtvertrauen und Kraft.

In unſern Tagen, wo es allerdings ſehr ſchwer iſt, in Mitten der vielen Verwirrungen und Halbheiten des Lebens den graden Weg zu gehen, und den vielfachen Verlockungen der Zeit gegenüber der Idee die Treue zu bewahren, iſt eine Accomodationstheorie, welche ſich den Verhältniſſen anzuſchmiegen weiß, und ſich mehr nach äußeren Zwecken, wie nach inneren Gründen richtet, ſehr bequem; ſie iſt ein Ruhebette des Gewiſſens, welches man allerdings oft ſchmerzlich vermißt. Aber gerade der Unentſchloſſenheit der Zeit gegenüber gibt es kein anderes Heilmittel, als den Radikalismus, jenes „fiat justitia, si pereat mundus“, welches leider, ſelbſt ein Mann, wie Fröbel verleugnet. Dieſer Radikalismus iſt das Gewiſſen in der Politik, und ſpricht das Urtheil über dieſelbe.

Eugene Sue.

In einer vorigen Nummer der „Atlantis“ hatten wir den Tod Beranger's berichtet; heute müſſen wir einem andern Liebling des franzöſiſchen Volkes, Eugene Sue, einen Nachruf widmen. Ungleich, wie das Talent, der Charakter und die literariſche Laufbahn dieſer beiden Männer war, bietet ihr Leben doch viele Parallelen und Vergleichungen, welche vielleicht nicht anders zu erklären ſind, als durch die Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Weſens ſelbſt, dem beide Dichter ſo nahe ſtanden, daß ſie als Repräſentanten deſſelben zu betrachten ſind; Beide bewegen ſich auf demſelben Felde; das Volk mit ſeinen verſchiedenen Klaſſen und Berufen, mit ſeinen Freuden und Leiden, mit ſeinen Leidenſchaften und Entbehrungen, iſt der Gegenſtand ihrer Muſe: — aber wie unendlich verſchieden iſt die Behandlung dieſes ſo vielſeitigen und vielſagenden Stoffes! Während Beranger in einfacher, aber durchaus vollendeter Form, in anſpruchsloſer aber oft heroiſcher Weiſe, die Empfindungen und Leidenſchaften ſeines Volkes beſchreibt, ein Volksdichter, wie ihn kein anderes Land der Erde zu beſitzen ſich rühmen kann, zeigt uns Eugene Sue die ganze Fratze des Lebens mit allen Verzerrungen und Entſtellungen, welche die ſocialen Verhältniſſe hervorbringen. Beranger's Lieder haben trotz des Feuereifers, der in ihnen glüht, trotz des bittern Humors, mit dem ſie durchwebt ſind, dennoch eine verſöhnende, beruhigende Wirkung, wie jede abgeklärte, ideale Leidenſchaft den Menſchen mit dem Schickſal verſöhnt; Sue dagegen reißt alle Wunden der menſchlichen Geſellſchaft mit ſchonungsloſer Hand auf, um im tiefſten Hintergrunde der klaffenden Wunde die Tugenden des Volkes, die Liebe, die Aufopferung, die Treue, zu finden. Beranger iſt ein Dichter der Freiheit, Eugene Sue der der Revolution. Daraus ergibt ſich der hauptſächlichſte Unterſchied in der Form, welche die beiden Dichter gewählt haben. Während bei Beranger das Maaß und die Harmonie in der Form das oberſte Geſetz bildet, und ſeine Lieder mit Recht der Form nach klaſſiſch genannt zu werden verdienen, iſt bei Eugene Sue Alles maaßlos, übertrieben, extravagant, wie das Leben in dem modernen Babylon ſelbſt. Und, wenn wir den ganzen Vergleich zuſammenfaſſen wollen, ſo iſt Beranger der gute Genius ſeines Volkes zu nennen, während Sue das dämoniſche Element repräſentirt.

Eugene Sue war 1808 in Paris geboren, unter glänzenden Verhältniſſen. Sein Vater war Profeſſor der Anatomie und Leibarzt der kaiſerlichen Familie; er hinterließ ihm ein großes Vermögen und ſeinen Beruf. Der junge Eugene hatte die Kaiſerin Joſephine und den Prinzen Eugen

von Beauharnais zu Pathen. Aus Familienrückſichten widmete er ſich zunächſt der Laufbahn ſeiner Vorfahren, und diente als Militärarzt in der Armee, in welcher Eigenſchaft er 1823 den Feldzug in Spanien und die Belagerung von Cadix mitmachte. Doch das Garniſonleben gefiel dem ungeſtümen Jüngling nicht; im folgenden Jahre ſehen wir ihn im Seedienſte, auf Reiſen nach Aſien und Amerika und in den Gewäſſern der Antillen, wo er jene Fülle von Bildern und Scenen in ſich aufnahm, welche ſeinen ſpäteren Romanen einen ſolchen Reiz verleihen. Damals brach gerade der griechiſche Befreiungskrieg aus und Sue durfte an der Schlacht von Navarino Theilnehmen. Nachdem er auf dieſe Weiſe ein bewegtes Jugend-Leben durchgemacht hatte, ſtarb ſein Vater, ihm vollſtändige materielle Unabhängigkeit zurücklaſſend. Jetzt trat er vom Dienſt zurück, und wollte ſich unter Leitung des berühmten Marinemalers Gudin der Malerei widmen. Von dieſer Zeit her datirt ſein erſter Roman Kerok le pirate, in welchem er auf den Wunſch ſeiner Freunde, die durch ſeine Schilderungen und Erzählungen ſeines Seelebens entzückt waren, ſeine Reiſeeindrücke verarbeitete. Der günſtige Erfolg, den dieſer Roman fand, und der die ganze Literatur der Seeromane in Frankreich einleitete, entſchied über ſeine fernere Laufbahn. In den darauf folgenden Seeromanen, namentlich in Atar Gull (1831) und dem Salamander (1832) zeigten ſich ſchon die Spuren jener Extravaganzen, welche ſeine ſpätern ſocialen Romane charakteriſiren, die Luſt am Schrecklichen, Uebertriebenen und Frappanten, die ſich ſo ganz in den „Mysteres de Paris“ gehen läßt. Doch wäre er in dieſer Zeit bald auf einen ganz andern Zweig der Literatur gekommen; er wandte ſich nämlich der Geſchichte zu, ſpeziell der Geſchichte der vaterländiſchen Marine, deren Dienſt er ſeiner Jugend gewidmet hatte, und ſchrieb die „Histoire de la marine francaise sous Louis 14.“ und eine kurze Darſtellung des Militair- Marineweſens aller Völker, Arbeiten, welche noch heute in den betreffenden Kreiſen benützt und geleſen werden, obgleich man den Mangel an Vollſtändigkeit daran tadelt, und überhaupt die Zuſtände der Marine ſeit jener Zeit einen ganz anderen Charakter angenommen haben.

Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie in der darauf zunächſt folgenden Reihe von Romanen Sue immer mehr und mehr auf ſein eigentliches Thema kommt, auf die Schilderung und Kritik der ſocialen Verhältniſſe. In den Jahren von 1832 bis 1840 näherte er ſich in raſcher Aufeinanderfolge dieſem ſeinem Thema in 6 bändereichen Romanen, bis er endlich in dem Roman „Mathilde, memoires d'une jeune femme“ eine ſo treffende Schilderung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gab, daß die große Sphäre des ſocialen Romans, auf der allerdings unzählige literariſche Sünden begangen ſind,

die aber wesentlich zur Charakteristik dieses Jahrhunderts beiträgt, glänzend eröffnet wurde. Damit war die Bahn gebrochen, um die Pariser Mysterien zu schreiben.

Der ungeheure Erfolg, den dieses in fast alle Sprachen Europa's mehrfach übersetzte Werk gehabt hat, ist nicht nur eine Wirkung der lebhaften, oft prachtvollen Darstellung, der Fülle und effektreichen Anordnung des Stoffes, sondern vorzüglich der Uebereinstimmung mit einer Hauptrichtung dieses Jahrhunderts, mit den socialen Bestrebungen zuzuschreiben. Die großen Aenderungen aller materiellen und industriellen Verhältnisse durch den Dampf, die dadurch verursachte Centralisation des Capitales und Anhäufung großer Proletariermassen, die Ersetzung der durch die erste Revolution vom Boden Frankreichs hinweggefegten feudalen Aristokratie durch die Aristokratie der Börse, die durch diese und andere Verhältnisse herbeigeführte schroffe Trennung der einzelnen socialen Klassen: diese Aenderungen mußten namentlich in Frankreich, dem Lande der Centralisation in allen und jeglichen Dingen, eine Menge socialer Theorien hervorbringen, welche an extremen Uebertreibungen gewiß nicht hinter den Uebertreibungen, die in den socialen Verhältnissen selbst lagen, zurückblieben. Ein soziales System tauchte nach dem andern auf; Rousseau, St. Simon, Fourier bildeten die Leiter zu dem extremsten Communismus und zu jeder „Philosophie des Elends", womit Proudhon eine Zeit lang die Welt erschütterte. Frankreich ist den socialen Ideen und Bestrebungen zugänglicher, wie irgend ein anderes Land der Welt, Dank dem in Jahrhunderten consequent durchgebildeten Centralisationssystem und dem Mangel an Individualität, der die romanischen Nationen von den angelsächsischen unterscheidet. Der Franzose verbindet im Allgemeinen sein persönliches Wohl und Wehe mit dem politischen Systeme, von dem er regiert wird, und wenn es ihm schlecht geht, erwartet er von einer politischen Umwälzung mehr sein Heil, wie von seiner eigenen Thätigkeit. Dazu kommt nun der vergnügungssüchtige Charakter des französischen Volkes, der bis in die tiefsten Schichten der Gesellschaft hineinreicht, und in den Klassen, denen die ungerechten socialen Verhältnisse den Genuß verbieten, einen immer quälenden Stachel zurück läßt. Wenn nun schon in ganz Frankreich die socialen Verhältnisse auf die Spitze geschraubt sind, so ist dieses im größten Maaßstabe in Paris der Fall. In diesem modernen Babylon wechseln alle Licht- und Schattenseiten, welche sich die kühnste Phantasie des Romantikers nur erdichten kann, und hinter der glänzenden Außenseite, die Paris zur Königin der Mode und des Vergnügens macht, hinter den wirklich großartigen Genüssen, welche das Pariser Leben dem rohesten, wie dem gebildetsten Geschmacke bietet, lauert ein Elend, das man nur mit dem Pinsel eines Höllen-Breughel malen kann. Dies war das Terrain, das sich Eugene Sue aussuchte, und dessen Meister und Beherr-

ſcher er wurde. Alle Vorbedingungen waren ihm gegeben, um auf dieſem Terrain Glänzendes leiſten zu können; eine reiche Phantaſie, die Geſtalten ſchaffen konnte, wie Fleur de Marie, Rigolette, Geſtalten, welche niemals vom franzöſiſchen Volke vergeſſen werden, eine bewegte Jugend hinter ſich, eine mit allen Genüſſen, die Paris nur bieten kann, überladene Gegenwart um ſich, begabt mit dem echten franzöſiſchen Leichtſinn, der ſich überall zurecht finden kann, in den glänzenden Paläſten, wie in den Hütten der Armen und an den Zufluchtsorten des Verbrechens: vor Allem aber die treue, warme Liebe zum Volke, welche Eugene Sue mit Beranger gemein hatte: — dieſe Eigenſchaften mußten ſich vereinigen, um den Dichter der Myſterien von Paris zum Exponenten aller der Gegenſätze zu machen, welche das jetzige Frankreich charakteriſiren. Nicht nur in ſeinen Schriften, auch in ſeinem Leben drückte er dieſe Gegenſätze aus. Im fürſtlichen Luxus ſchwelgend, von allen Genüſſen, die Paris dem verwöhnteſten Geſchmacke nur bieten kann, umgeben, war Eugene Sue der Dichter des hungernden, des verzweifelnden Volkes, der zweideutigen Griſſetten, wie der zweideutigeren Marquiſen, der Verbrecher, die er ſo trefflich zu ſchildern verſtand, und der Opfer der ſocialen Verbrechen, in denen er, worin die eigentliche Moral ſeiner Roman liegt, immer noch die Menſchlichkeit darzuſtellen ſucht. Und noch ein anderer Gegenſatz, der für die Muſe Sue's bezeichnend iſt. So treu, wie er die ſocialen Verhältniſſe ſchildert, ſo wahr und natürlich wie manche aus dem Leben gegriffene Geſtalten ſind, ſo viel Gemachtes, Manierirtes, Unwahrſcheinliches, Unmögliches iſt in ſeinen Romanen zu finden; ſo verſchrobene, unnatürliche Effekte ſind darin vorhanden; ſo planlos ſind manche Sachen angelegt, daß man oft ſich aus Widerwillen von dieſer Lektüre abwendet. Hören wir, was einer unſerer geiſtreichſten Kritiker, Theodor Mundt über Sue und die Myſterien von Paris ſagt:

„In den Abgrund der Pariſer Lebensprobleme ſtürzte er ſich zuerſt in ſeinen durch die ganze Welt geleſenen „Mysteres de Paris“ [1842 — 1843. 8 Bände], aber nicht um, dem alten Römer gleich, die Kluft zu ſchließen, ſondern um ſie durch ſein dämoniſches Talent wo möglich noch tiefer zu reißen. Durch dieſen Roman, der eines der einflußreichſten Bücher der neueren Welt genannt werden muß, trat Eugene Sue gewiſſermaßen als Erfinder einer neuen Gattung hervor. In dem Sinn, in welchem er hier den ſocialen Roman ſchuf, konnten die Romane von George Sand noch nicht mit dieſer Bezeichnung belegt werden. In den letzteren handelte es ſich aus den idealen Geſichtspunkten des Geiſtes und Herzens um die Stellung der Geſchlechter, um die Situation der auf ihr innerſtes Recht ſich ſtützenden Individualität. Eugene Sue führte dieſe Probleme in die materiellen Zuſtände der Geſellſchaft hinüber, und ging auf die beſtehenden

Einrichtungen derſelben, namentlich in ihrem Verhältniß zu der arbeitenden und leidenden Bevölkerung, ein. Kein Autor hatte bisher Leben und Gewohnheiten dieſer Volksklaſſen ſo genau gekannt, als der Verfaſſer der Myſteres in dieſen ſcharfen, leidenſchaftlich pointirten Darſtellungen bewies. Der Socialismus, der bisher nur in den Syſtemen der Nationalphiloſophen formulirt worden war, und eben erſt in den geheimen Geſellſchaften praktiſch zu werden begann, eröffnete in der Sue'ſchen Poeſie romantiſche Vorpoſtengefechte. Das Elend in den untern Schichten der Geſellſchaft wird darin mit großer Naturwahrheit und einem meiſterhaften Talent der Schilderung aufgegriffen, aber zugleich romantiſch und tendentiös in den äußerſten Spitzen ſeiner Erſcheinung ausgebeutet. Die Geſellſchaft ſelbſt macht in dieſer Vorführung den Eindruck eines Cadavers, an dem nur noch Fäulnißſtudien und anatomiſche Unterſuchungen gemacht werden können. Oder man kann die Wirkung des Sue'ſchen Romans in dieſer Hinſicht mit dem Hydro-Orygen-Gas Mikroskop vergleichen, das mit der glänzenden Fackel ſeines Lichts alles Verborgene und Verhüllte zur Erſcheinung zwingt, und aus den für das gewöhnliche Auge unſichtbaren Tiefen de Fäulniß und Gährung die abenteuerlichſten und fratzenhafteſten Gebilde hervorzaubert. Es iſt wahr, dieſe Gebilde exiſtiren, aber ſie exiſtiren auch wieder nicht. Ihr Daſein hängt und zittert an dem grauſamen Lichtſtrahl, der ſie aus den dämoniſchen Verſtecken der Schöpfung heraufbeſchworen hat. Daſſelbe Leben führen auch die Sue'ſchen Gebilde in den Untiefen der modernen Geſellſchaft, in denen ſie bald als Infuſorien des Unglücks und Verbrechens verborgen ſind, bald mit aller Thatkraft der Verzweiflung ſich ſichtbar machen. Durch das furchtbar concentrirende Gaslicht der Sue'ſchen Poeſie nehmen ſich dieſe Phänomene noch entſetzlicher aus, als ſie ſind, weil ſie in dieſer Erſcheinung zugleich wie ein abgeſchloſſenes Reich für ſich daſtehen, das in allen ſeinen Verhältniſſen und Entwickelungen ganz unberechenbar iſt. Dieſe romantiſche Ausſtrahlung eines Alles enthüllenden Lichtes kann nur verletzen, aber nicht heilen. Es iſt die Natur gegen die Natur, welche in dieſem Prozeß kämpft. Die Heilung liegt in der geſchichtlichen Entwickelung, der auch die Organiſation der Natur unterworfen iſt. Die Poeſie kann zu dieſer Entwickelung nur durch die Bewegung der Ideen, nicht aber durch ſcandalöſe Galgen-Illuſtrationen beitragen. Sue möchte zwar auch gern praktiſch zur Reform der Geſellſchaft mithelfen, und entwickelt ſelbſt in den Zuſammenhängen dieſes Romans allerhand Vorſchläge, um Einrichtungen und Organiſationen im Intereſſe des leidenden Volkes zu treffen. Als letzter Eindruck ſeines Buches bleibt aber ein frivoles Spiel mit den Schreckniſſen des menſchlichen Elends und den Zerwürfniſſen der Geſellſchaft ſtehen. Auf der andern Seite erkältet auch wieder die Maſchinerie, welche als Rahmen um das ganze Gemälde gelegt iſt, und worin von einem Indi-

viduum, welches dazu nicht die geringſte Berechtigung an ſich trägt, die Rolle der Vorſehung und einer alle Romanverhältniſſe umſpannenden providentiellen Intrigue übernommen wird."

„Auf die Mysteres de Paris folgte Le juif errant (1844), worin der Verfaſſer ſchon wieder ſeinem Hang zum Phantaſtiſchen allzuſehr verfiel, und dadurch die realen Wirkungen dieſer Darſtellungen abſchwächte. Doch verfolgte dieſer Roman noch einen großen öffentlichen Zweck, der darin beſtand, die Umtriebe und Verzweigungen der Jeſuiten durch ganz Europa in ihren geheimen Fäden an das Tageslicht herauszuſtellen. Einige ausgezeichnete Schilderungen enthält noch der Roman Martin, l'enfant trouvé (1846), worin gewiſſermaßen die Geheimniſſe der Landbevölkerungen enthüllt werden ſollten. Auf der einen Seite ſtehen hier die großen Grundbeſitzer und Geldariſtokraten, auf der andern Seite der übervortheilte Baueenſtand und die Dorfſchullehrer, deren Lage in den ergreifendſten und lehrreichſten Zügen geſchildert wird. In dieſem Roman wird aber die grelle Ueppigkeit, die ſich ſchon in den Mysteres de Paris geltend machte, vollends unerträglich. Dem Sinnlichkeitswahnſinn des Advokaten Ferrand in dem erſteren Roman reihen ſich hier die wollüſtig geſchilderten Liederlichkeiten an, welche der zehnjährige Knabe Bamboche mit der achtjährigen Basquine treibt. Dieſe Seite iſt beſonders an den neueren franzöſiſchen Romanen als charakteriſtiſch hervorzuheben, worin ſich zugleich auch das franzöſiſche Leſepublikum mit ſeinen Anforderungen von dem deutſchen weſentlich zu unterſcheiden ſcheint. Die Franzoſen lieben ſeit einiger Zeit wieder ſelbſt die üppigſten Verwilderungen an der Phantaſie ihrer Romanſchriftſteller, und dieſe Autoren ſcheinen ihnen jetzt am willkommenſten zu ſein, wenn ſie, noch triefend von den Freuden einer raffinirten Debauche, dieſe Freuden unmittelbar in Romanpoeſie umwandeln und darin Alles abſchütteln und niederlegen, was ſie eben ſelbſt im Opiumrauſch ihrer Genüſſe erlebt haben ... Die heutigen franzöſiſchen Romandichter gehen darin aber viel weiter, als es ſelbſt die verrufenſten Wolluſtdichter des achtzehnten Jahrhunderts gethan ... Auch das Verhältniß der Sinnlichkeit iſt dämoniſch und zugleich ſocial geworden. Es werden Tendenzen dabei verfolgt, die das früher beliebte Umſchlagen der Wolluſt in die Tugend als ſittliche Nutzanwendung durchaus nicht mehr zulaſſen, ſondern eher auf eine Verherrlichung und Schadloshaltung der Sünde, eben deßhalb, weil ſie unter ihren unglücklichen Lebensconſtellationen nichts als Sünde werden konnte, bringen. So wurde denn auch die Proſtitution in die Reihe der ſocialen Probleme aufgenommen und dadurch der neue franzöſiſche Roman nicht bloß mit den eleganteren Courtiſanen, ſondern auch mit den geringſten Mädchen der Straße vorzugsweiſe bevölkert. In gewiſſer Hinſicht war ſchon in den Romanen von George Sand die Wolluſt, ſowohl die freie, als die handwerksmäßige, als ſocialesProb-

lem aufgetreten. Eugene Sue ging aber mit dieſem Thema noch mehr in's Zeug hinein, und ließ es in ſeiner ganzen materiellen Ausdehnung und Verwilderung frei. Einer monſtröſen Wichtigkeit gibt er ſich auch in den Mysteres du peuple (begonnen 1847) hin, worin namentlich die Scenen und Sittenſchilderungen aus dem Leben der alten Römerinnen zu dem Koloſſalſten gehören, was je in dieſem Genre geleiſtet worden. Das Buch war übrigens ein durchaus verfehltes und wirkungsloſes, obwohl ihm eine gewiſſe Größe, in dem Zuſammenhang, in dem es gedacht iſt, nicht abzuſprechen ſein möchte. Um aber eine Epopöe der Demokratie und der Volksleiden in ihrem Verlauf durch die Reihe der Jahrhunderte zu ſchreiben, hätte ein ganz anderer Anlauf der Poeſie und Geſinnung genommen werden müſſen. Einer größeren Unbedeutenheit, und zum Theil ſchwächlichen ſentimentalen Anflügen, verfiel Sue in Les sept peches capitaux (1847), von denen die ſiebente Todſünde [Schlemmerei] erſt im Jahr 1852 vom Stapel lief. In La bonne aventure (1851) ſucht er darzuthun, wie gerade die Bevorzugung der höheren Stände es iſt, welche demoraliſirend auf die untern Volksklaſſen wirke. Er läßt hier den begabten Sohn des Volkes entſittlicht werden und ſinken durch den Kampf mit der höheren Geſellſchaft, der er ihre Vortheile abzugewinnen ſtrebt, indem er ſie mit den gleichen Waffen der Intrigue und der Corruption behandelt. Sehr abgeſchwächt zeigt ſich Sue ſchon in dem Roman Les enfants de l'amour (1850). Dagegen verſucht er in der Miss Mary ou l'institutrice anglaise (1851) auch einmal einen Abſtecher in das neumodiſche Genre der engliſchen Gouvernanten-Romane, deren langweilig moraliſirende und ſentimentaliſirende Manier hier zuweilen ganz täuſchend von ihm eingehalten wird, obwohl man ſieht, daß nur die Erſchöpfung des Autors es iſt, welche ſich augenblicklich dieſe Milchcur verordnet hat. Die Verlorenheit des Charakters und Talents, zu der es Sue's Richtung in der Poeſie nur bringen kann, zeigt ſich am reifſten in ſeinem Fernand Duplessis ou memoires d'un mari (1851). Sue verſpricht in der Vorrede ein durchaus moraliſches Buch zu geben, aber wir werden ſogleich verſucht, ihm deshalb eine koloſſale Begriffsverwirrung zuzuſchreiben. Moral iſt hier zunächſt die Auffaſſung der Ehe als einer durchaus eckelhaften und widerlichen Tyrannei. . . ."

Man ſieht, daß dieſes Urtheil mehr ein deutſches, wie ein franzöſiſches Urtheil iſt. An ſolchen Urtheilen ſieht man, wie ſehr verſchieden die Literaturen der beiden Nationen links und rechts vom Rhein ſind. Wenn auch der „ewige Jude" und die „Myſterien von Paris" in Deutſchland in hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet waren und mit einem eckelhaften Heißhunger von dem Leſepublikum der Rätherinnen u. ſ. w. verſchlungen wurden, konnten ſich doch dieſe Romane nicht in Deutſchland

einbürgern ; dies ſieht man deutlich an den Nachahmungen, welche die Sue-ſchen „Myſterien" gefunden haben; an jenen Geheimniſſen von Wien, Leipzig, Berlin u. ſ. w., der größten Schandliteratur, welche jemals die deutſche Sprache entehrt hat. Um Sue'ſche Romane zu erfinden, dazu muß man ein Paris haben, mit ſeiner revolutionären Vergangenheit und ſeinem revolutionären Boden, mit den ſchroffen Gegenſätzen des ſocialen Lebens, mit ſeinem Leichtſinn und ſeiner Frivolität. Der Humor, der in London einen ernſten, melancholiſchen Hintergrund hat, und jeden Augenblick in Moralphiloſophie auszuarten droht, zeigt ſich in Frankreich als Frivolität, aber trotz der leichten Form und der Schlüpfrigkeit der Darſtellung iſt doch die Moral dieſelbe.

Man hat Eugene Sue einen unmoraliſchen Dichter genannt. Wir wollen mit dieſem phariſäiſchen Ausdruck unſerer Philiſter nicht rechnen. Aber wenn etwas Unmoraliſches an dieſen Romanen iſt', ſo iſt es die Wirklichkeit, welche das Objekt derſelben bilden, die ſocialen Verhältniſſe, die Sue vielleicht nur zu treu geſchildert hat. Man kann ſeine Romane eine Anatomie der menſchlichen Geſellſchaft nennen, ſo genau zergliedert er das Gewebe und den Bau derſelben ; da kommt denn freilich Manches zur Sprache, an deſſen offene Behandlung das größere Publikum nicht gewöhnt iſt.

Die Philiſter haben Sue verdammt, aber ihn geleſen. Feindlich ſtanden ihm eigentlich nur die Jeſuiten gegenüber, die in ihm den gewaltigſten Gegner ſeit Voltaire's Zeiten hatten. Ja, man muß Sue's Beiträge zur Bekämpfung des Jeſuitismus für viel bedeutender halten, als ſelbſt Voltaire's geiſtreichere und berühmtere Schriften, weil ſie mehr in die Maſſen des Volkes eingreifen. In dieſer Beziehung haben ſie nur einen einzigen Rivalen, den großen Verfaſſer des Tartüffe.

Die ſociale Richtung ſeiner Romane mußte Eugene Sue auch in ſeinem politiſchen Leben während der revolutionären Kataſtrophe, in welcher das Volk die Politik machte, begleiten. 1850, bei der wichtigſten Wahl, welche vielleicht jemals in Paris ſtattgefunden, wurde Eugene Sue als Repräſentant der ſocialen Demokratie, der ſo ſehr gefürchteten rothen Republik, in die geſetzgebende Verſammlung gewählt. Natürlich mußte die Niederlage ſeiner Partei durch den Staatsſtreich des zweiten Dezember auch ihn in die allgemeine Kataſtrophe verwickeln, und Frankreichs populärer Dichter, der in jeder Hütte und in jeder Manſarde ſeines Landes eine Heimath hatte, mußte das geliebte Frankreich meiden. Aber freilich, damals mußte der ganze franzöſiſche Ruhm Frankreich verlaſſen, der militäriſche Ruhm mit ſeinen Marſchällen und Generalen, der Ruhm der Rednertribune und der Bar, der Ruhm der Literatur und Wiſſenſchaft. Niemals hat je eine Regierung Frankreichs ſich ſo mit der ganzen Intel-

ligenz des Landes in Widerſpruch geſetzt, wie die Regierung Louis Napoleons.

Es ſchien, als wenn Eugene Sue, den franzöſiſchen Boden nicht mehr unter ſeinen Füßen, den Pariſer Himmel nicht mehr über ſeinem Haupte, auch nicht mehr ganz den franzöſiſchen Esprit behalten hätte, denn ſeine Leiſtungen während der Verbannung ſtehen hinter den früheren zurück. Dies ſehen wir bei allen franzöſiſchen Schriftſtellern; ſie können außerhalb Frankreichs nicht gedeihen. Victor Hugo iſt nicht mehr der Meiſter der Rede und Verſe, auf den Frankreich ſo lange ſtolz war; Louis Blanc, der große Hiſtoriker und Nationalökonom, iſt faſt vergeſſen, und nur ſelten hört man noch aus dem Munde Ledru Rollin's eine Erinnerung an die alte Kraft des franzöſiſchen Volkstribuns. Iſt dies vielleicht nicht die ſchwärzeſte Seite der jetzigen Tyrannei, daß ſie das Genie Frankreichs verderben und verkümmern läßt?

Eugene Sue hatte während ſeiner Verbannung in vollem Maaße die polizeilichen Vexationen erfahren, mit dem Louis Napoleon und die ihm untergebenen Nachbarländer die Flüchtlinge raſtlos verfolgten. Er mußte der Schweiz und dem herrlichen Genfer See, dem Terrain der großen literariſchen Erinnerungen, entſagen, und ſich in die Wildniſſe von Savoyen verbergen. Hier, in Annecy, mitten in einem von Jeſuiten überſäeten Lande, mußte der Verfaſſer des „ewigen Juden" ſeine letzten Tage zubringen. Er ſtarb nach langem Krankenlager, in den Armen ſeines Freundes Charras, dem er das letzte Wort zurief: „Ich ſterbe als ein Freigeiſt, wie ich gelebt habe!" Die franzöſiſche Regierung, welche Beranger's Leiche mit Bajonetten umgab, hat nicht geſtattet, daß die ſterblichen Ueberreſte Sue's nach Frankreich gebracht werden.

Wir theilen folgenden Nachruf des Phare de la Loire mit:

„Der Tod wüthet in den Reihen der ausgezeichneten Männer und raſch v rarmt die intellectuelle Welt. Es entſtehen unausfullbare Lücken. In wenigen Jahren verloren wir Chateaubriand, Balzac, Frederic Soulié, Francois Arago, Lammenais, David d'Angers, Alfred de Muſſet, Beranger, welchem das Pariſer Volk, außerhalb des officiellen Pompes, eine ſo ſchöne Leichenfeier zu bereiten wußte; nun ſtirbt auch Eugen Sue, nicht in der Mitte ſeiner Freunde, wie der Nationaldichter, nicht am Ziele eines langen Lebens, ſondern im Lande der Verbannung, in der Kraft der Jahre und des Talents. Das politiſche und ſoziale Teſtament des Verfaſſers des Ewigen Juden iſt in ſeinen Schriften vollſtändig enthalten. Sie werden Zeugniß geben von der Kraft ſeiner Geſinnungen, von ſeinem Haſſe gegen Ultramontanismus, und von ſeinem tiefen Mitgefühle mit den Leiden des Armen."

Der Suez-Canal.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Wenn Frhr. v. Bruck die vor acht Tagen bei der Eröffnung der Laibach-Trieſter Bahn anweſenden Gäſte aufforderte, den Bemühungen des Hrn. v. Leſſeps um die Durchſtechung der Landenge von Suez den Tribut der Anerkennung zu zollen, ſo lieh er einem Gefühl Worte, das nicht nur der Handelsſtand in Trieſt, ſondern die geſammte intelligente Bevölkerung der Monarchie theilt. Die Natur ſchreibt dem Trieſter Rheder den Weg nach der Levante in ſehr concreter Weiſe vor. Die Richtung der Adria, die alten aus venetianiſcher Zeit herſtammenden Verbindungen der Anwohner dieſes Meeres mit dem Orient, und die italieniſche Sprache, als die Sprache des oſtmittelländiſchen Handels, weiſen Trieſt zunächſt auf die Balkan-Halbinſel, den Archipel, Weſtaſien und Nordoſt-Afrika hin. An den Mündungen des Nil, wie am goldenen Horn und in Odeſſa, ſuchen die Trieſter Schiffe ihre Frachten; der Lloyd dehnt ſeine Hauptthätigkeit öſtlich vom joniſchen Meer aus, und Alles, was mehr dem Weſten zuliegt, bleibt Marſeille und einigen italieniſchen Häfen überlaſſen. Iſt auch das große Gebiet, das hier offen liegt, noch weit entfernt, eine Domäne der Trieſter Schifffahrt zu ſein, ſo muß man die Ungunſt der Verhältniſſe anklagen, welche dem wichtigſten öſterreichiſchen Hafen kein Hinterland gegeben hatten. Keine Waſſerſtraße fuhr vom Meer in das Innere des Landes, eine koſtſpielige und ſchwierige Chauſſee näherte allein den ſüdlichen Pol des Verkehrs den Mittelpunkten des Gewerbfleißes, und zum Ueberfluß hatte eine mangelhafte Zollpolitik die Erzeugniſſe der einheimiſchen Induſtrie nicht immer concurrenz- und exportfähig gemacht. Wo aber kein Export iſt, da kann ſich auch der Import nur auf einer beſchränkten Höhe bewegen. Alles dieß iſt jetzt verändert. Zwar führt kein Strom aus den mittleren Kronländern nach Trieſt und dem Littorale, aber eine eiſerne Straße hat die Entfernung von Wien bis an das Meer auf 20 Stunden reducirt, und ein rationelleres Zollſyſtem trägt dazu bei, die Induſtrie zu heben und die Möglichkeit der Concurrenz im Orient mit Engländern, Franzoſen und Deutſchen zu einer Wahrheit zu machen. Trieſt hat daher in zweifacher Beziehung ein Hinterland gewonnen. Von ihm wird jetzt nicht zum kleinſten Theil die Größe der Dienſte, welche es dem ganzen Lande leiſtet, und ſein eigener Flor abhängen. Gewiſſe Erleichterungen, wie der billige Tarif auf der Bahn und die Einfachheit des Zollverfahrens, müſſen vorausgehen; aber was dann noch zu thun, iſt ausſchließlich Sache der Trieſter ſelber. Der Pontus und das öſtliche Mittelmeer ſind aber nicht die einzigen Meere, welche die Schiffe der Trieſtiner durchfurchen können, und in denen der Trieſter Kaufmann Handel treiben wird. Der uralte Gedanke, einen Waſſerweg durch den Iſthmus von Suez zu graben, iſt mit erneueter Kraft, und einer Zähigkeit, die des

Erfolges nicht verfehlen wird, wieder aufgelebt, und zählt das gebildete Mitteleuropa zu ſeinem entſchiedenſten Anhänger. Trieſt's Aufmerkſamkeit iſt ſeit dem erſten Aufleben des Leſſeps'ſchen Plans ununterbrochen auf das großartige, aber realiſirbare Project gerichtet geweſen. Einen Theil der Anſtrengungen, die der Lloyd und die Stadt gemacht haben, um für die Zukunft zu ſorgen, muß man ſogar auf Rechnung einer weiſen Vorausſicht ſetzen. Ein kluger Kaufmann wartet nicht erſt das Eintreten des Moments ab, der ihm einen neuen Weg, neue Abſatzorte aufſchließt; gerüſtet ſteht er da, um ſogleich Gebrauch von der neuen Fährte machen zu können. Noch klingt es kühn, wenn wir in Oeſterreich von einem directen indiſchen Handel ſprechen; man kann uns auf die Fürſtenthümer und die Türkei verweiſen, wo unſer Commerz noch genug pouſſirt werden kann. Aber wenn Kunſt und Natur unſeren Schiffen einen Weg bahnen, wenn die Dampfſchiffahrt die Hinderniſſe früherer Jahrhunderte nicht kennt, wenn endlich die Geſchichte des venetianiſchen, portugieſiſchen, holländiſchen und engliſchen Handels uns mehr als einen ähnlichen Fall aufweiſt: ſo verliert ſich die Kühnheit, und kaufmänniſche Berechnung tritt an ihren Platz. Der Suezcanal iſt für Trieſt kein chimäriſches Project, keine luxuriöſe Spielerei, die es einem Oeſterreicher vielleicht geſtattet, auf ſeinem eigenen Schiff und auf dem directeſten Wege einmal China zu beſuchen. Lebte der Lieutenant Waghorn noch heute, ſo würden ſeine fortgeſetzten Bemühungen es aller Welt darthun, was dieſer Canal zu bedeuten hat, was er namentlich für Trieſt bedeutet. Die Ueberlandpoſt iſt jedoch nicht das Einzige; an ihre Ferſen bindet ſich der Waarenimport des ſüdöſtlichen Aſiens, die Herſtellung der directen Verbindung mit dem fernen Oſten. Die Schienenſtraße durch Mitteleuropa iſt der natürliche Ausläufer der Route von Aegypten und vom rothen Meere her, Trieſt iſt die begünſtigtſte Stadt in dieſer Beziehung, und ihr werden die Vortheile zuerſt zufallen, welche die Vollendung des Suezcanals für Europa mit ſich bringt. Darum nimmt dieſe Stadt, darum Oeſterreich an der Verwirklichung des großartigen Projects ein ſo lebhaftes Intereſſe. Aber nicht wir in Oeſterreich ſind es allein, die mit den beſten Wünſchen den Plan Leſſeps' begleiten. Der Handel in ganz Mitteleuropa wird in neue Bahnen gelenkt und zur größeren Entwickelung gefördert werden, wenn einmal Remorqueure die Segelſchiffe durch das rothe Meer bis in die indiſchen Gewäſſer ſchleppen. Die Waaren, welche Indien und China dem alten Europa liefern, tragen die theuern Frachten; der kürzere Weg entſchädigt ſchon theilweiſe für die Mehrkoſten, und für deutſche, franzöſiſche und öſterreichiſche Induſtrieproducte wird ein neues Feld des Abſatzes gewonnen ſein. Heute noch ſtehen Männer des Eiſenbahnweſens, wie Herr Stephenſon, dem Canal entgegen, aber ihr Intereſſe iſt das der Concurrenten, die eine Eiſenbahn das Euphratthal entlang wünſchen, und wenn

Lord Palmerſton ſich als den eifrigſten Widerſacher documentirt, ſo erinnert das an die Prieſter, welche dem Plane Necho's, der ebenfalls ſchon dieſelbe Landenge durchſtechen wollte, mit den wunderbarſten Orakeln entgegentraten. Aber was die zweideutigen Prieſter einer vergangenen Zeit vermochten, die Sinne der Regenten und ganzer Völker zu umnebeln, das wird heute Niemand gelingen, auch wenn er den einflußreichſten Platz des commerciell mächtigſten Staates einnähme. Der Canal von Suez iſt kein Utopien; er iſt möglich, nothwendig für Mitteleuropa nicht allein, ſondern auch für England ſelbſt. Den Anſtrengungen des Hrn. v. Leſſeps wird es gelingen, ihn durchzuführen.

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

(Fortſetzung.)

III.

Revolutionäre Kataſtrophen haben eine furchtbare Seite ihrer Wirkung im Familienleben, das ſie mit rückſichtsloſer Hand auseinander reißen. Es iſt natürlich, daß in einer Familie, wo verſchiedene Generationen ſind, auch verſchiedene Intereſſen und Weltanſchauungen exiſtiren, und daß dasjenige, was dem Jünglinge nicht nur als ſein Ideal, ſondern auch als ſeine Pflicht erſcheint, daß dies dem Vater als Verbrechen und als eine Thorheit vorkommt. Die Heftigkeit, mit welcher revolutionäre Bewegungen immer einen Theil der Menſchen erfaſſen, wirft alle andern Rückſichten, ſelbſt die Pietät gegen die Familie und die Sorge für das eigene Intereſſe zu Boden. So trat auch die Revolution von 1848 unheilbringend in manche Familie herein, und es war nicht ſelten, daß der Sohn vom Vater, der Bruder vom Bruder losgeriſſen wurde. Unter den Opfern, welche die Revolution koſtet, iſt vielleicht die Zerrüttung ſo manchen Familienlebens das allergrößte, denn man muß hier im Namen der Freiheit und Humanität gegen die natürlichſten Gefühle und Pflichten handeln. Nun, wir wollen nicht mehr an jene Zeit denken; die langen Jahre haben Manches wieder gut gemacht, was früher unheilbar und unrettbar erſchien.

Freilich, im Rauſche jener Leidenſchaften, welche damals die Jugend

entflammten, hatte man nicht Zeit zu dieſen ernſten Reflexionen. Die Bewegung riß die Gemüther hinauf und herunter, und es miſchte ſich eine Frivolität in die ernſte Bewegung, über welche der Philiſter erſchrack. In ſolchen revolutionären Zeiten ſind die Menſchen losgebunden, und es gibt ſich Jeder, wie er iſt, ohne ſich an die alten Regeln des Herkommens und der Sitte zu binden.

Während in Weſtfalen ſchon in den erſten Wochen nach der Märzrevolution der vereinte Einfluß der Bürokratie und Prieſterſchaft eine unheimliche, weil heuchleriſche und perfide Reaktion bewirkte, der man damals kaum offen entgegentreten konnte, weil ſie ſelbſt nicht offen auftrat, ſondern ſich recht jeſuitiſch hinter dem ſchwarz-roth-goldenen Patriotismus verbarg: ſo war am luſtigen, fröhlichen Rhein ein anderes Leben und Treiben; der halb deutſche, halb franzöſiſche Charakter des Rheinländers zeigte ſich in ſeiner ganzen Lebendigkeit, und die revolutionäre Aufregung hatte ſich dem ganzen Volksleben mitgetheilt. Köln, dieſe große Handelsſtadt mit ihren franzöſiſchen Erinnerungen und engliſchen Sympathien, ſtand an der Spitze des revolutionären Treibens; hier wurde in der verſchiedenſten Weiſe gewühlt und geſchürt, und die Intriguanten waren häufiger, wie die Politiker. Die revolutionäre Bewegung nahm hier gleich im Anfang die doppelte Richtung an, an der ſie nachher geſcheitert iſt, und die im übrigen Deutſchland ſich zu dieſer Zeit noch nicht ſo deutlich ausgeprägt hatte, die conſtitutionelle Bourgeois-Richtung und die ſocial-demokratiſche Bewegung der Proletarier. Wie weit die Rheinprovinz allen anderen Gegenden Norddeutſchlands — und auch Süddeutſchlands, (denn in Süddeutſchland trat die Revolution vielleicht noch unklarer und verſchwommener auf, als ſelbſt in Berlin) in politiſcher Bildung voraus war, beweiſt, daß dieſe Scheidung gleich ſchon im Anfange der Bewegung vor ſich ging. Die Bourgeois hielten ihre patriotiſchen Reden über Deutſchlands Einheit, das Parlament, die Märzerrungenſchaften und dergleichen ſchwarz-roth-goldenes Zeug gewöhnlich im Stollwerk'ſchen Saale. Hier ließ ſich die ſanfte, wohltönende Stimme des Herrn Raveaux hören; Deputationen des damals tagenden Funfziger-Ausſchuſſes in Frankfurt kamen hin und erließen ihre väterliche Anſprache an die horchende Menge, und Robert Blum feierte ſeine Triumphe auf der Rednerbühne. Während dieſe Bewegung ſich in Phraſen auflöſte, und ſich damit begnügte, Deputationen über Deputationen nach Berlin zu ſenden, — ging eine unterirdiſche Bewegung unter den Arbeitern vor ſich, die von den „Communiſten" in die Hand genommen wurde. Köln war in jenen Tagen das Rendezvous vieler vormärzlichen Flüchtlinge, die von Brüſſel, London, Paris aus den communiſtiſchen Arbeitervereinen kamen, und mit ihren ſocialiſtiſchen Ideen die guten Philiſter kränkten. Die Leute

von der ſpätern „Neuen rheiniſchen Zeitung“ waren munter und guter Dinge mit den Arrangements für die Errichtung ihrer Zeitung beſchäftigt; hier ſprudelte der revolutionäre Uebermuth am tollſten; ſie bildeten die Avantgarde der Revolution. Unter den vielen intereſſanten Perſönlichkeiten, mit denen wir damals verkehrten, nennen wir nur den Dr. Gotſchalk und den bekannten Ruſſen Bakunin. Gotſchalk war der Führer der Arbeiterbewegung in Köln und den umliegenden Orten, ein Mann, der viel in ſeinem ganzen Weſen und Charakter hatte, was an Robespierre erinnerte. Er trug ſich faſt wie ein Geiſtlicher, und hatte auch in ſeinen Manieren etwas davon; er zeigte ein zurückhaltendes, beobachtendes Betragen, das man in jenen Zeiten der revolutionären Exploſionen ſelten fand. In der ganzen deutſchen Revolution haben wir keinen beſſeren Organiſator geſehen, wie ihn; dies beweiſt die Art und Weiſe, wie er in kurzer Zeit einen Arbeiterverein gründete, der, an der Zahl 6,000, trefflich organiſirt und in ſeiner Hand ein allzeit bereites Mittel war. Die Bourgeoiſie ſah mit Schrecken auf dieſen Mann und ſeine Thätigkeit unter den Arbeitern; aber wo ihn nur an den Feſtungswerken, oder am Hafen oder in den Fabriken die Arbeiter ſahen, reichten ſie ihm die Hand, und freuten ſich, ein Wort aus ſeinem Munde zu hören. Und Gottſchalk verdiente dieſe Popularität, denn er hat durch ſein ganzes Leben und namentlich durch ſeinen Tod bewieſen, daß er ein treuer Freund des Volkes, der Arbeiter und der Armen war. Der Haß, den ein großer Theil der Bürgerſchaft dem Vorkämpfer des Proletariates zollte, wandte ſich bei ſeinem Tode, den er in Erfüllung ſeiner ärztlichen Berufspflichten und in ſeiner Treue gegen das Volk in den ärmſten Gaſſen der Stadt zur Cholerazeit fand, in Dankbarkeit und Bewunderung um, und die angeſehenſten Bürger der Stadt geleiteten den früher ſo gefürchteten Mann zu Grabe.

In Gottſchalk's und ſeiner Freunde Geſellſchaft traf man in jener Zeit ſehr häufig Bakunin, einen Mann von bedeutendem, imponirendem Weſen, eine von den Geſtalten, die man nur einmal geſehen zu haben braucht, um ſie nie zu vergeſſen. In ſeiner ganzen äußeren Geſtalt, wie in ſeinem ganzen Charakter, ſtellte er den Ruſſen dar: es lag etwas Gewaltſames, Rückſichtloſes, Wildenergiſches in ſeinen Zügen und in ſeinem Weſen, das uns manche Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Volkscharakters erklärte. Eine intereſſante Geſtalt, die dem Bildhauer zum Modell eines Heroen dienen konnte, hatte er ſeine durchaus ſlaviſchen Züge durch einen hohen Grad von Bildung und durch den reinſten Ausdruck der Humanität veredelt, und im Umgange zeigte er, wie alle gebildete Ruſſen, die feinſten, verbindlichſten Formen. Wer mit ihm umging, mußte ſagen: dies iſt ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Er kam damals grade von Paris, wo er ſich einige Monate vorher durch eine Rede am Polenfeſte die Verbannung aus Frankreich durch die Regierung Louis Philipps zugezogen

hatte, und war im Begriffe, nach Polen zu reiſen, wo ſich der Mieroslawski'ſche Aufſtand vorbereitete. Seine Bemerkungen über die Art und Weiſe, wie die Deutſchen ihre Revolution machten, waren intereſſant. „Wenn ihr nicht bald", ſagte er, „in Berlin, Wien und Frankfurt die Republik macht, ſo werden wir ſie in Petersburg und Moskau machen." Er behauptete, daß die Revolution, je weiter ſie nach dem Oſten kommen würde, deſto rother werden, deſto mehr einen ſocialen, ja kommuniſtiſchen Charakter annehmen würde. In Bakunin war eine ſonderbare Miſchung von revolutionärer Kraft und diplomatiſcher Gewandheit verbunden; gewaltſam, heftig, ſchroff, wie er war, konnte er doch auf dem diplomatiſchen Glatteis ſich ſehr gut zurecht finden; dieſer Mann zeigte alle Anlagen, der Revolution nicht nur als Krieger, ſondern auch als Diplomat große Dienſte zu leiſten, und eine Rolle zu ſpielen, die gewiß noch nicht in der Feſtung Schlüſſelburg geendet hat, ſondern ihm noch für die Zukunft vorbehalten iſt. Gewaltſam, wie der Mann in ſeinen politiſchen Beſtrebungen war, zeigte er ſich auch in der wiſſenſchaftlichen Debatte; ſeine Bildung hatte er den deutſchen Univerſitäten zu verdanken, namentlich Berlin, wo er ſich in früheren Jahren am Hegel und ſeiner Philoſophie übergeſſen hatte und deßhalb ein eifriger Feind derſelben wurde. Komiſch war ſein Zorn, wenn er eine philoſophiſche Phraſe hörte; „ſolange wie ihr noch die Welt durch die Idee frei machen wollt, werdet ihr nicht mit der Fauſt drein ſchlagen."

Der Verſchwommenheit und Unklarheit der damaligen politiſchen Bewegung, die von einem Schwalle patriotiſcher Reden und gutgemeinter Phraſen erſtickt wurde, der ganzen Zerfahrenheit und dem Duſel der Revolution gegenüber, war es wirklich ein Genuß, dieſen klaren, entſchiedenen Mann zu beobachten, der ſelbſt in dieſer Zeit politiſcher Träume und ſocialer Schwärmereien frei von Illuſionen war. Er öffnete ſeiner Umgebung die Augen, wo ſie noch nicht geöffnet waren, und wir ſahen im erſten Aufflackern der Revolution ſchon den Todeskampf derſelben.

Wenn wir uns noch an einzelne Scenen und Bilder aus jenen Tagen erinnern, ſo können wir kaum die Stimmung begreifen, in der wir uns damals befanden. Vom Morgen bis zum Abende raſſelte die Bürgerwehr durch die Stadt, und die Weinkneipen wurden nicht leer von bewaffneten Leuten. Wenn die Hälfte der Phraſen, die man bei dieſer Gelegenheit hörte, in Thaten umgewandelt worden wäre, man hätte die Welt todtgeſchlagen. Aber hinter allen den patriotiſchen Phraſen ſteckte nichts, wie die gewaltigſte Angſt der beſitzenden Klaſſen. Von Frankreich her drohte das Geſpenſt des Socialismus, und verwandelte die liberale Stimmung der Bürgerklaſſen in eine fanatiſche Reaktion, welche der militäriſchen Reaktion vorherging und dieſelbe ermöglichte.

Zwei Bewegungen zogen damals die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich; der Heckerzug und der ſchleswig-holſteiniſche Krieg. Wie ſich dieſe beiden Ereigniſſe an den Grenzen Deutſchlands in die öffentliche Aufmerkſamkeit theilten, iſt für die damalige Zeit ſehr charakteriſtiſch. Für Schleswig-Holſtein war der offizielle Enthuſiasmus; wehe dem, der dagegen ſprach! Jeden Abend wurden gegen hundert junge Leute über den Fluß nach dem Deutzer Eiſenbahnhof geſchickt, um als Freiwillige gegen die Dänen zu kämpfen. Die friſche, junge Avantgarde der Revolution ſollte in einem unfruchtbaren Kriege in Dänemark verbluten, ſo war der Plan.

Im Pfälzer Hof in Köln war das Hauptquartier der Schleswig-Holſteiniſchen Freiſchaaren, und der Dr juris Becker, der nachher auf eine ſo traurige Weiſe durch den Kölner ſogenannten Kommuniſtenprozeß bekannt wurde, war als Präſident des Comite's faſt den ganzen Tag anweſend, um die nöthigen Arrangements für die Zuzüge zu beſorgen. Es war ein luſtiger Anblick, die oft noch blutjungen Leutchen zu ſehen, wie ſie Kugeln goſſen, und ihre Studentenlieder dazu ſangen, voll von ſchwarz-roth-goldenem Patriotismus. Von der Stimmung, die unter dieſen jungen Leuten herrſchte, zeugt folgende Anekdote. Wir fragten, ob ſie nicht lieber für die Republik beim Hecker kämpfen wollten, als in Holſtein? Nein, hieß es, für ein einiges deutſches Kaiſerthum. — Wer ſoll denn deutſcher Kaiſer ſein? Derweiſeſte und beſte, lautete die Antwort. Man hätte das Geſicht Bakunin's bei dieſem Geſpräche ſehen ſollen.

Wenige Leute intereſſirten ſich damals im Norden Deutſchlands für die Heckerbewegung; man glaubte Alles ſchon erobert zu haben, und im Beſitze der gewunſchten Freiheiten zu ſein. Außerdem kam die Nachricht von dem Ausbruch Hecker's und ſeiner Niederlage faſt zur ſelben Zeit an, ſo daß es nicht mehr möglich wa, Arrangements für die Zuzüge zu treffen. Früher oder ſpäter unternommen, hätte die Expedition vielleicht mehr gefruchtet. Aber zu machen war ja doch nichts.

Nie werden wir den Augenblick vergeſſen, wo wir zum letzten Male die Hallen des Kölner Domes durchſchritten, mit Freunden, die jetzt in aller Welt zerſtreut ſind. Wir dachten gleich an Nimmerwiederſehen. Schritt für Schritt mußten wir uns von den Freunden und den liebgewordenen Umgebungen trennen, und jede Begegnung mit einem Freunde war ein Abſchied. — Werden wir den Kölner Dom noch wiederſehen?

IV.

Es ging den Rhein herauf, dem Heerde der Revolution entgegen. Es war eine prächtige Frühlingsnacht, als uns der Dämpfer, der den Namen „Prinz von Preußen" mit dem Namen „deutſche Kokarde" vertauſcht hatte,

den Rhein herauf trug. Die Geſellſchaft am Bord des kleinen Dämpfers, der hier in Amerika neben den großen See- und Flußdämpfern ſich wie eine Nußſchaale ausnehmen würde, war ſehr lebhaft und aufgeregt, und es wurde der Wein, dieſe unentbehrliche Zugabe zu einer Rheinreiſe, nicht geſpart. Natürlich bewegte ſich das Geſpräch ausſchließlich um die Politik; es wurde gekannengießert in der recht behäbigen, ſuperklugen Weiſe, welche den deutſchen Philiſter und namentlich den Rheinländer kennzeichnet. Wir zogen es deßhalb vor, oben auf dem Verdeck ſpazieren zu gehen, und zu ſehen, wie die Sterne ſich in den ruhig und majeſtätiſch dahin ſtrömenden Wellen des Rheines ſpiegelten. Bald kamen wir an Bonn vorbei, am Siebengebirge und dem Rolandsbogen; die alten Erinnerungen an die Studentenzeit kamen uns in die Seele, und der einſame Stern, der uns durch den Rolandsbogen hindurch blickte, ſchien uns ein Stern der Hoffnung über Ruinen zu ſein.

Am andern Morgen, in der Nähe von Koblenz, wurden wir durch Flintenſchüſſe geweckt. Man machte keinen Scherz; die Kugeln flogen dem Steuermann neben den Ohren vorbei. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen. Die Schiffsvoranzieher in Mainz und anderswo waren durch die einige Jahre vorher entſtandene und damals ſchon ſehr ausgedehnte Schleppſchifffahrt um ihre Arbeit gekommen, und ſahen in der Revolution einen Wink, ſich wieder im Beſitz ihres früheren Berufes zu ſehen. Wie in Weſtfalen und anderen Provinzen gegen die Maſchinen und Fabriken, ſo wurde am Rhein auf und ab ein förmlicher Krieg gegen Schlepper und andere Dämpfer eröffnet, der, lächerlich an und für ſich, noch lächerlicher dadurch wurde, daß der damals in Frankfurt tagende Fünfziger Ausſchuß eine rührende Proclamation dagegen erließ. Ja, das Unweſen ging ſo weit, daß ſelbſt das preußiſche Oberpräſidium in Coblenz eine Zeit lang das Befahren des Rheines mit Schleppern unterſagte, aus ſicherheitspolizeilichen Gründen, um Unglück und Aufruhr zu verhüten. An ſolchen Beiſpielen ſieht man, wie damals die Revolution aufgefaßt wurde.

Ein anderes Beiſpiel gefiel uns indeſſen beſſer. In Bingen, dort, wo der Rhein, aus der Felsſchlucht des Binger Loches befreit, ſich zu einem See ausbreitet, kamen Burger zu uns, welche uns von einer eigenthümlichen Prozedur erzählten. Dort, in Bingen und Umgegend, waren, wie überall am Rhein, jüdiſche Wucherer eine Plage des Landvolkes. Zu jenen revolutionären Zeiten, als das Volk überall ſich ſelbſt Recht verſchaffte, der Polizeidiener ſich in den Winkel verkroch, und der Herr Landrath den Bauern freundlich die Hand reichte, dachten die Bauern, auch mit dieſer Plage fertig zu werden. Anſtatt übrigens dieſen Quälgeiſtern die Häuſer niederzubrennen, wie es unter dieſen Umſtänden ein mehr hitziger Volksſtamm gethan haben würde, verleugnete ſich ſelbſt in dieſem Momente nicht

der geſetzliche Geiſt der Leute. Man errichtete ein Schiedsgericht, welches die Schuld- und Rechnungsbücher der Bauern mit den Juden prüfte, die über Gebühr bezalten wucheriſchen Zinſen von der Schuld abzogen, und die Juden zwangen, die auf dieſe Weiſe bewirkte Reduktion der Schuldforderungen anzuerkennen. Die Operation ſoll, wie man uns erzählte, trefflich von Statten gegangen ſein, aber wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß in ſpäteren Jahren daraus eine unverſiegbare Quelle von Prozeſſen gegen die Bauern entſtand.

An dieſen und ähnlichen Vorfällen konnte man ſehen, wie wenig Verſtändniß der Revolution in den Maſſen des Volkes war; wir ſollten ferner auch erfahren, daß das Verſtändniß bei denen, welche ſich zu Führern der Revolution aufwarfen, nicht größer war. Wir kamen nach Frankfurt hin, zur Zeit, als der Fünfziger-Ausſchuß dort tagte, und müſſen geſtehen, daß derſelbe eine der unfähigſten politiſchen Verſammlungen war, die jemals in einer ſo wichtigen Zeit eine Rolle geſpielt haben. Schon der Anblick Frankfurts, der alten Kaiſerſtadt, ſtimmte uns etwas froſtig. Dieſe Stadt könnte ihrer ganzen natürlichen Lage und ihrer freundlichen Anlagen wegen die ſchönſte, liebenswürdigſte Stadt Deutſchlands ſein, — wenn es nur von einer andern Menſchenrace bewohnt wäre, als von dieſen Spießbürgern, die alle nach dem Kotzebue'ſchen Kleinſtädter copirt zu ſein ſcheinen. Daß dieſe Stadt Sitz des deutſchen Bundestages iſt, kann man ſich denken; aber daß man ſie zum Sitze des aus einer Revolution hervorgegangenen Parlamentes wählte, zeigte von vornherein, daß man der revolutionären Bedürfniſſe gar nicht bewußt war. Hinter dem Parlamente mußte das Volk ſtehen, das Volk einer großen Stadtgemeinde, eine Armee von Arbeitern, eine Maſſe, deren Druck die Verſammlung vorantreibt; ſelbſt gegen ihren Willen. So war es in Paris, ſo in Wien, ſo in Berlin; aber in Frankfurt gibt es kein Volk, ſondern nur Spießbürger. Es war der Plan, um dieſem Mangel abzuhelfen, die Arbeiterbevölkerung von Frankfurt, Offenbach, Hanau u. ſ. w. zu organiſiren, um im entſcheidenden Momente durch Maſſen das Parlament voranſchieben zu können, aber das revolutionäre Material war nicht in genügender Anzahl und Brauchbarkeit vorhanden, um imponiren zu können.

Aber wir ſind von unſerem Thema, dem Fünfziger Ausſchuß, abgekommen, und wollen die breiten Stufen des ehrwürdigen Römer heranſteigen zum „Kaiſerſaal", — ein paſſender Namen für den Verſammlungsſaal der erſten revolutionären Verſammlung Deutſchlands. Richtig, da hängen die Kaiſer an den Wänden umher, ſtolze, mannhafte Figuren, bis daß die Habsburger kommen, die einen traurigen Gegenſatz zu den Heldengeſtalten des Mittelalters machen. Alle die Kaiſerbilder ſind fertig; nur ein Platz iſt noch leer, auf den ſich die Blicke der Fünfziger Herren

ſehnſüchtig richten, um einen neuen deutſchen Kaiſer hineinzuſetzen. Die Verſammlung der Fünfziger, denen die große Aufgabe zu Theil wurde, die Revolution in das friedliche Bett der parlamentariſchen Entwickelung hineinzulenken, ſah aus, wie irgend eine Caſino-Geſellſchaft, die ſich kannengießernd über die Tagesneuigkeiten unterhält. Wir erinnern uns noch, daß wir einen norddeutſchen Kaufmann in den Saal treten ſahen, voll Begierde, die Danton's und Robespierre's, die Washington und Jefferſon der deutſchen Revolution zu ſehen. Als er die gemüthliche Verſammlung ſah, fragte er erſtaunt: Iſt das Alles?

Iſt das Alles? fragten wir oft, wenn wir den Verhandlungen dieſer Herren zuhörten. Die Herren hatten einen ſehr mäßigen Begriff von ihren Vollmachten und wußten im Grunde genommen nicht, wozu ſie eigentlich dawären. Dies war ein großer Fehler. Eine revolutionäre Verſammlung muß ſich von ſelbſt ihre Vollmachten nehmen, dies iſt der einzige Weg. Aber der Fünfziger Ausſchuß, der bekanntlich aus dem confuſen, zum größten Theil aus reaktionären Elementen beſtehenden Vorparlamente hervorgegangen war, hatte nicht den Muth dazu, ſich Vollmachten zu geben. Die gewöhnliche Erledigung der wichtigſten Tagesfragen war Verweiſung an ein Committe, in deſſen Schooß natürlich die ganze Sache begraben wurde, oder eine Proclamation an das deutſche Volk, die den im Ausſchuß ſitzenden Literaten Gelegenheit gab, Stilübungen zu machen. Mit Proclamationen leiſtete man überhaupt viel. Als die große ſociale Frage beſprochen wurde, wie dem ſteigenden Proletariat überhaupt abzuhelfen, und ſpeziell, wie die mit der Revolution verbundene Stockung der Geſchäfte und Arbeitseinſtellung zu beſeitigen ſei, kamen die lächerlichſten Vorſchläge auf's Tapet, und die Geſchichte ſchloß mit einer Proclamation an das deutſche Volk, in der man das verlorene Vertrauen zurück beſchwor. Man berichtete an den Fünfziger Ausſchuß über die Ruheſtörungen am Rhein, wie die Schleppdämpfer mit Flintenſchüſſen von Seiten der Schiffszieher verfolgt wurden, — und das Reſultat war wiederum eine Proclamation an das deutſche Volk. Zu derſelben Zeit kam die bekannte diplomatiſche Intrigue des Herrn von Lepel zur Wiederherſtellung des Bundestages zur Sprache; man ſchwatzte hin und her und — eine Proclamation an das Volk war das Reſultat. Die Sitzungen dieſer Herren wurden gewöhnlich auf dem Sachſenhäuſer Felſenkeller beſchloſſen, ein Lokal, das auch die Gunſt der Mitglieder der Linken im Parlamente in einer ausgedehnten Weiſe genoß. Leider war es mit den Diäten dieſer ſehr ehrenwerthen Herren ſpärlich beſtellt, und wenn die Stadt Frankfurt nicht mit einem Darlehen, das ſpäter vom Parlamente ratifizirt wurde, eingeſchritten wäre, ſo hätten Deutſchlands „beſte Männer" Durſt leiden müſſen. Die ganze Haltung und Zuſammenſetzung dieſes Ausſchuß war eine Profezeiung und ein Vorbild für das Parlament ſelbſt, deſſen Wahlen ſich im erſten Stadium der beginnenden Reaktion vollzogen.

V.

Bei jeder verlorenen Sache muß ein Sündenbock ſein, dem man die Schuld der geſcheiterten Unternehmung zuſchreibt. So auch mußte für die geſcheiterte Revolution ein Sündenbock gefunden werden, gegen welchen man alle Klagen und Vorwürfe los werden konnte, welche der Unmuth über eine getäuſchte Hoffnung nur eingeben mochte. Dieſe traurige Rolle hat das Frankfurter Parlament geſpielt. Man hat die Mitglieder deſſelben für den Niedergang der Revolution verantwortlich machen wollen, und einen Haß auf das „Profeſſoren-Parlament" gehäuft, welcher vielleicht nur von der Verachtung, mit welcher die deutſchen Regierungen das Parlament behandelten, übertroffen wurde. Und doch iſt dieſes Parlament nicht allein ſchuldig; es kann ſich decken durch das Volk, aus dem es hervorging, und das in erſter Reihe für den Untergang der Freiheit verantwortlich iſt. Wir ſtehen gegenwärtig dieſer Bewegung wohl ſo unparteiiſch gegenüber, daß wir fragen können: Wer hat in dieſen Zeiten keinen Fehler gemacht? Hat nicht gerade die radikale Partei vielleicht die größten Fehler gemacht? Wo war eine Klarheit und Sicherheit über das, was errungen werden mußte; wo war das politiſche und ſociale Syſtem, auf deſſen Verwirklichung die Revolution hinarbeitete; wo war die Einmüthigkeit der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Richtung der Bewegung? Dadurch, daß von den radikalen Elementen jedes mögliche Maaß überſchritten wurde, und man alle Bedingungen einer geſchichtlichen Entwickelung vergaß, beraubte man die Revolution ihrer beſten Kräfte, die ſich natürlich gleich anfangs ſo ſehr in Widerſpruch zu der öffentlichen Meinung ſtellten, daß ſie im weiteren Verlaufe der Bewegung nicht den nöthigen Einfluß darauf haben konnten. Der Hauptfehler der Revolution lag daran, daß man höchſtens über das einig war, was man zerſtören wollte, nicht aber über das, was man aufbauen wollte; dieſer Fehler vereitelte auch die Arbeiten des Parlamentes.

Man hat ſo viel über die ſchlechte Zuſammenſetzung des Parlamentes geredet und geſchrieben, — aber konnte man denn von dem deutſchen Volke ein anderes Parlament verlangen? Waren in dieſer Verſammlung nicht alle die verſchiedenen Elemente Berufe, Anſichten, Tendenzen vertreten, die im Schooße der deutſchen Nation ſelbſt enthalten ſind? Die Beamten, die Militairs, der Adel, die Geiſtlichkeit, war im Parlamente nicht mehr und ſtärker vertreten, als in der Nation ſelbſt, und hatte hier keinen ſtärkeren Einfluß, als dort. Dies waren die reaktionären Elemente. Das Centrum, die feige, charakterloſe Bourgeoiſie, vorzüglich durch die Abgeordneten der Hanſeſtädte vertreten, betrug ſich im Parlamente gerade ſo, wie im gewöhnlichen Leben, und die radikale Seite, die äußerſte Linke, war unter ſich ebenſo uneinig, und in der Verſammlung

ebenſo in der Minorität, wie in ihrer Stellung im Volke und im praktiſchen Leben. Wir ſind daher nicht berechtigt, dieſes Parlament als eine Mißrepräſentation des deutſchen Volkes hinzuſtellen.

Allerdings geben wir zu, daß der Zeitpunkt zur Wahl der Parlamentsmitglieder ſehr ungünſtig gewählt war, indem zu jener Zeit die erſte Bewegung des Volkes ſchon vorüber, und eine Reaktion gegen die frühere Aufregung eingetreten war. Einige Wochen vorher hätten die Wahlen ein anderes Reſultat gehabt. Aber auch dann wäre daſſelbe wohl prinzipiell nicht verſchieden geweſen. Wenn man hier in dem freien Amerika ſelbſt die Beobachtung machen muß, wie ſchwer es iſt, bei den Wahlen gegen den Einfluß der Bundesämter anzukämpfen, — welchen Einfluß mußte man erſt in Deutſchland bekämpfen, wo eine feſtgeſchloſſene, kaſtenartige Bürokratie exiſtirt, von der wir doch in Amerika nichts wiſſen! Alſo, das Reſultat war unter dieſen Umſtänden vollſtändig erklärlich, und ebenſo erklärlich, daß man das Parlament als Gegenſatz zur Republik gleich anfangs auffaßte. Bei den Frankfurter Tumulten zur Zeit des Vorparlamentes und nachher theilten ſich die Parteien in zwei Lagen nach zwei Loſungsworten: Partament und Republik, und ſo unverſtändlich dieſer Gegenſatz einem Amerikaner oder Engländer klingen würde, ſo natürlich erſchien er in Deutſchland.

Die Verſammlung in der Paulskirche iſt häufig bildlich dargeſtellt, ſo daß ſelbſt derjenige, welcher perſönlich den Berathungen nicht beigewohnt hat, ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Indeſſen wäre es wohl ein mißliches Ding, wollte man dieſes Bild mit jenen berühmten Bildern, der Unterzeichnung der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung, deren Original im Kapitole zu Washington hängt, oder dem Schwur in der Ballhausnacht während der erſten franzöſiſchen Revolution vergleichen. In der revolutionären (?) Verſammlung Deutſchlands war weder jene eiſige, energiſche Ruhe, jene nüchterne Beſonnenheit und Feſtigkeit, welche Hancock und ſeine Genoſſen charakteriſirt, noch jene Begeiſterung, jene wilde Leidenſchaft, jene heroiſche Stimmung, mit welcher der franzöſiſche Adel und die Geiſtlichkeit ihre Privilegien auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Indeſſen fehlte es auch in dieſer Verſammlung nicht an intereſſanten Köpfen. Wenn der Präſident der Verſammlung, der edle Heinrich, ſeine hohe Stirn runzelte und aus ſeinen Augen Blitze ſchoß, ſo zitterte das ganze Centrum, und ſtimmte gewiß für die präſidentielle Vorlage; aber wenn der Sturm gar zu groß wurde, kam Laubfroſch Soiron auf die Tribüne, und vernichtete im Mannheimer Bierdialekte die Argumente der Linken. Auf der rechten Seite ſaßen neben gleichgültigen Bürokraten einige intereſſante Perſönlichkeiten, voran Radowitz mit ſeinem halb diplomatiſchen, halb militairiſchen Antlitz, mit ſeinen ſtechenden Augen und ſeinem grauen Schnurrbart. Von ihm ſagte der Witz, er ſei im Parla-

mente Soldat, und in der Armee Diplomat. Neben Radowitz bemerken wir Lichnowsky, den romantiſchen Hanswurſt der Nationalverſammlung, den in ariſtokratiſchem Uebermuthe die plebejiſchen Unterſchiede zwiſchen Dativ und Accuſativ verachtete und deſſen Auftreten jedesmal die Rechte vor Verlegenheit außer ſich brachte. Schade, daß man dieſen Narren eines ſo ernſthaften Todes gewürdigt hat. Der alte Jahn feſſelte nicht weniger die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich; er war auch noch ein Exemplar aus der guten alten Zeit der Demagogen, aber als er ſich in jener Nacht des 18. September ſeinen langen weißen Bart aus Angſt vor den Kommuniſten abſchnitt, war ſeine Autorität dahin. Neben dem alten John ſaßen eine Menge der früheren Demagogen der dreißiger Jahre im Parlamente, und dieſe Leute, wie Venedey, Jordan, Eiſenmann und andere ſpielten eine nichtsſagende lächerliche Rolle. Man hat ſich vielfach darüber gewundert, daß gerade dieſe Leute ein um das andere Mal mit der reaktionären Seite ſtimmten, aber wir finden dieſes ganz natürlich. Die Bewegung der dreißiger Jahre war an und für ſich ſelbſt ſo unklar und mit ſo vielen romantiſchen Beſtrebungen vermiſcht, daß man von den dabei betheiligten Leuten am allerwenigſten revolutionäre Thatkraft erwarten konnte. Jede Revolution muß ihre eigenen Leute haben, und kann die einer vorhergegangenen Bewegung nicht mehr brauchen. Dies war wohl der größte Fehler bei der Wahl zum deutſchen Parlamente, daß man nach Autorität und Namen, nicht nach Prinzipien und Fähigkeiten wählte.

Allerdings waren unter dieſen Autoritäten Männer, die man nicht umgehen konnte. Männer, wie Arndt, Dahlmann, Beſeler, Gervinus, Welker u. ſ. w. konnte man wohl nicht in einem deutſchen Parlamente entbehren, ſelbſt wenn ſie ihre Zeit nicht mehr begriffen und unter den damaligen Verhältniſſen wirklich ein politiſches Unglück waren. Aber ſie repräſentirten eine Seite des deutſchen Weſens, ein Stück deutſcher Geſchichte, welches das deutſche Volk nicht vernachläſſigen und vergeſſen wollte und konnte. Hatte man nicht das Recht, von dieſen Leuten zu erwarten, daß ſie ſich eben ſo brav und ſtandhaft zeigen würden, wie der alte Uhland, wie unſer deutſcher Beranger, der treu zur Fahne der Freiheit ſtand, und dieſelbe niemals verleugnet hat?

Das eigentliche Talent in der Verſammlung war unbedingt auf Seiten der Linken, aber leider machte ſich das Talent mehr auf der Rednertribune, in den Klubbs und Volksverſammlungen geltend, als in den Bureau's, Ausſchüſſen und Comite's. Was den Herren abging, war Geſchäftskenntniß. Es galt auf jenem Poſten, nicht nur ſchöne Reden zu halten, ſondern zu arbeiten. Es beſtand in Deutſchland derſelbe Mangel, wie in Frankreich; man hatte in den Reihen der Demokratie genug glänzende Talente, Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, große Redner und Schriftſteller, Dichter und Journaliſten, aber keine Geſchäftsmänner,

die organiſiren und die Verwaltung leiten konnten. In Frankreich mußte die proviſoriſche Regierung nach den Männern des alten Regime zurückgreifen, um die Miniſterien und Departements in Ordnung zu halten; in Deutſchland war der Mangel an adminiſtrativen und diplomatiſchen Talenten in der revolutionären Partei wo möglich noch größer. Mit ſchönen Reden allein aber kann man keine Revolution machen. In Bezug auf dieſen Punkt leiſtete man allerdings in der Paulskirche viel. Wir können die Reden von Demoſthenes und Cicero in die Hand nehmen, wir finden nicht mehr Correktheit und Logik, nicht mehr Glanz und Schwung, nicht mehr Begeiſterung und Effekt, als in manchen Reden von Simon von Trier, Raveaux und beſonders von Robert Blum, von dem manche Reden wahrhafte Meiſterſtücke zu nennen ſind. Der Strom ſeiner Rede floß ſo ruhig und gleichmäßig dahin, daß man glauben ſollte, daß Alles vorher vorbereitet, gemeißelt und gefeilt worden ſei, und doch waren dieſe Reden in den meiſten Fällen improviſirt und ein Ergebniß der momentanen Debatte.

Ueberhaupt fehlte es dem deutſchen Parlamente und namentlich dem Clubb in Donnersberg nicht an Intelligenzen und Talenten, aber es war kein revolutionäres Feuer darin. In einer oft zu bemerkbaren Selbſtgefälligkeit coquettirten die meiſten dieſer Herren mit der Revolution, aber hüteten ſich, Ernſt damit zu machen. Dies hat namentlich die Zeit vor und nach dem 18. September 1848 bewieſen, auf deren Ereigniſſe wir ſpäterhin zurückkommen. Es fehlte an eigentlichen Volksmännern, die das Leben, namentlich der unteren Klaſſen, mit ſeinen Leiden und Bedürfniſſen kannten: die meiſten Mitglieder des Parlamentes hatten ſich mehr in Bibliotheken und Amtsſtuben aufgehalten, als im Volke; Allen mangelte mehr oder weniger die politiſche Vorſchule, welche in den vormärzlichen Zeiten vollſtändig durch bürokratiſche Mauern verſchloſſen war. So konnte denn ein Reſultat nicht ausbleiben, das man in den erſten Tagen des Parlamentes vorausſehen mußte, und das ſich von Tag zu Tag deutlicher und unvermeidlicher anzeigte.

Ueber den Stand der deutſchen und ausländiſchen Geſchichtſchreibung.

[Aus einem Vortrag von Profeſſor H. v. Sybel.]

Der Beginn unſerer modernen Geſchichtſchreibung geht, wie alles Große und Gute, deſſen ſich unſer nationales Daſein erfreut, auf den Anfang des Jahrhunderts, auf die unvergleichliche Zeit der nationalen Wiedergeburt und Befreiung zurück. Damals in der Tiefe des Unglücks, nahm ſich die Nation erſt in ihrem Innern zuſammen, um dann die Kraft zu dem glorreichſten Waffenkampfe zu gewinnen. Sie erinnerte ſich ihrer Vergangenheit, ihrer Eigenartigkeit, ihrer Einheit; ihre Geſchichte, die bis dahin nur im Beſitz der Philologen und Juriſten geweſen, wurde ein lebendiger Quell der Erfriſchung und Erquickung für das geſammte Volk. Dieß wirkte, wie auf Staat und Leben, ſo auch auf die Wiſſenſchaft in der mächtigſten Weiſe zurück. Vergangenheit und Gegenwart verbindend, erhob ſich die Vorſtellung der Nationalität, als einer großen, die einzelnen Menſchen umfaſſenden, durch die Zeitalter hindurch wachſenden Perſönlichkeit. Man lernte die ſonſt getrennten Gebiete des Rechtes und der Sprache, der Religion und der Sitte, des Staates und der Kirche, als zuſammengehörige Aeußerungen dieſes einen großen Volkslebens begreifen; man lernte die Gegenwart auffaſſen als das letzte Glied einer geſchloſſenen, tauſendjährigen Kette, die Vergangenheit als die ſproſſende Wurzel des gegenwärtigen Daſeins. Mit wie ganz anderer Friſche wandte man nun den Blick auf die Erforſchung der längſt verfloſſenen Zeit, mit welchem Eifer drang man nun in die entlegenſten und unſcheinbarſten Kreiſe des geſchichtlichen Lebens ein! Denn wohin man kann, überall empfand man jetzt die Pulsſchläge des eigenen Blutes, überall fühlte man das Weben der heimathlichen Luft. Als man die Perſönlichkeit des eigenen Volkes erkannt hatte, verſtand man die Eigenthümlichkeit auch der andern zu begreifen, und von der Geſchichte der Nation zu dem Lebenslaufe der Menſchheit erkennend fortzuſchreiten.

Aus der ſo erregten Geſinnung ergaben ſich nun folgende charakteriſtiſche Züge der geſchichtlichen Wiſſenſchaft in der nächſtfolgenden Zeit.

Vor Allem nahm die Forſchung einen höchſt energiſchen Aufſchwung. Mit dem regſten Eifer trachtete man den Inhalt des Wiſſens zu erweitern. Neue Quellen wurden entdeckt, die große Sammlung der deutſchen Geſchichtſchreiber begonnen, Urkunden aller Art an das Licht gefördert, die Maſſe des Wiſſenſtoffes in einigen Jahrzehnten vielleicht verdoppelt. Noch wichtiger aber für die wahre Erkenntniß als die Beiſchaffung neuen Materials war die Sichtung und Benutzung des vorhandenen, und dieſe

wurde mit ſolchem Erfolg begonnen, daß keine frühere Periode etwas Aehnliches aufzuweiſen, jede andere Nation ſeitdem auf dieſem Felde nur von uns zu lernen hatte. Es war die kritiſche Methode, welche zuerſt von Niebuhr auf die römiſche, dann von Ranke auf die moderne, neuerlich von Baur auf die Kirchengeſchichte angewandt wurde, welche allerorten gleich überraſchende und höchſt bedeutende Ergebniſſe lieferte, welche von nun an zu allen Zeiten in unſerer Wiſſenſchaft den Meiſter von dem Dilettanten, den Gelehrten des Fachs von dem Empiriker ſcheiden wird.

Ein zweites war die veränderte Behandlung der Culturgeſchichte. Sonſt beſchränkte ſich der Inhalt der hiſtoriſchen Werke auf die großen Hof- und Staats- und Kriegsactionen, wobei überall die herrſchenden Perſönlichkeiten im Vordergrund der Auffaſſung ſtanden. Daneben hatte man Rechtsalterthümer und Kirchengeſchichte nicht zum Gebrauche der Nation für deren Bildung, ſondern zum Dienſte der Fachgelehrten zu praktiſchen Zwecken. Jetzt fing man an, die Beſchaffenheit des geſammten Culturzuſtandes eines Volkes zum Ausgangs- und Zielpunkt der Betrachtung zu nehmen; die Geſchichte der ökonomiſchen Verhältniſſe wurde ebenſo wichtig, wie jene der diplomatiſchen Verhandlungen; die Entwickelung der Sprache und der Literatur erhielt gleiches Intereſſe mit den Bewegungen der Höfe und der Heere; Kirchen und Rechtsgeſchichte wurden als Ausflüſſe deſſelben nationalen Lebens in den großen Rahmen mit hineingezogen. An dieſer Stelle griffen die Beſtrebungen Savigny's, Eichhorns, der hiſtoriſchen Rechtsſchule in die Förderung der geſchichtlichen Wiſſenſchaft ein; hier gaben die Gebrüder Grimm den ſchöpferiſchen Anſtoß zum Entſtehen einer ganz neuen Sprachwiſſenſchaft und Sprachgeſchichte; hier zeigte Ranke in meiſterhaftem Beiſpiel, wie die Darſtellung religiöſer Kämpfe zum Mittelpunkte einer nationalen Geſchichte zu machen ſei. Es war von nun an nicht mehr möglich, die Geſchichte der Politik für ſich allein von den übrigen Bildungszweigen zu ſondern; es zeigte ſich die bleibende Aufgabe, den Staat in ſtetem Zuſammenhang mit dem Geſammtleben der Nation, als deſſen höchſte irdiſche Blüthe, zu begreifen.

Hiemit hieng denn ein drittes auf das engſte zuſammen. Die Geſchichte war dem lebenden Geſchlecht näher gerückt, der Sinn für den Zuſammenhang der Zeiten geöffnet, ein Band perſönlicher Beziehung und menſchlichen Gefühls zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit geknüpft. Dieß kam nicht blos dem Eifer der Forſchung und der Friſche der Beſchreibung im Allgemeinen zu gut; es hatte auch die beſondere Folge, daß alle Stimmungen der Gegenwart ihre Reflexe und ihre Schatten auf die Darſtellung der Vergangenheit zurückwarfen. Mit der erhabenen, weltbürgerlichen Ruhe, welche einſt Johannes v. Müller in der deutſchen Geſchichtſchreibung zur Mode gemacht, war es vorbei auf immer. Jeder

Hiſtoriker, der in unſerer Literatur etwas bedeutete, hatte ſeitdem ſeine Farbe; es gab religiöſe und atheiſtiſche, proteſtantiſche und katholiſche, liberale und conſervative, es gab Geſchichtſchreiber von allen Parteien, aber es gab keine objektiven, unparteiiſchen, blut- und nervenloſen Hiſtoriker mehr. Ein höchſt erheblicher Fortſchritt! Denn ſo gewiß der echte Hiſtoriker nicht ohne ſittliche Geſinnung heranreifen kann, ſo gewiß gibt es keine ächte Geſinnung ohne ein beſtimmtes Verhältniß zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Nationalität. Der Hiſtoriker, der ſich hier in vornehme Neutralität zu ziehen ſucht, wird ohne Rettung entweder ſeelenlos oder affectirt, und ſo gründlich und weit er dann etwa zu forſchen, oder ſo ſententiös und geſchmückt er zu reden vermöchte, nimmermehr wird er ſich zu der Fülle, der Wärme und der Freiheit der wahren Natur erheben. Er wird nicht ſittlich begeiſtern, er wird vergebens nach Styl und Schönheit trachten. Daß unſere Geſchichtſchreibung ſich zu Vaterlandsliebe und politiſcher Ueberzeugung bekannt, hat ihr erſt die Möglichkeit zu erziehender Kraft und zu feſter Kunſtform gegeben.

Ein ſo hohes Ziel wird nach der Natur der Sache nicht bei dem erſten Anlauf erreicht, zumal hier, wo die erſte Vorausſetzung, das enge Bündniß der Politik und Wiſſenſchaft, an ſich ſelbſt noch neue Schwierigkeiten zu der Aufgabe hinzubringt. Denn es verſteht ſich, wer einmal mit dem Staat in Beziehung tritt, wird nicht blos von dem Tüchtigen und Belebenden, ſondern auch von dem Unvollkommenen und Krankhaften des öffentlichen Zuſtandes berührt. Nachdem die Pflanzungen der Wiſſenſchaft aus den geſchützten Räumen des Laboratoriums in das Freie hinausgelegt worden, ſind ſie wie den treibenden, ſo auch den hemmenden Einflüſſen des Windes und Wetters ausgeſetzt. Nicht allein mehr auf gelehrte Leiſtungen kommt es an: alle Geſtaltungen und Verwandlungen des Staatslebens machen ſich geltend; alle Mängel der politiſchen Praxis werden ſofort auch in der Literatur empfunden.

Dieß zeigt ſich denn auffällig genug in der deutſchen Geſchichtſchreibung der letzten dreißig Jahre. Man kennt das deutſche Staatsweſen ſeit 1815. In der durch die ungeheuren Kriege völlig verwandelten Lage hatten alle Parteien ſich ſelbſt zurecht zu finden; alle waren unklar über ihr Ziel, unſicher in der Wahl ihrer Mittel, ohne Verſtändniß für das Vorhandene und für das Vergangene. So ergaben ſich denn auch für die Geſchichtſchreibung die krauſeſten Anſchauungen. Liberale Koryphäen hatten von der reichen Welt des Mittelalters keinen andern Begriff, als daß ſie eine Zeit der Verfinſterung und Barbarei geweſen. Conſervative Männer mit entſprechender Weite des Geſichtskreiſes ſchilderten die modernen Revolutionen, als ſeien ſie lediglich Erzeugniſſe frevelnder Demagogen und gottloſer Philoſophen. Solche Beiſpiele ließen ſich in unend-

licher Menge anführen; ich verſuche ſtatt deſſen ein anderes Moment zu erörtern, weil es für einige der hervorragendſten unſerer Hiſtoriker beſonders charakteriſtiſch iſt. Unter allen Staatsformen, Monarchie und Republik, Ariſtokratie und Demokratie, legitimer und revolutionärer Verfaſſung, erſcheint der einfache und durchgreifende Gegenſatz der Regierung und der Regierten. Sei der Urſprung und der Charakter der Regierung, welcher er wolle, gewiſſe Beſtrebungen und Geſichtspunkte werden bei einer jeden wiederkehren, eben weil ſie Regierung iſt. Die Regierten ſehen vor allem auf das Wünſchenswerthe, die Regierungen auf das Erreichbare, iene auf die allgemeinen Forderungen, dieſe auf die beſondern Schranken, iene auf die großen ſittlichen Ziele, dieſe auf die begränzten techniſchen Mittel. Es iſt immer ein wichtiges, vielleicht das wichtigſte Zeichen politiſcher Geſundheit und Reife, wenn beide Standpunkte ſich annähern: wenn die Regierung die Auswahl ihrer Zwecke im Sinn der großen nationalen Forderungen trifft, und die Bevölkerung ihr Urtheil über die Ausführung mit ſachverſtändiger Ruhe und Vorſicht bildet. Es iſt aber auch bekannt, wie weit Deutſchland in den erſten Jahrzehnten nach dem Frieden von dieſem Ideal entfernt war. Die Regierungen, zum Theil ſehr wohlgeſinnt, gingen doch in bureaukratiſcher Abgeſchloſſenheit ihren Weg, nur darauf bedacht, die unreifen Ideen des Publikums von jeder Einwirkung auf die Staatsmaſchine fern zu halten. Die Bevölkerung, ohne ernſtlichen Antheil am politiſchen Wirken, blieb denn auch unreif, vertiefte ſich in zielloſes Mißtrauen, und entſchädigte ſich für ihre Unthätigkeit durch maßloſe Kritik der Handelnden. Dieſe doppelte Einſeitigkeit ſpiegelt ſich denn ſofort in zwei Hiſtorikern, von denen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, der andere wenigſtens eine Zeitlang für den größten aller Deutſchen gegolten hat, in Ranke und Schloſſer. Ranke erzählte die politiſchen Ereigniſſe durchgängig vom Standpunkt des handelnden Staatsmannes; er iſt bewundernswerth in Umſicht und Scharfblick, wo es die Erörterung einer verwickelten Aufgabe, die Darlegung der Schwierigkeiten und Gegenmittel, die Schilderung der auf einander treffenden Kräfte und Perſönlichkeiten gilt. Das allgemein Bekannte übergeht er als der Aufmerkſamkeit des Kenners nicht würdig, das Verborgene entwickelt er mit pſychologiſcher, äſthetiſcher, publiciſtiſcher Meiſterſchaft. Dafür tritt auf dem politiſchen Gebiet das allgemein Menſchliche, es tritt das einfach ſittliche Urtheil vor der techniſchen Erwägung durchgängig in den Hintergrund: es entſteht daraus zuweilen ein Mangel an Wärme, der glücklicher Weiſe durch das hin utretende religiöſe Intereſſe in ſeinen meiſten Schriften wieder ausgeglichen wird. Im ſchneidenden Gegenſatz dazu fühlt ſich Schloſſer, ſoviel hohe Politik er erzählt, doch auf das weiteſte von der Welt der Staatsmänner und Hofleute entfernt. Ihm iſt jeder andere Maßſtab gleichgültig als jener der hausbackenen Moral, und

da die Politik ſich durchgängig doch auf andern Bahnen bewegen muß, ſo findet ſein Urtheil eigentlich in allen Zeiten und Ländern nur eine einzige große Nichtsnutzigkeit — ſeine Bücher haben ohne Ausnahme das Anſehen jener alten Schauſpiele, in denen unvermeidlich jeder Geheimrath ein zweideutiger Charakter, jeder Kammerherr ein läßlicher Böſewicht, vollends aber jeder Miniſter ein abgefeimter Sünder iſt. Die große Wirkung Schloſſers erklärt ſich aus dem vorher erwähnten, ganz entſprechenden Zuſtand ſeines Publicums: er wird, während Ranke für Jahrhunderte lehrreich bleibt, vergeſſen ſein, ſobald das deutſche Volk ein geſunderes Verhältniß zu dem deutſchen Staatsweſen erreicht hat.

Es iſt nun klar, wie wichtig die Ausgleichung des hier entwickelten Gegenſatzes gerade für die Geſchichtſchreibung iſt. Denn ſie ſoll die großen Staatshandlungen nach ihrer ganzen Bedeutung, aber ſie ſoll ſie nicht bloß für die Staatsmänner, ſondern für die Geſammtheit der Nation darſtellen. Wenn irgend wer, hat ſie die Aufgabe, bei der Behandlung politiſcher Fragen techniſche Reife mit ſittlicher Wärme zu vereinen, und in dieſer Verſchmelzung die Temperatur der eigenen Geſinnung zu finden. Sie wird immer am beſten gedeihen, wo dieſes Verhältniß ſchon in den Zuſtänden gegeben iſt, wo zwiſchen Regierung und Bevölkerung ein gegenſeitiges, würdiges Vertrauen herrſcht, wo jene ſich gerne der Strömung des öffentlichen Lebens überläßt, dieſe mit freier Anerkennung des Staates und ſeiner Lenker erfüllt iſt. Die geſunde, zugleich behagliche und ſtolze Stimmung, welche ſich aus dieſer Quelle z. B. durch Maculay's Werke ergießt, kann natürlich nur ſeltenen und bevorzugten Augenblicken zu Theil werden, und es bedarf der Bemerkung nicht, daß die deutſche Literatur auch in der neueſten Zeit ſich ſo glücklicher Verhältniſſe nicht zu erfreuen hat. Die Ereigniſſe von 1848 haben hier die Furcht vor immer erneuerter Anarchie, dort die Sorge vor gränzenloſer Willkürherrſchaft erregt, und einen Zuſtand verbreiteten Mißbehagens in dem Körper der Nation zurückgelaſſen. Dennoch aber iſt der Fortſchritt unverkennbar, welchen die Erſchütterung jener Zeit wenigſtens in den Gemüthern hervorgebracht hat. Ueberall ſind die Anſichten gereinigt, die Urtheile geſichtet, die Parteien umgebildet, die blinde Schwärmerei für die politiſche Theorie und die formellen Verfaſſungsfragen hat nachgelaſſen; man hat begonnen, in erſter Linie auf die realen Kräfte, auf die ſittlichen und materiellen Grundlagen des Lebens zu blicken; man hat gelernt, daß es in der Politik weniger auf das Haſchen nach Idealen, als auf die Auswahl erreichbarer Zwecke ankommt. Durch die Ausſtoßung der radikalen Elemente ſind die liberalen Parteien conſervativer, durch die Ueberſtürzung der Reaction ſind große conſervative Fractionen liberal geworden; beide haben erfahren, daß Revolution und Gegenrevolution gleich ſehr vom Uebel ſind; jene ſind beſonnener und zurückhaltender, dieſe geneigter zu Vorangehen und

Reform, als jemals in einer früheren Zeit. So bahnt ſich eine Ausgleichung der Standpunkte an, welche, einmal vollzogen, durch ihre innere Kraft ganz unwiderſtehlich wirken, und die extremen Parteien zu geiſtiger Ohnmacht und politiſcher Unmöglichkeit verurtheilen mußte.

Die eben beginnende Entwickelung hat denn für die geſchichtliche Wiſſenſchaft bereits die erfreulichſten Früchte gebracht. Sie hat zunächſt bei allen, die ſich um Staat und Nation noch kümmern, das Intereſſe für die Geſchichte in bemerkenswerther Weiſe geſteigert. Jenes Bundniß zwiſchen Geſchichte und Politik war nämlich bisher ein noch vielfach ungleiches geweſen. Wohl hatten die Hiſtoriker ein politiſches, die Politiker aber nur in ihrer Minderheit ein hiſtoriſches Intereſſe gewonnen. Es war vielmehr, zumeiſt durch franzöſiſche Einwirkung, zum Theil aber auch nach dem Gang der deutſchen Dinge ſelbſt, überwiegend ſpeculative Politik getrieben worden. Wenn es auf die Feſtſtellung oder Beurtheilung eines politiſchen Satzes ankam, ſo pflegte die linke Seite an die Philoſophie, die rechte an die Theologie zu appelliren, ohne ſich um das beſondere Recht, den beſonderen Urſprung, die beſondere Geſchichte des einzelnen Falles, des einzelnen Landes zu bekümmern. Praktiſch unumgängliche Begehren der Regierungen beſtritten die einen nach den allgemeinen Menſchenrechten; poſitiv unzweifelhafte Rechte der Kammern oder der Einzelnen zermalmten die andern mit nicht minder allgemeinen Bibelworten; beide um die Wette verblendeten ſich nach den willkürlichen Schlußfolgerungen einer eingebildeten Theorie gegen die vorhandenen Zuſtände und Bedürfniſſe. So erſchien es hier und dort als überflüſſige Mühe, dem Urſprung dieſer Bedürfniſſe, der Vergangenheit dieſer Zuſtände, den geſchichtlichen Wurzeln des Vorhandenen nachzuforſchen, und wenn ja einmal ein hoher Tory ſich um die alten Zeiten bekümmerte, ſo geſchah es weniger in dem hiſtoriſchen Sinn, daran anknüpfend weiter zu bauen, als in dem revolutionären der Gegenwart, kurzer Hand das Abgeſtorbene wieder aufzudringen. In dieſen Beziehungen iſt nun eine weſentliche Aenderung zum Beſſern eingetreten. Durch eine mächtige Erſchütterung aufgerüttelt, iſt man für die praktiſchen Lehren der Geſchichte empfänglicher geworden. Der Trieb macht ſich geltend, den Zuſammenhang zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart thatkräftig zu beleben, und das Alte nicht zur Ertödtung, ſondern zur Fortentwickelung des Neuen zu benutzen. Für dieſe Geſinnung mußte vor Allem das Studium der neuern Zeit und der jüngſten Vergangenheit ein lebhaftes Intereſſe gewähren; es erklärt ſich daraus das raſche und glänzende Aufblühen eines bei uns faſt lebloſen Zweigs der Geſchichtſchreibung; der Memoirenliteratur, der Biographie der ältern Zeitgenoſſen. In kurzer Friſt hat er eine Reihe der werthvollſten Früchte und unendliche Wirkung hervorgebracht; ein Buch wie das Leben Stein's

weitläufig und formlos wie es iſt, war nicht blos ein literariſches, ſondern im vollen Sinn des Wortes ein geſchichtliches Ereigniß.

Wie das Intereſſe der Aufnehmenden, ſo iſt gleichzeitig unter dem Einfluſſe derſelben Strömung die Zahl und Kraft der Schaffenden gewachſen. Daß auch hier das politiſche Moment vor allen andern das belebende und treibende iſt, erhellt von jeder Seite her, mag man die Stellung der Verfaſſer oder den Gehalt der Schriften in Betracht ziehen. Faſt alle, die auf wahre Bedeutung Anſpruch machen können, gehören jenem liberal conſervativen Kreiſe an, jener Verſchmelzung, wenn man den parlamentariſchen Ausdruck verſtatten will, der beiden Centren, der gemäßigten Whigs und der liberalen Tories — die engliſche Bezeichnung gibt jetzt, wo unſere Parteien in voller Auflöſung und Neubildung ſtehen, eine beſtimmtere Vorſtellung, als irgend ein deutſcher Name. Dieſer Standpunkt iſt rein und ſcharf in allen Schriften Mommſens und Dunkers, Waitzs und Gieſebrechts, Droyſens und Häuſſers bezeichnet; auf keinen andern werden, durch die Gewalt ihrer Stoffe, Gervinus von links, und Höpfner von rechts her, beinahe wider Willen geführt. Neben den Werken dieſer Männer kommt nach wiſſenſchaftlichem Werthe gar nicht in Betracht, was die extremen Parteien neulich in der geſchichtlichen Literatur geleiſtet haben. Bei weitem das hervorragendſte Buch der ultramontanen Hiſtoriker iſt Hurter's Ferdinand II; ein höchſt intereſſantes und unendlich reiches Material iſt hier in unbehülflich roher Darſtellung und mit einer Stumpfheit des nationalen und ſittlichen Gefühls verarbeitet, welche Entrüſtung hervorrufen müßte, wenn ſie nicht durch ihre Naivität in beinahe heitere Verwunderung ſetzte. Auf den äußerſten Rechten der Proteſtanten erſcheint Leo's deutſche Geſchichte, ohne Zweifel das bedeutendſte Buch ſeiner Farbe, und doch gleich zweifellos auch die unzugänglichſte Schöpfung des berühmten Verfaſſers, erfüllt mit oberflächlichen oder phantaſtiſchen Willkürlichkeiten, geiſtreich in Nebendingen, im weſentlichen überall den Geſetzen der ächten Forſchung widerſprechend. Die reine Demokratie hat überhaupt in den letzten Jahren auf unſerm Felde nichts geliefert, was eine nähere Erwähnung verdiente.

Fragt man nun, was die erfreulichen Erſcheinungen der deutſchen Geſchichtſchreibung ſeit 1848 von ihren Vorgängern unterſcheidet, ſo wird man bald inne, daß die charakteriſtiſchen Merkmale nicht in dem Kreiſe des wiſſenſchaftlichen und gelehrten Apparats liegen. Die kritiſche Methode iſt noch dieſelbe, wie ſie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; die Grundbegriffe der Culturgeſchichte werden noch in gleichem Sinne gehandhabt, wie ſie Eichhorn und Savigny vor vierzig Jahren feſtſtellten. Das Neue liegt durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Hier zeigt ſich Alles, was wir vorher als allgemeinen Fortſchritt in dem

Bewußtſein der Nation bemerkten, größere Klarheit, und intenſivere Kraft des nationalen Gefühls, praktiſche Mäßigung und eingehende Sicherheit des politiſchen Urtheils, poſitive Wärme und freier Blick in der ſittlichen Auffaſſung. Die doctrinäre Phraſe und die politiſche Kannegießerei mancher altliberalen Hiſtoriker ſind ebenſo verſchwunden, wie die offiziöſe Geheim- und Vornehmthuerei, die ſonſt wohl als Merkzeichen gutgeſinnter Geſchichtſchreibung gegolten hat. Statt deſſen ſucht man den Staatsmann nach den ſachgemäßen Forderungen ſeiner Kunſt zu beurtheilen, dieſe Kunſt aber ſtets nach dem Maßſtabe menſchlicher und ewiger Sitte zu meſſen. Die Geſinnung, welche hiermit bezeichnet iſt, gibt wie dem Inhalt, ſogleich auch der Form ihr Gepräge; zum erſtenmal in der deutſchen Geſchichtſchreibung beginnt ſich ein feſter, den verſchiedenſten Perſönlichkeiten gemeinſamer, den mannichfaltigſten Stoffen paſſender hiſtoriſcher Styl zu bilden. Wohl ſind es auch in dieſer Beziehung erſt Anfänge — Niemand könnte behaupten, daß einer der Jüngern an ſubjectiver Meiſterſchaft z. B. Ranke erreichte — aber es ſind Anfänge einer reichen Zukunft, einer richtigen Bahn, einer neuen Epoche unſerer Geſchichtſchreibung. Ein Buch, wie Mommſens römiſche Geſchichte, iſt kein vollendetes Kunſtwerk, aber es enthält eine Tendenz, welche mit lebenerfüllter Kraft, mit dem Eifer friſchen Werdens und der Klarheit eines unwiderruflichen Entſchluſſes das Ideal einer großen Claſſicität in das Auge gefaßt hat. *)

Die Zukunft der Union.

Die „Westminster Review", bekanntlich eine der beſten und gediegenſten Zeitſchriften Englands, hat im letzten Juliheſte einen Artikel, „manifest destiny of the American Union", der zwar nicht gerade viel Neues enthält, aber doch in ſeiner ganzen Haltung und Auffaſſung eine überraſchende Wirkung hervorbringt, und uns ein Bild von dem Zuſtande der Union gibt, das von den gewöhnlichen Schilderungen, die man in England über Amerika verbreitet, bedeutend abweicht. Der Verfaſſer dieſes Artikels bezieht ſich auf folgende Werke: „American Slavery and Colour von Williams Chambers; A Journey in the Seeboard Slave States von

*] Wir werden in der nächſten Nummer auf die hier entwickelten Anſichten über deutſche Geſchichtſchreibung, von denen wir wohl nicht zu ſagen brauchen, daß ſie nicht in jeder Beziehung die unſrigen ſind, in einem beſondern Artikel zurückkommen. A. d. R.

Olmstead, a Journey trough Texas von demſelben und History of the American Compromises von Harriet Martineau. Der Artikel zeichnet ſich durch eine genaue Kenntniß und überraſchende Zuſammenſtellung der Details aus, und verdient, in Amerika ſorgfältig geleſen zu werden.

Der Artikel ſucht zu beweiſen, daß die amerikaniſche Union ſchon in der Auflöſung begriffen, daß eine zweite Revolution ſchon angebrochen ſei, die mit einer vollſtändigen Veränderung der Conſtitution endigen müſſe. Allerdings will man von Revolution und dergleichen nichts wiſſen, aber war man nicht gerade in den Zeiten, welche dem Unabhängigkeitskriege kurz vorhergingen, von den friedlichſten Geſinnungen beſeelt? 1760 feierte man in allen Colonien auf das Feſtlichſte die Thronbeſteigung des jungen König Georg, und als ſelbſt die Stempelakte und andere Angriffe der engliſchen Regierung gegen die Freiheiten der Colonie erfolgten, erklärten 1768 Delegaten von gegen hundert Städten, die in Boſton verſammelt waren, ihre treue Anhänglichkeit an die Krone von England. „Wir halten davon", hieß es in der Petition, „daß die Souverainität ſeiner Majeſtät König Georg III vollſtändig iſt in allen Theilen des britiſchen Reiches. Gott verhüte, daß wir irgend eine Handlung oder irgend etwas zur Verwerfung derſelben thun ſollten. Wir erſcheinen als einfache Männer, „demüthig um Frieden und Ordnung bittend" u. ſ. w." Dieß war gewiß keine revolutionäre Sprache. Selbſt Franklin ſagte 1771, daß die Saat der Disunion gelegt ſei; er dachte alſo nicht, daß die Erndte ſchon ſo nahe bevorſtehe. Drei Jahre vor der Erklärung der Unabhängigkeit dachte man noch an keine Lostrennung von England, wenn es auch ſchon einleuchtete, daß man für die Erhaltung der geſetzlichen Freiheiten der Kolonien werde fechten müſſen.

Dieſer hiſtoriſche Rückblick beweiſt uns, wie ſchnell ſich die größten Veränderungen in dieſem Lande ergeben können, ohne ſich vorher laut und pomphaft anzukündigen. Ebenſo, wie damals alle die Ergebenheitsverſicherungen gegen das königliche Haus die nothwendig gewordenen Ereigniſſe nicht verhüten konnten, ebenſo können alle die Friedensverſicherungen und Aeußerungen von Liebe zur Union den Riß nicht verdecken, der jetzt ſchon zwiſchen den beiden Theilen der Union exiſtirt. Dieſes Thema behandelt das Buch von Chambers, der an dem glücklichen Ausgange verzweifelt und nichts anderes vorausſieht, als eine unglückliche Kataſtrophe in dem einen, wie in dem andern Falle. Und in der That, verfolgen wir die Beweiſe, welche Chambert für ſeine peſſimiſtiſche Anſicht beibringt, ſo können wir ſeine Befürchtungen nicht als Illuſionen betrachten, trotz der unionsfreundlichen Phraſen, in denen ſich alle Parteien dieſes Landes zu überbieten ſuchen.

Wir brauchen hier nicht auf die Geſchichte, die Programme und die Stellung der Parteien einzugehen, denn in den Parteien, ſo ſchroff ſie ſich auch gegenüberſtehen, kommt doch der Konflikt noch lange nicht ganz zur Erſcheinung. Die Parteien ſehen ihre Projekte wie Seifenblaſen in der Luft verſchwinden, auf ſie kommt es nicht an. Aber es liegt in den Verhältniſſen, in den Thatſachen ein Gegenſatz, der unmittelbar zur Revolution führen muß, wenn wir nicht ſchon mitten in derſelben ſind. Sehen wir einmal das Verhältniß des Südens zum Norden an. Von den 27 Millionen Einwohnern Amerika's ſind weniger, wie 350,000 Sklavenhalter, und von dieſer Summe kann man etwa nur 1000 für fanatiſche, rückſichtsloſe, unbeugſame Sklavenhalter annehmen. Wenn wir nun ferner nur die Köpfe derer, welche an der Sklaverei ein unmittelbares Intereſſe haben, auf zwei Millionen rechnen, ſo ſteht dieſen allein die doppelte Anzahl von Sklaven gegenüber. Dies Verhältniß allein läßt uns einen Blick in die Zukunft thun. Aber ſieben Zehntel der ganzen freien Bevölkerung des Südens hat keinen Antheil an der Sklaverei und ſteht derſelben mit einer natürlichen Feindſchaft gegenüber, welche die freie Arbeit immer gegen Sklavenarbeit hegen wird. Wo immer nur Sklaverei exiſtirt, iſt die Arbeit verachtet; dies müſſen die weißen Arbeiter des Südens empfinden; die Bedingungen, unter denen ſie leben, ſind oft noch empörender, als die Verhältniſſe der Sklaverei ſelbſt. Im Süden alſo ſelbſt iſt die numeriſche Macht der Sklavenhalter wie eins zu ſieben; dieſes Verhältniß allein beweiſt, auf welch morſcher Grundlage die Herrſchaft der Sklavenhalter ſteht, trotz ihrer Majoritäten bei den Unionswahlen, ihrer Uebermacht im Kongreſſe, Senate und Kabinette.

Dieſen Mißverhältniſſen im Süden ſteht nun der Norden gegenüber mit ſiebenzehn Millionen Menſchen, eine Zahl, die ſich jährlich bedeutend vergrößert. Die natürlichſten und einfachſten Intereſſen machen dieſe Leute zu Feinden der Sklaverei. Namentlich iſt die Einwanderung freier Arbeit der direkte Widerſpruch zur Sklaverei, wie denn die „Weſtminſter Review" richtig bemerkt, daß überhaupt das Knownothingthum weſentlich eine ſüdliche Erſcheinung ſei, und ſeinen eigentlichen Grund in dem Gegenſatz zwiſchen Sklavenarbeit und freier Arbeit habe. Das politiſche Schwergewicht der Union muß ſich unbedingt auf die Dauer auf die Seite des Nordens neigen, dies iſt eine arithmetiſche Nothwendigkeit; mit dieſer Aenderung wird aber ein ſolcher Wechſel des ganzen politiſchen Syſtemes, nicht nur in Bezug auf Sklaverei, ſondern auf alle Fragen der nationalen Politik vor ſich gehen, daß man füglich von Erhaltung des jetzigen Staatsgebäudes und der jetzigen Conſtitution nicht mehr reden kann. Die jetzige Gene-

ration befindet ſich in dieſer Beziehung vielleicht in einer ähnlichen Lage, wie damals, als man den Thee in den Hafen von Boſton ſchüttete, ohne zu wiſſen, daß dies eine Lostrennung vom Mutterlande war.

Um die Unmöglichkeit einer gütlichen Austragung dieſer Sache einzuſehen, muß man nun die Geſchichte der Sklavenfrage kurz verfolgen. Seit 37 Jahren, ſeit dem Miſſouri-Compromiß kommt die Sklavenfrage bei allen Gelegenheiten und Veränderungen in der Politik in erſter Reihe zur Sprache, und die Allgewalt dieſer Frage iſt in der letzten Zeit ſo unbeſtreitbar und unleugbar geworden, daß alle andern politiſchen Rückſichten davor verſchwinden. Dieß war früher anders. Während der erſten Dezennien der Republik bis 1820 ſtand die Frage der Sklaverei im Hintergrunde anderer politiſcher Fragen, und die Anſichten über dieſelbe ſtimmten im Norden und Süden ziemlich überein. Allerdings iſt das Miſſouri-Kompromiß nicht das erſte Kompromiß über dieſe Frage geweſen; man kann den Paragraphen der Konſtitution, der von der unfreiwilligen Dienſtbarkeit handelt, ſchon als ein Kompromiß nach Art der ſpäterhin geſtifteten Vereinbarungen betrachten, und jedenfalls iſt die Auslaſſung des bekannten Jefferſonianiſchen Satzes, in welchem die britiſche Regierung beſchuldigt wurde, die Kolonien mit dem Fluche der Sklaverei überſchüttet zu haben, aus der Unabhängigkeitserklärung, ein Beweis dafür, daß damals ſich ſchon zwei Anſichten über Sklaverei entgegen ſtanden, und daß Jefferſon und ſeine Schule von der Sklaverei ungefähr ebenſo dachten, wie unſere heutigen Abolitioniſten. Trotzdem, daß uns ſchon gleich im Anfange der Republik die Sklaverei begegnet, verband man damit durchaus nicht die Tendenzen, welche gegenwärtig bekämpft werden müſſen. Während des Unabhängigkeitskrieges ſelbſt ſtanden Farbige und Weiße in denſelben Reihen und unter demſelben Geſetze, wie das ausdrückliche Zeugniß Lafayette's beweiſt. 1814, wenige Wochen vor der Schlacht von New-Orleans, redete Jackſon ſeine farbigen Soldaten als amerikaniſche Bürger und Krieger an. Und nicht nur ſolche einzelne Vorfälle haben wir, um den Geiſt, der damals in Bezug auf dieſe Frage herrſchte, zu erkennen; auch die damalige Geſetzgebung ſtimmte mit dieſem Geiſte überein. In der Conſtitution iſt ſchon vorgeſehen, daß nach dem Jahre 1808 keine Sklaven mehr importirt werden konnten; diejenigen, welche noch Sklaven waren, wurden ſchnell frei, indem ſieben frühere Sklavenſtaaten ſich emanzipirten und den freigelaſſenen Sklaven Bürgerrechte einräumten. Während ſo in den conſtituirten Staaten die Sklaverei ſich raſch verminderte, wurde die Ausdehnung derſelben in neues Territorium durch ein ausdrückliches Geſetz verboten, in dem Falle der Diſtribution der Virginia Ländereien unter dem Vertrage von 1787. In dieſer Zeit wurden die härteſten Vorwürfe auf England gehäuft, daß es die Sklaverei in den Kolonien etablirt habe, und überhaupt wurde dieſes

Inſtitut als ein Uebel und eine Schande aufgefaßt. Dies war die Zeit, in welcher noch der Genius der Revolution im amerikaniſchen Volke lebte, und das Beiſpiel der Väter der Republik auf die öffentliche Meinung wirkte.

Vergleichen wir mit jener Zeit die unſrige. Das Miſſouri-Kompromiß, welches die erſte Ausdehnung der Sklaverei über neues Territorium geſtattete, das Sklavenauslieferungsgeſetz, welches die Souverainitat der nördlichen Staaten aufhob, die Nebraskabill, welche dem Kongreſſe die Competenz nahm, irgendwo Sklaverei zu verbieten, und endlich die Entſcheidung der Supreme-Court im Dred Scott Falle: Thatſachen, die wir bei unſern Leſern als hinlänglich bekannt vorausſetzen können, bildeten die Stufenleiter zu dem jetzigen Zuſtande der Dinge, der einer Revolution und Disunion ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern.

Es iſt leicht, den großen Gegenſatz einzuſehen, der zwiſchen der beſtehenden Bundesgeſetzgebung und Verwaltung und der öffentlichen Meinung exiſtirt. Durch die Bundesgeſetzgebung und Gerichtsbarkeit iſt die Freiheit der farbigen Race vollſtändig vernichtet. Die Grundſätze der Conſtitution in Bezug auf die Garantien der bürgerlichen Freiheit, Habeas Korpus Akte u. ſ. w., ſind für verſchollen erklärt. Die Souverainität der einzelnen Staaten iſt für unverträglich mit der Union erklärt worden. Die Territorien, die Zukunft der freien Einwanderung und freien Arbeit, ſind widerſtandslos der Sklaverei überliefert. Die Sklaverei beſteht zu Recht in allen Staaten. Den freien Farbigen endlich iſt nicht nur das Bürgerrecht, ſondern das Recht auf Perſönlichkeit abgeſprochen. Und der Präſident erklärt in ſeiner Botſchaft die Sklaverei, früher ein Uebel und eine Schande, für den Eckſtein der Union; die ganze Schaar der demokratiſchen Blätter wiederholt dieſes Wort.

Dies ſind die Grundſätze, denen die Bundesregierung und die demokratiſche Partei folgt; halten wir ihnen die Grundſätze der öffentlichen Meinung entgegen. Obwohl die Civiliſation in Amerika gerade nicht in hoher Blüthe ſteht, die öffentliche Moral nicht beſonders entwickelt iſt und das Rechtsbewußtſein vielfach unter der allgemeinen Indifferenz und Korruption leidet: ſo iſt das amerikaniſche Volk doch noch nicht zu dem Grade herabgeſunken, daß es mit den Prinzipien ſeiner Unionsregierung übereinſtimmte. Im ganzen Norden regt ſich ein Geiſt des Widerſtandes gegen dieſe Prinzipien und Maaßregeln, der uns einen weiten Blick in die Zukunft thun läßt. Voran ſteht Maſſachuſſets mit dem alten Freiheitsſinn aus den Revolutionskriegen. Dieſer Staat, der eigentliche Führer und Leiter des Nordens, befindet ſich gegenwärtig nur dem Namen nach in der Union. Seine Geſetzgebung widerſpricht direkt der Bundesgeſetzgebung in Bezug auf die hier behandelte Frage. Seitdem die Gefangennahme von Burns und dem mörderiſchen Anfall auf Sumner die öffent-

liche Meinung auf das höchſte indignirt hatte, herrſchen die Sklavengeſetze des Bundes nicht mehr in Maſſachuſſets; flüchtige Sklaven leben unter dem Schutze der Burger und der Geſetze der Legislatur in Boſton, und ſollte es eine unvorſichtige Hand wagen, das Sklavenauslieferungsgeſetz in Boſton oder Maſſachuſſets exekutiren zu wollen, ſo wäre die Revolution fertig.

Die andern Neu-England-Staaten zeigen einen ähnlichen Widerſtand. New-York, der „Empire State" der Union, der Vermittler des ſüdlichen Handels und des Baumwollengeſchäftes, ein Staat, der noch immer ein entſcheidendes Gewicht auf die Bildung der Parteien hatte, erklärte ſich in der letzten Legislatur gegen die Dred Scott Entſcheidung mit dem bezeichnenden Zuſatz: mögen die Conſequenzen ſein, welche ſie wollen. Die pennſylvaniſche Legislatur – Pennſylvanien hat bekanntlich im letzten Jahre die Wahl Buchanan's entſchieden — erklärte am 1. Mai dieſes Jahres die Entſcheidung des oberſten Bundesgerichtes für null und nichtig, und für einen verbrecheriſchen Angriff gegen die Souveränität der einzelnen Staaten. Ohio, der leitende Staat des Weſtens, ſtellt ſich mit ſeiner breiten, ſüdlichen Grenze kühn der Sklaverei der ſüdlichen Nachbarſtaaten entgegen; durch dieſen Staat geht die unterirdiſche Eiſenbahn, und eine Menge Conflikte mit der Bundes- und Staatsgewalt zeigen, daß das Volk von Ohio zum äußerſten Widerſtand entſchloſſen iſt. In Michigan hat die Legislatur ein Geſetz gemacht, daß kein Gefängniß des Staates oder irgend eines Counties zur Einſperrung flüchtiger Sklaven benutzt werden darf, und daß jeder Beamte, der ſich am Sklavenfang betheiligt, zu ſchwerer Zuchthausſtrafe verurtheilt wird. Aehnliche Beſtimmungen hat auch die Wisconſin Legislatur getroffen. Auch in Jowa und Indiana haben die geſetzgebenden und richterlichen Behörden ſich gegen die Geſetzlichkeit der Entſcheidung des Oberbundesgerichtes ausgeſprochen. In Illinois, in Chicago, machte ſich ein Richter den Scherz, Neger, die des Diebſtahls beſchuldigt waren, frei zu geben, weil nach der Dred Scott Entſcheidung ein Neger keine Perſon im juridiſchen Sinne, ſondern nur Sache „property" ſei. Auf dieſe Weiſe verhöhnt man die Erlaſſe der Bundesregierung, aber wir glauben, daß dieſer Hohn ein verdienter iſt und die ganze Lächerlichkeit der Bundesgeſetzgebung charakteriſirt.

So ſtehen die Sachen im Norden, ſo im Süden. Iſt dies nicht jetzt ſchon Rebellion? Sehen wir nicht einen tief einſchneidenden, prinzipiellen Widerſpruch zwiſchen den Geſetzgebungen der einzelnen nördlichen und ſüdlichen Staaten, einen Widerſpruch, gegen den man wohl keine andere Appellation hat, als die Entſcheidung der Waffen? Sehen wir nicht ein Ankämpfen der einzelnen Staatslegislaturen, ſowohl der im Süden, wie

im Norden gegen die Geſetzgebung des Bundes und gegen die Entſcheidungen des höchſten Gerichtes der Ver. Staaten? Und dieſes Ankämpfen, dieſe Oppoſition, dieſe Agitation gegen die Bundesgeſetzgebung iſt nicht die Folge verbrecheriſcher Abſichten oder eine Intrigue der Parteien, wie man von mancher Seite her ſo gern glauben machen möchte: — nein, es iſt der Widerſtand der republikaniſchen Ideen gegen die Verfälſchung derſelben, es iſt das Erwachen des Rechtsbewußtſeins unter den Schlägen einer barbariſchen Reaktion, es iſt entweder das letzte Aufflackern des alten Geiſtes der Unabhängigkeit und Revolution, oder der Beginn einer neuen Bewegung, welche ſich ebenſo zögernd und behutſam, aber auch eben ſo entſchieden und energiſch der Oberherrſchaft der Sklavenhalter entgegenſetzen wird, wie man ſich im vorigen Jahrhundert der britiſchen Oberherrſchaft entgegenſetzte. Ja gewiß, wir ſind ſchon in der Umwälzung begriffen; es iſt heute mehr revolutionärer Zündſtoff aufgehäuft, als in den Zeiten von Lexington und Bunkerhill, und wenn heute die Jefferſon's und Franklin's des neunzehnten Jahrhunderts eine Unabhängigkeitserklärung von dem Despotismus und der Ungerechtigkeit ſchreiben wollten, ſie fänden noch mehr Stoff, wie damals die Väter der Republik.

Wir haben kaum nothwendig, auf Kanſas, das blutende, hinzuweiſen, um die ſchreckliche Wirklichkeit der gegenwärtigen Situation klar zu machen; wir brauchen nicht an jedes Trauerſpiel in Boſton zu erinnern, wie die Stadt, vollgepfropft von Menſchen, mit Trauerflören behangen, jeden Augenblick einer gewaltſamen Kataſtrophe gewärtig, zum letztenmal das infame Schauſpiel einer Sklavenauslieferung erduldete; — wir wollen nicht die Leidenſchaften entflammen mit der Schilderung, wie der edle Sumner im Sitzungsſaale der oberſten geſetzgebenden Verſammlung der Ver. Staaten von einem Meuchelmörder aus politiſchem Haß überfallen wurde, — ein Factum, das ſich neulich in Mineſota wiederholt hat: — wir brauchen an alle dieſe Erſcheinungen des Fauſtrechtes und der Gewaltthat nicht zu erinnern, um die Kataſtrophe zu zeigen, in der wir uns gegenwärtig befinden. Wenn die Geſetzgebungen der Hälfte der einzelnen Staaten, und zwar derjenigen Staaten, welche ſich, was Bevölkerung, Induſtrie, Ackerbau, Handel, Reichthum, Intelligenz, Volksſchulweſen anbetrifft, vortheilhaft von allen übrigen Staaten unterſcheiden, gegen die Beſchlüſſe der Bundesgeſetzgebung, gegen die Maaßregeln der Bundesverwaltung, gegen die richterlichen Entſcheidungen des oberſten Bundesgerichtes proteſtiren; — wenn ſie nicht nur proteſtiren, ſondern dieſe Beſchluſſe, Geſetze und Urtheile für null und nichtig erklären, und Strafen auf die Erfüllung derſelben ſetzen, wenn ſie dies thun, in offenen Verſammlungen, mit geſetzlicher Autorität bekleidet, umgeben von dem Jubel des Volkes, unterſtützt von vier Fünftel der Preſſe — kann man dann noch von einer Union ſprechen?

Die „Weſtminſter Review" zieht daraus den Schluß, daß „die alte Conſtitution, beladen mit neuer Corruption, nicht im Stande wäre, die Republik aufrecht zu halten." Sie glaubt, daß wenn nicht eine radikale Neugeſtaltung ſtattfände, die Auflöſung der Union eintreten würde. Wir denken, daß dies nicht ganz die Sachlage iſt. Die Conſtitution ſelbſt braucht wohl nicht verändert zu werden, denn ſie ſtellt ſich einer Reform in dem angedeuteten Sinne durchaus nicht entgegen; ſie muß nur anders interpretirt werden. Mit der Conſtitution geht es, wie mit der Bibel; man kann Alles aus ihr beweiſen. Es kommt nur darauf an, was man beweiſen w i l l. In dem Conflikte, den wir in vorſtehenden Zeilen beleuchtet haben, und welcher ſchon einen revolutionären Charakter angenommen hat, wird die öffentliche Meinung entſcheiden. Es ſind drei Fälle möglich: erſtens die Fortſetzung der bisherigen Proſklaverei- und Corruptionspolitik und die Verſclavung der ganzen Union, zweitens die gewaltſame Trennung der Union, drittens der Sieg der republikaniſchen Politik und die Rückkehr zu der in den erſten Dezennien der Republik befolgten Praxis in Bezug auf Sklaverei. Wollen wir dieſe einzelnen Punkte kurz prüfen.

Eine Fortſetzung der bisherigen „demokratiſchen" Politik iſt nach den Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren gemacht haben, nicht gerade eine factiſche Unmöglichkeit, wenn ſie allerdings auch eine moraliſche Unmöglichkeit iſt. Mit der ſteigenden Macht und Größe der freien Staaten und mit der ungemeinen Entwickelung der materiellen Verhältniſſe im Norden, von der wir den Triumph der nördlichen Ideen erwarten, ſteigt auch der Einfluß der Bundesregierung und die mit derſelben verbundene Corruption. Wir haben während der letzten Präſidentenwahl geſehen, daß die öffentliche Meinung in Amerika nicht allmächtig iſt, ſondern oft von dem Vorurtheil und der Corruption beſiegt wird. Wir werden auch noch künftig Gelegenheit haben, dies zu ſehen. Die Gegner der republikaniſchen Partei profezeien derſelben eine totale Erſchlaffung, und in der That hätte dieſe Partei den extremen Forderungen der Proſclaverei Partei wohl entſchiedener entgegentreten könen. Die Macht des Beſtehenden iſt in Amerika ſehr groß, denn die Amerikaner ſind ein ſehr conſervatives Volk. Alle dieſe Erwägungen laſſen dem Gedanken Raum, daß die bisherige Politik noch eine Zeit lang ſich aufrecht hält, und die Conſequenzen aus den Prämiſſen zieht, welche ſie ſeit 1850 mit ſo vieler Mühe und unter dem Widerſtande einer ſo mächtigen Oppoſition aufſtellen konnte.

Was würde aus der Fortſetzung der demokratiſchen Politik folgen? Es liegt in der Natur dieſer Politik, nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, ſondern zu den extremſten Maaßregeln zu greifen, wenn es das Intereſſe der Kaſte, welche die Partei regiert, erfordert. Wir haben in der

Sklavenhalterpartei eine ſo feſtorganiſirte, mächtige, rückſichtsloſe Ariſtokratie, wie die Weltgeſchichte noch niemals geſehen; dieſe Ariſtokratie hat nichts gelernt und nichts vergeſſen, und kennt nichts, wie ihr Intereſſe. Wie ſie ihre Macht benutzt hat, wiſſen wir, und können daraus ſchließen, wie ſie in Zukunft dieſelbe benutzen wird. Das Programm dieſer Partei liegt vor uns. Sklaverei rechtsgültig in allen Theilen der Union; Wiederherſtellung des Sklavenhandels mit Afrika, Eroberung Cuba's, Weſtindiens, Mexico's: dies ſind die weſentlichſten Punkte des „manifeſt destiny", das der ſüdlichen Ritterſchaft vorſchwebt. Mit der Ausführung dieſes Programmes würden ſich natürlich die Ver. Staaten in Widerſpruch mit der ganzen civiliſirten Welt ſetzen, und während Alles im Innern zu einem furchtbaren Bürger- und Sklavenkriege vorbereitet wäre, würde ein Zuſammenſtoß zwiſchen Amerika und Europa erfolgen, deſſen Reſultat unter den gegebenen Verhältniſſen nicht zweifelhaft ſein könnte. In dem großen Kampfe der Barbarei mit der Civiliſation, der den ganzen Inhalt der Weltgeſchichte bildet, würde dann Amerika die Barbarei vertheidigen und daran zu Grunde gehen.

Dies iſt offenbar eine traurige Profezeiung, und wir glauben nicht daran, daß ſie in Erfüllung geht. Aber unter den hier vorausgeſetzten Prämiſſen muß ſie in Erfüllung gehen; dies wird Niemand leugnen. Ein ſolcher Ausgang des gegenwärtigen Konfliktes würde zu einer Zertrümmerung der Union *unter den möglichſt ungünſtigen Bedingungen* führen, und wenn man dieſe Bedingungen und dieſen Ausgang nach Lage der Dinge erwarten muß, ſo ſollte man früher zur Entſcheidung ſchreiten, und die Trennung vornehmen, ſolange ſie noch ohne gewaltſame Kataſtrophen möglich iſt.

Merkwürdig, daß der Süden gerade mit dieſer Eventualität droht, und der Norden ſich damit ſchrecken läßt, während das umgekehrte Verhältniß den Thatſachen doch angemeſſener wäre. Denn dies iſt offenbar, daß der Süden, losgetrennt vom Norden, ſowohl ſeine republikaniſche Form verlieren, als in ſeiner materiellen Entwickelung bedeutend beeinträchtigt werden würde. Der Süden könnte ſich nicht anders zu einem beſonderen Staatenverbande conſtituiren, als durch eine militäriſche Despotie, und würde dadurch bei dem bekannten Ehrgeize ſüdlicher Politiker ein Spielball ehrgeiziger Generale werden. Die Folgen, welche aus der Sklaverei ſelbſt erwachſen, wollen wir nicht einmal in Berechnung ziehen, um das Reſultat zu ermitteln. Für den Süden würde eine ſolche Trennung alle Nachtheile haben; im Norden würde nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bevölkerung, deſſen egoiſtiſchen Handelsintereſſen das amerikaniſche Volk gewiß nicht ſeine Freiheit und Zukunft opfern wird, darunter leiden. Der Norden der Union, jetzt losgetrennt vom Bunde, würde jedenfalls ein mächtigeres Gemeinweſen bilden, als die dreizeh

Staaten zu den Zeiten Washington's, vorzüglich, wenn auch der Geiſt Washington's über der Wiege der neuconſtituirten Republik ſchweben ſollte.

Wie geſagt, wir haben wohl nicht nothwendig, über die weit reichenden Folgen einer ſolchen Entwickelung des Konfliktes zu reden. Wir glauben, daß der dritte Fall die Löſung des Problems bilden muß, nämlich die Rückkehr zu der alten republikaniſchen Praxis, nach welcher die Sklaverei ein lokales und hiſtoriſches Uebel iſt, welches, keiner Ausdehnung fähig, den einzelnen Staaten zur Selbſtemanzipation überlaſſen wird. Die Sicherheit, mit welcher dieſes Syſtem ſchon in früheren Zeiten operirte, die Reſultate, die es hervorgebracht hat, laſſen daſſelbe als ein nicht gar zu gefährliches Experiment erſcheinen, und empfehlen daſſelbe dem conſervativen Sinne des amerikaniſchen Volkes.

Wir verlaſſen uns bei dieſer Annahme nicht ſo ſehr auf das Rechtsgefühl des amerikaniſchen Volkes und die ſteigende Civiliſation des Jahrhunderts, als auf die materielle Entwickelung und die ökonomiſchen Verhältniſſe, welche in Amerika das oberſte Geſetz bilden. Die Sklaverei iſt vom volkswirthſchaftlichen Standpunkte aus verurtheilt, längſt ſchon verurtheilt, und dieſes Urtheil iſt das Todesurtheil des „eigenthümlichen Inſtitutes.“ Wenn man z. B. Virginien, die „Mutter der Staaten“, einen der größten, beſtgelegenſten und mit allen Reichthümern der Natur geſegneten Staaten der Union mit Ohio vergleicht, welches ſich mit der Lage und den natürlichen Verhältniſſen Virginiens gewiß nicht meſſen kann: ſo ſieht man an der glänzenden Entwickelung und Proſperität Ohio's dem zurückgekommenen Virginien gegenüber den Vortheil freier Arbeit über Sklavenarbeit an einem frappanten Beiſpiel. Es iſt hier nicht am Platze, die ſtatiſtiſchen Beweiſe für dieſen Unterſchied anzugeben; während der letzten Präſidentenwahl wurde man mit den ſich auf dieſen Punkt beziehenden Ziffern geradezu überhäuft. Noch auffallender, wie die Parallele zwiſchen Virginien und Ohio, iſt die Parallele zwiſchen Illinois und Miſſouri, Staaten, welche nur den Miſſiſippi als Grenze zwiſchen ſich haben, und deren klimatiſche und geologiſche Verhältniſſe zu beiden Seiten des Stromes dieſelben ſind. Auf dem Illinoisufer hat das Land einen vier- bis fünffach höheren Preis, als in Miſſouri. Man rechnet, daß Miſſouri den vierfachen Preis ſeiner Sklaven durch die Emanzipation und die dadurch herbeigeführte Steigerung des Bodenwerthes gewinnen wird. Bereits wälzt die Landſpekulation und Emigration aus den öſtlichen Staaten ſich maſſenhaft nach Miſſouri, in der Erwartung, daß dieſer Staat, den das Klima und die natürlichen Verhältniſſe durchaus nicht zur Sklavenarbeit beſtimmt haben, in wenigen Jahren die Emancipation durchſetzen wird. Die Emancipation iſt in Miſſouri eine offene Frage; ſchon bei zwei Wahlen, bei der Wahl von Francis A. Blair zum Kongreß und bei der letzten

Gouverneurswahl, war die Emancipation der Angelpunkt, um den ſich die Wahl drehte, und mit Recht ſagen die Miſſouri Zeitungen, daß wenn einmal die Frage der Emancipation discutirt wird, daß ſie dann auch entſchieden iſt. Es iſt eine intereſſante Conſequenz der Weltgeſchichte, daß in Miſſouri, deſſen Aufnahme in die Union als Sklavenſtaat und das ſogenannte Miſſouri - Kompromiß das erſte Abweichen von der alten republikaniſchen Praxis war, und das ſich zuerſt darum bemühte, die Sklaverei in Kanſas einzuführen, daß gerade in Miſſouri die Sklaverei zuerſt ihren Boden verliert, und zu der alten Politik der Emancipation zurückkehrt. Sollte Miſſouri ſich emancipiren, ſo kommen Delaware, Maryland, Kentucky und Tenneſſee an die Reihe, und wir werden die politiſche Praxis vor 1820, nach welcher ſieben Sklavenſtaaten die Sklaverei von ſich abſchüttelten, wiederkehren ſehen. Zwei Dinge werden dies Reſultat bewerkſtelligen, die Emanzipationsgelüſte im Innern der ſclavenhaltenden Staaten ſelbſt, und eine veränderte Richtung der Bundespolitik, welche wir nach dem Cenſus von 1860 mit aller Beſtimmtheit erwarten können.

Man ſieht hier in Amerika, wo man die Entwickelung perſönlich verfolgen kann, die Sache nicht ſo ſchwarz und düſter an, wie in England und überhaupt in Europa, wo die verſchiedenſten Verhältniſſe zuſammenwirken, um die Union bei der öffentlichen Meinung zu discreditiren und ihre Haltbarkeit und Forteriſtenz in Frage zu ſtellen. Die materielle Entwickelung macht in Amerika viele Fehler einer ungerechten Politik wieder gut, und die Thatſachen führen den Fanatismus der Parteien wieder auf das richtige Maaß zurück.

Preßangelegenheiten.

Die Verhältniſſe der deutſchen Preſſe in Amerika ſind in der letzten Zeit in mehreren Zeitungen von einer Seite beſprochen, die ſich nicht gerade zu einer öffentlichen Discuſſion eignet; man hat ihre pekuniären Bedingungen unterſucht, das Verhältniß des Herausgebers zum Redakteur beſprochen, und dem Publikum einen Blick in die häuslichen Verhältniſſe der Zeitungen thun laſſen, der eben den Reſpekt vor der Preſſe nicht beſon-

ders vermehren wird. Die Preſſe iſt allerdings vorzugsweiſe das Terrain der Oeffentlichkeit, aber ſelbſt hier iſt manchmal eine Diskretion nothwendig, deren Verletzung einen unangenehmen Eindruck macht. Das Publikum ſoll ſich zur Beurtheilung der Preſſe an die Leiſtungen derſelben halten, und die Individualität eines Schriftſtellers oder Literaten kommt nur ſo weit in Betracht, wie ſie ſich in ſeinen Arbeiten kund gibt und dieſelben durchdringt. Indeſſen ſind die materiellen Verhältniſſe der Preſſe nicht nur für dieſe ſelbſt, ſondern auch für das Publikum bezeichnend, und geben den Grad des Bedürfniſſes an, womit das Publikum nach Literatur verlangt. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß je höher der Bildungsſtandpunkt eines Volkes und je freier das politiſche Leben iſt, daß deſto größer dieſes Bedürfniß iſt, und daß deſto mehr das geſammte Gebiet der Literatur und vorzüglich die Journaliſtik gepflegt und geehrt wird. So iſt es in Frankreich, ſo in England; ſo fängt es auch allmählich in Deutſchland an; ſo iſt es vor Allem in Amerika, wo die materielle Stellung der Preſſe in vielen Fällen günſtiger iſt, als der innere Werth derſelben verdient. Die großen New-Yorker Blätter repräſentiren ein Kapital und liefern ein finanzielles Reſultat, das ſich mit jeder andern Geſchäftsbranche meſſen kann, und im Allgemeinen geſprochen, kann man wohl nicht ſagen, daß der amerikaniſchen Preſſe die materielle Grundlage fehlt. Daß das Terrain, das die deutſche Preſſe für ſich in Anſpruch nimmt, nur einen kleinen Umfang hat und eng begrenzt iſt, liegt in der Natur der Sache; ſie iſt ein Stiefkind und mehr auf die Vermittelung der amerikaniſchen Literatur und Politik mit dem deutſchen Leben angewieſen, als auf ihre eigenen, ſelbſtſtändigen Zwecke. Die deutſche Preſſe in Amerika hat ein doppeltes Bedürfniß zu erfüllen, einmal die praktiſchen Bedürfniſſe in der Politik zu befriedigen; in dieſer Beziehung wird die deutſche Preſſe immer nur eine ſekundäre Bedeutung haben, zweitens den Standpunkt deutſcher Kultur und Wiſſenſchaft in Amerika feſtzuhalten. In Erfüllung dieſer Aufgabe iſt die deutſche Preſſe in Amerika ebenſo abhängig von der heimiſchen Literatur, wie in politiſcher Beziehung von der amerikaniſchen Journaliſtik.

Der „Anzeiger des Weſtens“ hat wohl nur an die erſte Seite der journaliſtiſchen Thätigkeit gedacht, wenn er ſo weit geht, zu ſagen, „daß das Redigiren kein Lebensberuf, ſondern nur eine zeitweilige Beſchäftigung ſei“. Wenn er die Sache ſo auffaßt, muß er überhaupt der deutſchamerikaniſchen Preſſe keinen „Beruf“ zutrauen, ſondern dieſelbe nur für eine vorübergehende Nothwendigkeit halten, die mit der Zeit von ſelbſt verſchwindet. Die Conſequenzen einer ſolchen Anſchauung in materieller Beziehung ergeben ſich leicht. Die deutſche Preſſe ſelbſt und die Beſchäftigung damit wird nur als ein momentanes Auskunftsmittel betrachtet, um über vorübergehende Verlegenheiten hinwegzukommen. Der „Anzeiger“ ſagt dies

mit deutlichen Worten: „Es gibt keine Schule und keine Facultät für Redakteure, und unſere jetzigen Redakteure waren entweder Aerzte oder Advokaten oder Beamte, oder Prieſter oder Kaufleute und redigiren jetzt „faute des mieux.“

Es iſt allerdings etwas Wahres an dieſem Ausdruck, und dem Gebrauche, den Editorsſtuhl nur als einen momentanen Zufluchtsort zu benutzen, haben wir den Verluſt tüchtiger literariſcher Kräfte zuzuſchreiben. Hillgärtner, Dänzer, Haſſaurek, Rueß, Klauprecht und Andere, haben ihre Verbindung mit der Preſſe aufgegeben, um ſich andern Berufen zu widmen. Aber ſo wenig, wie wir dieſe Deſertion tadeln wollen, ſo wenig wollen wir die Conſequenzen des „Anzeigers“ daraus ziehen. Im Gegentheil, wir ſehen, daß wer ſich einmal in die Journaliſtik hereingelebt hat, daß der ſelbſt, wenn er ſich einem andern Berufe widmet, doch ſeine frühere Beſchäftigung nicht ganz fahren laſſen kann, daß die Sache wirklich bei ihm zur Lebensaufgabe geworden iſt. Und wir glauben, daß nur dann, wenn die Journaliſtik wirklich als ein *Beruf* aufgefaßt wird, dieſelbe ihre Exiſtenz rechtfertigt. Das war ja gerade immer das Miſere in der deutſchamerikaniſchen Literatur, daß „*unberufene*“ Leute die Feder ergriffen, und heute noch fahren, Leute, die ſogar mit den erſten Regeln der deutſchen Grammatik auf geſpanntem Fuße leben. Soll überhaupt eine deutſch-amerikaniſche Literatur in Amerika ſich entwickeln, — und wir halten dafür, daß dies durch die heimiſchen, wie durch die amerikaniſchen Zuſtände in Literatur und Wiſſenſchaft bedingt wird, — ſo müſſen die unberufenen Leute heraus, und die Journaliſtik muß für die Journaliſten ein *Beruf* werden. Es muß der Journaliſt den Stolz oder die Entſagung haben, die literariſche Thätigkeit als ſeinen Lebensberuf anzuſehen; und dieſe Anſicht wird ihm die Gewiſſenhaftigkeit, Ausdauer und Gründlichkeit geben, welche der wichtige Beruf erfordert.

Allerdings bleibt immer noch die Aufgabe, die materiellen Bedingungen herzuſtellen, um die deutſch amerikaniſche Journaliſtik als einen *Beruf* feſtzuſtellen. Trotz aller traurigen perſönlichen Erfahrungen glauben wir dieſe Frage bejahen zu können. Der Aufſchwung, den die deutſch-amerikaniſche Preſſe vor einiger Zeit nahm, iſt allerdings in der letzten Zeit ſehr zurückgegangen; tüchtige tägliche Blätter, wie Toledo Expreß, Wächter am Erie, Belleviller Zeitung ſind zu Wochenblättern zuſammengeſchrumpft; andere Blätter ſind ganz eingegangen, und die meiſten der noch beſtehenden Blätter enthalten ſtereotype Klagen über finanzielle Verlegenheiten, unbezahlte Ausſtände u. ſ. w. Und doch gibt das Publikum Geld genug für Zeitungen aus. Unſerer Anſicht nach gibt es wohl keine größere Zeitung, — vielleicht einzelne weſtliche kleinere Zeitungen ausgenommen, — deren Exiſtenz nicht durch die beſtehende Abonnentenzahl vollſtändig ge-

deckt iſt, vorausgeſetzt, daß die Abonnenten bezahlen. Dies iſt die einzige Frage, um welche es ſich handelt. Hätten wir einen geregelten Buchhandel, wie in Deutſchland, ſo wäre dieſe Frage gelöſt. So freilich iſt die Exiſtenz der meiſten deutſchen Zeitungen ein Hazardſpiel, das von der Laune des Publikums abhängig iſt, und zu den vielen Schwierigkeiten, welche die Stellung der deutſchen Preſſe in Amerika umgeben, kommt noch das materielle Bedrängniß, das nur durch eine gewiſſe Vorliebe für die Sache ſelbſt und eine entſchiedene Hingabe an dieſelbe ertragen werden kann.

Wir ſind genöthigt, dieſe allgemeine Bemerkungen in eine Oratio pro Domo zu verwandeln, und unſer Publikum, das auf unſere letzte Aufforderung nicht gehört hat, zu erſuchen, unſere Geduld nicht auf das Aeußerſte zu treiben. Wir ſind gewillt, die „Atlantis" durchzuſetzen trotzdem und alledem, und denken, bisher ſchon bewieſen zu haben, daß es uns an Ausdauer und Vertrauen zu unſerem Publikum nicht fehlt. Aber dieſes Vertrauen iſt in der letzten Zeit erſchüttert worden, und es wäre wohl wirklich an der Zeit, daß uns durch ein Entgegenkommen des Publikums unſere Aufgabe in etwas erleichtert würde. In der letzten Zeit ſcheinen wir von unſern Freunden und dem Publikum vollſtändig vergeſſen zu ſein; Herr Dilthey von den „New-Yorker Familienblättern" ging ſogar ſo weit, uns die kurze Notiz zu widmen, „die Atlantis iſt eingegangen". Wir fordern Herrn Dilthey hiermit auf, die Quelle anzugeben, woraus er dieſe gerade im gegenwärtigen Moment für uns ſehr empfindliche „Unwahrheit" geſchöpft hat, und erſuchen unſere Freunde von der New-Yorker Preſſe, durch eine kurze Notiz dieſes Gerücht, von dem wir vermuthen, daß es von gewiſſer Seite her gefliſſentlich verbreitet wird, zu widerlegen. Nein, die „Atlantis" iſt noch nicht eingegangen und wird auch nicht eingehen, trotzdem daß ihr das Leben ſchwer gemacht wird. Gerade in ſolchen Zeiten muß man mit friſchem Muthe an die Arbeit gehen, und wir hoffen, daß die „Atlantis" einen neuen Aufſchwung nehmen wird, an dem man die uns verfolgenden Verdrießlichkeiten nicht merken ſoll. Wir wiſſen wohl, wie viel der „Atlantis" noch fehlt, um das zu werden, was das Publikum von derſelben zu erwarten berechtigt iſt, und was wir uns vorgenommen haben, aber wir werden unabläſſig bemüht ſein, die Stellung der „Atlantis" zu ſichern und zu befeſtigen, daß wir mit Luſt und Liebe unſere Thätigkeit darauf wenden und uns die nothwendigen Hülfsmittel und Mitarbeiter verſchaffen können.

Schwarze Liſte.

F. W. Ruediger in New-York.

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 4.	Oktober 1857.	Alte Folge, Bd. 9, Nr. 207–210.

Die Nationalökonomie des Alterthums.

(Mit Benutzung eines Artikels der „Westminster Review".)

Allgemein hält man die Nationalökonomie für eine Wissenschaft der neueren Zeit, und, wie Hugo Grotius der Urheber des eigentlichen wissenschaftlichen Völkerrechtes genannt wird, so hat Adam Smith den Ruhm, als der Vater der Wissenschaft der Nationalökonomie betrachtet zu werden. Aber dieser Ruhm wird vielleicht beeinträchtigt durch die Erwägung, daß die nationalökonomischen Grundsätze, welche Smith in ein wissenschaftliches System gebracht hat, schon beim ersten Beginne menschlicher Geschichte auftreten, und uns nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie begegnen. In dem Momente, als Familien entstehen, bilden sich auch Haushaltungen, und die Art und Weise, wie diese Haushaltungen geführt werden, ist „Oekonomie". Die Familien vereinigen sich zu Stämmen und Völkern, und die häusliche Oekonomie wird zur Nationalökonomie. Der Ursprung der Staaten ist also auch der Ursprung der Nationalökonomie, und wir können dieselbe bis in das graueste Alterthum verfolgen. Schon Aristoteles definirt sie als „die Wissenschaft von der Erzeugung und Vertheilung des Wohlstandes." Die ersten nationalökonomischen Sätze treten, wie alle ursprünglichen Wahrheiten, als religiöse Dogmen auf; der Begriff des Privateigenthums findet sich schon ganz deutlich umschrieben in den zehn Geboten, und manche socialistische Grundsätze und ökonomische Begriffe sind in den religiösen Ueberlieferungen des alten Testamentes enthalten. So ist die Quintessenz der Adam Smith'schen Theorie und der Eckstein der ganzen modernen Nationalökonomie, daß nämlich die Arbeit die Quelle alles Reichthums sei, in dem alten Spruche enthalten, mit dem die ersten Menschen aus dem Paradiese getrieben wurden: „Im Schweiße deines Angesichtes mußt du dein Brod essen." Auch der Grundsatz der Association, der den modernen Nationalökonomen so viel zu schaf-

ſen gemacht hat, ſteht ſchon auf den erſten Seiten der Bibel: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei". Dieſer Satz bezieht ſich allerdings nur auf die Gründung der Familie, aber die Familie iſt der Typus und die Vorbedingung aller menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. So hat auch ſchon König Salomo die Grundſätze Fourier's anticipirt, indem er ſagt: „Zwei Menſchen ſind beſſer, als einer, denn ſie haben einen guten Lohn für ihre Arbeit". Und ſelbſt Malthus, der berühmte Verfaſſer jener gräßlichen Bevölkerungstheorie, nach welcher die Menſchheit einer permanenten Hungersnoth überwieſen iſt, indem die Produktion nur im arithmetiſchen, die Population dagegen im geometriſchen Verhältniſſe zunimmt, ſelbſt Malthus, der alle Humaniſten und Philanthropen, alle Schwärmer für das goldene Zeitalter und das tauſendjährige Reich in Verzweiflung geſetzt hat, findet in jenem hebräiſchen Propheten ſchon ſeinen Vorläufer, welcher ſagte: „Wenn die Guter des Lebens zunehmen, nehmen auch die zu, welche ſie eſſen".

Wir ſehen an dieſen einzelnen alten Kernſprüchen, wie die erſten Grundſätze und Axiomata der Nationalökonomie gewiſſermaßen in Lapidarſchrift an die erſten Grundlagen menſchlicher Staatenbildung geſchrieben wurden. Aber zu dieſen allgemeinen Grundſätzen, auf welche die erſten Verſuche menſchlicher Vergeſelligung gegrundet wurden, kamen bald wiſſenſchaftliche Beſtimmungen über nationalokonomiſche Gegenſtände hinzu, welche kaum heutzutage genauer und ſchärfer aufgefaßt werden. Die ſcharfſinnigen Analyſen und Unterſuchungen darüber, was Geld ſei, womit die modernen Nationalökonomen ſich beſchäftigt haben, finden ihren Vorläufer in Ariſtoteles, jenem großen griechiſchen Denker, der Kant den Ruhm, der Vater der Logik, und Adam Smith den Ruhm, der Vater der Nationalökonomie zu ſein, gleicherweiſe beſtreitet.

„Geld" ſagt Ariſtoteles, „iſt das Mittel zum Tauſche und Maaß des Werthes, wodurch der Umtauſch zweier verſchiedener Sorten von Waaren erleichtert wird. Der wirkliche Werth einer Waare beſteht in der Arbeit, welche ſie gekoſtet hat. In der Wirklichkeit hängt der Werth von den wechſelſeitigen Bedürfniſſen der Perſonen, welche die menſchliche Geſellſchaft bilden, ab, denn wären die Bedurfniſſe nicht gegenſeitig, könnte kein Austauſch ſtattfinden; Geld wird durch Uebereinkommen gebraucht als der Repräſentant aller Dinge, die man braucht, indem es als eine Sicherheit und Burgſchaft dient, daß man, wenn immer dieſe Bedürfniſſe auftreten, man ſie mit Leichtigkeit befriedigen kann. Geld, das den Werth aller andern Dinge repräſentirt, variirt in ſeinem eigenen Werth, aber dieſe Schwankungen ſind weniger beträchtlich, denn die der meiſten andern Subſtanzen. Deßhalb dient daſſelbe dazu, ihren Preis feſtzuſetzen, und ihn in Verhältniß zu ſetzen zu jedem andern Preiſe, um dadurch eine Funktion zu erfullen,

die zur Exiſtenz der bürgerlichen Geſellſchaft weſentlich nothwendig iſt; denn Gemeinweſen könnte nicht exiſtiren ohne Austauſch, noch Austauſch ohne Gleichheit, noch Gleichheit ohne gemeinſames Maaß. Die verſchiedenen Sorten von Arbeit, und die dadurch hervorgebrachten Werke, können nun natürlich nicht ganz genau verglichen und ganz exakt gemeſſen werden durch die Vermittelung des Geldes, aber ſie können vermittelſt des letzteren mit genügender Correktheit fur den Handelsverkehr geſchätzt werden, der für die Zufuhr unſerer zahlreichen Bedürfniſſe nothwendig iſt." (Ariſtoteles, Ethic B. II, Cpt. 5.)

Man kann wohl heute die Natur des Geldes nicht anders definiren, als Ariſtoteles gethan. Was ſollen wir aber ſagen, wenn ſelbſt nach dem Zeugniß des Herodot Anacharſis, der ſcythiſche Barbar, der niemals in ſeinem eigenen Lande geſehen hatte, das Urtheil fällte, daß Geld zu keinem Gebrauche für die Griechen wäre, ſondern nur als ein Hülfsmittel zum Zählen und Rechnen diente. — Stimmt dieſe Aeußerung eines Wilden nicht mit jenem Satze David Hume's überein, daß das Geld kein Rad des Verkehrs ſei, ſondern nur das Oel, welches die Bewegung des Rades leicht und bequem macht?

Xenophon drückt ſich folgendermaßen über dieſen Gegenſtand aus: „Unter Wohlſtand kann allein das verſtanden werden, was nützlich iſt. Geld ſelbſt iſt kein Wohlſtand, wenn es nicht genützt wird."

Die neueren Nationalökonomen haben ſich viel darauf zu Gute gethan, daß ſie zwiſchen produktivem und unproduktivem Kapitale unterſchieden haben. Aber ſchon Ariſtoteles in ſeiner Politik ſtellt dieſen Unterſchied auf. „Jedes Stück Eigenthum", ſagt er, kann für zwei beſondere Zwecke verwendet werden", für den Zweck des Gebrauches und für den des Austauſches."

Ebenſo finden wir auch den großen Grundſatz von der Theilung der Arbeit, durch den ſich Adam Smith berühmt gemacht hat, ſchon bei Plato in ſeiner „Republik." In dem Geſpräche zwiſchen Sokrates und Adimantus heißt es folgendermaßen in Bezug auf die Gründung einer Stadt:

„Eine Stadt, bilde ich mir ein, entſteht daher, daß Niemand von uns ſo glücklich iſt, ſich ſelbſt zu genügen, ſondern eine Menge Dinge nothwendig hat, welche er von Andern nehmen muß; — glaubſt du, daß irgend eine andere Urſache ſeie, eine Stadt zu bauen?

Gewiß, keine andere Urſache.

Alſo, indem die eine Perſon für dieſes und die andere Perſon für ein anderes Bedurfniß ſorgt, ſo verſammeln ſich in eine Anſiedelung mehrere Genoſſen und Mithelfer, und dieſer Anſiedelung geben wir den Namen einer Stadt. Nicht ſo?

Ganz gewiß.

Und ſie tauſchen mit einander wechſelſeitig aus, Jeder urtheilend, daß wenn er etwas gibt und etwas dafür in Austauſch nimmt, daß dies zu ſeinem Vortheil iſt."

Hier iſt das große Prinzip der Theilung der Arbeit ausgeſprochen, das von den Nationalökonomen des vorigen Jahrhunderts, Harris, Turgot und beſonders von Adam Smith zum Fundamente der ganzen nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft gemacht worden iſt. Smith namentlich hat dadurch ein neues Licht auf die Wiſſenſchaft geworfen, daß er nachwies, wie die Vortheile, die aus der Theilung der Arbeit herrühren, nothwendig von der Ausdehnung des Marktes abhängen und darnach regulirt werden.

Wie in den beiden großen Schülern des Sokrates, in Platon und Ariſtoteles, ſich die Grundrichtungen zweier philoſophiſchen Weltanſchauungen kund geben, welche allen nach einander folgenden philoſophiſchen Syſtemen zu Grunde lagen, den Realismus und Nominalismus und die ganze Scholaſtik des Mittelalters erzeugten, und auch noch heute bei dem Streit des Materialismus und Idealismus betheiligt ſind: ſo zeigen ſich auch in dieſen beiden Heroen der Wiſſenſchaft ſchon die Anfänge der beiden ſocialen Theorien, um welche gegenwärtig ſich alle menſchliche Entwickelung bewegt. Platon hat ſchon den Socialismus und Kommunismus vertheidigt, indem er in ſeiner idealen Republik eine höchſte Menſchenklaſſe annahm, die Krieger und Wächter, die kein Privateigenthum haben ſollte, ſondern alle Dinge gemeinſam, „nichts beſitzend, aber ſich aller Dinge erfreuend." Dieſer Plan hat unter den Händen moderner Philoſophen und Socialiſten die mannichfaltigſten Umgeſtaltungen erlitten und Analogien gefunden, — man denke nur an die Gelehrtenrepublik Kants — doch das Problem, das Platon damals aufſtellte, exiſtirt heute noch.

Während alſo auf dieſe Weiſe Platon den Socialiſten, dem Fourier St. Simon und ſeinen Nachfolgern, den Ruhm der Originalität nimmt, vertheidigt Ariſtoteles mit der Ruhe eines heutigen Bourgeois, und mit der Nüchternheit eines juridiſchen Profeſſors das Eigenthum. „Socrates' Gütergemeinſchaft, ſagt er, „würde das angenehme Vergnügen zerſtören, welches darin liegt, daß man ſagt, „dieſes Feld iſt mein." Dies Vergnügen allerdings rührt von Selbſtliebe her, aber von einer Selbſtliebe, welche natürlich und gerecht iſt, und ebenſo von Selbſtſucht entfernt, wie eine tugendhafte und reinliche Leidenſchaft verſchieden iſt von einem laſterhaften und tadelnswerthen Exzeß. Beraubt des Privateigenthums, — wir werden beraubt des größten Vergnügens, das damit verbunden iſt, des Vergnügens, unſeren Freunden und Nachbarn beizuſtehen und Fremden zu dienen. Zerſtört die Ehe, und welcher Platz wird für die Keuſchheit übrig bleiben; zerſtört das Eigenthum, und wo iſt noch Raum für die Tugend der Liberalität?"

Wir ſehen, daß die großen ſocialen Fragen des heutigen Tages ſchon damals von den Philoſophen und Denkern ſcharf in's Auge gefaßt wurden; ſehen wir uns nun einmal nach der praktiſchen Seite und nach den beſtehenden ökonomiſchen Verhältniſſen des Alterthums um. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie die ſocialen Fragen, die uns noch heute beſchäftigen, unmittelbar aus der orientaliſchen Barbarei emporwachſen. In der orientaliſchen Welt finden wir kaum eine Spur von ſocialen Problemen und Unterſcheidungen; die Völker bilden ein ungeordnetes Chaos, ohne beſtimmte Pflichten und Rechte, einem abſoluten Despotismus unterworfen. Von Theilung der Arbeit und verſchiedenen Berufen, von einer regelmäßigen Vertheilung der Ländereien u. ſ. w. iſt hier nicht die Rede. Erſt in der ägyptiſchen Kaſtenverfaſſung tritt unter den despotiſchen Formen, welche die orientaliſche Geſchichte von den erſten Zeiten bis heute bezeichnen, eine Art Arbeitstrennung auf; jedes Gewerk bildete eine beſondere Kaſte, die ſtreng von der übrigen geſchieden war und ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbte. Die Theilung der Arbeit war alſo hier mit einem vollſtändigen Mangel an Konkurrenz verbunden. Der Begriff der Perſönlichkeit und des perſönlichen Eigenthums verſchwand in der Kaſte.

In der alten theokratiſchen Verfaſſung der Juden ſehen wir die Eigenthumsverhältniſſe ſich ſchon deutlicher entwickeln; wir ſehen hier einen Socialismus, der noch manchen unſerer heutigen Socialiſten als Ideal vorſchwebt. In dieſer Theokratie gehört Alles, Land und Menſchen, dem Jehovah, ſo daß der Begriff Privateigenthum vollſtändig wegfällt. Ebenſo fällt der Begriff Perſönlichkeit weg; die Familie und der Stamm ſind die Baſis der ganzen ſocialen und politiſchen Ordnung. Jeder Stamm hat ſein Land, das Jehovah demſelben zur Benutzung übergeben, gewiſſermaßen nur geliehen hat, und das in gewiſſen Zeitperioden, den Jubeljahren, — einer neuen Vertheilung zwiſchen den einzelnen Stämmen und Familien unterworfen iſt. Das Land durfte niemals ein Gegenſtand des Handels und Tauſches werden, ſondern jede Familie ſollte das Land bebauen als das Eigenthum Jehovah's. Uebrigens muß ſchon damals ſich der eigenthümliche Charakter der Juden ziemlich deutlich ausgeprägt haben, denn wir finden eine Menge Vorſchriften gegen Wucher, Meineid und Betrug im Handel, welche auf einen ſchon ziemlich zerrütteten Zuſtand des Handels und Wandels ſchließen laſſen.

Der Geiſt der jüdiſchen Politik war der des ſtrengen Gehorſams unter die Befehle Jehovah's, welche von der Prieſterkaſte, die einen beſtimmten Stamm bildete, dem gläubigen Volke verdollmetſcht wurde. Dieſer Stamm, die Leviten, hatten kein Land bekommen; ſie wurden von den andern Stämmen unterhalten. Solange wie der theokratiſche Charakter des jüdiſchen Staates noch unvermiſcht beſtand, waren die Leviten die Ausleger des

Geſetzes, die Verfertiger der öffentlichen Urkunden, Richter u. ſ. w.; ſie repräſentirten überhaupt die Bürokratie im jüdiſchen Staate, eine Stellung, die ſie während des Königthums allmählich verloren.

Dem orientaliſchen Patriarchenthum gegenüber, in dem jeder einzelne nur als Glied ſeines Namens und ſeiner Familie betrachtet wurde, erhob ſich in Griechenland zuerſt die Idee der freien Perſönlichkeit, und zwar mit einer Kraft und Energie, die einen herrlichen Gegenſatz zum orientaliſchen Despotismus bildet. In Griechenland begegnen wir zuerſt, um einen Ausdruck der „Weſtminſter Revue" zu gebrauchen, dem „Gentleman", dem ſelbſtſtändigen, unabhängigen, noblen Bürger, der, die Handarbeit verachtend, ſich um Politik, um Wiſſenſchaft und Kunſt kümmert. Das ganze ſociale Gebäude Griechenlands, namentlich Athens war ſo eingerichtet, daß auf dem Unterbau der niederen Klaſſen der Bevölkerung die eigentliche Republik mit ihren ſtolzen freien Männern, ihren Künſten und Wiſſenſchaften ſich erhob. Alles war darauf eingerichtet, dieſe oberſte Klaſſe der Bevölkerung zu der höchſten Wurde und Schönheit zu erheben, deren nur das Menſchengeſchlecht fähig iſt; von der Kindheit an wurden dieſe Männer auf das Sorgfältigſte erzogen, mit edlen Bildern, mit großen Gedanken umgeben, und jede Unvollkommenheit und Schwäche der menſchlichen Natur wurde ihnen fern gehalten. Aber dem übrigen Theile der Bevölkerung, den Sklaven, Heloten, war es nicht erlaubt, Familie oder Eigenthum zu haben, noch Geld zu gebrauchen. Hören wir, wie ein Platon über einen ſolchen Zuſtand ſpricht: „Sollte man uns vorwerfen, ſagt er, „daß jene Menſchenklaſſen durch dieſe Entbehrungen weniger glücklich ſind, denn die andern Bürger, ſo wollen wir antworten, daß ein Geſetzgeber ſich das Glück der ganzen Geſellſchaft vorſetzen muß, nicht das Glück einer einzelnen Klaſſe von Bürgern."

In Griechenland beſtand bekanntlich ein politiſches Syſtem, ganz entgegengeſetzt demjenigen, was den Verfaſſungen der angelſächſiſchen Völker zu Grunde liegt; Ariſtoteles drückt daſſelbe mit den Worten aus: „Ebenſo, wie das Ganze kommt vor dem Theil, kommt der Staat vor dem Bürger. Als Individuum, als Mann, als Menſch hatte Niemand in Griechenland ein Recht, ſondern nur als Bürger und in ſeiner Beziehung zum Staate; dem Staate gehörte Alles und Jedes; die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Religion, die Vaterlandsliebe, die Familie, die Erziehung, das Gewiſſen jedes einzelnen Menſchen; kurzum jeder einzelne Mann lebte nur in und durch den Staat. Mit der größten Eiferſucht wachten die Bürger darüber, daß nicht das Maaß überſchritten wurde, welches die republikaniſche Gleichheit nothwendig machte, — wie denn das Maaß überhaupt die höchſte Kategorie des griechiſchen Lebens iſt, und die Nemeſis, die Göttin des Maaßes, die oberſte Göttin. Wurde Jemand zu reich

und ſein Reichthum dem eiferſüchtigen Gemeinweſen gefährlich, ſo wurde er um eine bedeutende Geldſumme beſtraft. Zeichnete ſich Jemand durch ungewöhnliche Tugenden und Leiſtungen aus, er wurde verbannt, wie Ariſtides der Gerechte, wie Anaxagoras, der Gelehrte, wie Themiſtocles, der Große, oder er mußte den Giftbecher trinken, wie Phocion und Socrates. Freilich, es hat Leute gegeben und gibt noch Leute, die in dieſer Furcht des Volkes vor jeder hervorragenden Erſcheinung die wahre und echte Demokratie fanden, und das athenienſiſche Volk deßhalb glücklich prieſen. Aber wir ſehen daran, daß die Baſis dieſer Demokratie nicht breit und groß genug war, um den höchſten Anforderungen der Freiheit und Menſchenwürde zu genügen.

In dem vielgeſtaltigen Leben des kleinen Hellas bildeten ſich nun die verſchiedenen Staatsformen aus und wurden die verſchiedenſten ſocialen Experimente gewagt. In Sparta wurde der Communismus auf die conſequenteſte Weiſe durchgeführt, conſequenter ſelbſt, als in Paraguay; — die die Militärherrſchaft paßt noch beſſer zum Kommunismus, als die Hierarchie. In Athen hatte die Geſellſchaft allerdings ein gefälligeres Anſehen und eine humanere Form, aber auch hier war die Allmacht des Staates die erſte Vorausſetzung des ganzen ſocialen Lebens. Die Bürgerſchaft oder vielmehr die ariſtokratiſche Klaſſe, welche ſich auf Koſten der Sklaven, Heloten, der Landesbevölkerung und ſelbſt der Nachbarſtaaten ernährte und durch ihre ſociale Poſition befähigt war, ſich, in vornehmer Zurückgezogenheit von dem Handwerke und dem Ackerbau, in echt ariſtokratiſcher Muße der Politik, den Künſten und Wiſſenſchaften zu widmen, lebte größtentheils direkt vom Staate; der Staat bezahlte die Redner, die Dichter, die Lehrer, die Schauſpieler, und er zahlte ſie gut. Die Revenüen des Staates waren deßhalb ein Gegenſtand eifriger Fürſorge für die Herren Athenienſer, und kein Verbrechen wurde durch das Geſetz und die öffentliche Meinung ſtärker beſtraft, als eine Veruntreuung der öffentlichen Gelder. Ariſtophanes ſpottet über dieſe Ausſaugung des Landes und der ſtaatlichen Revenüen durch die athenienſiſchen Bürger, indem er ſagt, daß jedes Dorf einige Penſionäre von Athen erhalten müſſe.

Ariſtoteles ſelbſt ſtellt die ſehr bequeme Theorie auf, daß Menſchen, die beſtändig dem gemeinen Beſtreben obliegen müſſen, für die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und für Lohn zu arbeiten, unfähig wären, Mitglieder der Republik zu ſein, indem ſie ſich nicht des ſorgloſen Lebens und der Genüſſe erfreuen können, in welchen das eigentliche Glück des Lebens beſteht. In dem beſten und vollkommenſten Gemeinweſen, fährt er fort, muß für das Glück aller ſeiner Mitglieder geſorgt werden, und eine auf Tugend gegründete Geſellſchaft kann nicht für das Glück von Leuten ſorgen, die nur wenig von den Reizen derſelben berührt werden. Solche Leute ſind allerdings nothwendig für die Gemeinſchaft, bilden aber keinen

Theil derſelben." Ferner „Städte und Gemeinweſen beſtehen aus Familie: eine Familie aber muß aus freien Leuten und Sklaven beſtehen." „Von ihrem erſten Urſprung an ſind manche Naturen dazu geformt, zu herrſchen, andere zu gehorchen. In allen mit Leben begabten Organiſationen iſt es die Thätigkeit des Geiſtes, zu herrſchen, die Thätigkeit der Materie, zu gehorchen. Menſchen beſtehen aus Leib und Seele, und ſind alle Menſchen richtig conſtruirt, ſo ſollen die Seelen die Körper beherrſchen. Aber es gibt Menſchen, deren Natur auf ſo grobe Weiſe verderbt iſt, daß der Körper die Seele zu beherrſchen ſcheint. Hier iſt die Ordnung der Natur umgekehrt. An den verſchiedenen Geſchlechtern ſehen wir auch, daß das männliche Geſchlecht für die Herrſchaft, das weibliche für die Unterdrückung geformt iſt" !!! „Die Männer, deren Kräfte vorzüglich im Körper liegen, und deren hauptſächlichſte Leiſtungen eben in körperlichen Dienſten beſtehen, ſind natürlicherweiſe Sklaven, denn es iſt ihr Intereſſe, Sklaven zu ſein".

Hier haben wir ein Pröbchen helleniſcher Philoſophie und Nationalökonomie. Wie gefällt euch das, ihr Sklavenhalter im Süden und ihr demokratiſchen Zeitungen, die ihr die Sklaverei für einen Segen haltet? Aber Ariſtoteles iſt doch wenigſtens noch ſo conſequent, die Sklaverei auf die natürliche Unfähigkeit, zu denken und ſich geiſtig zu beſchäftigen, zurückzuführen, und dies wird wohl diejenigen zurückhalten, ſich der ariſtoteliſchen Argumente zu bedienen, welche, ohne Hellenen zu ſein, die Sklaverei vertheidigen.

Man hat die helleniſche Sklaverei vielfach mit der amerikaniſchen Negerſklaverei verglichen, und den Satz aufgeſtellt, es könne keine Republiken geben ohne Sklaverei. Abgeſehen von der vollſtändigen Verläugnung der republikaniſchen Ideen, die in dieſem Satze liegt, und den widerſprechenden geſchichtlichen Erfahrungen, die wir in den italieniſchen Republiken des Mittelalters und in der Schweiz vor uns haben: ſo ſind die hiſtoriſchen Bedingungen, unter denen Ariſtoteles jene Theorie aufſtellte, ſo durchaus von dem Stande heutiger Bildung und Entwickelung verſchieden, daß es mehr, wie Wahnſinn wäre, wollte man von dem Einen auf das Andere zurückſchließen. Sehen wir, unter welchen Umſtänden ſich die griechiſche Cultur entwickelte. Kaum herausgewachſen aus der orientaliſchen Barbarei, von deren Religionen, Sitten und Gebräuchen die Hellenen noch lange verfolgt wurden, umgeben von barbariſchen Nationen, mit denen man keinen menſchlichen Verkehr unterhalten konnte, mitten in einem dunkeln Zeitalter, das nach dem Erlöſchen des griechiſchen Geiſtes noch dunkler wurde, wie vorher: da ſehen wir die wunderbare Erſcheinung, wie in einem kleinen Gemeinweſen ſich ein Geſchlecht erhebt, welches an politiſcher Bildung und Hochherzigkeit, an Kunſt und Wiſſenſchaft, an al-

len Genüſſen und Errungenſchaften einer wahrhaft menſchlichen Civiliſation ſich weit über ſeine Zeit und die nachfolgenden Jahrhunderte hinweghebt, und in manchen Gebieten der Kunſt, z. B. in der klaſſiſchen Tragödie und in der Skulptur von den nachfolgenden Jahrtauſenden noch nicht übertroffen iſt. Hier ſehen wir auf einmal durch den Wuſt orientaliſcher Geſchichte und durch die Nacht barbariſcher Religionen hindurch die volle Würde und Majeſtät des Menſchengeſchlechtes in ihrer ganzen Klarheit. Konnte die Weltgeſchichte ein ſo außerordentliches Reſultat zu Stande bringen, ohne außerordentliche Mittel anzuwenden, und das bevorzugte, geniale Geſchlecht, das beſtimmt war, dieſe kulturhiſtoriſche Miſſion zu vollbringen, mit allen Bedingungen der Freiheit und des Wohlſtandes zu umgeben, die in einem glücklichen Klima, in einer freien politiſchen Verfaſſung und endlich in einer günſtigen ſocialen Stellung vereinigt ſind? Die Geſchichte raffte den ganzen Vorrath der Civiliſation, den ſie damals ſchon errungen hatte, zuſammen, um einem dunkeln Zeitalter ein Ideal vorzuhalten. Was Wunder, daß unter und neben dieſem Ideale die tiefſte Barbarei war und daß das weitſtrahlende Licht helleniſcher Kultur von ſchroffen und tiefen Schlagſchatten umgeben war!

Wie könnte man die Einrichtungen der damaligen Zeit mit unſeren heutigen Inſtitutionen vrrgleichen? Der ganze Zuſtand der Menſchheit hat ſich geändert. Das Chriſtenthum hat die allgemeinen Ideen der Menſchlichkeit in die Welt gebracht, und nach langen faſt zweitauſendjährigen Anſtrengungen der Weltgeſchichte ſind dieſe Ideen Geſetz und die Grundlage unſerer politiſchen Verfaſſungen geworden. Der Dampf und die Elektrizität, der Handel und die Diplomatie machen aus allen Nationen der Erde ein Gemeinweſen, deſſen Schickſale ſich jetzt ſchon als ſolidariſch mit einander verbunden erweiſen. Während zu den Zeiten des Ariſtoteles fern in dem entlegenen Winkel Europa's ein einſames Licht der Kultur ſtrahlte, iſt jetzt die Kultur über den ganzen Erdball verbreitet, und die Werke des berühmten Griechen werden in Petersburg, wie in San Francisco, am Cap der guten Hoffnung und in Auſtralien, ebenſo, wie in Athen, geleſen. Die Wiſſenſchaft hat ſich neuer großer Gebiete bemächtigt, an deren Daſein Ariſtoteles Zeitalter nicht dachte; ſie hat die Natur und die menſchliche Natur ergründet und benutzt ihre Kräfte zu dem Zwecke der Humanität. Die Bildung, die zu Ariſtoteles Zeiten nur in einem kleinen, auserwählten Kreiſe herrſchte, iſt in unſeren Tagen ein Gemeingut der Völker geworden, und dringt immer mehr und mehr in die Maſſen ein. Und, was die Hauptſache iſt, diejenigen Handarbeiten, zu welchen blos die Kraft des Körpers nothwendig iſt, und die Ariſtoteles den Sklaven überließ, ſind heute zum größten Theile der Maſchine und dem Dampfe uberantwortet, und die Fortſchritte der Technik und Mechanik arbeiten täglich an der Emancipation der Arbeit. Ja ſelbſt der Acker-

bau, die urſprünglichſte Arbeit, die Ariſtoteles natürlich auch der Sklaverei überlieferte, iſt ein Gegenſtand der Wiſſenſchaft und Kunſt geworden; die Chemie lehrt, dem Boden die nöthigen Beſtandtheile einer reichen Erndte zu geben, und die Pflug-, Erndte- und Säemaſchinen übernehmen die Arbeit der Menſchen. So ſehen wir alle Verhältniſſe vergeiſtigt; die Menſchheit hat ſich von der unvermittelten Naturlichkeit emancipirt, und wenn heute ein Ariſtoteles aufträte, er würde gewiß nicht ſo gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen die Civiliſation ſeines Jahrhunderts ſündigen, um die Sklaverei zu vertheidigen.

Aber auch wenn wir von den kulturhiſtoriſchen Unterſchieden abſehen, und die amerikaniſche Sklaverei mit der altgriechiſchen auf eine abſtrakte Weiſe vergleichen, ſo ſehen wir, daß der Grieche ſelbſt in dieſem Verhältniſſe ſich human und nobel im Gegenſatze zu der extremen Brutalität der amerikaniſchen Sklavenhalter zeigte. Während in Amerika der Staatsgewalt kein Recht zuſteht, in die Verhältniſſe der Sklaverei zu interveniren, — wir verweiſen auf die Dred Scott Entſcheidung, — ſo war im alten Hellas der Staat die oberſte Gewalt auch in Bezug auf das Verhältniß des Herren zum Sklaven, und ſtellte geſetzliche Schranken feſt, die der Herr nicht überſchreiten durfte. Der hartbehandelte Sklave konnte in den Tempel des Theſeus fliehen, wohin ihm kein Sklavenauslieferungsgeſetz folgte; von dort wurde er einem andern Herren übergeben. Er hatte ſein beſonderes „peculium", ein Privateigenthum, und dadurch die Ausſicht, ſich durch Arbeit die Freiheit zu verdienen. Die Behandlung der Sklaven muß nach einigen dahin bezüglichen Bemerkungen des Ariſtophanes nicht ſtreng geweſen ſein, denn der Dichter moquirt ſich oft über die Prätenſionen des athenienſiſchen Sklaven, ähnlich, wie ſie der „London Punch" über die Anſpruche der dienenden Klaſſe in London moquirt. Es beſtand, wie aus einer Rede des Demoſthenes hervorgeht, ein Geſetz, das Inſulte gegen Sklaven verbot und die Uebertreter dieſes Geſetzes mit dem Tode beſtrafte. Ueberhaupt hatte der Zuſtand der griechiſchen Sklaven nichts, was mit der ſüdlichen Barbarei zu vergleichen wäre. Sie waren nicht blos mit Handarbeiten beſchäftigt, ſondern auch als Lehrer, als Künſtler, in der Marine, auf dem Cirkus, auf der Buhne u. ſ. w.; ſie nahmen alſo an der Civiliſation ihrer Zeit Theil, und es beſtand in Athen kein Geſetz, daß ein Sklave nicht leſen und ſchreiben lernen durfe. Jeder Vergleich der griechiſchen Sklaverei mit der amerikaniſchen ſtellt die Rohheit der letzteren deutlicher heraus.

Wir werden in einem nächſten Artikel noch einige Bemerkungen über den Staatshaushalt der Athener bringen und dann zu den ökonomiſchen und namentlich den Agrarzuſtänden der Römer übergehen.

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von Francois Arago.]

(Fortſetzung.)

Der Schüler von Poleymieux übte von zarter Kindheit an die geiſtigen Kräfte, mit denen ihn die Natur ſo reich ausgeſtattet hatte. Anders verhielt es ſich mit ſeinen Sinnen. Ampere gelangte mindeſtens zum vollen Gebrauche dieſer mächtigen Werkzeuge des Vergnügens und Wiſſens erſt viel ſpäter, und zwar durch eine Art plötzlicher Offenbarung, die nicht unwerth ſcheint, neben der von Cheſſelden vorlängſt erzählten Geſchichte jenes Blindgeborenen, dem der Staar geſtochen ward, Platz zu finden.

Ampere war ſehr kurzſichtig. Selbſt wenig entfernte Gegenſtände erſchienen ihm wie halb verſchwommene Maſſen ohne beſtimmte Umriſſe. Er verſtand nichts von dem Vergnügen, welches Hunderte von Perſonen zu verſchiedenen Zeiten bei der Herabfahrt auf der Saone, zwiſchen Laneuville und Lon, in ſeiner Gegenwart geäußert hatten. Eines Tages fand ſich zufällig auf dem Marktſchiffe ein Reiſender, der ebenſo kurzſichtig wie Ampere war. Seine Brille war von der Nummer, welche Ampere bei einem Opticus gewählt haben würde. Er probirte dieſelbe und plötzlich erſchien ihm die Natur in einem ganz neuen Lichte, die lachenden maleriſchen Gefilde, die anmuthigen ſanft gehobenen Hügel, die reichen, warmen, harmoniſchen Naturfarben ſprachen ſeine Einbildungskraft das erſte Mal an, und ein Strom von Thränen bezeugte die Rührung, die er empfand. Unſer College zählte damals achtzehn Jahre. Seitdem zeigte er ſich immer ſehr empfänglich für Naturſchönheiten. Iſt mir doch erzählt worden, daß ihn im Jahre 1842 bei einer Reiſe an die Küſten des Mittelmeeres in Italien eine Anſicht, deren man von gewiſſen Punkten der berühmten Corniche auf der Riviera von Genua genießt, in ſolche Bewunderung, ſolches Entzücken verſetzte, daß er nichts mehr wünſchte, als in demſelben Augenblicke Angeſichts eines ſo erhabenen Schauſpiels zu ſterben. Gälte es, zu zeigen, wie tief ſolche Eindrücke waren, wie ſehr Ampere die Scenerie des gewöhnlichen Lebens damit zu verſchönern wußte, ſo möchte ich den auffallendſten Beweis davon in einem Briefe deſſelben vom 24 Januar 1819 finden.

Zu dieſer Zeit bewohnte unſer Freund ſeit Kurzem das beſcheidene Haus, welches er an der Ecke der Rue des Foſſes Saint Victor und der Rue des Boulangers gekauft hatte. Der noch beſcheidenere Garten, beſtehend aus ein paar Mal zehn Metern Fläche unfruchtbaren Landes, war eben umgegraben worden. Auf eine Art Treppe folgte ein ſteil abſchüſſi-

ger in Krümmungen verlaufender Graben, über deſſen tiefſte Stelle zwei oder drei auf den Rändern des Grabens aufliegende Bretter führten. Das Ganze war von ſehr hohen Mauern umgeben. Aber, höre ich ausrufen, das iſt die Schilderung eines feuchten und düſteren Kerkerhofes! Mit Nichten, meine Herren, es iſt die Schilderung des Gartens, worin Ampere mitten im Januar, in der Rue des Boulangers, von friſchen Raſen, grünenden Bäumen, glänzenden und duftenden Blüthenſträußen, dicht verwachſenen Gebüſchen träumte, ja ſolche ſchon wie vor Augen ſahe, worin er ſich den Genuß verſprach, die langen Briefe ſeiner Lyoner Freunde zu leſen; wo ihm die über das Thal geſchlagene Brücke eine maleriſche Anſicht gewähren ſollte!

Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich der Zeitfolge vorgegriffen habe; wenn ich aus dem Leben unſeres Collegen vielleicht den einzigen Fall vorweg herausgehoben habe, wo ſeine Einbildungskraft nicht eine Quelle von Mißſtimmungen für ihn ward.

Nicht blos in die ſanften, großen, erhabenen Gefühle, von denen die meiſten Menſchen beim Anblick gewiſſer Gegenden, namentlich der Gebirge ergriffen werden, wurde Ampere erſt ſpät und auf einmal eingeweiht. Gleich plötzlich entwickelte ſich bei ihm der Sinn für Muſik.

In ſeiner Jugend beſchaftigte ſich Ampere ſehr ernſthaft mit der Akuſtik. Gern verfolgte er die Bildungs- und Fortpflanzungsweiſe der Luftwellen, die verſchiedenen Geſtalten, welche eine Saite bei ihren Schwingungen annimmt, die ſonderbaren periodiſchen Intenſitätsänderungen, die man Schläge genannt hat, u. ſ. w. Für die eigentliche Muſik aber hatte er kein Ohr.

Inzwiſchen kam der Tag, wo gewiſſe Tonverbindungen für Ampere eine andere Bedeutung gewinnen ſollten, als ſeinem Scharfſinne ein mathematiſches Problem zu ſtellen; eine andere Bedeutung auch als der eintönige Klingklang des Glockenläutens.

Er war ſchon dreißig Jahre alt, als er in Geſellſchaft mehrerer Freunde einem Concerte beiwohnte, in dem man Anfangs nur Stücke der tiefſinnigen, kräftigen, ausdrucksvollen Muſik Gluck's aufführte. Das Unbehagen Ampere's war Jedermann ſichtbar; er gähnte, dehnte ſich, ſtand auf, ging herum, blieb ſtehen, ging wieder weiter ohne Zweck und Ziel. Von Zeit zu Zeit drückte er ſich in eine Ecke des Saales, den Rücken gegen die Geſellſchaft gekehrt, was bei ihm immer das äußerſte Zeichen nervöſer Ungeduld war. Kurz die Langeweile, dieſer ſchreckliche Feind, den der gelehrte Akademiker nie zu bemeiſtern vermochte, Schuld deſſen, wie er ſagte, daß er in ſeiner Jugend keine Schule beſucht, drang ihm zu allen Poren heraus! Da folgten auf die ſtudirte Muſik des berühmten deutſchen Componiſten plötzlich einfache, ſanfte Melodieen, und

unſer College fand ſich in eine neue Welt verſetzt; ſeine Rührung verrieth ſich wieder durch einen Strom von Thränen, die Fiber, welche Ohr und Herz Ampere's verknüpfte, kam zu Tage und gerieth das erſte Mal in Schwingung.

Die Jahre änderten nichts in dieſer eigenthümlichen Stimmung. Sein Leben lang zeigte Ampere denſelben Geſchmack für einfache anſpruchsloſe Lieder, dieſelbe Abneigung gegen gelehrte, rauſchende, ausgeklügelte Muſik. Sollte es denn wirklich in der wundervollen Kunſt der Mozart, Cherubini, Berton, Aubert, Roſſini, Meyerbeer, keine abſoluten Regeln geben, nach denen ſich ſehr Gutes von ſehr Schlechtem, Schönes von Häßlichem unterſcheiden läßt? Jedenfalls mag uns das Beiſpiel des berühmten Akademikers nachſichtig gegen die Theilnehmer an dem hitzigen Streite zwiſchen den Gluckiſten und Picciniſten machen, den unſere Väter erlebt haben, und uns ſogar das berühmte Wort Fontenelle's verzeihlich finden laſſen: Sonate, was willſt du von mir?

Wie man ſieht, war Ampere in Betreff der ſchönen Künſte faſt blind bis in ſein achtzehntes, faſt taub bis in ſein dreißigſtes Jahr. In einem Alter dazwiſchen, d. h. mit einundzwanzig Jahren war es, wo ſein Herz ſich plötzlich der Liebe öffnete. Ampere, der ſo wenig ſchrieb, hat Hefte hinterlaſſen, wo er unter dem Titel: Amorum, Tag für Tag die rührende, naive, wirklich bewundernswürdige Geſchichte ſeiner Gefühle aufzeichnete.

Das erſte Heft beginnt mit folgenden Worten: „Eines Tages, als ich nach Sonnenuntergang an einem einſamen Bache ſpazieren ging.“ Der Satz iſt unvollendet geblieben. Ich will ihn aber nach einigen Mittheilungen des gelehrten Jugendfreundes ergänzen.

Der Tag war der 10. Auguſt 1796.

Der einſame Bach floß nicht weit vom kleinen Dorfe Saint Germain, in einiger Entfernung von Poleymieux.

Ampere war auf einem botaniſchen Ausfluge begriffen. Seine Augen, von denen er nach dem Vorfalle auf dem Marktſchiffe der Saone den vollen Gebrauch zu machen wußte, blieben nicht ſo ausſchließlich auf die Piſtille, Staubfäden, Blattnerven geheftet, daß er nicht in einiger Entfernung zwei junge hubſche Mädchen von beſcheidener Haltung hätte ſehen ſollen, welche Blumen auf einer großen Wieſe pflückten. Dieſe Begegnung entſchied uber das Schickſal unſeres Collegen. Bis dahin war ihm der Gedanke einer Heirath noch nicht einmal in den Sinn gekommen. Sie glauben vielleicht, daß er erſt allmählich bei ihm erwachte und keimte. Aber ſo geht es nicht in romantiſchen Gemuthern her. Ampere hätte ſich noch denſelben Tag, den 10. Auguſt 1796 verheirathen mögen. Die Frau

ſeiner Wahl, die einzige, auf die ſich ſeine Gedanken richteten, war eines jener beiden jungen Mädchen, die er in der Ferne erblickte, deren Familie er nicht kannte, deren Namen er nicht wußte, deren Stimme er nie gehört hatte. So raſch aber ging es gerade doch nicht. Erſt drei Jahre nachher war es, wo das Mädchen der Wieſe und des einſamen Baches, Fräulein Juli Carron, Frau Ampere wurde.

Ampere hatte kein Vermögen. Die Aeltern von Fräulein Carron waren verſtändig genug, ihre Zuſage an die Bedingung zu knüpfen, daß er die Koſten eines Hausſtandes zu beſtreiten vermöchte, oder wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, ſein Brod hätte. Sie werden unſtreitig lacheln, wenn Sie hören, daß Ampere, ganz aufgehend in ſeiner Liebe, ernſthafte Verhandlungen darüber geſtattete, ob er nicht eine Stelle in einem Laden einnehmen ſollte, wo ſein Geſchäft von fruh bis Abends darin beſtanden haben wurde, die ſchönen Lyoner Seidenfabrikate auseinander, zuſammen und wieder auseinander zufalten, die Käufer durch verbindliche Worte zu feſſeln, auf dem Preiſe zu beſtehen ohne die Geduld zu verlieren, und endloſe Geſpräche über die Feinheit der Gewebe, den Geſchmack der Verzierungen, die gute Qualität der Farben zu fuhren. Ampere entging ganz ohne ſein Zuthun dieſer unermeßlichen Gefahr. Nachdem ein Familienrath der Laufbahn der Wiſſenſchaften den Vorzug gegeben hatte, verließ Ampere ſeine geliebten Berge von Poleymieux, um in Lyon Privatunterricht in der Mathematik zu geben.

Ampere als Privatlehrer der Mathematik zu Lyon. — Seine chemiſchen Studien. — Seine Verheirathung. — Seine Anſtellung als Profeſſor der Phyſik an der Centralſchule zu Bourg.

Die Zeit, auf die wir zu ſprechen kommen, iſt aus mehr als einem Geſichtspunkte bedeutſam für Ampere's Leben geweſen. Damals war es, wo er die, heutzutage ſo ſelten gewordenen, innigen Verbindungen knüpfte, welche faſt ein halbes Jahrhundert politiſcher Kriſen und Umwälzungen aller Art überdauert haben. Die neuen Freunde, welche ſich in gleichen Neigungen begegneten, verſammelten ſich ganz früh am Morgen bei einem unter ihnen, Herrn Lenoir, von dem ich faſt nur zu ſagen brauchte, daß er damals wie noch heute eins der beſten, ſanfteſten, wohlwollendſten Weſen war, welche Gott geſchaffen hat, um ihn kenntlich zu machen. Dort, auf dem Platze der Cordeliers, im funften Stock, vor Sonnenaufgang, entſchädigten ſich ſieben bis acht junge Leute zum Voraus fur die langweiligen Beſchäftigungen, die den Tag ausfullen ſollten, durch lautes Vorleſen der Chemie von Lavoiſier. Dieſes Werk, worin Strenge der Methode, Klarheit der Darſtellung und Wichtigkeit der Reſultate um den Vorrang ſtreiten, verſetzten Ampere in einen wahren Enthuſiasmus. Das Publi-

kum war einige Jahre ſpäter erſtaunt, in dem Profeſſor der höhern Mathematik an der polytechniſchen Schule einen ganz gründlichen Chemiker zu finden; man wußte aber damals noch nichts von jenen wiſſenſchaftlichen Zuſammenkünften auf dem Platze der Cordeliers zu Lyon, die dazu geführt hatten. Bei näherem Zuſehen wird man überhaupt die Verdienſte wie die Neigungen der meiſten Menſchen im reifen Alter durch wenn auch noch ſo feine Fäden an Eindrücke der Jugend geknüpft finden.

Die Verheirathung Ampere's fand am 15. Thermidor des Jahres VII (2. Auguſt 1799) ſtatt.

Da die Familie des Fräuleins Julie Carron mit den vereideten Prieſtern, welche damals allein vom Civilgeſetz anerkannt waren, nichts zu thun haben wollte, ſo mußte die Trauung heimlich geſchehen. Dieſer Umſtand ließ, wie man denken kann, im Gemüthe des gelehrten Mathematikers einen tiefen Eindruck zurück.

Ampere, auf dem Gipfel eines Glückes, welches leider wenig Dauer haben ſollte, theilte ſeine ſtillen Tage zwiſchen ſeiner geliebten Familie, aufrichtigen Freunden und Privatſchülern, deren mathematiſche Studien er leitete. Am 24. Thermidor des Jahres VIII (8. Auguſt 1800) beſchenkte ihn ſeine Frau mit einem Sohne, der noch jung zu einer vorragenden Stelle unter den Vertretern der franzöſiſchen Literatur gelangt iſt, und mit Glanz einen berühmten Namen trägt.

Nachdem unſer Freund Familienvater geworden, konnte und durfte er ſich nicht mehr mit der precären Stellung eines Privatlehrers begnügen. Im Dezember 1807 erhielt er den Lehrſtuhl der Phyſik an der Centralſchule des Aindepartements, und begab ſich nach Bourg, wobei er ſich das harte Opfer auferlegen mußte, ſeine ſchon kranke Frau und ſeinen Sohn in Lyon zurückzulaſſen.

Abhandlung Ampere's über die Wahrſcheinlichkeit.

Die Studien, die Pläne, die Unterſuchungen Ampere's haben bis dahin noch keinen öffentlichen Wiederklang gefunden, nichts davon iſt noch über den ſehr beſchränkten Kreis einiger Freunde hinausgedrungen; und ſelbſt zwei, der Lyoner Akademie im Manuſcript vorgelegte Abhandlungen ſind hiervon nicht beſonders auszunehmen. Nun aber wird der junge Gelehrte vor das Publikum treten, nnd wir dürfen im Voraus erwarten, daß es eine ſchwierige, ſtreitige, nicht leicht zu löſende Aufgabe ſein wird, mit deren Behandlung er ſeine Laufbahn beginnt.

Das weite Gebiet der Mathematik umfaßt zugleich mit abſtracten Theorieen auch zahlreiche Anwendungen, an die ſich ein hohes und allgemeines Intereſſe für die Menſchen knüpft. Auch ſieht man die Menſchen zu allen Zeiten in ſolchem Intereſſe immer neue Fragen an die Wiſſen-

ſchaften ſtellen, wozu die Beobachtung der Naturerſcheinungen, wie das Bedurfniß des täglichen Lebens neuen Anlaß gibt. Und ſelbſt bloße Liebhaber haben dadurch den Vortheil erlangt, ihren Namen mit Ehren in den Jahrbuchern der Wiſſenſchaft verzeichnet zu ſehen.

Als dem König von Syracus, Hiero, die Ehrlichkeit des Goldſchmieds, der ſeine Krone verfertigt hatte, verdächtig geworden war, verlangte er eine Probe, ob ſie von reinem Golde ſei, ohne daß die Krone dabei zu Schaden käme, und führte dadurch Archimed auf das Fundamentalprinzip der Hydroſtatik, eine der glänzendſten Entdeckungen des Alterthums.

Der Neugierige, welcher fragte, ob es möglich ſei, über die ſieben Brücken, die er zu Königsberg zwiſchen den beiden Armen des Fluſſes Pregel und der Inſel Kneiphof geſehen hatte, nach einander zu gehen, ohne dieſelbe Brücke zweimal zu überſchreiten, ſo wie jener Andere, welcher wiſſen wollte, wie ſich der Springer über das Schachbrett wegen müſſe, um alle vierundſechszig Felder zu durchlaufen, ohne daſſelbe Feld zweimal zu berühren, ſtellten damit Aufgaben, welche in jene Geometrie der Lage führen, deren Idee ſchon Leibniz gefaßt hatte, und die ſich mit den Größen der Raumdinge nichts zu ſchaffen macht.

Erinnern wir endlich daran, wie die Speculationen eines Spielers aus der großen Welt, des Chevalier de Mere, im Zeitalter Ludwigs XIV die Wahrſcheinlichkeitsrechnung hervorriefen oder wenigſtens die Gedanken von Pascal und Fermat, zweier der größten Geiſter, auf die Frankreich ſtolz ſein darf, nach dieſer Seite lenkten.

Dieſer letztere Zweig der angewandten Mathematik, wenn ſchon ein berühmter Mathematiker nur eine Ueberſetzung des gemeinen Menſchenverſtandes in Zahlen darin finden wollte, iſt doch nicht ohne Widerſpruch geblieben.

Noch heute iſt das Publikum nicht geneigt, anzuerkennen, daß analytiſche Formeln das Geheimniß richterlicher Entſcheidungen enthalten können; daß darin ein Mittel liegt, die Urtheile, welche von verſchieden conſtituirten Tribunalen gefällt werden, auf vergleichbare Werthe zurückzuführen; und nur mit einem gewiſſen Widerſtreben geſtattet es, daß man das mittlere Reſultat verſchiedener, mehr oder weniger zuſammenſtimmender Beobachtungsreihen zwiſchen beſtimmten Zahlengrenzen einſchließe. Zwar begreift auch wohl der gewöhnlichſte Verſtand, in ſo weit ſich's nur um Aufgaben niedriger Ordnung handelt [wie die Spiele deren manche darbieten], daß die Algebra dieſelben in ihr Bereich zu ziehen vermag; aber ſelbſt hier fehlt es in den Einzelheiten, in den Anwendungen nicht an ernſten Schwierigeeiten, welche den Scharfſinn der Männer vom Fache auf die Probe ſtellen.

Jeder ſieht ein, daß man bei gleichen Spielſätzen ſich hüten muß, mit Jemand zu ſpielen, der nach den Bedingungen des Spieles größere Wahr-

ſcheinlichkeit, größere Chancen des Gewinns für ſich hat; nicht minder leuchtet Jedem auf den erſten Blick ein, daß bei ungleichen Chancen auch die Spielſätze für beide Spieler ungleich ſein müſſen, ſo daß, wenn z. B. die Wahrſcheinlichkeit des Gewinns für den einen zehnmal ſo groß, als für ſeinen Gegner iſt, auch die reſpectiven Spielſätze oder Summen, die bei jedem Spielfalle gewagt werden, ſich wie 10 : 1 verhalten müſſen; daß dieſe genaue Proportionalität der Spielſätze mit den Chancen die nothwendige, weſentliche, aber auch hinreichende Bedingung jedes rechtlichen Spieles iſt. Doch gibt es Fälle, wo trotz der Erfüllung dieſer mathematiſchen Bedingungen ein vernünftiger Menſch ſich weigern würde, auf das Spiel einzugehen. Wer möchte z. B., wenn Millionen Chancen gegen eine zu ſeinen Gunſten wären, eine Million wagen, in der Hoffnung, einen Frank zu gewinnen?

Zur Erklärung dieſer Anomalie, dieſes Widerſpruches zwiſchen den Ergebniſſen der Rechnung und den Eingebungen des geſunden Menſchenverſtandes hielt es Buffon für nöthig, den Prinzipien, die bis auf ihn für genügend gegolten hatten, einen neuen Geſichtspunkt hinzuzufügen. Er ſprach von pſychologiſchen Werthbeſtimmungen; er machte bemerklich, daß wir uns nicht erwehren können, ſei es auch nur inſtinctmäßig, die Folgen in Betracht zu ziehen, welche der Verluſt oder Gewinn bei den uns vorgeſchlagenen Spielen für unſere geſellſchaftliche Stellung, für unſere gewohnte Lebensweiſe mit ſich führen kann; er fand, daß der Vortheil, den ein Gut gewähren kann, nicht nach dem abſoluten Werthe dieſes Gutes und unabhängig von der Größe der Güter, zu denen es hinzukommen ſoll, beſtimmbar ſei; das geometriſche Verhältniß des Zuwachſes der Glücksgüter zu den vorhandenen Glücksgütern ſchien ihm Werthbeſtimmungen zu begründen, welche mit unſerer Weiſe des Seins in viel beſſerer Harmonie ſtehen. So ſieht man z. B. nach dieſem Principe ſehr leicht ein, warum kein vernünftiger Menſch bei einer Million günſtiger Chancen gegen eine ungünſtige eine Million gegen einen Frank ſetzen möchte.

Die Einführung von pſychologiſchen Geſichtspunkten in die mathematiſche Theorie des Spiels mußte der Wichtigkeit, Klarheit, Strenge der letztern nothwendig Eintrag thun. Man konnte alſo nur bedauern, daß Buffon ſich ſolcher bedient hatte, um eine Folgerung zu ziehen, die er ſo ausſprach:

„Eine lange Folge von Zufällen iſt eine ſchlimme Kette, deren Fortſetzung zum Unglück führt;“ was in dürren Worten ſagen will: ein Spieler von Profeſſion eilt ſeinem ſichern Verderben zu.

Dieſer Satz iſt von hoher ſocialer Wichtigkeit. Ampere fühlte die Nothwendigkeit, ihn ohne Hülfe der Geſichtspunkte zu beweiſen, auf welche jener berühmte Naturforſcher, ſo wie der nicht minder berühmte Daniel Bernoulli ſich geſtützt hatten. Dies war der Hauptzweck des Wer-

kes, welches im Jahre 1802 zu Lyon unter dem bescheidenen Titel: Betrachtungen über die mathematische Theorie des Spiels erschien. Der Verfasser zeigt sich darin als einen erfinderischen und geübten Rechner. Seine Formeln sind elegant, und es glückt ihm, mittelst derselben rein algebraische Beweise für Sätze zu geben, welche die Anwendung der Differenzialrechnung zu erfordern schienen. Die Hauptfrage findet sich übrigens vollständig darin gelöst. Der Gang, den Ampere befolgt, ist klar, methodisch, gegen jeden Einwurf sicher. Zuerst thut er dar, daß das mathematische Prinzip von Pascal und von Fermat, die Proportionalität der Spielsätze mit den Chancen des Gewinns, die unverbrüchliche Regel des Spiels zwischen zwei gleich reichen Personen sein muß; daß die Ungleichheit des Vermögens an dieser allgemeinen Regel nichts ändern kann, wofern die Spieler übereingekommen sind, nur eine beschränkte Anzahl Spiele zu spielen, welche klein genug ist, daß weder der eine, noch der andere sein ganzes Vermögen verlieren kann; daß es sich aber anders verhält, wenn es eine unbeschränkte Anzahl von Spielpartieen gilt, indem die Möglichkeit, das Spiel länger fortzusetzen, dem reichen Spieler dann einen unbestreitbaren Vortheil gewährt, welcher sehr rasch und zu gleicher Zeit mit dem Unterschiede des Vermögens wächst. Der Nachtheil des einen Spielers wächst in's Unendliche, wenn sein Gegner unendlich reicher als er wird, und dies ist offenbar immer der Fall bei einem Spieler von Profession, der alle Spielpartieen annimmt. Die ganze Welt von Spielern, mit denen er es aufnimmt, ist nur wie ein einziger Spieler von unermeßlichem Vermögen anzusehen. Bei Spielen mit gleichen Chancen, wo die Geschicklichkeit nicht in Anschlag kommt, kann also ein Spieler von Profession sicher sein, sich zu ruiniren. Die Formeln Ampere's gestatten in dieser Hinsicht keinen Einwand; und sinnlose Worte wie: Glück, guter Stern, guter Treffer, vermöchten den Vollzug eines im Namen der Algebra gefällten Urtheilsspruches weder zu verhindern, noch zu verzögern.

Es gibt eine Schule, die sich selbst den Namen der Utilitarier beilegt, die auf ihren Fahnen die drei Schreckworte als Aufschrift führt: Wozu nützt es? die in ihrem unversöhnlichen Kampfe mit Allem, was sie materiellen oder geistigen Ueberfluß nennt, am liebsten die Brandfackel in unsere kostbaren Bibliotheken, unsere herrlichen Museen werfen, und uns wieder darauf zurückführen möchte, Eicheln wie unsere Vorfahren zu essen. Ihre Anhänger werden also nicht verfehlen, mich zu fragen, wie viel Spieler durch Ampere's Rechnung gebessert worden sind.

Ich gestehe bereitwilligst zum Voraus ein, ohne zu glauben, den Werth der Abhandlung unseres Collegen dadurch herabzusetzen, daß diese Arbeit, über die ich mich so eben des Näheren verbreitet habe, vielleicht nicht eine

einzige Perſon von der eingewurzelten Leidenſchaft des Spieles geheilt hat. Das Mittel hat keine Wirkung gehabt; kann man aber verſichern, daß es auch oft angewandt worden iſt? Hat es viele Spieler von Profeſſion gegeben, welche genug von der Algebra wiſſen, um die Formeln Ampere's zu verſtehen, ihre vollkommene Richtigkeit zu beurtheilen? Man würde ſich übrigens täuſchen, wenn man glaubte, daß die Gewißheit zu verlieren einen Jeden vom Spiele abſchrecken müßte. Mein Zweifel mag wunderlich erſcheinen; es wird alſo gelten, ihn zu rechtfertigen.

Ich kannte vor einigen Jahren einen Fremden von Rang, der ſich gleichzeitig in ſehr guten Vermögens- und ſehr ſchlechten Geſundheitsumſtänden befand, und außer einigen wenigen Ruheſtunden ſeine Tage regelmäßig zwiſchen intereſſanten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und dem Spiele theilte.

Es that mir ernſtlich leid, daß ein Mann, deſſen Forſchungstalent und geiſtige Bedeutung von aller Welt gern anerkannt wurde, der Hälfte ſeines Lebens eine hiermit ſo wenig harmonirende Beſtimmung gab. Unglücklicher Weiſe hatten einige Abwechſelungen von Gewinn und Verluſt, die ſich für den Augenblick compenſirten, die Ueberzeugung bei ihm erweckt, daß die Vortheile der Banken, gegen welche er ſpielte, weder ſicher, noch beträchtlich genug ſeien, daß man nicht einen guten Schlag gegen ſie zu machen hoffen dürfte. Da die analytiſchen Wahrſcheinlichkeitsformeln ein radicales Mittel, vielleicht das einzige darboten, dieſe Illuſion zu heben, ſo erbot ich mich, wenn mir die Anzahl der Spielfälle und die Spielſätze gegeben würden, aus meinem Cabinet zum Voraus zu beſtimmen, auf wie viel ſich zwar nicht der Verluſt eines Tages, oder auch einer Woche, aber jedes Vierteljahres belaufen würde. Das Rechnungsreſultat traf ſo regelmäßig mit der entſprechenden Verminderung der Banknoten im Portefeuille des Fremden überein, daß kein Zweifel mehr bleiben konnte. Der gelehrte Gentleman verzichtete alſo auf das Spiel .... für immer? nein, meine Herren; vierzehn Tage lang. Nach dieſer Zeit erklärte er, daß meine Rechnungen ihn vollſtändig überzeugt hätten, daß er den Spieltiſchen von Paris keinen Tribut mehr bezahlen würde, ohne in Klarheit über ſein Verhältniß zu ihnen zu ſein, daß er ſein früheres Leben fortſetzen würde, aber ohne ſich in ſo thörichten Hoffnungen wie früher zu wiegen. „Ich täuſche mich nicht mehr darüber, fügte er hinzu, daß ich jährlich 50,000 Franks von meinem Ueberſchuſſe dem Spiele opfern werde; ich bin vollkommen reſignirt; und Niemand wird alſo ferner ſagen dürfen, daß ich die Beute einer lächerlichen Täuſchung ſei. Ich werde fortfahren zu ſpielen, weil keine andere Verwendungsart der 50,000 Franks, die ich erübrigen kann, in meinem ſchwachen ſchmerzgequälten Körper die lebhaften Empfindungen zu erwecken vermöchte, in die er ſich alle Abende

durch die wechſelvollen, bald zum Gewinn, bald Verluſt ausſchlagenden Combinationen des grünen Tiſches verſetzt findet!"

Wenn man genauer darüber nachdenken will, ſo wird man in dieſen Worten noch etwas mehr als eine bloße Paraphraſe jener bekannten Worte eines berühmten Staatsmannes finden: „Nach dem Vergnügen, zu gewinnen, kenne ich kein größeres Vergnügen, als zu verlieren."

Ich würde den mathematiſchen Wiſſenſchaften Unrecht thun, wenn ich ſie deshalb zu rechtfertigen ſuchte, daß ihre Formeln den Sieg nicht vorausſehen ließen, den die innere Aufregung, der Reiz des Spieles über die ſtille, ſanfte, ſittliche Befriedigung gewann, welche der Reiche ſich täglich durch Linderung des bitteren Elendes ſeiner Nebenmenſchen zu verſchaffen vermag. Die Leidenſchaften, obwohl von Gott eingeſetzt, wie ſich eine Frau der großen Welt ausdrückte, ſind portenſartige Weſen, die der Calcul umſonſt in ſeinen regelmäßigen und methodiſchen Netzen zu fangen und zu feſſeln ſucht. Wenn übrigens die Wiſſenſchaften ſich einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen gezeigt haben, ſo theilen ſie nur dieß Mißlingen mit der Dialektik der Moraliſten, der Beredtſamkeit der Kanzel und ſelbſt der Poeſie. So las ich irgendwo, wie Colbert einmal den Monarchen, dem er mit ſo viel Ergebenheit und Talent diente, vom Kriege abwenden wollte. Boileau verſprach dem Miniſter ſeinen Beiſtand, und richtete an Ludwig XIV die ſchöne Epiſtel, worin ſich eine ſo hinreißende Schilderung der Segnungen des Friedens und unter andern ausgezeichneten Stellen auch folgende auf den Kaiſer Titus fand, die im Munde aller Welt geblieben iſt:

Er, deſſen Joch die Welt getragen hat mit Freuden,
Dem keiner je genaht, als um beglückt zu ſcheiden,
Der Abends ſeufzend ſah auf jeden Tag zurück,
An dem nicht ſeine Hand gemehrt der Menſchen Glück.

Dieſe ſchönen Verſe gingen dem Könige zu Herzen; er ließ ſich dieſelben dreimal vorleſen; befahl dann, ſeine Pferde zu ſatteln und reiſte zur Armee ab.

(Fortſetzung folgt.)

Toleranz.

Es gibt Worte, die einen bestimmten Kurs haben, wie Geldmünzen, und, obgleich abgegriffen und an innerem Werthe geschmälert, doch noch für vollgültig von Hand zu Hand gehen. So spielt der Begriff Toleranz auf den Kanzeln, wie in der Politik eine vielseitige Rolle, und das Wort wird um so öfter gesagt, je weniger die Sache gemeint wird. Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir sagen, daß gerade dort, wo man am meisten von Toleranz spricht, die intolerantesten Bestrebungen herrschen. Der Begriff erweist sich daher in vieler Beziehung als zweideutig und verdient namentlich in unserem intoleranten Jahrhundert eine nähere Prüfung.

Toleranz heißt Duldung; der Ausdruck wird speziell auf die Duldung entgegengesetzter religiöser und politischer Ansichten angewendet. Wir sehen an dieser Erklärung gleich die Schwäche des Begriffes. Die Duldung unterscheidet sich sehr von der Anerkennung, die Toleranz sehr vom Rechte. Es gibt nichts Demüthigenderes in der Welt, als geduldet zu werden; fügt man sich in diese Demüthigung, so gibt man damit zu, daß man keine Anerkennung verdient. Derjenige, welcher Toleranz ausübt, zeigt dadurch einen Hochmuth, welcher höchstens durch den Mangel an Selbstgefühl bei dem Tolerirten übertroffen wird.

Der Ausdruck wird denn auch vorzüglich auf dem religiösen Felde gebraucht, wo man gewohnt ist, immer das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt. In der Kirchengeschichte spielen die Toleranzedikte eine große Rolle, aber merkwürdigerweise ist dieses milde, versöhnliche Wort jedesmal, wo es auftritt, mit allem Schrecken des Kriegs und der Schlachten umgeben. Auf den Kanzeln ist dieses Wort stereotyp, und wenn man alle die salbungsvollen Phrasen der Geistlichen darüber hört, begreift man nicht, wie es noch so viel Sektenhaß geben kann.

Die katholische Kirche ist in der Beziehung consequent, daß sie nicht tolerant ist. Sie ist die alleinseligmachende Kirche, und wer ihr nicht angehört, ist für ewige Zeiten, auf Erden und im Himmel verdammt. Statt der Toleranz hat die katholische Kirche Inquisition und Auto da fes.

Aber auch die anderen Confessionen sind eben so wenig tolerant. Jedes religiöse Bekenntniß hat etwas Exklusives, mit allen andern Meinungen Unverträgliches und keinen oppositionellen Gründen Zugängliches, das durchaus den Gedanken der Toleranz ausschließt. Wenn diese Leute ihre Intoleranz nicht zeigen, so ist dies nur eine Folge gewisser äußerer Verhältnisse, die zur Heuchelei zwingen.

Ueberhaupt ist die einzige Toleranz auf religiösem Gebiete nur in den Reihen der Indifferenten und Gleichgültigen zu finden, welche deßhalb

gegen die verſchiedenen Anſchauungen und Bekenntniſſe tolerant ſind, weil ſie ſich für keine einzige derſelben intereſſiren, und keine derſelben theilen.

Aber ſobald dieſe negative Stufe der Indifferenz überſtiegen iſt, und ſich eine poſitive Meinung über religiöſe Moral u. ſ. w. gebildet hat, hört auch die Toleranz wieder auf. Die Wiſſenſchaft, die Philoſophie, iſt nicht tolerant gegen die Religion.

Auf dem politiſchen Gebiete finden wir ähnliche Verhältniſſe. Auch hier iſt Toleranz ein Zeichen der Schwäche und Prinziploſigkeit. Wer eine beſtimmte politiſche Anſicht und Partei erlangt hat, wird ſich niemals dazu verſtehen, eine entgegengeſetzte Partei zu toleriren, wenn er die Macht hat, ſie zu unterdrücken.

Je größer die Ueberzeugung iſt, mit der man an einer Sache hängt, je tiefer die Einſicht iſt, welche man in dieſelbe gewonnen hat, deſto weniger wird man zur Toleranz bereit ſein. Die wahre Ueberzeugung iſt immer intolerant. Die Wiſſenſchaft iſt die Intoleranz ſelbſt, indem ſie gegen die erkannten Irrthümer unerbittlich iſt.

Oder ſollte man es für möglich halten, daß irgend eine wiſſenſchaftliche Anſicht mit einer entgegenſtehenden Anſicht ſich vertragen könne? Gewiß nicht. Jede Wiſſenſchaft entwickelt ſich nach zwei verſchiedenen Richtungen hin; in dem Wetteifer zwiſchen beiden Richtungen beſteht das ganze Leben der Wiſſenſchaft; ſie wechſeln mit einander ab in der Beherrſchung ihres Gebietes, aber jedesmal iſt die eine Richtung die vollſtändigſte Negation der andern. So war es mit dem Nominalismus und Realismus in der Philoſophie, mit der Emanationstheorie und der Undulationstheorie in der Lehre vom Lichte, mit dem Kopernikaniſchen und Keppler'ſchen Sonnenſyſtem u. ſ. w. Wer glaubt, daß man in der Wiſſenſchaft gegen andere Anſichten tolerant ſein könnte, hat wohl ſchwerlich jemals eine wiſſenſchaftliche Wahrheit mit ſeiner ganzen vollen Ueberzeugung erkannt. Die Wiſſenſchaft iſt eine Macht, die in einem fortwährenden Kampfe mit dem Irrthum lebt; ſie iſt ſo abſolut, daß Fichte ſeinem Zeitalter ſagen konnte: „Wenn ihr nicht denken wollt, werde ich euch dazu zwingen."

Allerdings tritt eine ſolche Entſchiedenheit nur in den höchſten Gebieten des Denkens auf; die gewöhnliche Alltäglichkeit iſt ſchlaff und tolerant, und hat das Sprüchwort: „Leben und leben laſſen". Es gibt eine breite Sphäre des Lebens, wo Jeder Duldung übt, um nur ſelbſt geduldet zu werden. Aber dieſer Zuſtand iſt nur ein Kompromiß der Schwäche mit der Schwäche, und zeigt uns einen entarteten Zuſtand der Geſellſchaft an.

Aber zu welchem Reſultat kommen wir, wenn wir eine allgemeine Intoleranz gegen alle von einander abweichenden Anſichten verlangen? Lö—

ſen wir nicht das ganze ſoziale Leben und die öffentliche Meinung in Atome auf? Wo gibt es zwei Köpfe, die denken können, welche vollſtändig harmoniren? Jeder Menſch, der zu denken gewöhnt iſt, hat ſeine beſondere Weltanſchauung und iſt der Mittelpunkt ſeiner eigenen Welt. Wenn wir nun nicht gegen andere Anſichten anderer Leute tolerant ſein wollen, iſt dann noch irgend ein menſchlicher Verkehr möglich? —

Es iſt etwas Anderes, als die feige, ſchlaffe Toleranz, welches den Verkehr der Geiſter mit einander ermöglicht. Es iſt die Anerkennung eines Rechtes, das wir dem Andern zollen, weil wir es für uns ſelbſt beanſpruchen. Wir erlauben deßhalb dem Andern ſeine eigene Meinung über dieſe oder jene Frage, weil wir ſelbſt unſere eigene Meinung haben. Wir verlangen nur, daß der Andere auch wirklich ſeine *eigene* Meinung habe. Wer in ſeinen Ueberzeugungen ſelbſtſtändig iſt, wird uns ſchon zur Anerkennung dieſer Selbſtſtändigkeit zwingen können; gerade ſeine den unſeren entgegengeſetzten Anſichten werden uns in unſerer Anſicht beſtärken, und ſo wird ein Verkehr der Ideen eintreten, der fern von ſchlaffer Duldung auf Achtung und Anerkennung beruht, ohne daß irgend einer den dabei Betheiligten ſich ſelbſt oder ſeinen Ueberzeugungen etwas zu vergeben braucht.

Dieſe wenigen Worte ſind vielleicht gerade in jetziger Zeit nicht ganz überflüſſig, um die Beſprechung wichtiger politiſcher und wiſſenſchaftlicher Fragen in die richtige Bahn zurückzuführen, die überhaupt zu einer Verſtändigung führen kann. Wir leben in einer Uebergangszeit, die anſcheinend friedlich, ruhig, verſöhnlich, conſervativ, doch vielleicht größere Gegenſätze in ſich birgt, als ſelbſt das Zeitalter des Chriſtenthums und der Reformation. Denn es handelt ſich um eine neue Weltanſchauung, die zu allen bisherigen Zuſtänden und Anſchauungen in einem ſchroffen Gegenſatz ſteht. Aus dieſem Gegenſatze und Widerſpruche nun tauchen eine Menge wiſſenſchaftlicher, politiſcher und ſocialer Fragen auf, die eben für das jetzt lebende Geſchlecht nur *Fragen* ſind, deren Löſung wir nur von der Zukunft erwarten können. Aber je weniger unſere Zeit im Stande iſt, dieſe Fragen zu beantworten, deſto einſeitiger und fanatiſcher iſt ſie in der Behauptung von Vorausſetzungen und Hypotheſen, die eben noch kein wiſſenſchaftliches Fundament gefunden haben, ſondern ſich vorläufig eben erſt als Axiom ankündigen. Dieſer Einſeitigkeit gegenüber wäre wohl etwas „Toleranz" nothwendig. Wir ſehen, daß jede neue Weltanſchauung, jedes neue religiöſe oder politiſche oder ſociale Syſtem, daß jede neue Kategorie, welche in die Weltgeſchichte tritt, mit der Prätenſion auftritt, unfehlbar und abſolut zu ſein, und ſich als ein Dogma gebärdet, deſſen Anhänger und Bekenner Jeden verketzern und verdammen, der ſich nicht dieſer wenn auch ungeprüften und unbewieſenen Wahrheit unterwerfen will. So trat die Idee der Volksſouverainität in den Köpfen ihrer exaltirti

Verehrer als Anarchie auf: ſo entwickelten ſich die erſten ſocialiſtiſchen Syſteme als kraſſer Kommunismus; ſo zeigte ſich die neue naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung, deren Eigenthümlichkeit iſt, aus den Thatſachen ſelbſt die Urtheile über die Thatſachen zu entwickeln und alſo ein ſachgemäßes Urtheil zu liefern, in ihrem erſten Auftreten als kraſſer Materialismus, der um ſo mehr Anſprüche an den „Glauben" der Menſchen macht, je weniger er ſeine Stellung „wiſſenſchaftlich" rechtfertigen kann. Die Intoleranz, welche in dieſer Beziehung in der letzten Zeit bemerkbar wurde, iſt nicht immer die Intoleranz der Wiſſenſchaft, welche mit unerbittlichen Beweiſen dem Vorurtheil entgegentritt, und von deren Richterſpruch kein Gnadengeſuch möglich iſt, ſondern ſehr häufig die Intoleranz des Dünkels, der den Gegner beſiegt glaubt, wenn er ſich die Miene gibt, ihn zu verachten.

Das Thema des Materialismus, allerdings ſchon mehrere tauſend Jahre alt, iſt erſt in unſeren Tagen in die Arena einer wirklich wiſſenſchaftlichen Beſprechung getreten, Dank den Bemühungen eines Vogt, Moleſchott, Büchner u. ſ. w. Gleich im Anfange der Unterſuchung merkte man die Bedeutung und Tragweite des Objektes, und ſah die Schwierigkeiten ein, die Funktionen des Geiſtes auf beſtimmte pſychologiſche Sätze zurückzuführen und aus der Phraſe heraus auf den Beweis zu kommen. Unter dieſen Umſtänden war Beſcheidenheit und ein ſtrenges Sich an die Sachehalten gewiß an der Zeit. Der Widerſpruch, den das neue Syſtem in ſich enthielt, — falls wir wirklich daſſelbe ſchon ein Syſtem nennen können, — rührt nicht blos aus der theologiſchen Rumpelkammer, oder aus einer dageweſenen philoſophiſchen Wolkenkukuksburg her, ſondern war durch den ganzen wiſſenſchaftlichen Stand der Frage gerechtfertigt, und wo dieſer Widerſpruch und dieſe Scepſis nicht mit der gebührenden Achtung empfangen wurde, hat man der neuen Theorie ſelbſt nicht die nöthige Achtung geſchenkt.

Es iſt hier nicht am Orte, auf dieſes Thema näher einzugehen; wir wollten nur mit kurzen Worten andeuten, wie weit Rechthaberei von wiſſenſchaftlicher Conſequenz entfernt iſt, und welch ein großer Unterſchied iſt zwiſchen der Intoleranz der Wiſſenſchaft, welche mit Beweiſen in der Hand die Vorurtheile niederwirft und keine andere Rückſicht kennt, als die der Wahrheit, und zwiſchen der Intoleranz einer angemaßten Autorität, die ſich in einer lächerlichen Selbſtgenügſamkeit immer um ihren eigenen Mittelpunkt dreht.

Toleranz kann und muß man unſerer Anſicht nach gegen jede Ueberzeugung üben, welche *ehrlich* iſt, d. h. welche aus der Erkenntniß des Individuums hervorgegangen iſt und einen Beitrag zur Bildung ſeines Charakters liefert. Denn ein Charakter kann ohne Ueberzeugungen nicht ſein. Es wird nun allerdings ſelten eine Ueberzeugung geben, die nicht mit Irr-

thümern umringt und vermiſcht iſt, aber wir werden dieſe Ueberzeugung achten, wenn ſie wirklich das Produkt der geiſtigen Organiſation des Individuums iſt. Am Ende gibt es doch nur eine einzige Art von Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, nämlich die Treue gegen ſich ſelbſt.

In dieſer Treue gegen ſich ſelbſt liegt auch die Treue gegen die Humanität. Innerhalb dieſer allgemeinen Sphäre der Humanität mag die größte Toleranz neben den verſchiedenartigſten Weltanſchauungen und Ueberzeugungen herrſchen. Gerade die Mannichfaltigkeit der Ueberzeugungen bildet den Reichthum der ſittlichen Welt. Nur darf die Humanität ſelbſt nicht verletzt werden. Eine Anſicht z. B., welche die Sklaverei vertheidigt oder entſchuldigt, darf bei keinem Menſchen, der noch dieſes Namens werth iſt, tolerirt oder entſchuldigt werden; hier iſt die Grenzlinie, innerhalb deren man verſchiedene Meinungen hegen kann, überſchritten; die jenſeits dieſer Grenzlinie liegenden Anſichten werden zum Verbrechen gegen die Menſchheit, das man überall, wo man kann, vertilgen und beſtrafen muß.

Es iſt das Reſultat der hiſtoriſchen Entwickelung, daß es eine gewiſſe Sphäre unbeſtrittener Wahrheiten gibt, die ſo innig mit der Menſchennatur und der ganzen menſchlichen Kultur verwachſen ſind, daß man ihre Anerkennung als gleichbedeutend mit Menſchlichkeit überhaupt betrachten kann. Ein Verlaſſen dieſer allgemeinſten Sphäre der Humanität darf niemals eine ſchlaffe, feige Toleranz, ſondern muß überall diejenige gründliche Verachtung finden, welche die Lüge gegen die menſchliche Natur verdient. Leute, welche z. B. in Europa die Monarchie und Prieſterherrſchaft, in Amerika die Negerſklaverei vertheidigen, ſchließen ſich dadurch ipso jure aus der menſchlichen Geſellſchaft aus.

Wir unterſcheiden alſo zwei verſchiedene Gebiete, und ziehen die Grenzlinie zwiſchen beiden ſo, daß auf die eine Seite diejenigen Fragen der Moral des Rechtes, der Freiheit und Kultur fallen, welche ſchon durch die Wiſſenſchaft und die übereinſtimmende Meinung aller civiliſirten Völker gelöſt ſind, und keiner Discuſſion mehr bedürfen, auf der andern Seite aber jene Fragen liegen, welche noch in der Schwebe ſind, und worüber die Meinungen getheilt ſind. In Bezug auf die Fragen der erſten Kategorie muß man unbedingt intolerant ſein und darf durchaus keine theoretiſche oder praktiſche Oppoſition dagegen anerkennen, oder entſchuldigen; hier handelt es ſich um die Menſchlichkeit und ihre Geſetze ſelbſt, und wer ſie leugnet, leugnet die Berechtigung ſeiner eigenen Exiſtenz. Es gibt in der Politik und im ſocialen Leben gerade ſo beſtimmte Axiomate und Grundgeſetze, wie in der Mathematik, und wer die Grundgeſetze der Freiheit und des Rechtes leugnen will, mit dem läßt ſich ebenſowenig ſtreiten, wie mit dem Wahnſinnigen, der den Satz: „zwei mal zwei iſt vier", beſtreiten wollte. Jede Diskuſſion über dieſe allgemeinſten Fragen der

Menſchlichkeit iſt überflüſſig; es gilt einfach, die denſelben entgegenſtehenden brutalen Thatſachen und deren brutale Vertheidiger aus dem Wege zu räumen. Dies iſt vielleicht gerade die traurigſte Seite unſerer amerikaniſchen Zuſtände, daß ein ſolches Thema, wie das der Sklaverei, überhaupt noch discutirt werden kann; daß überhaupt noch zweierlei Anſichten darüber möglich ſind; — oder muß man nicht an der Civiliſation eines Volkes verzweifeln, in welchem die Frage von der Sklaverei noch eine offene Frage iſt?

Wenn durch dieſe Grenzlinie das Gebiet abgeſteckt iſt, welches durchaus keine Toleranz und Schonung verträgt und mit dem man niemals ein Kompromiß eingehen kann, betreten wir ein anderes Gebiet, das nicht minder wichtige Fragen enthält, welche noch in der wiſſenſchaftlichen Erörterung begriffen ſind und von der Zukunft ihre Entſcheidung erwarten. Die Themate auf dieſem Gebiete gehören theils den einzelnen Spezialwiſſenſchaften an, die jeden Tag ihr Material vermehren und dadurch immer neuen Stoff zur Unterſuchung bekommen, oder der Politik, auf welchem Gebiete allerdings noch viele Maaßregeln und Experimente verunglücken werden, ehe das Rechte gefunden wird, oder ſie beziehen ſich auf die Beſchaffenheit der ſittlichen Welt, die Frage von der menſchlichen Freiheit, Zurechnungsfähigkeit, von den Operationen des Denkens, deren Verhältniß zwiſchen Seele und Leib, Unſterblichkeit u. ſ. w. Hier iſt der Discuſſion ein weites Terrain geöffnet, und es würde eine große Bornirtheit verrathen, wollte man auf dieſem Terrain nicht Jedermann, der überhaupt ein eigenes Urtheil beſitzt, auch ein abweichendes Urtheil geſtatten. Die Anmaßung, auf dieſem Gebiete das „in verbo jurare magistri“ zu verlangen, iſt ebenſo thöricht, wie weit verbreitet, und vielleicht eins der größten Hinderniſſe des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes. Es gibt Leute, die es als Hochverrath gegen den geſunden Menſchenverſtand betrachten, wenn man in einzelnen Fragen nicht bis auf das Pünktchen über dem i mit ihnen übereinſtimmend denkt; die Intoleranz dieſer Leute überſchreitet oft alle Grenzen des Ernſthaften, und zeigt uns, daß wir es nicht mit auf Gründen beruhenden Ueberzeugungen, die jeden Widerſpruch vertragen, ſondern mit einer eigenſinnigen Rechthaberei zu thun haben, die keinen Widerſpruch vertragen kann, weil ſie keine Waffen dagegen beſitzt.

Nachträglich zur „Frage der Frauenrechte."

(Von Far West.)

Vor Allem muß ich es innigſt bedauern, daß auf die Correktur meines Zurufs „An teutſche Frauen" im Auguſtheſte ſo wenig Sorgfalt verwandt worden iſt. Gerade Frauen ſollte man es am Wenigſten zumuthen, mühſam den Sinn aus völlig entſtellten Sätzen heraus zu finden. Warum bleiben die teutſchen Blätter und Zeitſchriften in Betreff des correkten Druckes ſo weit hinter den engliſchen zurück? Wir ſollten nichts unternehmen, was wir nicht ordnungsmäßig auszuführen Willens ſind.

Ich will einige der ſtörendſten Druckfehler in dem genannten Aufſatze hier angeben:

Seite	117	Zeile	3 v.	oben	lies Wirklichkeit ſtatt Wirtlichkeit.
„	—	„	4	unten	„ eigenthümliches „ eigentliches.
„	118	„	18	oben	„ wo es „ was.
„	—	„	23	oben	„ männlichſte „ männliche.
„	120	„	7	unten	„ den Willen „ dem W.
„	120	„	4	unten	„ und aus der „ und der.
„	120	„	2	unten	„ volle „ alle.
„	121	„	1	oben	„ dem „ den.
„	122	„	10	oben	„ in dieſem Betrachte ſtatt in dieſer Betrachtung.
„	123	„	18	oben	„ ſichtlich ſtatt ſittlich.
„	123	„	20	unten	„ Neigungsäußerung Meinungs-.
„	124	„	3	oben	„ unverträglich „ unerträglich.
„	124	„	15	unten	„ eheliche „ ewige.

Auf die Bemerkungen der Redaktion zu meinem Aufrufe erwiedere ich kurz Folgendes.

Die bisherige Sitte in der ganzen gebildeteren Welt gibt dem Manne die Initiative in der Stiftung des ehelichen Lebens; dagegen ſcheint unſer, von zarten Banden noch unumſtrickter Freund, H. Eſſellen, ſie in die Hand der Jungfrauen legen zu wollen. Sehen die jungen Schönen von Buffalo nicht darin einen Wink, ihm ohne viel Umſtände an's Herz zu fallen und ihn aus der unnatürlichen Iſolirung zu erlöſen? Doch bei aller Romantik, welche damit in's Werk zu ſetzen wäre, hat die Sache auch ihre bedenkliche Seite. Geſetzt, ein halbes Dutzend ſtürmte mit einem Male heran, ſo müßten doch fünf der Schönen abgewieſen werden, und welche Lage für einen Mann könnte peinlicher ſein, als dieſe? Oder er würde geliebt, und könnte nicht wieder lieben, und die Verſchmähte ſtände da vor der ganzen Welt als eine zurückgewieſene Verliebte? Oder der in Angriff

Genommene hat seinen Kopf darauf gesetzt, vorerst noch Junggesell zu bleiben, oder gar als solcher zu enden?

Eine Sitte ist nicht wohl zu ändern, welche die Natur vorgeschrieben hat. Es lassen sich Ausnahmsfälle denken und romantisch ausmahlen, da das Mädchen den jungen Mann direkt veranlassen mag, sie bei der Hand zu nehmen; — indirekt — bald plumper, bald mit dem feinsten Takte — wird häufig genug die Stiftung des Bundes von der weiblichen Seite eingeleitet, und der Gedanke solcher Verbindungen geht bei Weitem nicht so oft von den Männern aus, als diese selbst glauben. Hier ist sowohl der gemeinen Intrigue, als auch der unanstößigsten Neigungsäußerung und dem berechtigten Bemuhen ein weites Feld geöffnet. Die Natur aber hat dem Weibe vorzugsweise sittige Zurückhaltung gegeben, dem Manne den kühneren, die Scheu besiegenden Muth; — er fordert, und sie gewährt oder versagt, — und das scheint die natürliche Ordnung der Dinge zu sein. Auch ist es der Mann, welcher Herd oder Heimstätte und die Mittel zur Erhaltung der Familie vorzugsweise schaffen muß, und so muß ihm auch die Entscheidung bleiben, wann es die rechte Zeit sei, nach einer Lebensgefährtin sich umzusehen, während das erwachsene Mädchen heute wie morgen bereit ist, dem Manne zu folgen, welcher ihr Herz gewann. Es sind utopische Träume, zu erwarten, daß in allem Diesem wesentliche Aenderungen eintreten können.

Und wie steht es mit der „Schutzbedürftigkeit" der Frauen? Frau Ida Pfeifer und Lola Montez reisen, sich selber schützend, durch die ganze Welt, doch bilden sie, jede in ihrer Art, seltene Ausnahmen. Wären wir über alle männliche Rohheit hinaus, so wäre viel weniger besonderer Schutz erforderlich; doch ganz ist dieser niemals zu entbehren. In vielen Lagen retten nur körperliche Kraft, Geistesgegenwarth und Muth, — sie sind Eigenschaften des wahren Mannes und sollen vor Allen den Schwächeren, den Frauen und Kindern, zu Statten kommen, niemals gegen sie gekehrt werden. Gegen diese Art von Ritterlichkeit oder Galanterie werden die besten Frauen niemals Einwand erheben, und daß man gegen sie in jeder Art zuvorkommend und gefällig sei, wird man immer als Zeichen von veredelter Sitte betrachten müssen. Die Natur hat dem Weibe Lasten aufgebürdet, welche der Mann nicht kennt, — er suche — als eine Art von Schadloshaltung — ihr Leben in jeder Art zu verschönern, ihr Loos zu erleichtern, selbst über das hinaus, was die strikteste Rechtsgleichheit erfordern wurde. Damit ehren die Männer sich selbst und die Frauen zugleich. Es gibt freilich auch eine hohle, selbstgefällige Galanterie, hinter welcher sich die Anmaßung versteckt und die Selbstgefälligkeit zugleich, — ich werde ihr nie das Wort reden.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse lassen sich schwerlich dahin ändern,

daß eine volle ökonomiſche Gleichſtellung zwiſchen Männern und Frauen hergeſtellt wird. Die Bezahlung der Arbeit richtet ſich nach ihrer Nützlichkeit, darin aber leiſtet der Mann unbezweifelt mehr. Die Leiſtungen der Frau, die liebende und freundliche Sorgfalt, ſind dagegen etwas nach Geld eigentlich nicht zu Schätzendes, Unbezahlbares; — nur im innigſten Zuſammenſein mit dem Manne lohnt ſich die Mühe und Aufopferung des Weibes. Die Unverheirathete mag als Magd, Köchin, Erzieherin u. ſ. w. ſich ernähren können, — im Erwerben ſteht ſie dem jungen Manne in den meiſten Fällen nach. Wer aber könnte ihr vergüten, was ſie als Frau und Mutter iſt und thut? Sie kann, ſie darf ſich jetzt nicht mehr iſoliren oder völlig ſelbſtſtändig ſein wollen; für den eigenen und der Familie Schutz und Unterhalt bedarf ſie der ſtärkeren und ſchaffenden Kraft des Mannes, — ſie iſt rathlos ohne ihn, und Verachtung über den Schändlichen, der in ihrer Hülfloſigkeit ſie verläßt! — Hier hat alſo die Natur durchaus keine Gleichſtellung vorgeſehen, vielmehr den Mann angewieſen, daß er dauernd Helfer und Beſchützer derjenigen ſei, welche ſich ihm anſchloß und hingab. Dieſes Verhältniß läßt ſich durch keine andere Theorie umſtürzen. Das wahrhaft humane Verhältniß zwiſchen Mann und Frau iſt nicht durch „Rechtsgleichſtellung" auszudrücken, — Vorrechte ſind vielmehr beſtändig da, bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Das höchſte und unbeſtreibare Vorrecht der Frauen iſt, daß ihre Gunſt und Liebe verdient werden muß und ſich nicht erzwingen läßt, — das Vorrecht der Männer iſt in der That ihr ſchützender Arm.

Was den „religiöſen Cultus" betrifft, ſo kann ich nicht zuſtimmen, daß er „den Frauen ganz hinweggenommen werde". Wer ſoll ihn wegnehmen? Doch wohl die Männer! Und was berechtigt ſie dazu? doch nicht der Grundſatz der „Gleichberechtigung"? Die Frauen werden jenen Cultus aufgeben, wann ſie deſſen nicht mehr bedürfen, wenn ihnen dafür die Männer etwas Beſſeres geben wollen oder können, als was ſie bis jetzt angeboten haben. Vom „Cultus der Künſte" läßt ſich in vornehmen Zirkeln einer Großſtadt wohl reden; aber was haben die ſchlichten Bäuerinnen, von denen immer 100 auf jede kunſtpflegende Dame kommen müſſen, wenn nicht alle Kunſtjünger verhungern ſollen? Weitaus die große Mehrheit der Menſchen wird immer ihre Hände zu Anderem und Nöthigerem gebrauchen, als zum Harfenſpielen, zum Führen des Pinſels, zu Skulpturarbeit ꝛc. Der bisherige Cultus mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen war doch vielleicht das einzige praktiſche Mittel, um das ideale Bedürfniß der großen Maſſe zu befriedigen, und ſoll etwas Beſſeres an deſſen Stelle geſetzt werden, ſo muß es nicht der Art ſein, daß es eine Ariſtokratie vorausſetzt und ihr allein zugänglich iſt. Für eine Ariſtokratie laſſen ſich, wie die tägliche Erfahrung lehrt, die Verhältniſſe des Lebens

ſehr leicht theoretiſch zuſchneiden; aber damit iſt in der Wirklichkeit noch niemals Etwas gebeſſert worden.

An Dr. E. Dorſch. — (Vergl. S. 113 des Auguſthefte).

Als Nichtmediziner bezeichnete ich einen Zuſtand, in welchem ich einmal mich ſelbſt befand, da ich alle Pulſe an meinen Schläfen zucken fühlte und eine Empfindung hatte, als ob der Schädel jeden Augenblick berſten wollte, — als eine „Erkrankung des Gehirns", bei welcher jedoch die geiſtige Kraft ſich gerade erhöht zeigte; Sie aber als Mediziner wollen mir dieſen Ausdruck nicht gelten laſſen, weil blos „Kongeſtion nach dem Gehirn" Statt gefunden habe. Ich werde darüber nicht mit Ihnen ſtreiten. Ich nannte einen unnatürlichen, der wirklichen Geſundheit entgegengeſetzten Zuſtand einen krankhaften und wies auf die Merkwürdigkeit des pſychologiſchen Phänomens hin. — Ich bin mit Intereſſe Ihrer Ausführung gefolgt, in welcher Sie die erhöhte Geiſtesthätigkeit durch den vermehrten Andrang des Blutes nach dem an ſich „geſunden" Gehirne erklären. Dabei bleibt gewiß noch ein frommer Wunſch übrig, nämlich: Mögte die Wiſſenſchaft im Stande ſein, uns deutlich zu machen, wie aus der Zuſammenwirkung von Gehirn und Blut Gedanken entſtehen, und nach welchen Geſetzen dabei verfahren wird. Die geiſtigen Erſcheinungen ſind Dasjenige, was von Allem im Leben mich ſelbſt am Meiſten intereſſirt; ſo ehrlich als eifrig forſche ich ihrem Grunde nach, und jeder Aufſchluß iſt mir willkommen. Sind wir auf der richtigen oder auf einer falſchen Spur, den tiefſten Grund zu erkennen? — Das iſt die Frage. — Ich freue mich, Ihnen wieder öfter in der „Atlantis" zu begegnen.

Far Weſt.

Polemiſches — von Far Weſt.

Da die Redaktion im Auguſthefte des Angriffs von H. Heinzen gegen mich erwähnt, ſo ſei hierdurch bemerkt, daß eine kurze Erwiederung von mir in Nro. 35 des „Pionier" zu finden iſt. Selbſtverſtändlich konnte deren Zweck nur der ſein, perſönliche Angriffe abzuweiſen, — für die Ausführung und wiſſenſchaftliche Begründung meiner Anſicht wähle ich die Blätter, welche mir ſelbſt dazu geeignet ſcheinen.

Allerdings bedarf es keines beſonderen Proteſtes gegen die Verſuche Einzelner, hier zu Lande die Sprech- und Preßfreiheit auch nur indirekt zu beſchränken; muthet aber Jemand im Ernſte uns zu, entweder zu ſchreiben, wie er es haben will, oder zu ſchweigen, ſo iſt es einfach wie natürlich, daß man kurz ſagt: ich ſtehe nicht unter deinem Befehle.

Kann H. Heinzen mir ernſtlich vorwerfen wollen, daß „ich mich nicht auf die verhandelten Themate einlaſſe"? Kann Jemand ſagen, daß ich die Blätter, für welche ich ſchreibe, etwa mit Deklamationen, mit perſönlichem „Skandale", mit eitler Selbſtverherrlichung ꝛc fülle? Wo ich Behauptungen aufſtelle und entgegenſtehende beſtreite, thue ich es anders, als mit ernſter und ruhiger Abwägung der Gründe? Seit Jahren hat H. Heinzen ſelbſt alle Gelehrten Amerika's aufgefordert, ausfindig zu machen, „was der Geiſt ſei". Ich habe mehr Mühe als irgend ein Anderer darauf verwandt, auf dieſe Frage eine vernünftige Antwort zu geben; er nennt ſie eine „theologiſche", und damit iſt der Stab darüber gebrochen. Er verlangt auch, daß wir, die wir eines ſelbſtthätigen Geiſtes uns bewußt ſind, und — mit einem der größten Naturforſcher und Naturphiloſophen unſerer Zeit, mit Otto Ule — glauben, daß „die ganze Natur (nicht das Werk einer wild dahinſtürmenden Nothwendigkeit, ſondern die) Offenbarung der all-lebenden Vernunft iſt", beweiſen ſollen, daß in jedem Stein- und Eisklumpen ein denkender Geiſt ſei, — welchen Beweis wir freilich bis jetzt ſchuldig geblieben ſind. — Mit H. Heinzen iſt auch aus dem Grunde nicht gut ſtreiten, weil er ſelbſt beſtändig in höchſter und letzter Inſtanz über die Triftigkeit ſeiner eigenen Beweisführung und die ſeiner Gegner entſcheidet, — und ſo hat er freilich bereits Alle widerlegt, ihn ſelbſt aber Niemand. Wer ihm Recht gibt, kommt gnädig weg; denn mitunter finden auch ſehr ſchwache Arbeiten Aufnahme in ſein Blatt, ſofern ſie nur an ſeine Anſchauung der Dinge ſich anlehnen.

Der „Vorlegung beſtimmter Fragen" von Hn. Heinzen erinnern ſich allerdings die Leſer des „Pionier". Was mich betrifft, ſo habe ich ſie nicht „ignorirt", vielmehr theils längſt und ausführlich beantwortet, theils für künftige Beantwortung bei mehr Muße und Ruhe nur zurückgelegt.

Trotz der entgegenſtehenden Behauptung von H. Heinzen muß ich wiederholt verſichern, daß ich ihm mich „niemals aufgedrängt" habe. Ich war Correſpondent des Eichthal'ſchen Blattes, bevor Hr. Heinzen deſſen Redaktion übernahm. Für die ſpäter von H. Heinzen herausgegebenen Blätter Mittheilungen zu liefern [und zwar viel häufigere, als ich jemals einſenden konnte oder wollte], bin ich wiederholt und dringend von ihm brieflich aufgefordert worden. Gerade um ihn nicht in den Fall zu bringen, „Geduld und Schonung an mir zu üben", ſtellte ich ihm anheim,

ſolche Aufſätze, welche er bei ſeiner Tendenz nicht gerne veröffentlichen würde, lieber ungedruckt zu laſſen. [Selbſtverſtändlich mußte meine fernere Bethätigung ſich darnach richten]. Indem ich alſo für meine Arbeiten nichts verlangte und es darauf ankommen ließ, ob ſie gedruckt wurden oder nicht, allein von dem Verlangen getrieben, die allgemeine Bildung zu fördern (denn Niemand wußte damals, wer „Far Weſt" iſt), darf ich doch wohl behaupten, daß ich mich nicht „aufgedrängt" habe.

Herrn Heinzen's Weg und der meinige liegen weit aus einander; aber was er iſt und thut, ſtört mich nicht, — für meinen Frieden hat die Welt Raum genug für die heterogenſten Naturen, obwohl ich nicht aufhören werde, in ernſter Weiſe für Das zu kämpfen, was ich ſelbſt für recht und wahr halte. Ich verdanke ihm wenig neue Ueberzeugungen, wohl aber eine mächtige innere Anregung, in deren Folge ich es mir zur Aufgabe machte, mit der höchſten Anſtrengung des Denkens meine Anſicht der Dinge nochmals zu ſichten und mir die eigene Ueberzeugung noch klarer zu machen. — So ſtehe ich Hrn. Heinzen noch jetzt gegenüber, — ich habe wiſſentlich ihn noch niemals gekränkt. Daß er durch ſolche Ehrentitel wie „Pfaffe" knabenhaft u. ſ. w." jeden ferneren Verkehr zwiſchen mir und ihm abgeſchnitten hat, kann ich bedauern, getroſt aber es dem Publikum überlaſſen, über ſeine und meine Handlungsweiſe ein Urtheil zu fällen.

Weiterer Verlauf der amerikaniſchen Politik.

Wir haben in der vorigen Nummer der „Atlantis" den Gegenſatz geſchildert, der ſich in der amerikaniſchen Politik entwickelt hat, einen Gegenſatz, der viel tiefer wurzelt, als in dem parlamentariſchen Herkommen, in jedem conſtitutionellen Gemeinweſen zwei politiſche Parteien zu haben, der jetzt ſchon weit über die Grenzen einer parlamentariſchen Oppoſition hinaus geſteigert iſt, und in dem raſchen Verlaufe, der die Entwickelung aller amerikaniſchen Dinge kennzeichnet, ſehr bald zu einer Exploſion führen muß. Wir ſind dieſer Exploſion, die wir in der letzten Nummer angedeutet haben, ſchon wieder einen großen Schritt näher gekommen, und eine Menge Thatſachen, die äußerlich getrennt ſcheinen, aber doch einen inneren Zuſammenhang haben, charakteriſiren die bedenkliche Lage der Union immer deutlicher. Man wird uns daher erlauben, dieſem Verlauf in ſei-

nen Hauptzügen zu folgen, denn, wenn auch die Atlantis kein politiſches Blatt und namentlich kein Parteiblatt iſt, ſo muß ſie doch die Entwickelung der amerikaniſchen Verhältniſſe, als eine der bedeutendſten kulturhiſtoriſchen Erſcheinungen des Jahrhunderts, mit permanentem Intereſſe verfolgen. Seit den Tagen der Nebraskabill, welche in den Anfang unſerer journaliſtiſchen Laufbahn in Amerika fiel, haben wir den Verlauf der amerikaniſchen Politik verfolgt, und ſo ziemlich die Ereigniſſe kommen ſehen, die uns als eine nothwendige Folge der Nebraskabill und der damit zuſammenhängenden Proſclavereigeſetzgebung des Kongreſſes erſchienen; denn mit der Nebraskabill beginnt eine neue Aera der amerikaniſchen Politik, auf die alle neueren Ereigniſſe von Wichtigkeit zurückzubeziehen ſind.

Die weſentlichſten Punkte der Dred Scott Entſcheidung, welche mit Recht ein ſo großes Aufſehen gemacht hat, ſind ſchon in der Nebraskabill enthalten, und konnten direkt daraus gefolgert werden. Von dem Momente an, daß die Kanſas- und Nebraskabill erlaſſen war, beſtand die Sklaverei in den Territorien zu Recht; wir haben ſchon damals dieſe Conſequenz nachgewieſen; man brauchte nicht auf die offizielle Erklärung des Präſidenten Buchanan zu warten, der in ſeinem Briefe an Silliman und Genoſſen direkt und ohne Umſchweife die Behauptung ausſpricht, daß die Sklaverei in den Territorien rechtsgültig ſei. Selbſt wenn ſich die überwiegende Majorität der Bewohner des Territoriums Kanſas trotz aller demokratiſchen Corruption, trotz der Miſſourier und ihrer Bogusgeſetze, trotz Walker und der Ver. Staatentruppen, gegen die Aufnahme der Sklaverei erklären ſollten, ſo würde damit die Sklavereifrage in jenem Territorium noch nicht aus dem Wege geräumt ſein, denn es würde ſich dann um Entſchädigung für das menſchliche „Eigenthum" handeln, welches unter dem Schutze der Bundesgeſetzgebung, Adminiſtration und oberſten Gerichtes in das Territorium eingeführt wäre. Es ſind alſo die Territorien rechtlich in keiner beſſern Lage, als die Sklavenſtaaten ſelbſt; die Sklaverei iſt in den Territorien durch dieſelben Bundesgeſetze beſchützt, wie in den Sklavenſtaaten, und dieſe ſind in einem verhältnißmäßig noch beſſeren Zuſtande, da ſie die Emancipationen durch Umänderung ihrer Staatsconſtitutionen beſchließen können, wozu die Territorien nach der Nebraskabill nicht fähig ſind. In Beziehung auf dieſe Frage iſt ein großer Betrug an der öffentlichen Meinung begangen worden; die Leute warteten und warten noch heute auf die Entſcheidung in Kanſas; ſie hoffen auf den Sieg der Freiſtaatleute bei den Wahlen; die letzte Präſidentenwahl wurde ſelbſt von den Demokraten nur durch das Loſungswort „frei Kanſas" gewonnen. Und unterdeſſen, daß dieſer Wechſel der Hoffnungen und Befürchtungen das Publikum beſchäftigt, und man durch hochtönende Phraſen und Pro-

clamationen die öffentliche Meinung von Tag zu Tag hinzuhalten ſucht, — unterdeſſen iſt die Verſclavung von Kanſas rechtlich und factiſch vor ſich gegangen, und den Wünſchen des Landes tritt ein ſchroffes „fait accompli“ entgegen. Wie dieſe vollendete Thatſache in Kraft gehalten werden wird, dies kann man jetzt ſchon deutlich ſehen. Schon werden die Proſclaverei-geſetze der Boguslegislatur, welche größtentheils aus Miſſouriern beſtand, als Landesgeſetz durch Waffengewalt aufrecht erhalten; ſchon werden die Beſchlüſſe der Freiſtaatlegislatur von Topeka als Hochverrath erklärt; ſchon ſind Truppen von allen Seiten in dem Territorium conzentrirt, um die europäiſche Methode, einem „fait accompli“ Anerkennung zu verſchaffen, auch auf amerikaniſchem Boden heimiſch zu machen. Seien wir darüber nicht mehr in Unruhe; die Kanſasfrage iſt entſchieden; ſie iſt in dem Cabinette zu Waſhington und in den geheiligten (?) Hallen des oberſten Bundesgerichtes entſchieden, und Walker hat mit den Miſſouriern und den Ver. Staatentruppen nur dieſe Entſcheidung auszuführen.

Wir ſehen eine große Aehnlichkeit zwiſchen dem Anfange der Pierceſchen und Buchanan'ſchen Adminiſtration, wie denn beide Adminiſtrationen auch durch die Cincinnati Platform auf das Innigſte mit einander verbunden ſind, nur mit dem Unterſchied, daß vier Jahre einer conſequenten Proſclaverei-Politik dazwiſchen liegen, und man die factiſchen Reſultate aus der Proſclavereigeſetzgebung dieſer Zeit zu ziehen ſucht. Gleichwie Pierce ſich gleich im erſten Jahre ſeiner Verwaltung die Nebraskabill als rechtliche Grundlage ſeiner ſüdlichen Beſtrebungen anſchaffte, ſo ließ ſich Buchanan die rechtliche Grundlage ſeiner Partimaaßregeln in der Entſcheidung des Oberbundesgerichtes geben, welche die extremſten, extravaganteſten Forderungen der ſüdlichen Ariſtokratie legaliſirt. So ſind die fluchwürdigſten Beſtrebungen, welche die Civiliſation dieſes Jahrhunderts entehren, und die Union in den Abgrund ſtürzen werden, mit dem feierlichen Ernſt des Geſetzes und Richterſpruches umgeben, und mit dem geliebten Namen der Union verbunden!

Die rechtlichen und faktiſchen Vorbedingungen zu einem weitern Voranſchreiten auf der betretenen Bahn ſind gegeben; jetzt heißt es, voranzugehen. Im Hintergrunde der Adminiſtration Buchanan's liegt eine vierzigjährige politiſche Laufbahn, die immer dem Dienſte des Südens und den reaktionären Intereſſen deſſelben gewidmet war. Als Föderaliſt und als Demokrat, als Geſetzgeber, als Staatsmann, oder als Diplomat, immer ſtand Buchanan als ein conſervativer Staatsmann da, welcher, gleich den europäiſchen Regierungen, die conſervativen Tendenzen bis zu revolutionären Extremen übertrieb. Den Schluß ſeiner Laufbahn als Diplomat bezeichnete jenes Oſtende-Manifeſt, welches ihm die Stimme ſämmtlicher ſüdlicher Delegaten auf der demokratiſchen Nationalconven-

tion verſchaffte und ihn auf den Präſidentenſtuhl hob. In dieſem Oſtende-Manifeſt iſt der zweite Theil der politiſchen Aufgabe der jetzigen Adminiſtration enthalten.

Das Oſtende Manifeſt handelte bekanntlich von der Annexation Cuba's, entweder auf dem gutlichen Wege des Verkaufes, oder, wie das unbeſonnene Aktenſtück andeutete, auf dem Wege einer gewaltſamen Eroberung. Dieſer Plan war indeſſen etwas zu weit gegriffen, und man mußte die einzelnen Stufen, die zu dieſem Ziele führten, erſt nachholen. Eine Feſtſetzung der Amerikaner in Centralamerika, wohin der amerikaniſche Einfluß überhaupt ſchon durch die Nothwendigkeit einer Tranſitverbindung gerufen wurde, ſollte das Vorſpiel der Ausführung des Oſtende-Manifeſtes werden. Aber was man im Geheimen wollte, wagte man der Welt nicht einzugeſtehen. Man wird ſich noch der Zweideutigkeit und Treuloſigkeit erinnern, mit welcher die Adminiſtration von Pierce ſich gegen die Walker'ſche Flibuſtier Expedition betrug; von Buchanan erwarteten die Freunde, wie die Gegner der Expedition ein entſchiedeneres Auftreten.

Aber ehe noch die Hintergedanken der Buchanan'ſchen Adminiſtration enthüllt waren, kam Walker mit einer Schaar zerlumpter und halbverhungerter Abenteurer wieder zurück, nachdem er von den Einwohnern des Landes in ſchimpflicher Flucht zurückgetrieben war. Anſtatt ihn vor Gericht zu ſtellen wegen Verletzung der Neutralitätsgeſetze, wegen Räuberei und Flibuſterei, empfing man ihn im Süden, wie in New-York gleich einem Helden, und bereitete ihm Ovationen, die wenig zu dem jämmerlichen Schickſal paßten, das ſeine Waffengefährten erlitten. Namentlich als Walker in einem Briefe an einen einflußreichen Politiker im Süden ſeine Gründe entwickelte, warum er die Einführung der Sklaverei in Nicaragua dekretirt habe, ſtieg der Enthuſiasmus im Süden ungemein, und trotz der traurigen Niederlage der erſten Expedition wird gegenwärtig ein neuer Flibuſtierzug ausgerüſtet, der ſich der offenen Sympathie des ganzen Südens und der geheimen Billigung der Adminiſtration zu erfreuen hat. Es ſind ſchon bedeutende Geldſummen in den ſüdlichen Staaten für dieſen Zweck geſammelt; ſo ſpricht man davon, daß allein Georgia 150,000 Dollars beigeſteuert habe, und New-Orleans iſt ganz Theilnahme für das Projekt. Die Expedition ſoll von New-York, Mobile und New-Orleans ausgehen und mit einem Einfall in Verbindung ſtehen, den Sam Houſton von Texas aus nach Mexico unternehmen will. Es iſt merkwürdig, wie ein Projekt von dieſer Beſchaffenheit und Bedeutung ſich im Angeſichte der Behörden und im Einverſtändniß mit der öffentlichen Meinung vorbereiten kann; ſollte man nicht glauben, daß die Nothwendigkeit dieſes „manifeſt deſtiny" vom ganzen amerikaniſchen Volke eingeſehen werde?

Dies kommt daher, daß der Süden in ſeiner entſchloſſenen Haltung und mit ſeinem beſtimmten politiſchen Programm überall die Initiative in der Politik ergreift und dem Norden, der durch die verſchiedenſten Intereſſen und Parteiungen getheilt iſt, in den wichtigſten Fragen der Politik das Nachſehen überläßt. Im Norden redet man und macht papierne Politik; im Süden handelt man und verläßt ſich auf die vollendete Thatſache. Es iſt hier ein ähnliches Verhältniß, wie in Europa, wo auch eine kleine, aber entſchloſſene Minorität den Widerſtand der öffentlichen Meinung bricht. Schon ſeit Jahren war es ferner Mode, den Flibuſtiern die Initiative in der auswärtigen Politik zu überlaſſen, und dies wird auch wohl gegenwärtig der Fall ſein. In Bezug auf dieſe Frage ſtehen ſich große Hoffnungen und große Befürchtungen gegenüber, ſo daß die Meinungen getheilt ſind.

Das „manifeſt deſtiny" der Ver. Staaten, d. h. die Vereinigung des ganzen nordamerikaniſchen und centralamerikaniſchen Continentes, und der umliegenden Inſelwelt, iſt wohl etwas mehr, als ein Parteidogma der Ultraproſclaverei-Leute des Südens; die innere hiſtoriſche Nothwendigkeit deſſelben wird auch dem unabhängigen Auge klar. Seitdem am Pacifik die amerikaniſche Civiliſation emporblüht, iſt das Schickſal des Continentes ſo ziemlich entſchieden. Die amerikaniſche Nation hat eine Expanſivkraft, die wunderbar iſt; während der Strom der freien Einwanderung nach Weſten dringt und uns dort das Geheimniß der Staatenbildung, das bisher durch den undurchdringlichen Schleier des Alterthums verhüllt war, offenbart, blickt man im Norden ſchon nach den weiten Gebieten der britiſchen Hudſonbai-Compagnie, deren Monopol den kanadiſchen, wie amerikaniſchen Bürgern ein Greuel iſt und das wahrſcheinlich den nächſten Anſtoß zur Annexation gewiſſer Theile von Britiſch-Amerika an die Union zur Folge haben wird, und ſchaut man im Süden nach Mexico, Centralamerika und Cuba, als einer Beute, nach der man nur die Hand auszuſtrecken habe, um ſie in Empfang zu nehmen. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes „manifeſt deſtiny" etwas Großartiges an ſich hat, das ſich von den kleinen Erfolgen und der Zaghaftigkeit der europäiſchen Politik bedeutend unterſcheidet. Nur die Sklavenfrage trübt dieſes große Bild der amerikaniſchen Zukunft und tritt den Hoffnungen entgegen, welche wir davon hegen können.

Bei Gelegenheit des bevorſtehenden zweiten Flibuſtierzuges nach Nicaragua haben die Zeitungen, namentlich die ſüdlichen, die Folgen einer Annexation Centralamerika's beſprochen, als eine Sache, über die man ſich jetzt ſchon verſtändigen müſſe. Selbſt freiſinnige Blätter, die der Ausbreitung der Sklaverei nicht das Wort reden, wie die „New-Orleans Deutſche Zeitung", verſöhnen ſich mit dem Gedanken der Annexation und

der Ausbreitung der Sklaverei nach dem Süden zu, weil, wie ſie hoffen, dadurch die Sklaverei nicht nur von den weſtlichen Territorien abgelenkt, ſondern auch aus den nördlich gelegenen Sklavenſtaaten verdrängt werden würde. Uns ſcheint eine ſolche Annahme ſehr problematiſch. Die Macht der Sklavenhalter hat ſich bisher ſo rückſichtslos und gewaltthätig gezeigt, daß wir jeden Zuwachs dieſer Macht fürchten und ihn zu verhindern ſuchen müſſen. Es iſt überhaupt in den letzten Jahren eine andere Sorte Politik, als die Politik der Kompromiſſe eingetreten; die Nebraskabill und die Dred Scott-Entſcheidung ſind in ihrer Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit Beweiſe genug, wie weit die ſüdliche Ariſtokratie gehen würde, falls es von ihrer Willkühr abhinge, welcher Weg einzuſchlagen wäre. Gerade um dem „manifeſt deſtiny" der Union freien Lauf laſſen zu können, ſollte die Frage der Sklaverei im Sinne der öffentlichen Meinung des Nordens entſchieden werden, im Sinne der Nichtausdehnung und allmähligen Emancipation; dann könnte man den amerikaniſchen Adler fliegen und fliegen laſſen, über das Land und das Meer; es würde Niemand ſeinen Flug aufhalten.

Ja, es iſt nur ein Fehler der innern Politik, der dieſen gewaltigen Aufſchwung der äußeren Politik verhindert oder doch wenigſtens verzögert. Die europäiſchen Mächte hat Amerika nicht zu fürchten, dieſe ſind vollſtändig in Europa, im Oriente, in Aſien beſchäftigt und namentlich der engliſche Koloß, der doch in erſter Reihe ſich dem „manifeſt deſtiny" der Ver. Staaten widerſetzen würde, zittert auf ſeinen thönernen Füßen. Man würde von dieſer Seite her ſich die Union entwickeln und vergrößern laſſen, wie ſie dies auch bisher gethan hat, ohne anders, wie mit diplomatiſchen Phraſen zu interveniren; dafür bürgt uns die ganze politiſche Situation Europa's. Aber der Riß, der ſich in der Union ſelbſt befindet, leidet kein Vordringen auf dem betretenen Wege; jede Vergrößerung des Gebietes der Union würde unter den jetzigen Umſtänden eine Auflockerung derſelben ſein, und das „manifeſt deſtiny" iſt nicht eine Sache des Patriotismus und der nationalen Intereſſen, ſondern eine Sache der Parteien und ſektionellen Beſtrebungen.

Unter dem Drucke der großen Proſclavereibewegung ballt ſich die republikaniſche Partei nun immer mehr und mehr zu einer elaſtiſchen, widerſtandsfähigen Oppoſitionspartei zuſammen. Wenn ſie auch hie und da, und namentlich im Staate New-York von den gewöhnlichen Parteikniffen und Intriguen nicht ganz frei iſt, und unprinzipielle, inconſequente, nur für den augenblicklichen Erfolg berechnete Maaßregeln ergriffen hat, ſo ſtellt ſich doch auch dem unparteiiſchen Auge die Thatſache heraus, daß die republikaniſche Partei ſich immer mehr und mehr zu einer nationalen Partei bildet und den alten Boden der Jefferſonianiſchen Politik, den Boden der allgemeinen Menſchenrechte und der humanen Regierungsprinzi-

pien wieder zu gewinnen ſucht. Der Fortſchritt, den wir in der letzten Zeit an der republikaniſchen Partei, namentlich in Pennſylvanien, Ohio, Wisconſin und Minneſota bemerkt haben, beſteht einmal darin, daß man nachdrücklich gegen die politiſche Hegemonie des Südens und die davon abhängigen Bundesgewalten auftritt und es nicht mehr mit Kompromiſſen bewenden läßt, dann auch und vorzüglich darin, daß man den ausſchließlich negativen und oppoſitionellen Boden aufgibt und ſich eine poſitive Grundlage der Politik ſucht, eine allgemein rechtliche Baſis, auf der man nicht nur der Sklaverei, ſondern allen andern Uebertretungen der allgemeinen Menſchenrechte gegenüber tritt.

Auf dem Boden der freien Arbeit, der freien Territorien und der freien Einwanderung bekämpft man nicht nur die Sklaverei und deren Ausbreitung, ſondern auch den Nativismus in allen ſeinen Formen und Maaßregeln, und ſeine Zwangsgeſetze, die in übertriebener Fürſorge für das Wohl der Geſellſchaft die individuelle Freiheit zerſtören. Nach dieſer Seite hin gewinnt die republikaniſche Partei mehr und mehr ein weiteres Terrain und eine feſtere prinzipielle Baſis, ſo daß, wenn eine Kataſtrophe kommen ſollte, man beide Theile gerüſtet finden wird. Die Kluft zwiſchen Nord und Süd dehnt ſich immer mehr aus, und nur der Freiheit wird es gelingen, ſie auszufüllen oder doch wenigſtens eine Brücke darüber zu ſchlagen; jeder Fortſchritt der Sklaverei dagegen wird die Kluft größer und gefährlicher und die Trennung wünſchenswerther machen.

Die Negerſklaverei in den Ver. Staaten als eine Frage der Ethik, Politik und Kulturgeſchichte.

[Aus Amerika von Julius Fröbel.]

Wenn alſo, wie die Geſchichte und Anthropologie unbeſtreitbar darthun, eine Verſchiedenheit der Menſchenracen exiſtirt, die ihnen eine Rangordnung ihrer culturhiſtoriſchen Rollen vorzeichnet, ſo befindet ſich das ſittliche Urtheil auf einem Irrwege, wenn es Beſtimmungen dieſer Rangordnung aus den Discuſſionen über den Urſprung der Racen abzuleiten ſucht. Nicht der Umſtand, wo ſie herkommen, ſondern der, wo ſie

hinſtreben, iſt es, was die Ariſtokratie der Racen wie der Individuen beſtimmt.

Die Unterſchiede zwiſchen den Menſchenracen ſind in ihren Extremen groß genug, um die neueren Zoologen und Anthropologen zu der Ueberzeugung veranlaßt zu haben, daß die Hauptracen nicht gemeinſamen Urſprungs ſein können. Es mag ſich in einem gewiſſen Sinne ſo verhalten; aber der Dünkel höherer Racen kann dabei ſo wenig gewinnen, wie die Intereſſen der niederen Racen und der Humanität, welche für ſie Partei nimmt, bei einer entgegengeſetzten Anſicht gewinnen können.

Dieſe Nichtigkeit genealogiſcher Rechtsgründe für eine culturhiſtoriſche Rolle iſt an und für ſich klar, ſobald man einmal den Gedanken, auf welchen es ankommt, ſcharf gefaßt hat. Die culturhiſtoriſche Rolle geht aus der culturhiſtoriſchen Concurrenz hervor, und in dieſem Sinne iſt in der That das höchſte Recht das uſurpirte, welches bekanntlich dem legitimen feindlich entgegen ſteht. Die Prätenſionen der Legitimität in der Sklavenfrage, welche auf die Frage des Racenurſprungs zurückgehen, ſind, ganz auf die nämliche Weiſe wie die Prätenſionen der Legitimität in der Frage der politiſchen Herrſchaft, nichts Anderes als eine Eſelsbrücke, welche anfängt unentbehrlich zu werden ſowie dit Kraft zu mangeln anfängt eine frühere Uſurpation zu behaupten, oder ihre Fortdauer den Intereſſen der Cultur gemäß erſcheinen zu laſſen. Demungeachtet mag es hier zweckmäßig ſein, den ethiſchen Werth der Racengenealogie näher zu prüfen.

Mit Bezug auf die beabſichtigte ſittliche Anwendung laſſen ſich über die Entſtehung der Menſchenracen fünf Hauptmeinungen unterſcheiden:

1) Das Menſchengeſchlecht ſtammt von einem einzigen Paare, in welchem ſich die menſchliche Natur in urſprünglicher Würde und Reinheit dargeſtellt hat. — Man ſtimmt dann mit der moſaiſchen Mythe überein, wie ſie gewöhnlich verſtanden wird, obſchon dieſelbe ſich augenſcheinlich auf die Urgeſchichte einer einzelnen Race bezieht. Daß die edleren Racen aus dieſer Annahme nicht die Begründung eines beſonderen Racenſtolzes ableiten können, iſt von ſelbſt klar. Nach dieſer Annahme ſind alle Geſchlechter der Menſchen, ohne Ausnahme, von ihrer urſprünglichen Höhe geſtürzt, und es iſt ein ſchlechter Troſt für den Einen, daß der Sturz des Anderen noch tiefer gegangen iſt. — Das Wohlwollen der höheren Racen gegen die niederen kann, wenn es echt ſein will, der Empfehlung durch eine Vetterſchaft auch nicht bedürfen. Echtes Wohlwollen iſt ſeiner Natur nach großmüthig,—gleich großmüthig gegen den bedürftigen Fremdling wie gegen den bedürftigen Verwandten. Sehr zweideutig ferner wäre für eine niedere Race die Ehre mit der höheren gemeinſamen Urſprungs zu ſein, da es offenbar ehrenvoller iſt, ſich aus der Tiefe empor zu arbeiten, als aus der Höhe herabgeſunken zu ſein. Das Streben, einen ehren-

vollen Urſprung nachzuweiſen, iſt allerdings ein allgemein menſchliches, es iſt aber nur dann Ehre dabei zu gewinnen oder eine ſittliche Befriedigung daraus zu ſchöpfen, wenn man nicht durch die That den Urſprung verleugnet hat. — Es läßt ſich nach allem Dieſem nicht entdecken, welcher ſittliche Gewinn für die Menſchheit oder einen Theil derſelben ſich aus dieſer Annahme ergeben ſoll.

2) Das Menſchengeſchlecht ſtammt von einem einzigen Paare ab, aber dieſes hat phyſiſch und geiſtig die tiefe Stufe eingenommen, von der ſich das ganze Geſchlecht in ſeinen verſchiedenen Racen mit verſchiedenem Glück emporgearbeitet hat. — In dieſem Falle hat keine Race Grund, ſich ihres Urſprungs zu rühmen, und von einer Brüderſchaft, die an jene Zeiten gemeinſchaftlicher Brutalität erinnert, wird auch am beſten geſchwiegen. Nur die Erinnerung an eine Gemeinſchaft im Schönen und Edlen kann einen ſittlichen Werth haben.

3) Das Menſchengeſchlecht ſtammt von einer Mehrzahl von Paaren ab, durch deren unterſchiedene Charaktere die Charaktere der Racen beſtimmt worden ſind. — In dieſem Falle wäre das Menſchengeſchlecht ſtabil und die Vergangenheit könnte ſo wenig ein Intereſſe haben wie die Zukunft.

4) Die Menſchenracen gehen von verſchiedenen Stammeltern aus, dieſe ſtellen von Anfang an verſchiedene Racentypen dar, aber die letzteren haben ſich ſeitdem, ſei es getrennt, ſei es ſich berührend oder kreuzend, auf verſchiedenen Wege und mit verſchiedenem Glücke fortentwickelt. — In dieſem Falle müſſen Rechte und Pflichten zu jeder Zeit andere ſein, — ſie ſind jetzt andere, als ſie früher waren und werden ſpäter andere ſein, als ſie jetzt ſind: der Urſprung iſt alſo abermals gleichgültig.

5) Die Sache verhält ſich wie nach der vorhergehenden Annahme, aber nicht alle Racen beweiſen ſich dabei als entwickelungsfähig, und während die edleren unter ihnen in der Cultur immer höher ſteigen, bleiben die roher organiſirten auf ihrer urſprünglichen Stufe ſtehen. — In dieſem letzten Fall, der nur eine Unterabtheilung des vorigen iſt, — wenn es der höheren Race erlaubt ſein ſoll, ihre Entwickelungsfähigkeit durch den Erfolg zu beweiſen, muß die Gerechtigkeit doch auch der niederen Race zu dem nämlichen Experimente die Bahn frei geben. Wenn eine höhere Race ſtatt deſſen aus der behaupteten Unfähigkeit der niederen glaubt die Folgerung ziehen zu müſſen, daß man dieſer die Mittel zur Fortentwickelung verweigern müſſe, ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß jene an ihre eigene Behauptung nicht glaubt. —

Wenn ich mich nicht irre, geht aus dieſer Prüfung der möglichen Hauptannahmen hervor, daß die Discuſſionen über den Urſprung des Menſchengeſchlechtes für die Beurtheilung des ethiſchen Verhältniſſes de Racen und Völker ohne Intereſſe ſind. Wir haben in allen ethiſchen Be-

ziehungen die Menſchen und Menſchenracen zu nehmen wie wir ſie finden. So lange eine Race den Anforderungen bürgerlicher und politiſcher Selbſtſtändigkeit nicht entſprechen kann, ſoll ſie davon ausgeſchloſſen bleiben, auch wenn ihre Abſtammung von Adam und Eva zweifellos wäre, und ſobald eine Race dieſen Anforderungen entſprechen kann, ſoll ſie zugelaſſen werden auch wenn ſie nachweisbar von einem Affenpaare abſtammte. Die ſittliche Welt hat unſtreitig ihre Rangordnung, die mit einer Rangordnung in der phyſiſchen Welt in Verbindung ſteht. Wenn wir aber glauben irgend ein Geſetz dieſer Verbindung beobachtet zu haben, ſo darf dies uns nicht beſtimmen, gegen widerſprechende ſpätere Beobachtungen die Augen zu ſchließen. Die ſittliche Welt ſchöpft ihre Legitimationen aus ſich ſelbſt, und wenn dabei ein Weſen höher oder tiefer zu ſtehen käme, als wir nach phyſiſchen Merkmalen erwartet haben, müßte uns das zu der Einſicht führen, daß wir uns über den Zuſammenhang zwiſchen gewiſſen phyſiſchen und geiſtigen Eigenſchaften bis dahin im Irrthum befanden.

Bei dieſer Beurtheilung der Sache iſt es für den behandelten Gegenſtand nicht lohnend, auf eine Discuſſion darüber einzugehen, welche der aufgeführten Annahmen aus zoologiſchen und hiſtoriſchen Gründen am meiſten für ſich hat. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß wenn die Frage nach dem Urſprung der organiſchen Bildungen überhaupt in der Form eines wiſſenſchaftlichen Problemes jemals gedacht werden ſoll, die Bedingung dieſer Möglichkeit in der Annahme einer einzigen allgemeinen Hypotheſe beruht: — der Hypotheſe nämlich, daß ſich die organiſche Natur durch das Mittelglied ihrer unterſten und einfachſten Gebilde aus der unorganiſchen abgeſchieden, und nach dieſer Abſcheidung, durch Jahrtauſende lang fortgeſetzte Entwickelung des Höheren aus dem Niederen, bis zu ihrem gegenwärtigen Reichthum verzweigt und bis zur Höhe des edelſten Menſchen entwickelt hat. Wenn man die Unvermeidlichkeit dieſer Hypotheſe anerkennt, vermag man nicht einzuſehen, weshalb, wenn etwa der Sprung vom Affen zum Menſchen möglich geweſen ſein ſollte, nicht auch der vom Neger zum braunen Afrikaner, von dieſem zum Semiten, und von letzterem zum Arier ſollte denkbar ſein. Und was würde es unter ſolchen Umſtänden bedeuten, zu beweiſen, daß die verſchiedenen Menſchenracen nicht von gemeinſamen Voreltern innerhalb des Menſchengeſchlechtes abſtammen, wenn doch am Ende die gemeinſame Abkunft von Urgroßvorelten innerhalb irgend eines Thiergeſchlechtes an den Tag käme. Die neueren Entdeckungen über die Fortpflanzung, durch welche der Begriff der ſich unveränderlich erhaltenden naturhiſtoriſchen Species ſo gewaltig erſchüttert worden iſt, laſſen überhaupt dieſe ganze genealogiſche Frage in einem verändrten Lichte erſcheinen. Obſchon bereits Thatſachen über die ſprungweiſe Entſtehung der Varietäten und Racen cultivirter

Pflanzen und zahmer Thiere beobachtet worden waren *), ſo glaubte man doch bei der Frage, ob eine Species aus einer anderen entſtehen könne, immer nur an langſame Umgeſtaltungen durch lange fortgeſetzte Einwirkungen klimatiſcher, diätetiſcher und anderer Bedingungen denken zu müſſen, und es war dabei über den Einwurf, daß die uns ſeit Jahrtauſenden bekannte Negerrace in verſchiedenen Klimaten und unter verſchiedenen geſellſchaftlichen Verhältniſſen weſentlich dieſelbe geblieben ſei, ſchwer hinwegzukommen. Thatſachen jedoch, welche den neueſten Fortſchritten der Naturgeſchichte angehören, laſſen es, ganz abgeſehen von der wiſſenſchaftlichen Unentbehrlichkeit und Unvermeidlichkeit der Hypotheſe, auch in empiriſcher Beziehung nicht mehr als eine bodenloſe Phantaſie erſcheinen, daß die Geſammtheit aller organiſchen Weſen nichts Anderes ſei, als eine Sammlung permanent gewordener Entwickelungsſtufen und Spielarten, — eine Sammlung, die ſich gelegentlich durch das Hinzukommen von neuen und das Ausgehen von alten vermehrt und vermindert.

Da außer den ſprungweiſen Neubildungen zugleich die allmäligen Umbildungen exiſtiren, auf welche man bisher den hauptſächlichſten Nachdruck gelegt hat, und da zu dieſen beiden Entwickelungsformen als eine dritte die Kreuzung der Racen kommt, ſo hat man eine Combination von drei Vorgängen, aus welcher ſich das genealogiſche Verhältniß der Menſchenracen erklären muß. Sind dabei bis zu einem gewiſſen Punkte dies combinirten Prozeſſes die Racentypen auseinander gegangen, indem bei der Iſolirung der Localitäten und ihrer eigenthümlichen Entwickelungsbedingungen die ſprungweiſen Neubildungen vorherrſchten, ſo haben ſpäter dieſe Typen begonnen wieder zuſammenzulaufen, indem bei einer über alle Länder ausgebreiteten Cultur mit dem allgemeinen Weltverkehre und ſeiner nivellirenden Wirkung die langſamen Umbildungen und die Reſultate der Kreuzung auf die allmälige Tilgung der grellſten Racenunterſchiede hinzielen müſſen.

---

*) Der als guter Beobachter bekannte ſpaniſche Reiſende Azara erzählt mit Ort und Datum ein Beiſpiel von der plötzlichen Entſtehung einer Hausthierrace, nämlich der Rindviehrace, welche ſeit jener erſten Geburt eines beſonders geſtalteten Kalbes in den Pampas von Buenos Ayres die allgemeine geworden iſt. — Daß Varietäten von Blumen und Früchten, welche nachher ſich erhalten, aus Samen ſprungweiſe entſtehen, weiß jeder Gärtner. Die Naturhiſtoriker ſagen: „ja, das ſind Varietäten! wo aber ſieht man ſo etwas bei einer Species?“ — Wenn aber Naturhiſtoriker immer gute Logiker wären, ſo könnte dieſer Einwurf nicht gemacht werden, denn wenn man jede nicht conſtante Species eine Varietät nennt, ſo folgt natürlich, daß es für die Veränderlichkeit der Species kein Beiſpiel geben kann. Man kann aber auch umgekehrt ſagen, daß eine Species nichts ſei, als eine Varietät, an der noch keine Veränderung beobachtet wurde.

Wie es ſich aber auch mit allem Dieſem verhalten mag, — das Menſchengeſchlecht mag durch ſeinen Urſprung eine natürliche Einheit oder durch die Vereinigung gemeinſamer Racencharaktere nur eine begriffsmäßige Einheit im Sinne der naturhiſtoriſchen Syſtematik haben, — in dem einen oder dem anderen Sinne mag das Menſchengeſchlecht eine Thatſache der Natur ſein: — die Menſchheit iſt eine Aufgabe der Cultur — ein praktiſch ſittliches Problem — ein noch unvollendetes Kunſtwerk. Die edleren und ſittlich activen Racen, aus denen die hiſtoriſchen Völker beſtehen, arbeiten an dieſem Werke theils als Künſtler, theils wenigſtens als nützliche Handlanger. Die paſſiven Racen ſind nur als Material zu gebrauchen und die widerſpenſtigen nicht einmal als ſolches. Dieſe letzten können dem Schickſale der Vertilgung nicht entgehen. Sollte es wahr ſein, daß zwiſchen unſerem Geſchlecht und dem Thierreich ein genealogiſches Band exiſtirt, ſo iſt es eben ſo wahr, daß die Cultur dieſes Band zu zerreißen und die Zwiſchenglieder zu vernichten ſtrebt. „Ich liebe die Länder nicht, in welchen die Affen ausſehen wie die Menſchen und die Menſchen wie die Affen" — hörte ich in Californien einen vielgereiſten Landsmann ſagen; und es wird eine Zeit kommen, in welcher es weder menſchenähnliche Affen, noch affenähnliche Menſchen gibt. Auch wird nicht nur das wegen urſprünglicher Rohheit unbrauchbare Material verworfen, das Material und ſelbſt die Kräfte, welche einem mißlungenen Bildungsverſuche gedient, haben ein gleiches Schickſal zu erwarten. Nachdem das Geſchlecht die Kluft überſchritten, welche das Menſchenthum vom thieriſchen Weſen trennt, ſucht es die Brücke hinter ſich abzubrechen, und ſelbſt die Ueberreſte hinwegzuräumen, durch welche es an ſeine erſten tölpelhaften Culturverſuche und ſeine niedere Abkunft erinnert werden könnte.

Daß die Negerrace in Bezug auf geiſtige Fähigkeiten nicht mit der weißen Race auf gleiche Stufe geſtellt werden kann, ſollte ſchon durch die Phyſiognomik auf eine allgemein verſtändliche und entſcheidende Weiſe dargethan ſein. Ohne auf den Ausſpruch der Phyſiognomik Rückſicht zu nehmen, können wir ſelbſt innerhalb unſerer eigenen Race kein Urtheil über den geiſtigen Werth eines Menſchen wagen; weshalb ſollten nicht Geſichtsbildung und Ausdruck des Körperbaues und der körperlichen Haltung auf unſere Beurtheilung des geiſtigen Ranges einer andern Race einen weſentlichen Einfluß ausüben? Dieſes Merkmal der Superiorität der weißen Race wird auch von der Negerrace wie von allen übrigen untergeordneten Racen anerkannt. Jede Negerin und Mulattin — und dies iſt für dieſe Beurtheilung entſcheidend — wird den geſchlechtlichen Verkehr mit einem weißen Manne für eine Ehre halten, während das Umgekehrte keineswegs ſtattfindet. Man hat erzählt, daß die Neger den Teu-

fel weiß malen; allein wenn dies mehr als ein Witz ſein ſoll, iſt damit wohl mehr ein Compliment, als das Gegentheil beabſichtigt.

Man kann indeſſen dieſe Rangfrage auf eine poſitiv geſchichtliche Weiſe entſcheiden. In allen Zweigen der höhern Cultur hat ſich die Negerrace als unfähig gezeigt; die ganze Culturgeſchichte gibt kein Beiſpiel, von welchem dieſes Urtheil widerlegt würde. In höherer Wiſſenſchaft und Kunſt fehlt der Race nicht nur jede originale Thätigkeit ſelbſt elementarer Art, ſondern nicht einmal die Nachahmungstalente, welche für die Race charakteriſtiſch ſind, erſtrecken ſich bis auf dieſes Gebiet des rein geiſtigen Lebens. Wie ganz anders haben ſich dagegen die höher ſtehenden amerikaniſch-indianiſchen Völker bewieſen. Ohne hier über den Werth der altmexikaniſchen, altperuaniſchen und alt-central-amerikaniſchen Cultur entſcheiden zu wollen, erinnere ich daran, daß Individuen dieſer Völker noch in der Periode der Eroberung nicht nur von den Spaniern die Kunſt des Leſens und Schreibens erlernt, ſondern die letzte zur Abfaſſung werthvoller Geſchichtsbücher benutzt haben, welche jetzt als wichtige hiſtoriſche Quellen anerkannt, in europäiſche Sprachen überſetzt und publizirt worden ſind. Hier ſehen wir alſo Völker, die, obſchon bei ihnen zur Zeit der Eroberung noch Menſchenopfer im Gebrauch waren, noch in der nämlichen Generation ſich in einzelnen Individuen bis zum gleichen Range mit den oberen Claſſen des am höchſten ſtehenden europäiſchen Volkes emporſchwangen, und deren Adel achtbar genug daſtand, mit dem ſpaniſchen in Familienverbindungen zu treten.

Endlich aber zeigt ſich die Inferiorität der Negerrace am allerunzweideutigſten durch ihr Schickſal. Stände ſie durch Intelligenz und Unternehmungsgeiſt höher als ſie ſteht, ſo würde ſie nie in die Sklaverei gekommen ſein.

Wenn nun auf dieſe Weiſe die Inferiorität dieſer Race klar iſt, ſo ſind doch die Behauptungen, welche ihr die Culturfähigkeit abſprechen, viel zu weit gegangen, und es fehlt nicht an Thatſachen, von denen ſie widerlegt werden. Selbſt wenn man den Negerſtaat auf Hayty, ſo unvortheilhaft ſich derſelbe darſtellen mag, mit afrikaniſchen Negerſtaaten vergleicht, iſt ein bedeutender Fortſchritt unbeſtreitbar, obgleich die Lage einer Negerbevölkerung, welche ſich durch eine blutige Revolution aus der Sklaverei freigemacht, keineswegs eine ſo vortheilhafte iſt, wie es ſcheinen möchte. Auch von Sklavenhaltern in den Vereinigten Staaten wird anerkannt, daß innerhalb der Sklavenbevölkerung, welche hier, nach Einſtellung neuer Zufuhr aus Afrika, allmälig einen nationalen Charakter angenommen hat, ein ſehr bedeutender Fortſchritt in der Cultur wahrnehmbar ſei. Noch klarer iſt ein Fortſchritt der Race in den nördlichen Staaten der Union, in

welchen ſie ſich im Zuſtande bürgerlicher Freiheit befindet, mancherlei achtbare Berufe betreibt und ſich für die Geſellſchaft nützlich macht.

Am meiſten falſche Urtheile ſind indeſſen über die Bildungsſtufe gefällt worden, bis zu der es die Negerrace in ihrem eigenen Vaterlande gebracht hat, und hierüber iſt von Zeit zu Zeit mit eben ſo viel Ungerechtigkeit wie Unwiſſenheit geſprochen worden. Führte man aus dem Leben afrikaniſcher Völker rühmliche Züge an, ſo wurde gewöhnlich die Einwendung gemacht, daß dieſe Völker wohl nicht der „reineren Negerrace" angehören möchten, — und umgekehrt wurde eben dieſe „reine Negerrace" für barbariſche Sitten verantwortlich gemacht, die dem Leben *brauner* afrikaniſcher Racen angehörten. Wenn es irgend eine beſtimmte Grenze zwiſchen den ſchwarzen und den braunen Afrikanern gibt, ſo muß wenigſtens eingeſtanden werden, daß die barbariſchſten Sitten nicht den erſteren, ſondern den letzteren angehören.

Wenn man die Ausſagen älterer und neuerer Reiſenden vergleicht, ſo wird man zu der Ueberzeugung veranlaßt, daß ſich auch unter den afrikaniſchen Völkern ein ſelbſtſtändiger Fortſchritt nachweiſen läßt. Vielfach ſprechen ältere Nachrichten von barbariſchen Sitten, welche jetzt nicht mehr oder doch nur in geringerem Grade exiſtiren. Große und weit verbreitete Völker im mittleren Afrika haben in neuerer Zeit wichtige Schritte in der Civiliſation gethan. Das Eindringen fremder Culturformen hat allerdings hieran einen großen Antheil; aber auch Völker, die von dieſem Einfluſſe wenig oder gar nicht berührt worden waren, haben nachweisbar beträchtliche Fortſchritte in der Entwickelung milderer Sitten, in bürgerlichen Einrichtungen, im Handel, in der Induſtrie, in der Viehzucht und im Landbau gemacht. So haben barbariſche Hirtenvölker ſich als Landbauer angeſiedelt und zum Herrn gebildeter Staaten gemacht, wie z. B. die Stämme der Gallas in Abyſſinien. Andere von urſprünglich ſanftem Naturell, wie die Fulas, mögen, indem ſie die Bahn der Eroberer betraten, zwar in ihren Sitten verwildert ſein, haben aber in politiſcher Bildung um ſo größere Schritte gethan.

Man hat gegen ſolche Thatſachen eben jene Einwendung gemacht, daß dieſe gebildeteren und fortſchreitenden Völker zwar afrikaniſche aber keine wahren Negervölker ſeien; eine genauere Bekanntſchaft mit der afrikaniſchen Ethnographie zeigt aber, daß ſich zwiſchen der ſchwarzen und braunen Race in Afrika ſehr ſchwer eine ſcharfe Grenze ziehen läßt, und am wenigſten wird dieſe, beiläufig geſagt, wohl von Sklavenhändlern und Sklavenbeſitzern gezogen werden. Man findet alle Uebergänge vom dunkelſten Schwarz zu einem lichten Braun, und man findet dieſe Uebergänge ſogar bei einem und demſelben Hauptvolke, indem man aus den tiefen,

ſumpfigen und ungeſunden Gegenden des Küſtenlandes und der Flußmündungen allmälig auf die kühleren, geſunderen und anbaufähigeren Hochlande hinaufſteigt. Die Farbe und ſelbſt die Geſichtsbildung ändert ſich nicht ſelten bei gleichbleibender Sprache, und dieſe Erſcheinung iſt wahrzunehmen, von welcher Seite man auch von der Küſte in das Innere der ſüdlichen Hälfte des Continentes eindringen mag. Dabei zeigt ſich in Afrika überhaupt eine Thatſache, die einer ſcharfen Unterſcheidung der Negerrace beſondere Schwierigkeiten in den Weg legt: die Thatſache nämlich, daß oftmals mit der ſchwärzeſten Hautfarbe gerade eine edle Geſichtsbildung und mit einer hellen Hautfarbe die häßlichſte Negerphyſiognomie verbunden iſt. Man leſe z. B. was Mungo Park über die Joloffen und was Katte über die Gallas ſagt.

Es iſt ganz richtig und allgemein bekannt, daß in Nordafrika zahlreiche arabiſche Stämme wohnen, welche theils dem himjaritiſchen Zweige der arabiſchen Race angehören und vor der Entſtehung des Islam nach den Gegenden am oberen Nil und in dem öſtlichen Sudan übergegangen ſind, wenn nicht etwa dieſe Gegenden zu ihren älteſten Wohnſitzen gehörten, — theils dem koreiſchitiſchen Zweige, der den Islam mit ſich gebracht hat. Aber eben ſo richtig iſt es auch, daß weder der Name „Araber", noch der Gebrauch der arabiſchen Sprache hier über Race und Abſtammung entſcheiden kann. Denn nachweislich iſt auf viele afrikaniſchen Völker mit dem Islam der Name und zum Theil auch die Sprache der Träger des Koran übergegangen. Araber heißt in dieſen Gegenden ſoviel wie Muhammedaner, gerade wie Franke bei den Türken ſoviel heißt wie Chriſt. So ſind die ſogenannten Falatiya-Araber in Sudan nichts als muhammedaniſche Fulas, — ſo ſind viele ſogenannten Araber auf der Südſeite des Atlas nichts als arabiſirte Berbern, — ſo die Mauren von Zanzibar und der afrikaniſchen Oſtküſte, jenes Volk, mit welchem die Portugieſen zur Zeit des großen Albuquerque kämpften, als ſie Melinde und Magadoro eroberten, größtentheils Suailis und Somalis, Stämme, die mit eben ſo viel Recht afrikaniſche zu nennen ſind, wie die Kaffern und Hottentotten. Alle dieſe edleren afrikaniſchen Völker aber ſchließen ſich durch allmälige Uebergänge in Körperbildung und zum Theil auch in Sprache an ſolche Stämme an, welche als wahre Beiſpiele der echten Negerrace betrachtet werden, und die Sklavenhändler wie das Kriegsglück oder der Menſchenraub werden wohl in der Unterſcheidung zwiſchen edleren und unedleren Racen nicht ſkrupulöſer ſein, als die Natur, welche dieſe Uebergänge zu lieben ſcheint, oder als die Geſchichte, welche hier ſchon vor undenklichen Zeiten große Völkermiſchungen bewirkt haben mag.

Ich glaube allerdings, daß Racenmiſchungen an dieſen Uebergangs-

formen einen großen Antheil haben, und daß Prichard zu einseitig urtheilt, wenn er den Einflüssen des Klimas, der Nahrungsweise, der Lebensart und der Culturstufe alle diese Verschiedenheiten unmittelbar zuschreibt. Was aber auch die Ursache der Zwischenformen sein mag, diese lassen, wie schon gesagt, zwischen den braunen und schwarzen Völkern Afrika's keine scharfen Grenzen zu, und also auch keine scharfen Grenzen für unser Urtheil über ihre Culturanlagen. Daß es im Sudan große Städte gibt, die eine achtungswerthe Civilisation zeigen und deren Bevölkerung der schwarzen Race angehört — oder wenigstens bis zu den großen Einfällen der Fellatas angehörte, wenn auch seitdem das Racenverhältniß sich geändert haben mag — ist jedem Geographen bekannt. Will man von jedem einigermaßen civilisirten Afrikaner sagen, er sei kein wahrer Neger, so folgt freilich, daß es keine civilisirten Neger gibt und daß also Neger nicht civilisationsfähig sind. Diese Art die Frage zu lösen, würde aber in ihrer Anwendung auf die Sklaverei zu einer wohl nicht bedachten Consequenz führen: — Wenn nämlich die Sklaverei durch den Mangel höherer Culturanlagen bei dem Neger gerechtfertigt werden muß, so muß die bewiesene Bildungsfähigkeit eines Sklaven ihn frei machen, indem sie zugleich beweist, daß er kein wahrer Neger sein kann.

Der Schluß, zu welchem ich in diesem Capitel geführt werde, ist der, daß die Negerrace unbestreitbar unter der weißen Race steht und ihre Befähigung zu höherer Bildung bisher noch nicht bewiesen hat, daß ihr aber die Bildungsfähigkeit überhaupt und ein wirkliches Fortschreiten auf der Bahn der Cultur weder in ihrer ursprünglichen Heimath, noch in der Fremde, und weder in der Freiheit, noch in der Dienstbarkeit abgestritten werden können, — das letztere um so weniger, als ihre Grenzen gegen edlere Racen nicht scharf bestimmbar sind. Und sollten die Racenübergänge wirklich, wie von Manchen geglaubt wird, nur eine Folge der Racenmischungen sein, so würde sich die Negerrace wenigstens in ihren Mischlingen als ein höchst nützliches und achtbares Culturelement beweisen, auf welchem die Hoffnungen der Menschheit in Bezug auf die unentbehrliche Civilisirung der Länder heißer Zone beruhen, da diese Mischlinge einen höheren Grad geistiger Befähigung mit einer dem Klima entsprechenden leiblichen Constitution verbinden.

Eine Unterſuchung über die entſcheidende Frage im Streite zwiſchen Leib und Seele.

(Von Dr. Theodor Jacob, im Verlage von Reimer in Berlin.)

Die Thatſache, daß zwiſchen Seele und Leib der innigſte Zuſammenhang beſteht, iſt mindeſtens ſeit einigen Jahrtauſenden nicht nur bekannt, ſondern auch vielfältig und unzweideutig ausgeſprochen. Ich will nicht auf Ariſtoteles verweiſen, der gleich zu Anfang ſeiner Unterſuchung über die Seele die Frage aufſtellt, ob ſie irgend etwas ohne den Körper thun oder leiden könne, noch auch auf Plato oder frühere Philoſophen. Wird jener innige Zuſammenhang nicht überall anerkannt, wo Seelenzuſtände nach ihren äußeren, ſinnlich wahrnehmbaren Merkmalen geſchildert oder durch innere Wirkungen im Körper ausgedrückt werden? So heißt es im erſten Buch der Iliade V. 101 u. f. f.*) vom zürnenden Agamemnon: ... und es erhob ſich Atreus herrlicher Sohn ..., bitter gekränkt, ...

Während die Augen im Haupt wie glänzendes Feuer ihm blitzten.
Kalchas rief er zuerſt mit Unheil drohendem Blick zu, u. ſ. w.

Oder V. 348: Aber Achilleus

Ging von den Freunden hinweg; an das grauliche Meeresgeſtade
Setzt' er ſich weinend und ſchaut' in die endlos wogenden Fluthen.

Es würde leicht ſein, hundertweiſe dergleichen Stellen aus der Iliade und Odyſſee oder aus dem alten Teſtament oder aus irgend einer andern Urkunde der fernſten Zeit zuſammenzuſtellen. Aber es wäre unnöthig. Hat nicht zu allen Zeiten der Schmerz geweint, die Freude gelacht, Schaam im Erröthen, Furcht im Erblaſſen ſich kund gegeben, der Zorn die Adern ſchwellen und die Augen leuchten gemacht? Hat man nicht immer Kinder, alſo leiblich unfertige Menſchen, auch als unmündig betrachtet? Und ſind dergleichen ſeit Jahrtauſenden allbekannte Thatſachen etwa weniger ſprechend für die allgemeine Wahrheit, daß zwiſchen Seele und Leib ein inniger Zuſammenhang beſtehe, als z. B. die lebhafte Speichelabſonderung beim Anblick einer angeſchnittenen ſaftigen Citrone, ſogar bei der bloßen Vorſtellung des Einbeißens in eine ſolche, auch wenn ſie nicht zur Hand iſt, oder, um ein Büchner'ſches Beiſpiel zu wählen, als der klägliche Zuſtand eines Huhns, in den es, ohne zu ſterben, durch allmähliche Ausſchneidung verſchiedener Gehirntheile verſetzt wird? oder als eine ganze

*) Homer's Ilias, überſetzt von A. L. W. Jacob. Berlin 1846, Verlag von G. Reimer.

Legion von beſonderen phyſiologiſchen, durch neue, in anderer Hinſicht oft ſehr werthvolle Experimente feſtgeſtellten Thatſachen und Thatſächelchen? Die Kenntniß der allgemeinen, in vielen beſonderen Fällen enthaltenen Thatſache, daß zwiſchen Seele und Leib ein inniger Zuſammenhang beſtehe, iſt uralt, vielleicht nicht viel jünger als die Sprache und die Menſchheit, und die allgemeine Anerkennung der Wahrheit konnte durch einzelne mißlungene Verſuche, ſie zu leugnen, nicht erſchüttert, ſondern nur befeſtigt werden. Dennoch glauben die phyſiologiſchen Materialiſten ſchon genug gethan zu haben, wenn ſie mit einem großen Aufwand von Citaten aus den Arbeiten anderer Naturforſcher, durch allerlei Beiſpiele die längſt bekannte Thatſache beſtätigen und dann ohne weitere Begründung eine Behauptung hinzufügen, die doch auf keinen Fall aus dem Thatſächlichen ohne Weiteres als richtig einleuchten kann. Denn ſonſt müßte ſie längſt die Anerkennung gefunden haben, die ihre Fürſprecher ihr ſo gern verſchaffen möchten. Sie ſagen alſo mit andern Worten: wenn Euch hundert Fälle nicht überzeugt haben, ſo werden Euch doch tauſend überzeugen. Darauf iſt aber zu antworten: wenn uns hundert Thatſachen nicht überzeugen können, daß Eure ſogenannten Schlüſſe aus dieſen Thatſachen richtig ſind, ſo könnt ihr außerdem aufzählen ſo viel ihr wollt, ohne irgend mehr dadurch zu erreichen, als daß ihr bei unverſtändigen, ſchwachen und unreifen Menſchen durch die Wucht der Menge eine Art Betäubung des Urtheils hervorbringt. Euere Schlüſſe, Euere Deutung müßt Ihr begründen, die Thatſachen können im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegen, obwohl auch dieſe nicht ſelten von Euch entſtellt und faſt immer nur ſolche, die für euere Abſicht zu paſſen ſcheinen, mit viel Nachdruck hervorgehoben, die anderen aber verſchwiegen werden.

Außerdem unterſuchen die Materialiſten die Thatſachen, die für unſere Frage in Betracht kommen, in durchaus beſchränkter Weiſe. Sie unterſuchen nur die eine, auf ihrer Seite liegende Hälfte derſelben, während ſie ſich um die andere gar nicht kümmern, außer inſofern ſie mit unbegründeten Behauptungen in ihr Gebiet eindringen.

Außerdem wollen die Materialiſten keine Erkenntniß gelten laſſen, die über die ſinnliche Wahrnehmung hinausgeht. Dabei thun ſie aber überall ſelbſt, was ſie für unzuläſſig erklären, indem ſie von Atomen reden, über die nicht ſinnlich wahrnehmbaren Erſcheinungen des Denkens und Wollens ſehr zuverſichtliche Meinungen ausſprechen, mit großer Entſchiedenheit die Unendlichkeit und Ewigkeit der Materie behaupten u. ſ. w. Das heißt denn doch beſtimmt und deutlich über die Grenzen der ſinnlichen Wahrnehmung hinausgehen. Allein auf dergleichen Fehler, die ſich aus der beſonderen Flachheit unſerer geiſtſcheuen Halbdenker hinlänglich erklären, will ich um ſo weniger Gewicht legen, da ſie ſchon von Anderen

mehrfach hervorgehoben ſind und da man ſie allenfalls verbeſſern kann, ohne die Hauptſache aufzugeben. Ein Materialiſt könnte ſagen: ich verzichte auf keinen von allen Begriffen, die ſich in Euren Köpfen befinden, inſofern ſie der Wahrheit entſprechen und nicht blos willkürliche, unhaltbare Vorſtellungen ſind. Ich gebe zu, daß mein Gehirn auf Grund genauer Beobachtung und mathematiſcher Berechnung zuverläſſige Schlüſſe machen kann, die über die Grenzen ſinnlicher Wahrnehmung hinaus gehen, und daß es dadurch auch ſolcher Begriffe wie Ewigkeit und Unendlichkeit fähig wird. Aber ich weiß, daß mein Gehirn jene Schlüſſe macht und dieſe Begriffe denkt, nicht eine fabelhafte Seele, wie ſie Euer Gehirn ſich ausgedacht hat. Dergleichen könnte der Materialismus zu ſeinem Vortheil behaupten, nicht als ob kein treffender Einwand dagegen möglich wäre, aber doch mit demſelben Recht oder Unrecht, mit dem er irgend eine ſeiner übrigen Behauptungen aufſtellt. Jedenfalls kann es nur nützlich ſein, ihn ſtärker zu machen, als er bis jetzt noch iſt und ihm alle erdenklichen Vortheile einzuräumen.

Wir wollen nun ſehen, was die Thatſachen ſelbſt uns lehren, wenn wir nicht mit den Materialiſten da zu unterſuchen aufhören, wo die Aufgabe der Unterſuchung anfängt und wo die Thatſachen anfangen, ihnen läſtig zu werden.

Aber was würden alle Thatſachen uns helfen können, wenn das Denken darüber nicht in ſich ſelbſt irgend einen feſten Anhalt fände, wenn ein unmittelbares Bewußtſein von einer im Sein und Denken gleichmäßig geltenden Nothwendigkeit unmöglich wäre? Ohne ein Denken, das ſich ſeiner Geſetzmäßigkeit bewußt iſt, wenn wir auch das Vernunftgeſetz oder die Geſetze der Vernunft im Sein und Denken noch nicht in Worte faſſen können, würden wir niemals weiter kommen, niemals mehr vermögen, als *einzelne* Thatſachen lediglich auszuſprechen. Die Wahrheit, daß jede Wirkung ein Wirkendes vorausſetze, daß zwei Dinge, die einzeln einem dritten gleich ſind, auch einander gleich ſein müſſen, die Wahrheit der Unmöglichkeit, zu bewirken, daß, was geſchehen iſt, nicht geſchehen ſei u. ſ. w., ſolche Wahrheit kann man nicht erſt aus einzelnen Thatſachen beweiſen wollen, da ſie vielmehr die nothwendige Vorausſetzung aller Beweiſe und aller ſowohl aus Thatſachen wie aus Begriffnothwendigkeit (z. B. in der Mathematik) abgeleiteten Kenntniſſe und Anſichten iſt. Es gibt alſo Sätze, die ich letzte Gründe nenne, bei denen die Möglichkeit des Beweiſes, aber auch die Möglichkeit des Zweifels aufhört, weshalb ſie eben die Grundlage aller Beweiſe ſind, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ſolche Sätze eben ſo wenig werden entbehren können, wie ſonſt irgendwer, der einen Anderen, es ſei im Leben oder in der Wiſſenſchaft, von der Richtigkeit ſeiner Anſicht überzeugen oder der für ſich dieſelbe einer Prüfung

unterwerfen will. Die Wahrheit ſolcher Sätze iſt aber um ſo ſchlagender, je enger und beſtimmter der Inhalt in ihnen umgrenzt und der beſonderen Frage angepaßt iſt. Will man ſie dagegen verallgemeinern, für die Wahrheit in ihrem ganzen, obwohl noch durch irgend eine Bedingung beſtimmten Umfang den angemeſſenen Ausdruck finden, ſo treten Schwierigkeiten ein, die zum Theil in der Aufgabe der Verallgemeinerung ſelbſt und zum Theil in dem Umſtand liegen, daß je allgemeiner das Denken wird, um ſo leichter ein Mißdeuten der Worte möglich iſt. Endlich liegt auch darin ein Hinderniß, daß die Anerkennung der Wahrheit in allgemeiner Form, wenn ſie im Beſonderen auch ganz unleugbar iſt, mehr oder weniger von Fähigkeit und Gewohnheit im Denken abhängt. Mancher iſt nicht im Stande, allgemein zu denken, was in beſonderer Anwendung bei keinem geſunden Menſchen einen Zweifel aufkommen läßt; Mancher iſt zu wenig daran gewöhnt und zu wenig zu einer beſonderen Anſtrengung geneigt oder wegen anderweitiger Beſchäftigung nicht in der Lage, dem Uebungsmangel abzuhelfen. Ich werde mich daher bemühen, wo es irgend geht, die Begründung an ſolche Wahrheit anzuknüpfen, die gewiſſermaßen handgreiflich iſt und dadurch von ihrem Werth für die beſonderen Fragen nicht das Mindeſte verliert. Nur einige letzte Gründe wie z. B. der Satz, daß jede Wirkung ihre Urſache haben muß, ſind ſchon ſo oft durchdacht, daß ſie auch in ihrer Allgemeinheit Jedem hinlänglich bekannt und geläufig ſind. In ſolchen Fällen werde ich auch von allgemeinen Sätzen Gebrauch machen.

An ſich unleugbare Wahrheit kann nichts deſtoweniger Gegenſtand ausführlicher Unterſuchungen werden, die aber hier nicht her gehören, zumal da ſie dieſelbe weder entbehrlich machen, noch auch erſt begründen können. Denn wenn wir uns z. B. die Frage ſtellen, wie der Menſch im Verlauf ſeiner Entwickelung dazu komme, die Nothwendigkeit allgemeiner Wahrheiten einzuſehen, die er in vielen beſonderen Anwendungen ſchon anerkannt hat, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, ſo können wir doch auch für die Unterſuchung dieſer Frage nicht entbehren, was alle Unterſuchungen vorausſetzen.

Wird alſo ſolcher Wahrheit dennoch eine Verneinung entgegengeſetzt, oder wird eine Behauptung aufgeſtellt, die im offenen Widerſpruch damit ſteht, ſo hört alles Rechten und die Möglichkeit der Verſtändigung damit auf. Aber den Gegner, der die Vernunft in ſeinem Denken verleugnen will, um wenigſtens ſcheinbar Recht zu behalten, widerlegt der eigene innere Widerſpruch. Freilich iſt andrerſeits gewiſſenhafte Vorſicht nöthig, daß man ſich nicht über die Möglichkeit des Irrthums auf beiden Seiten täuſche, alſo auch der entgegenſetzten Anſicht Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Wo aber die bezeichnete Grenze der Möglichkeit des Zweifels er-

reicht iſt, da muß das Schwanken ein Ende haben. Sonſt artet der Zweifel in Albernheit aus. Als Narr, der ſich an werthloſen Spielereien ergötzt, iſt er nicht mehr der weiſe und warnende Begleiter des Erkenntnißſtrebens.

Wollte uns Jemand ernſtlich ſagen, er habe einen Gedanken gehabt, der ſei einen Fuß lang und ein Pfund ſchwer geweſen, ſo würden wir ſchwerlich geneigt ſein, mit ihm zu ſtreiten. Und doch iſt es kaum ein geringerer Aberwitz, wenn uns geſagt wird, das Denken ſei eine Veränderung in der gegenſeitigen Lage kleinſter Körperchen, eine Stoffbewegung, oder das Gewiſſen ſei eine chemiſche Eigenſchaft einer gewiſſen Verbindung von Waſſer und Eiweiß mit einigen Salzen und Fetten, die man Gehirn nennt. So deutlich ſind freilich die Ausſprüche des Materialismus nicht oder nur ſelten, aber ſie ſagen daſſelbe, auch wenn ſie verhüllter ſind, und ſie *können* nichts Beſſeres ſagen.

Auf den Gedanken und die falſche Erklärung des Denkens wollen wir hier gleich näher eingehen, um zuerſt auf dem kürzeſten Wege in den Mittelpunkt der Frage vorzudringen, als ob der Zweifel noch nicht oder wenigſtens über andere Dinge noch nicht geſprochen hätte. Später wird eine Reihe von Erſcheinungen zu unterſuchen ſein, die dem Zweifel beſonders zugänglich ſind und die uns auf den Gedanken ſo zurückführen werden, daß auch dem Gehirn ſein untergeordnetes Recht zu Theil wird. Daß wir aber den kürzeſten Weg wählen, wenn wir mit dem Gedanken anfangen, dürfte klar ſein. Denn wenn wir nach Erkenntniß und zwar des Geiſtes ſtreben, ſo iſt offenbar von allen geiſtigen Thätigkeiten die Thätigkeit des Denkens die nächſtliegende. Der unmittelbare Gegenſtand für unſer Denken iſt das Denken ſelbſt, obwohl hier nur in einem ſehr beſchränkten Umfang.

Was iſt alſo ein Gedanke? Dieſe Frage würde manchen Leſer, vielleicht auch den Verfaſſer, ſogar manchen Materialiſten in Verlegenheit ſetzen, wenn er ſofort eine vollſtändig und Jedem genügende Antwort darauf geben ſollte. Aber wir brauchen deshalb keineswegs die Hoffnung auf einige Erkenntniß aufzugeben, zumal da nirgends feſtgeſtellt iſt, daß alles Wiſſen vom Weſen deſſen, wofür das Wort ein Zeichen iſt, nur durch eine Definition erweislich ſei. Denn wodurch ſollte man zuletzt erklären, wenn man *alles* erſt erklären müßte, wenn bei jedem Wort die Frage: was iſt das? berechtigt wäre. Aber ein Keim des Wiſſens, das hier gefordert wird, iſt jedenfalls in allen Menſchen vorhanden, wenn ſie der Sprache mächtig ſind. Woher wüßte man ſonſt, ohne lange zu überlegen, daß es Unvernunft wäre, wenn Jemand ernſtlich von einem Gedanken reden wollte, der eine Elle lang geweſen ſei? Ein Menſch, der im Ernſt ſo ſpräche, müßte nicht nüchtern ſein, oder er würde in's Irrenhaus gehören.

Das Weſen des Gedankens iſt uns alſo nicht völlig unbekannt, wenn wir wiſſen, daß eine ſolche Behauptung, ein ſolches Meſſenwollen nach einem räumlichen Maaßſtab, dem Weſen des Gedankens durchaus widerſpricht. Wer auch nur die Abſicht haben kann, über Fragen wie unſere nachzudenken oder einer Unterſuchung darüber aufmerkſam zu folgen, muß ſchon ſeit einer verhältnißmäßig langen Reihe von Jahren der Sprache mächtig ſein, und er wird ſehr wahrſcheinlich an allen Tagen dieſer Jahre wenigſtens einige Worte geſprochen, er wird jedenfalls alle Tage die Thätigkeit des Denkens geübt, oft an Anderen dieſelbe Thätigkeit beobachtet und immer gewußt haben, daß er denke und Gedachtes höre oder leſe. Der Gedanke iſt alſo eine täglich oft wiederkehrende Erſcheinung des innern Lebens, die wir Jahre lang an uns ſelbſt und an Anderen beobachten und die wir oft in ihrem beſondern Verlauf, wenn auch nie zu allgemeinen Betrachtungen veranlaßt, mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgen. Inſofern wäre es unbegreiflich, wenn wir nichts davon wiſſen ſollten, was alle Gedanken mit einander gemein haben und wodurch ſie ſich von andren, äußeren Erſcheinungen unterſcheiden, d. h. wenn wir nicht im Stande wären, eine den Gedanken betreffende Behauptung als unvernünftig und ſinnlos zu erkennen, ſobald ſie dem Weſen des Gedankens, oder der erſten unterſcheidenden Grundbeſtimmung aller innern Erſcheinungen unzweideutig widerſpricht. Es wäre aber nicht nur unbegreiflich, ſondern es iſt auch durchaus unmöglich, daß der Begriff des Gedankens oder ein allgemeines, wenn auch unausgeſprochenes Wiſſen vom Gedanken im Denken fehle, da wir bei völligem Mangel deſſelben weder irgend eine ſinnwidrige Wortverbindung als ſolche anerkennen, noch auch überhaupt eine Begriffverbindung, einen in Worten gedachten Satz, von einem ſinnlichen Eindruck, das Denken vom Sehen u. ſ. w. unterſcheiden könnten. Wir wiſſen vielmehr in derſelben Weiſe und mit derſelben Beſtimmtheit auf Grund täglicher Erfahrung, was ein Gedanke ſei, wie wir wiſſen, was ein Körper ſei, wenn auch auf beiden Seiten noch manche Frage offen bleibt. Wer alſo den Satz beſtreiten wollte, daß ein Gedanke keine räumliche Ausdehnung haben kann, der müßte auch erſt den Satz beweiſen, wenn es möglich wäre, daß jeder Körper eine dreifache Ausdehnung haben, jede Fläche lang und breit ſein müſſe, und er würde vorher weder von äußeren, noch von inneren Erſcheinungen reden und nichts behaupten dürfen. Durch Aufhebung der Begriffe werden die Worte ſinnlos, Verſtändniß und Erkenntniß unmöglich. Deshalb wird ſelbſt ein materialiſtiſcher Phyſiolog ſchwerlich jemals ſagen: wenn ich den Satz denke, daß aller Stoff ewig war und ewig ſein wird, ſo iſt dieſer Gedanke, der *Inhalt* dieſer Worte, nichts als ein innerhalb beſtimmter Grenzen vollzogener Stoffwechſel in der chemiſchen Verbindung von Waſſer, Eiweiß, Fetten und Salzen,

aus der unſer Gehirn beſteht. Aber der Inhalt der Worte iſt es, worauf es ankommt, nicht die zur Hervorbringung der hörbaren Begriffszeichen erforderliche Thätigkeit der Gehirnſubſtanz. So deutlich darf der Materialismus niemals reden, ſo beſtimmt niemals denken, wenn er noch irgend einen Gegner oder irgend einen Anhänger finden will. Wenn ſie auch in unzweideutigen Worten ſagen, der Gedanke ſei eine Bewegung des Stoffs, woraus die eben beiſpielsweiſe aufgeſtellte Behauptung folgen würde, ſo werden ſie doch die Folgerung ſchwerlich gelten laſſen, indem ſie's wahrſcheinlich in der That nicht ſo gemeint, ſondern als vernünftige Menſchen, nicht als Materialiſten und im Widerſpruch mit ihrem Materialismus, richtiger gedacht, als geſprochen haben. Aber es kommt auch nicht darauf an, ob ein Einzelner mit falſch gewählten Worten eine richtige, aber inconſequente, oder ob er eine falſche Meinung damit verbunden habe, die ſich vielleicht ohne Verzichtleiſtung auf den materialiſtiſchen Hauptlehrſatz berichtigen ließe, ſondern darauf, ob eben der Widerſpruch zwiſchen dieſem Lehrſatz ſelbſt und unleugbarer Wahrheit nachweisbar ſei. Hier muß ich auf das zurückkommen, was ich bereits in der Einleitung bemerkt habe. Wenn ein Phyſiolog uns ſagt, daß ein beſonderer Stoffwechſel im Gehirn oder irgend ein beſonderer durch Nervenvermittlung auf das Gehirn übertragener Reiz die Entwicklung einer beſtimmten Gedankenreihe zur Folge habe, ſo hat er in einem gewiſſen Sinne Recht, inſofern unter Umſtänden körperliche Zuſtände und Erregungen entweder ein beſtimmtes Denken veranlaſſen oder auf einen ſchon vorhandenen Gedankengang als mitbeſtimmende Urſache einwirken können. Aber der phyſiologiſche Materialiſt kann bei der beſcheidenen Beſchränkung auf die einfache und unverkennbare Thatſache nicht ſtehen bleiben. Er kann weder die Beſchränkung auf beſtimmte Fälle, noch in dieſen auf bloße Mitwirkung einräumen, ſondern er muß alles Denken ohne Ausnahme auf Vorgänge oder vorübergehende Veränderungen im Gehirn als alleinige und vollſtändige Urſache zurückführen. Eben ſo wenig kann er als eine noch zweifelhafte Frage dahingeſtellt ſein laſſen, welcher Art der durch ſolche Urſachen bewirkte oder mitbedingte Vorgang des Denkens ſei. Für ihn iſt der Sinn jener Behauptung nicht mehr mit verſchiedenen Anſichten über das Geiſtige vereinbar, ſondern vollſtändig beſtimmt durch den allgemeinen Lehrſatz, daß alle ſogenannte Seelenthätigkeit, alſo auch das Denken nichts als Function der Gehirnſubſtanz, Thätigkeit des Gehirns ſei. Alſo was heißt das nun: eine beſtimmte Gedankenreihe entwickelt ſich in Folge eines Reizes, den das Gehirn erfahren hat? Soll ſich die Gedankenreihe etwa im Geiſt entwickeln, den man leugnet? Das kann der Materialiſt nicht zugeben, ohne durch völligen Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſeinen Behauptungen jede Bedeutung zu nehmen. Sollen ſich die Gedanken alſo in einer Eigenſchaft des Gehirns, in ſeiner Denkkraft entwickeln, wäh-

rend das Gehirn ſelbſt nur eine untergeordnete Thätigkeit dabei übernimmt, alſo das wahre Denken nicht im Gehirn vorgeht? Das iſt aber doch möglich, wenn man nicht heimlich die angenommene Gehirnkraft zu einer geiſtigen Subſtanz ernennen und ſo den geleugneten Geiſt wieder herſtellen will, ohne daß es Andere merken. Alſo die Gedanken müſſen ſich nach Form und Inhalt ausſchließlich im Gehirn und als Gehirnerſcheinungen entwickeln. Für den Materialiſten darf im Denken nichts vorgehen, nichts enthalten ſein, was nicht eine Gehirnbewegung wäre. Für ihn kann der Inhalt des Wortes Ewigkeit durchaus nichts anderes ſein, als ein kleiner Stoffwechſel, eine Nervenzuckung, Electricitätsentwicklung u. ſ. w., kurz ein Gehirnvorgang, in dem vielleicht einige Atome Phosphor mehr umgeſetzt werden, als wenn von einer halben Stunde die Rede iſt, und deſſen Ort vielleicht um eine ganze Linie länger, breiter und tiefer ſein mag, als die Gehirnbewegung, die jedenfalls mit dem Ausſprechen des Gedankens und vielleicht mit allem Denken in Worten verbunden iſt; ſo werden ſchon zwei verſchiedene, wenn auch der Zeit nach zuſammenfallende Thätigkeiten angenommen, von denen eine die andere bedingt, aber nicht iſt, worauf wir ſpäter ausführlicher zurückkommen werden. Soll dagegen die Gehirnbewegung ſelbſt der Gedanke ſein, ſo iſt der Widerſpruch mit unleugbarer Wahrheit offenbar; denn jede Gehirnbewegung muß irgend eine Ausdehnung im Kopfe haben, weshalb ſie nicht ein Gedanke ſein kann, — und Fülle des Unſinns iſt die Folge dieſes Widerſpruches, wie oben an einem Beiſpiel gezeigt wurde. Oder ſollen wir doch als möglich zugeben, daß ein Gedanke vielleicht einen Zoll lang ſei, damit er beſſer im Kopf Platz habe, und wenn es ein großer Gedanke iſt, auch länger? Aber dann iſt auch nichts dagegen einzuwenden, wenn Jemand behauptet, ſein Leib habe nur eine Vorderfläche oder geſtern werde er ſterben, d. h. dann hört das Reden und das Denken auf. Alſo wollen wir nicht einräumen, daß man Gedanken mit einem räumlichen Maaße meſſen könne, alſo auch nicht, daß ſie in irgend einem Winkel unſeres Gehirns ihre Stätte haben. Aber dann wird auch wohl überhaupt in allem Raum kein Ort für einen Gedanken zu finden ſein, und das iſt es, worauf es ankommt.

Alſo die täglich oft wiederkehrende Erſcheinung des Gedankens iſt nicht die mit dem Denken eintretende Gehirnbewegung, auf deren bedingte oder unbedingte Annahme wir durch ſpäter zu prüfende Schluſſe aus beſonderen Beobachtungen geleitet werden, noch auch irgend ein vorübergehendes ſinnliches Reſultat derſelben, überhaupt keine Gehirnerſcheinung, die als ſolche einen beſtimmten Ort von beſtimmter Ausdehnung haben müßte, ſondern es iſt eine weſentlich davon verſchiedene, ortloſe, unräumliche, alſo nicht leibliche Erſcheinung, und das Erſcheinende in dieſer Erſcheinung kann folglich in keiner Weiſe der Leib oder ein Theil des Leibes,

ſondern es muß ein übrigens noch unbekanntes Etwas ſein, das ſich durch unräumliche Bethätigung im Hervorbringen, Daſein und Verſtehen des Gedankens nicht nur vom menſchlichen Leibe, ſondern von allem Stoff, von allem Rauminhalt weſentlich unterſcheidet. Dann paßt für den Gedanken kein Vergleich mit Licht- und Schallbewegung oder Electricitäts- und Wärmeentwicklung, noch mit irgend einem äußeren Vorgang, irgend einer Erſcheinung, die nur im Raume möglich iſt. Was wir irgend mit Augen ſehen, das hat alles ſeinen Ort, wenn auch vielleicht in jedem Augenblick einen andern, und mit der Erſcheinung kommt auch irgend eine örtliche Beſtimmung zum Bewußtſein, ſo daß auf die Frage: wo? eine Antwort möglich iſt. Unſere Gedanken werden wir auch gewahr, aber wo wir ſie gewahr werden, das wiſſen wir nicht, und die Frage fällt uns gar nicht ein. Denn es gibt kein Wo, keinen Ort für Gedanken. Nur über das Wann kann man Auskunft geben, denn in der Zeit bewegt ſich unſer Denken, aber nicht im Raum; und vielleicht auch über das Warum, Wozu u. ſ. w. denn das ſind innere, dem Denken angemeſſene, nicht räumliche Beziehungen. Das iſt aber auch der Unterſchied im Allgemeinen, durch den ſich die Erſcheinungen des inneren Lebens von allen ſinnlichen Erſcheinungen unterſcheiden, daß jene ortlos und unräumlich, dieſe nothwendig örtlich ſind. Daraus folgt aber, was oben über das Erſcheinende in dieſen Erſcheinungen geſagt iſt. Oder bedarf es noch einer beſonderen Auseinanderſetzung, daß eine unräumliche Erſcheinung nicht eine leibliche Erſcheinung ſein kann? daß wir alſo im Gedanken ein anderes, nicht leibliches Sein in uns ſelbſt erkennen? d. h. den denkenden Geiſt, deſſen Gedanke der Gedanke iſt? Alſo wir müſſen dem Denken überhaupt entſagen oder anerkennen, daß ein nicht leibliches, höheres Sein den Erſcheinungen unſeres inneren Lebens zu Grunde liegt. Denn ohne Sein iſt keine Erſcheinung möglich und kein Schein. Der Gedanke beweiſt den Geiſt, d. h. der Gedanke beweiſt; indem er nicht räumlich iſt, daß das Denkende in uns ein eignes, unräumliches oder unräumlicher Bethätigung fähiges Daſein haben muß.

Das iſt ein Satz, der ſich feſthalten läßt, und der eine erſte Schutzwehr gegen den Irrthum bildet. Für die Frage, was Geiſt ſei, iſt viel damit gewonnen, aber gelöſt iſt ſie noch nicht. Und zwar wird unter dieſer Löſung hier nur die vollſtändige Beſtimmung des Begriffs verſtanden, die für tiefer eindringende Weſenerkenntniß wieder nur die erſte Bedingung iſt, wie in der Mathematik das Wiſſen, was ein geradliniges Dreieck ſei, alſo der Begriff des Dreiecks, allen Lehrſätzen darüber vorangehen muß, die alle im Weſen des Dreiecks begründet ſind, durch die wir unter Vorausſetzung des Begriffs weitere weſentliche Eigenſchaften aller oder beſonderer, vorzüglich rechtwinkliger Dreiecke kennen lernen. Die Entwicklung dieſes Wiſſens iſt alſo mit dem Begriff nicht unmittelbar gege-

ben. Um ſo mehr erfordert die weitere Entwickelung der ganzen Wiſſenſchaft eine beſondere Arbeit, und erſt wenn dieſe bis zu einer gewiſſen Grenze vollbracht iſt, iſt der Aſtronom im Stande, obwohl innerhalb und außerhalb jener Grenze noch eine Menge von Aufgaben übrig bleibt, die großartigſten Fragen der ſinnlichen Welt zu löſen.

Gewonnen iſt bis jetzt das Ergebniß, daß der Geiſt, und zwar zunächſt der menſchliche Geiſt nicht eine fabelhafte Denkkraft des Gehirns, noch weniger aber das Gehirn ſelbſt ſein kann, ſondern daß er ein letztes Wirkſames von weſentlich anderer Art ſein muß, von deſſen Erſcheinungen eine der Gedanke iſt. Durch unräumliche Bethätigung, die als Thatſache zum Bewußtſein kommt, wird dem menſchlichen Geiſt ſein weſentlicher Unterſchied vom menſchlichen Leibe wie überhaupt von allem Rauminhalt, und als weſentliche Eigenſchaft ſeine Fähigkeit zu ſolcher Bethätigung offenbar. Ein gänzliches Verkennen eines ſolchen weſentlichen Unterſchiedes, der der Auffaſſung des Leibes als Hülle und Behauſung der Seele zu Grunde liegt, alſo ein gänzliches Leugnen des Geiſtes in des Worts vernünftiger Bedeutung iſt mindeſtens ein eben ſo ſtarkes Stück, wie das Leugnen der Welt oder des eigenen leiblichen Daſeins. Denn es iſt noch abgeſchmackter, wenn der Geiſt ſich ſelbſt, als wenn er nur ſeinen ergänzenden Gegenſatz verneint. Zwar kann ſich der Menſch, wie es ſcheint, beinah in jeden, auch in den abſurdeſten Irrthum allmählich hineindenken und hineinleben, wenn er es mit Gewalt darauf anlegt. Aber das Abſurde wird dadurch nicht weniger abſurd, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß jede Abweichung von der allgemeinen Denkweiſe, wenn ſie nicht nur beſondere Urtheile und Meinungen, als weit verbreitete Vorurtheile berichtigen, ſondern die allgemeinen Grundlagen des Denkens um und um kehren will, von vorn herein als eine Verirrung zu betrachten iſt, wie auch immer ihre Richtung ſein mag. Der Materialiſt, der Blindheit für alle Thatſachen des inneren Lebens fordert, der von uns verlangt, daß wir ganz und gar vergeſſen ſollen, was ein Gedanke ſei, während er vorausſetzt, daß wir wiſſen müſſen, was ein Körper ſei, und der jenes verlangt und dieſes vorausſetzt, weil er ſelbſt nur für handgreifliche Dinge noch Verſtand hat, unterſcheidet ſich in keiner Weiſe zu ſeinem Vortheil von dem Schwärmer, der überall nur Ideen ſieht. Wer für ſeine Perſon die ganze Materialiſtenweisheit unſerer Tage mit einem Achſelzucken abfertigt, iſt gewiß nicht weniger in ſeinem Recht, als jene Herren, wenn ſie über ſolche Faſeleien ſpotten, die aus Unkenntniß der naturwiſſenſchaftlichen Thatſachen und aus einer künſtlichen Verſchiebung aller ſinnlichen Wirklichkeit hervorgehen. Nicht darin beſteht die Aufgabe der Wiſſenſchaft, den Leuten zu ſagen, daß ſie von jetzt ab zweimal 2 gleich 5 zu ſetzen haben, ſondern darin, aus dem Einmaleins die Arithmetik, aus dem, was Jeder weiß oder leicht einſieht, die ganze Mathematik zu entwickeln,

und durch Anwendung derſelben vom Anblick des Sternenhimmels zur Aſtronomie, vom Anblick der Erde zur Phyſik und zur Vervollkommnung der irdiſchen Zuſtände zu gelangen. Damit iſt ein langer und ein ſchöner, wenn auch oft mühevoller Weg bezeichnet, der allmählich ſteigt und keinen künſtlichen, gebrechlichen Unterbau vorausſetzt. Wie weit ein Jeder folgen kann, das iſt ſeine eigene Sache, aber wenn er damit anfangen ſoll, ſich auf den Kopf zu ſtellen, dann wird er ſchwerlich einen guten Führer haben.

(Fortſetzung folgt.)

Einige Bemerkungen zur Finanz-Kriſis.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit hat ſich in der letzten Zeit, trotz der ſchon geſchehenen oder noch bevorſtehenden Staatswahlen, von der Politik ziemlich abgewendet, und beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich mit der Finanzkriſis, welche allerdings für alle Kreiſe der Geſellſchaft empfindlich iſt. Die Preſſe beſchäftigt ſich mit den Urſachen der Calamität, und erſchöpft ſich in Vorſchlägen, derſelben abzuhelfen, oder doch wenigſtens eine Wiederkehr deſſelben durch geeignete Mittel zu verhüten. Von Politikern, denen jedes Mittel recht iſt, um Propaganda für ihre Partei zu machen, wird die finanzielle Kataſtrophe ſogar auf das politiſche Feld geſpielt; namentlich ſind es die ſogenannten Demokraten, welche gegen die Banken deklamiren, gerade wie zur Zeit Jacſon's, und die ſich als die „hard money“ Partei hinſtellen möchten. Ohne der Discuſſion über dieſen Gegenſtand auf dies gefährliche Terrain zu folgen, glauben wir doch, in der gegenwärtigen Kriſis einen Fingerzeig zu finden, der uns manche Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Lebens erklärt und uns manche Winke für die Zukunft gibt, deren Befolgung vielleicht die nachtheiligen Folgen der gegenwärtigen Calamität aufwiegt. Wenn auch vielleicht nichts Anderes dabei herauskommt, als daß ein unberechtigtes Selbſtgefühl und ein beleidigender Hochmuth aus den Kreiſen des amerikaniſchen Lebens verſchwindet, mit welchem man bisher in Amerika die europäiſchen Verhältniſſe betrachtete, ſo iſt dies immer ſchon Gewinn genug; ſollte aber daraus eine Einſicht in die nationalökonomiſchen Bedingungen, unter denen die Union ſich entwickeln muß, hervorgehen, ſo würde der Gewinn in keinem Verhältniß zu den erlittenen Verluſten ſtehen.

Die Umſtände, unter denen die jetzige finanzielle Kataſtrophe ſich er-

eignet, ſind ſo ſonderbarer Natur, daß ſie wohl eine aufmerkſame Erwägung verdienen. Vergebens ſuchen wir eine der Urſachen, die gewöhnlich finanzielle Kataſtrophen hervorbringen, wie z. B. Kriege, eine Reihe von Mißernten, große natürliche Unfälle, wie Ueberſchwemmungen u. ſ. w. Nach Amerika tönt der Donner von Indien und China nicht herüber, und die einzige Folge, welche die kriegeriſchen Ereigniſſe in Aſien für die Bewohner der Ver. Staaten haben, könnte nur eine Belebung des Handels und eine Vermehrung des Exportes von Lebensmitteln und andern zum Kriege nothwendigen Dingen ſein. Diejenigen Verwickelungen, welche die Union gegenwärtig mit manchen auswärtigen Staaten noch hat, ſind durchaus nicht der Art, das öffentliche Vertrauen zu ſtören, und ſelbſt der ſchroffe Gegenſatz in der innern Politik dieſes Landes, die extreme Antagonie der Parteien, iſt von dem politiſchen Felde noch nicht auf das ſociale und induſtrielle getreten. Auf der andern Seite hat die Natur ſich mit immer gleicher verſchwenderiſcher Gunſt gegen dieſen großen, reichen Continent betragen; der Fleiß des Ackerbauers wurde mit einer ungewöhnlich reichen Erndte belohnt, und man kann nicht nur darauf rechnen, daß die Bewohner der Ver. Staaten billiges Brod eſſen, ſondern daß auch der Export von Brodſtoffen mit dem jedes früheren Jahres gleichen Schritt halten werde.

Welch ein ſonderbares Schauſpiel bietet ſich uns dar! Mitten im tiefſten Frieden nach Innen und Außen, unbeläſtigt von dem politiſchen Treiben der Parteien, das namentlich im vorigen Jahre eine vielleicht allzugroße Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und welches jetzt ſich auf die Kreiſe der Aemterjäger beſchränkt; — nach einer reich geſegneten Ernte, welche die Scheunen und Ställe der Farmer mit den werthvollſten Landesprodukten gefüllt hat; — nach Vollendung eines Eiſenbahnnetzes, welches den entfernteſten Weſten mit dem Oſten in Verbindung bringt, und an deſſen Linien und Knotenpunkten blühende, volkreiche Städte, wie mit einem Zauberſchlage entſtehen; — mit einer Emigration, welche von Europa und den öſtlichen Staaten ſich unaufhaltſam nach dem Weſten wälzt, und jährlich ein bedeutendes Terrain von der Wildniß der Kultur überliefert: ſo ſollte die Union daſtehen, ein Beiſpiel und Muſter für alle übrigen Völker, zufrieden und glücklich im Innern, ſtark und ſelbſtſtändig nach Außen, unter ihren Füßen die großen Grundſätze der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt, vor ihren Augen ein großartiges „manifeſt deſtiny"; ſo ſollte die Union eine große Hoffnung der Menſchlichkeit und Civiliſation realiſiren. Alle natürlichen und hiſtoriſchen Bedingungen ſind dazu gegeben; eine freie politiſche Verfaſſung, auf den Grundſätzen der Volksſouverainität und Selbſtregierung errichtet, beſchützt die freie Entwickelung der Union, welcher ein ungeheurer Reichthum an öffentlichen Ländereien als gemeinſames Erbtheil der ganzen Bevölkerung zu Gebote

ſteht. Welch ein glänzendes Bild rollt ſich vor unſerer Phantaſie auf! Aber wir finden etwas ganz Andeces in der Wirklichkeit, als in der Phantaſie. Wir ſehen, wie die ſchönſten Staaten im Süden und Centrum der Union, an die Kette der Sklaverei geſchmiedet, nicht voranſchreiten können; wir ſehen die großen Städte des Nordens voll von einem Proletariat, das zu den traurigſten Erinnerungen an europäiſches Elend das eckelhafte Bild politiſcher Corruption hinzufügt; wir ſehen das materielle Elend in allen Formen und Geſtalten; der große Weſten, die Zukunft der Union, iſt bankerott; eine Schuldenlaſt von vielen, vielen Millionen läßt kaum die Hoffnung auf eine Beſſerung aufkommen; das Vertrauen iſt überall gelähmt; die Fabriken ſind geſchloſſen, die Arbeiter brodlos; nur die Klaſſe der Wucherer vnd Aemterjäger triumphirt, denn ſie kann im Trüben fiſchen. Dies iſt ein Gemälde voll widerwärtiger Züge, die durch die Feder des Schriftſtellers nicht erſt entſtellt zu werden brauchen; die Wirklichkeit iſt ſchwärzer, wie die Kritik.

Bei der Solidarität der Intereſſen, welche in einem demokratiſchen Lande die Bewohner noch inniger mit einander verbinden, wie in den monarchiſchen Staaten Europa's, wirkt die Kataſtrophe demoraliſirend auf alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft, wenn ſie auch freilich an Schwere in den unterſten Klaſſen der Geſellſchaft zunimmt. So ſehen wir denn jetzt täglich, wie aus den bankerotten Fabriken Hunderte von Arbeitern herausgeworfen werden, um im günſtigſten Falle die geringen Erſparniſſe ihres Schweißes und die Hoffnung auf eigenes Eigenthum und materielle Selbſtſtändigkeit der harten Zeit opfern zu müſſen; ſo ſehen wir den Farmer, ängſtlich, furchtſam ſich von den Städten und dem ſtädtiſchen Verkehr zurückhaltend, für den Verkauf ſeiner Produkte beſſere Zeiten abwartend; ſo ſehen wir die ſchwimmenden Paläſte unſerer Seen und Flüſſe ſchon mitten im Sommer den ſicheren Hafen ausſuchen, weil ſich die Fahrten nicht bezahlen; ſo ſehen wir die Eiſenbahnen, die hier nicht nur den Zweck haben, die Städte zu verbinden, ſondern zu erbauen, unter der Laſt ihrer Schulden zu Grunde gehen. Was man ſieht, ſind lange, mißtrauiſche Geſichter; was man hört, ſind Klagen über ſchlechte Zeiten; was man lieſt, ſind Verzeichniſſe von gebrochenen Banken und Falliſſements.

Natürlich ſuchen die Zeitungen die verſchiedenſten Hülfsmittel gegen dieſes unter den Umſtänden unerklärliche Miſere. Der verhältnißmäßig unbedeutende Anſtoß, welcher die gegenwärtige Kataſtrophe herbeiführte, das Falliſſement der Ohio Life und Truſt- Inſurance - Compagnie zeigte, daß unſer ganzes Geldſyſtem auf einer faulen und morſchen Grundlage ruht, und daß es nur eines kleinen Anſtoßes bedurfte, um eine allgemeine Verwirrung nach ſich zu ziehen. Man ſucht den Grund da, wo doch nur die Folgen des ganzen ſchlechten Syſtemes zur Erſcheinung kamen, in der

Handelsbilanz mit Europa, die regelmäßig zu Ungunſten der Ver. Staaten ausfällt und in der dadurch nothwendig gemachten Ausfuhr des baaren Geldes nach Europa. Aber die Handelsbilanz iſt an und für ſich niemals ein Kriterium der Wohlfahrt eines Landes und Volkes Wenn ein Privatmann mehr ausgibt, als er einnimmt, ſo wird er bankerott machen; wenn aber ein Volk mehr einführt, als ausfuhrt, ſo iſt damit noch lange nicht geſagt, daß es bankerott machen muß, denn der Reichthum ſeiner inneren Hilfsmittel kann dieſe Differenz mit Leichtigkeit ausgleichen. Das Verhältniß beſteht dann darin, daß ein Ueberſchuß von Kraft im Innern vorhanden iſt, welcher die Schwäche im äußeren Handel erſetzt. Wenn Amerika mehr Waaren von England Frankreich und Deutſchland kauft, als dieſe Länder von Amerika, ſo iſt damit, ohne das Hinzutreten anderer Umſtände, noch lange nicht bewieſen, daß Amerika bankerott machen muß; der Reiche kauft von dem Armen immer mehr, als der Arme von dem Reichen kauft. Nach den Unterſuchungen, welche die engliſchen Nationalökonomen, namentlich Mc Culloch, über die Handelsfreiheit und die Bedeutung der Handelsbilanz angeſtellt haben, iſt die Handelsbilanz von keiner abſoluten Bedeutung; das Zweckmäßigſte iſt offenbar, da zu kaufen, wo man am billigſten kauft, wenn man überhaupt kaufen kann, und dies hängt wieder von einer Menge anderer Umſtände ab. Außerdem war die Handelsbilanz in den letzten Jahren für die Union günſtiger, als früher; namentlich während des orientaliſchen Krieges und der europäiſchen Mißernten in den letzten Jahren war das Verhältniß für die Ver. Staaten gewiß befriedigend. Man kann daher bei der Handelsbilanz nicht als bei dem letzten Grunde der Kalamität ſtehen bleiben, ſondern muß nach tiefer liegenden Gründen ſuchen.

Manche Zeitungen und namentlich die Kanzeln, die ſich auch dieſes fatalen Gegenſtandes bemächtigt haben, haben die Kalamität dem geſteigerten Luxus, beſonders dem Luxus der „Ladies" zugeſchrieben. Allerdings, eine amerikaniſche „Lady" iſt ein theures Möbel, und alle Verſuche, dieſelben an eine einfachere Kleidung und ein einfacheres Leben zu gewöhnen, die ſogenannten Cotton — und Calico's Geſellſchaften u. ſ. w. haben kein anderes Reſultat gehabt, als die Unmöglichkeit, dieſem Luxus zu ſteuern, in's hellſte Licht zu ſetzen. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der hieſigen ſocialen Verhältniſſe, daß der Luxus und Schein die erſte Rolle ſpielt, beſonders bei den Weibern; eine amerikaniſche Lady iſt eine ganz beſondere Art der menſchlichen Gattung, welche man eben nur in Amerika findet, und die man ſich ohne Crinoline kaum denken kann. Es iſt vergeblich, in der Preſſe und auf der Kanzel gegen dieſen Luxus u. ſ. w. zu deklamiren, denn man deklamirt gegen einen der weſentlichen charakteriſtiſchen Züge einer Geſellſchaft, die durch äußere Formen und hohlen Schein

den Mangel inneren Werthes erſetzen muß. Wir kommen hier auf eine Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Volkscharakters, die uns nicht nur in den Parlors der Damen, ſondern auch in den Hallen der Geſetzgebungen und auf den Kathedern der Wiſſenſchaft begegnet.

Und dann, wenn es ſelbſt den ſalbungsvollen Phraſen der Zeitungsſchreiber und Geiſtlichen gelingen ſollte, den Luxus aus der Geſellſchaft und der Mode zu verbannen, — was würde die Folge davon ſein? Einmal würde man dem Handel einen heftigen Stoß verſetzen und ein wichtiges Departement deſſelben zuſchließen; zweitens würde man gerade in denjenigen Kreiſen, in denen man reformiren will, eine große Verwirrung hervorrufen, indem ein größerer Theil des weiblichen Geſchlechtes von der Mode und dem Luxus lebt, als denſelben benutzt. Ueberhaupt kann man mit ſolchen ſchutzzöllneriſchen Wünſchen wenig ausrichten, weil dieſelben dem ganzen Gange der Zeit widerſtreben, ſpeziell namentlich der amerikaniſchen Entwickelung, welche doch eigentlich das Facit und Reſultat der Entwickelung aller anderen Nationen iſt, und ſich gegen keine Einflüſſe von Seiten anderer Nationen verſchließen kann.

Die Entwickelung Amerika's geht zu ſchnell vor ſich, ſagt man: dies iſt die Urſache der Kriſis. Eiſenbahnen werden gebaut, welche noch einige Dezennien hätten warten können; Landſtriche werden in den Markt gebracht und Gegenſtand der Spekulation viele Jahre, bevor ſie benutzt werden. Durch die Eiſenbahnen und Landſpekulationen werden die Kapitalien und der Kredit aufgezehrt und fehlen dem legitimen Handel und Geſchäft.

Wenn auch etwas Wahres an dieſer Behauptung iſt, ſo iſt dieſe Wahrheit doch ſehr einſeitig. Je ſchneller die Entwickelung des amerikaniſchen Weſtens vor ſich geht, deſto ſchneller müſſen auch die Hülfsmittel des Landes zunehmen, und zwar, wenn die Koſten der Anlagen in arithmetiſchem Verhältniſſe zunehmen, muß die Produktion ſich in geometriſchem Verhältniſſe ſteigern. Die Thatſache zeigt uns, daß nicht zehn Meilen Eiſenbahn im Weſten gebaut ſind, welche überflüſſig wären. Die Eiſenbahnen rentiren ſich allerdings nicht, weil der pekuniäre Gewinn, der mit ihnen verbunden iſt, die Gelegenheit, gute Landſpekulationen zu machen, große Maſchinenfabriken zu errichten u. ſ. w. von wenigen Spekulanten, die an der Spitze der Eiſenbahncompagnie ſtehen, vorweg genommen wird, ſo daß den eigentlichen Aktionären das Nachſehen bleibt. Man kann rechnen, daß das ganze Kapital, welches die Erbauung der Eiſenbahnen gekoſtet hat, werthlos iſt oder höchſtens ein Viertel des urſprünglichen Werthes beträgt; der Stand der Eiſenbahnaktien rechtfertigt dieſe Behauptung. Aber anſtatt dies für ein Unglück anzuſehen, ſollte man es für einen Gewinn für das Land halten; denn die Eiſenbahnen ſind

doch einmal da; ſie gehören uns; wir benutzen ſie, und alle Eiſenbahnbankerotte reißen die Schienen nicht auf, auf welchen der weſtliche Farmer ſein Getreide nach dem Oſten und zur Ausfuhr ſchickt. Die Bewohner der Union benutzen den Werth von vielen hundert Millionen Dollars; das Kapital iſt entwerthet bis zu 10 und 20 Prozent; wer hat den Vortheil davon? wo bleibt der Ueberſchuß? Uns ſcheint dies Verhältniß ſehr günſtig für die Ver. Staaten zu ſein, und wir können hierin keinen Grund für die Finanz-Kalamität finden. Die engliſchen Kapitaliſten, die ihr Geld in amerikaniſchen Eiſenbahnen angelegt und verloren haben, mögen im Anfang unwillig ſein und geneigt, jeden Verkehr mit Amerika abzubrechen; dies wird aber eine ſchnell vorübergehende Verſtimmung ſein, und der Kredit Amerika's ſo lange unverwüſtlich bleiben, wie man mit dieſem Kredit verdienen kann. Die fremden Kapitalien ſind deßhalb doch nicht verloren; die Vermehrung der Produktion und des Handels, welche dadurch hervorgebracht wird, kommt der ganzen Menſchheit zu gute, und namentlich der erſten handeltreibenden Nation der Erde, England. In dieſer Beziehung iſt der Verluſt, der durch die Eiſenbahnbankerotte hervorgebracht wird, nur eine Einbildung. Von den geſchaffenen materiellen Werthen geht nicht das Geringſte verloren.

Das Papiergeld iſt die Urſache des Schwindels, ſagt man, und es wird wohl ſchwer ſein, der Maſſe von Menſchen, denen ihre gebrochenen und werthloſen Banknoten in der Taſche brennen, dieſe Meinung auszureden. Die Banken ſind das Unglück des Arbeiters und armen Mannes; gewiß, wir geben es zu; wir ſehen jeden Tag Beiſpiele davon. Da kommen nun gewiſſe Zeitungen her mit ihrem Sirenengeſange von „hard money“ und machen den armen Arbeiter, der traurig ſeine incurranten Noten anſieht, lüſtern nach dem gelobten Zeitalter, in welchem er nicht mit den ſchlechten Papierfetzen, ſondern mit gutem Gold und Silber ausbezahlt wird. Aber auch hier trifft man nur die Wirkung der Krankheit, nicht ihre Urſachen ſelbſt. Durch die Veränderungen im Handel und der Induſtrie, welche der Entdeckung des Dampfes folgten, wurde eine große Vermehrung der Verkehrsmittel nothwendig; das Bedürfniß nach vermehrten Tauſchmitteln konnte nicht durch das Californiagold befriedigt werden, und die Befürchtungen vor Entwerthung des Goldes, welche ſich zu Anfang der California Gold-Entdeckungen kundgaben, und die ſoweit gingen, daß die vorſichtigen Holländer im Jahre 1850 die Goldmünzen außer Kurs ſetzten, zeigten ſich bald als illuſoriſch. Je mehr das Gold zunahm, deſto mehr verſchwand es unter den vermehrten Verkehrsmitteln, und es mußten immer mehr künſtliche Werthzeichen geſchaffen werden, um das ſteigende Bedürfniß zu befriedigen. Die Staatsſchuld- und Schatz-Scheine der einzelnen europäiſchen Staaten wurden, auch wohl in Folge äußerer Ereigniſſe und großer militäriſcher Rüſtungen, bedeutend ver-

mehrt, aber auch dies wollte nicht helfen, und es kamen die großen, modernen Creditinſtitute, welche eine bedenkliche Centraliſation des Kapitales hervorbrachten. Der Zuwachs an Staatspapieren, an Papieren au porteur, an Bankbillets und Bankactien, an Creditpapieren aller Art war in Europa gewiß viel bedeutender, als in der Union trotz ihrer zahlreichen Banken, und wenn wir auch den Schwindel und die Uebertreibungen nicht vertheidigen wollen, die mit den modernen Kreditinſtituten verbunden ſind, ſo können wir doch eine gewiſſe Nothwendigkeit nicht leugnen, die der großen Vermehrung der künſtlichen Verkehrsmittel zu Grunde lag. In Europa iſt dies ganze Creditſyſtem mit den beſtehenden politiſchen Zuſtänden unzertrennbar verbunden, und man kann wohl ſagen, daß dieſe Zuſtände ſich keinen Tag halten würden, feſſelten ſie nicht gerade durch die Staatsſchulden und die Staatsrente die Intereſſen der beſitzenden Klaſſen an ſich. Dieſe gefährliche Verbindung zwiſchen dem Creditſyſtem und dem Staate iſt in Amerika nur in einzelnen Andeutungen vorhanden; die Ver. Staatenſchuld iſt im Verhältniß der übrigen in Amerika kontrahirten Schulden eine Kleinigkeit, und der Einfluß des Schatzamtes und des Tarifes auf den Geldmarkt macht ſich nur in ſchwierigen finanziellen Lagen, wie z. B. in der jetzigen Kataſtrophe, geltend. Wir ſehen alſo trotz des großen Unterſchiedes zwiſchen den finanziellen Zuſtänden drüben und hier eine gemeinſame Nothwendigkeit, eine große Menge künſtlicher Werthpapiere zu haben. Das Deklamiren gegen Banken und Papiergeld hat nicht mehr Berechtigung, als das Deklamiren gegen Dampfmaſchinen und Fabriken, und gegen alle moderne Induſtrie überhaupt, und das Geſchrei nach „hard money“ iſt blos ein Mittel in den Händen gewiſſenloſer politiſcher Demagogen, welche aus der gegenwärtigen Kataſtrophe Kapital machen wollen.

Das Papiergeld ſelbſt kann nicht abgeſchafft, aber der Verkehr mit demſelben regulirt werden. Die Nothwendigkeit davon hat man ſchon längſt eingeſehen, indem in faſt allen Staaten der Union Bankgeſetze beſtehen, deren Zweck iſt, das Publikum vor Betrug und werthloſem Papiere zu beſchützen. Aber der Hauptfehler iſt, daß dieſe einzelnen Staatsgeſetze in keinem Zuſammenhang mit einander ſtehen, auf keiner gemeinſamen Baſis ruhen, und nicht nach übereinſtimmenden Prinzipien ausgearbeitet ſind. Alles iſt hier lückenhaft, zufällig, willkürlich; in dem einen Staate gilt dies, in dem andern jenes Bankgeſetz, und manche Staaten, wie z. B. Michigan, beſitzen gar keines. In der letzten Zeit hat man in mehreren Staaten, wie auch in New York recht gute und ſtrenge Bankgeſetze gemacht, aber die Wirkſamkeit derſelben wird dadurch umgangen, daß noch eine Menge älterer Banken beſtehen, deren Privilegium ein Raub am Gelde des Volkes iſt. Die Folgen einer übertriebenen Praxis der

Selbſtregierung und Volksſouverainität machen ſich hier auf eine empfindliche Weiſe geltend.

Ueberhaupt finden wir in der amerikaniſchen Nationalökonomie eine Zuſammenhangsloſigkeit, Lückenhaftigkeit und Willkühr, welche kaum von der Lückenhaftigkeit des öffentlichen Rechtes übertroffen wird. Welch ein Wirrwarr und Widerſpruch herrſcht z. B. in dem Gebiete der inneren Verbeſſerungen, einem der wichtigſten Themate der amerikaniſchen Politik und dem permanenten Zankapfel der Parteien. Während die ſtrikten Interpreten der Conſtitution ſich gegen alle und jede Einmiſchung des Congreſſes in die inneren Verbeſſerungen erklären, und in dieſer Anſchauung von einer großen politiſchen Partei, der demokratiſchen, unterſtützt werden, umgeht man dieſen Grundſatz in der Praxis jeden Augenblick; aber die Intervention des Kongreſſes in die innere Verbeſſerung, welche, nach einem beſtimmten Syſteme geleitet, und durch eine feſte Praxis beſtimmt, eine ſichere Bürgſchaft für die naturgemäße Entwickelung der Ver. Staaten wäre, iſt unter den jetzigen Umſtänden nur ein Mittel in den Händen der Corruption und Spekulation. Man erklärt ſich emphatiſch gegen eine Betheiligung des Kongreſſes an den inneren Verbeſſerungen, und wirft den Eiſenbahnen Millionen Acker Landes hin, das Eigenthum des Volkes, das auf dieſe Weiſe in den Händen gewiſſenloſer Spekulanten dem Volke ebenſo viel Fluch bringt, wie es unter anderen Umſtänden hätte Segen bringen können. Trotz aller Nichtinterventionstheorien ſieht ſich der Kongreß veranlaßt, Wege nach Californien zu bauen; die Nothwendigkeit, daß der Kongreß ſelbſt dieſe innere Verbeſſerung in die Hand nehmen muß, iſt ſo deutlich, daß man die Ausflüchte und Vorwände lächerlich finden muß, hinter welchen ſich die Adminiſtration verſteckt. Die launenhafte, willkürliche und unregelmäßige Betheiligung des Kongreſſes an den inneren Verbeſſerungen iſt denn auch in politiſcher Beziehung ſehr nachtheilig; die Eiferſucht zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Staaten wird dadurch immer wieder auf's Neue erregt, und der Corruption iſt, wie unter Anderem die Mineſota Landbill auf das Deutlichſte gezeigt hat, Thür und Thor geöffnet.

Wird dieſe Frage einmal in's Reine gebracht und nach dem Prinzipe gelöſt, daß die Repräſentation der Nation auch die nationalen Intereſſen repräſentiren ſolle, ſo wird damit ein Umſchwung der ganzen Nationalökonomie der Ver. Staaten verbunden, und eine Garantie gegen die Wiederkehr finanzieller Kataſtrophen gegeben ſein. Denn einmal werden durch die inneren Verbeſſerungen die natürlichen Hülfsmittel des großen weiten Weſtens erſchloſſen, und zweitens wird dadurch das baare Geld, deſſen Verborgenſein in den Kellern des Schatzamtes wenigſtens zum Theil die Schuld an der Kriſe hat, wieder in den allgemeinen Verkehr zurückgeführt.

Noch verwirrter und prinziploſer, wie die Bankgeſetzgebung und die Frage der inneren Verbeſſerungen, ſind die agrariſchen Zuſtände beſchaffen. Gerade ſo gut, wie der Grund und Boden die Baſis alles Reichthumes und aller Thätigkeit der Nationen iſt, ſollte auch die Agrarverfaſſung die breite und ſichere Grundlage aller unſerer politiſchen und ſocialen Zuſtände und Geſetze ſein. In Amerika lag es in der Hand derjenigen, welche die Geſchicke des Landes zu leiten beauftragt waren, den Wohlſtand und die materielle Unabhängigkeit jedes einzelnen ſeiner Bürger durch einen verhältnißmäßigen Antheil am gemeinſamen Erbe der Nation, dem öffentlichen Acker, zu ſichern. Die Agrarreform in dem Sinne, daß man das öffentliche Land in beſtimmten Quantitäten an wirkliche Anſiedler überlaſſen ſollte, bildete denn auch eine lange Reihe von Jahren hindurch das Lieblingsthema aller voranſtrebenden und volksfreundlichen Politiker. Leider war dies intereſſante Thema in den letzten Jahren faſt ganz aus der öffentlichen Discuſſion und von den Platformen der politiſchen Parteien verſchwunden, bis Chaſe von Ohio, der habilſte Politiker der Gegenwart, dieſes Thema wieder auf den politiſchen Markt brachte. Und es iſt in der That nothwendig, daß auf dieſem Gebiete eine Reform ſtattfinde, ehe noch der letzte Acker des öffentlichen Landes vergeudet und die Zukunft der freien Arbeit und Einwanderung der Spekulation und dem Monopol geopfert iſt. Bis jetzt iſt in Bezug auf die öffentlichen Ländereien noch gar kein beſtimmtes Syſtem befolgt worden; man möchte denn das Prinzip, welches Präſident Pierce in ſeiner Botſchaft ausſprach, nämlich das öffentliche Land ſo zu verwalten, wie ein Privatmann ſein Eigenthum verwaltet, und nur dann davon zu verſchenken und zu veräußern, wenn der übrig bleibende Theil dadurch um ſo werthvoller wird, als die Grundlage der bisherigen Praxis betrachten. Wir denken indeſſen, daß ein großes, ſtaatliches Gemeinweſen ſich nicht durch ſolche egoiſtiſche Motive leiten laſſen dürfe, die man dem Privatmanne verzeiht.

Auf keinem Gebiete des amerikaniſchen Lebens geht man von ſo verſchiedenen Prinzipien aus, und iſt von feſten, leitenden Prinzipien ſo entfernt, wie auf dem Gebiete der Agrargeſetzgebung. Während man durch das Vorkaufsrecht eine allerdings ſehr verſtümmelte Annäherung an das Freibodenprinzip macht, bekennt man ſich durch die großen Eiſenbahnverſchenkungen zum Monopol und Privilegium. Militairlandſchenkungen, welche in der letzten Zeit wirklich auf eine verſchwenderiſche Weiſe gemacht wurden, wetteifern mit der Graduationsbill, um das öffentliche Land ſo bald wie möglich los zu werden. Ueberhaupt kann man kein anderes leitendes Prinzip in der Agrargeſetzgebung finden, als die Sucht, das Land auf alle mögliche Weiſe zu verſchleudern, damit der Partei der Landreformer, buchſtäblich geſagt, der Boden unter den Füßen weggenommen wird. Dies

iſt die ganze Praxis der demokratiſchen Partei in Bezug auf dieſen wichtigſten Punkt des amerikaniſchen Staatshaushaltes.

Ohne weiter in Einzelheiten einzugehen, ſehen wir, daß die nationalökonomiſchen Verhältniſſe in Amerika keinen gemeinſamen Boden, kein Syſtem, kein Prinzip, keine Uebereinſtimmung haben. Die Banken haben keine gemeinſame Grundlage, Bürgſchaft und Aufſicht; die inneren Verbeſſerungen ſind meiſtentheils dem Zufall anheimgegeben; die Agrar-Geſetzgebung entbehrt aller leitenden Prinzipien. Bei dieſem Zuſtand der Dinge kann man es ſich allerdings erklären, wie verhältnißmäßig kleine Veranlaſſungen einen großen Wirrwar hervorbringen können.

Man bekümmert ſich in dieſen Tagen angelegentlich um die Mittel, das Vertrauen im geſchäftlichen Leben und ein wohlgeordnetes Kreditſyſtem herzuſtellen, und macht einzelne wohlgemeinte Vorſchläge, die ſelbſt dann, wenn ſie in der Praxis ausführbar wären, dem Uebel ſchwerlich ſteuern würden. Der Vorſchlag, der ſich am lauteſten geltend macht, iſt durch einen erhöhten Tarif die übermäßige Importation europäiſcher Waaren und den ungünſtigen Ausfall der Handelsbilanz zu verhüten. Die Schutzzöllner ſind heutzutage an der Mode. Ohne leugnen zu wollen, daß für eine gewiſſe Zeitperiode und für gewiſſe induſtrielle Zweige der Schutzzoll vortheilhaft wirken könnte, würden doch die Nachtheile für alle Klaſſen der Bevölkerung und namentlich für die ackerbauende Bevölkerung, welche doch am Ende die Trägerin des ganzen Nationalwohlſtandes iſt, die Vortheile, welche ſpeziellen Induſtriezweigen erwachſen würden, bedeutend überwiegen. Ueberhaupt iſt die Theorie vom Schutzzoll heutzutage eine reaktionäre Geſchichte, die ſich kaum in Rußland, geſchweige denn in Amerika, halten kann, und es iſt im Intereſſe der Civiliſation nicht zu wünſchen, daß das amerikaniſche Volk ſich der Genüſſe und der Mittel, das Leben zu verfeinern, welche von Europa her importirt werden, entſchlage. Amerika iſt in unſeren Augen noch viel zu wenig europäiſch, und es würde das traurigſte Land der Welt ſein, wenn die europäiſchen Einflüſſe, welche ſich jetzt hier geltend machen, verſchwinden oder vermindert werden ſollten.

Die Schutzzolltheorie wollen wir alſo den Knownothings überlaſſen, in deren Kram dieſelbe vollſtändig paßt. Wir wollen auf einen ganz trivialen Grundſatz zurückkommen, der vielleicht auf die gegenwärtige Kriſis paßt. Wenn bei Individuen oder bei Völkern ein Mißverhältniß zwiſchen den Einnahmen und Ausgaben iſt, ſo iſt es am Ende bequemer, die Einnahmen zu vermehren, als die Ausgaben einzuſchränken. Es iſt gewiß kein hoher Schutzzoll nothwendig, um die unermeßlichen Reichthümer, welche die Natur dieſem Kontinente verliehen hat, zu entwickeln. Kein Land und kein Volk hat eine ſolche Menge von Hülfsmitteln, wie Amerika; es gilt nur, den Schatz zu heben, der offen vor uns liegt. Aber dazu iſt eine andere Nationalökonomie nothwendig, als wir bis jetzt gehabt haben.

Das Bank- und Creditſyſtem in Amerika muß eine feſte, ſolide Grundlage gewinnen. Die Erfahrungen der letzten Tage haben uns zur Genüge gezeigt, was die Folgen ſind, wenn jeder Staat ſein beſonderes und ungenugendes Bankgeſetz hat, das noch durch manche Ausnahmen und Monopole durchlöchert iſt, wie z. B. das Bankgeſetz in unſerem Staate. Der Credit iſt ſeiner Natur nach univerſell und kennt keine Grenzen und Schlagbäume an. Wie wir eine Ver. Staatenmünze haben, und es den einzelnen Staaten nicht erlaubt iſt, Geld in anderer Währung und mit anderem Gehalt zu prägen, eben ſo gut ſollte auch ein allgemeines Bank-Geſetz für die Ver. Staaten exiſtiren. Mit anderen Worten: das Creditſyſtem der Ver. Staaten ſollte unter den Schutz und die Aufſicht des Bundes ſtehen. Wir kommen hier wieder zu dem alten Thema der Ver. Staatenbank zurück, welches unter den Eindrücken der letzten Tage viel von der Gehäſſigkeit verloren hat, mit welcher Parteivorurtheil daſſelbe verfolgt hat. In den großen Domänen, die das Volk der Ver. Staaten beſitzt, iſt die Grundlage für ein großartiges Creditinſtitut gegeben, welches der Bank von England kaum nachzuſtehen brauchte. Die Ver. Staaten haben, dies zeigt der Kurs ihrer Staatspapiere, den größten Credit der Welt und bedürfen gewiß das engliſche Kapital nicht, um die materiellen Reichthümer dieſes großen Continentes auszubeuten.

Die große Domäne des Volkes, die öffentlichen Ländereien, ſollten für unveräußerlich erklärt und dem Bebauer nur die Nutznießung und der Beſitz, nie aber das Eigenthum geſtattet werden. Der große Werth, den dieſe Domänen repräſentiren, ſollte zur Grundlage, zur Hypothek für ein Ver. Staaten Kredit-Inſtitut dienen, deſſen Papiergeld gewiß den nöthigen Kredit finden würde, in Amerika ſo gut, wie auf den europäiſchen Märkten. Damit wäre dem Volke in den Ver. Staaten ein unermeßliches Kapital geſchaffen, und die finanzielle Unabhängigkeit von England würde der politiſchen Unabhängigkeit folgen. Man könnte ja die Ver. Staaten Bank, um die bei dieſer Frage immer auftauchende Furcht vor Corruption zu beſeitigen, mit allen möglichen Vorſichtsmaaßregeln umgeben, ſie unter Kontrole nicht nur den Bundesbehörden, ſondern auch des Handelsſtandes und der großen Municipalitäten ſtellen, und überhaupt alle Vorſichtsmaaßregeln treffen, um der öffentlichen Anſtalt das öffentliche Vertrauen zu ſichern. Wie das Bankweſen jetzt eingerichtet iſt, hat das Publikum gar keine Controle über die Banken, und die Folgen davon liegen zu Tage. Welche Befürchtungen man auch von der Verbindung der Geldinſtitute mit dem Staate, von der Centraliſation des Kredites und der offiziellen Korruption hegen mag: ſchlimmer kann es gewiß nicht werden, als es gegenwärtig iſt, wo das Publikum ganz ſchutzlos den Geld-Inſtituten gegenüber ſteht.

Die alten Erfahrungsſätze aus der Geſchichte gelten nicht mehr, ſollte man ſagen, daß, wie jedes Unglück auch ſeine gute Seite hat, auch dieſe Finanzkriſis dem Volke der Ver. Staaten über die einzuſchlagende Richtung in der Finanzpolitik die Augen öffnen würde. Wir ſehen nicht nur an der gegenwärtigen Kriſis, ſondern an allen induſtriellen und ökonomiſchen Zuſtänden, daß wir uns an einem Wendepunkte befinden, an welchem wir eine neue Bahn einſchlagen müſſen. Die nöthigen Vorbedingungen für die materielle Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Ver. Staaten ſind gegeben; das Eiſenbahnnetz iſt nahezu fertig; eine große Menge Land iſt dem Ackerbau überliefert; der Weſten entwickelt ſeine Hülfsquellen mehr und mehr; kurzum die Union kann ſich getroſt auf ihre eigenen Füße ſtellen und in dem Wettlaufe der einzelnen Völker eine ſelbſtſtändige Stellung einnehmen. Wird man dazu die Erfahrungen der letzten Jahre benützen? Wird man endlich anfangen, ein beſtimmtes *Syſtem* der Volkswirthſchaft anzubahnen? Oder wird man ſich wieder mit Palliativmitteln und halben Maaßregeln hinſchlagen, welche den Bankerott und die Finanzkriſis permanent machen? In dieſer Beziehung wird die Finanzkriſis einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der Parteien haben, einen Einfluß, den wir in den letzten Jahren, namentlich was ie Agrarreform betrifft, ſchmerzlich vermißt haben.

Ein Todesurtheil.

In einer der letzten Nummern des „Pionier“ ſchreibt Herr Adolf Donai über die „Atlantis“ Folgendes: „Wir laſen die früheren Jahrgänge der Atlantis deßwegen mit ſo viel Vergnügen, weil ſie nach und nach das einzige *Organ* der ideellen Wiſſenſchaften in Amerika zu werden verhieß. Seitdem ſie aber ihre Unfähigkeit bewieſen hat, über die *Einleitung* zu derſelben hinaus und zur Sache ſelbſt zu kommen, halten wir ſie für *überflüſſig* und ihre zur Schau getragene Wiſſenſchaftlichkeit, welche nichts thut, als Ergebniſſe der materiellen Wiſſenſchaften zu verdächtigen, für Humbug und entſchieden ſchädlich.“

Wir müſſen alſo vorerſt unſere Leſer um Entſchuldigung bitten, daß wir es noch wagen, mit einem Hefte der „Atlantis“ vor ihnen zu erſchei-

nen, denn die „Atlantis“ iſt von der alleinſeligmachenden Kirche des Materialismus auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt worden, und den jahrelangen Anfeindungen, mit welchen unſere literariſche Thätigkeit von Seiten des „Pionier“ verfolgt wurde, iſt alſo jetzt das Schlußurtheil gefolgt. Wenn wir auf die Motive und die ganze Natur dieſes Urtheils, — falls wir es ein Urtheil nennen können, — eingehen, ſo iſt es nicht, um eine Appellation dagegen zu erwirken, denn dies würde ein Vertrauen auf die Gerechtigkeit unſerer Gegner vorausſetzen, das nach dem, was vorhergegangen iſt, eine moraliſche und logiſche Unmöglichkeit iſt. Auch wollen wir die „Atlantis“ nicht vertheidigen, denn dies würde vorausſetzen, daß wir die Competenz des Klägers anerkennen. Aber wir benützen die Gelegenheit dazu, die Polemik des „Pionier“ auseinander zu ſetzen und unſeren eigenen Standpunkt anzugeben. Wir werden auf die ganze Ausführung des Herrn Donai zurückkommen, wenn die einzelnen Fortſetzungen ſeines Artikels uns in geſchloſſener Reihe vorliegen, und uns gegenwärtig nur mit dem Todesurtheil der „Atlantis“ ſelbſt beſchäftigen.

Welches war unſere Stellung dem Materialismus gegenüber? Wir haben niemals die relative Wichtigkeit dieſer Theorie geleugnet, ſondern nur die Uebertreibungen, welche man damit verband, die abſolute Endgültigkeit derſelben, welche ſelbſt in den naturwiſſenſchaftlichen kompetenten Kreiſen Deutſchlands beſtritten wird, bekämpft. Der Vorwurf, daß die „Atlantis“ nichts anders gethan habe, als die Ergebniſſe der materiellen Wiſſenſchaften zu verdächtigen, iſt eine Unwahrheit, welcher jedes Heft der Atlantis widerſpricht, eine Unwahrheit, die wir für eine abſichtliche halten müſſen. Wir haben die Ergebniſſe der materiellen Wiſſenſchaften durchaus nicht verdächtigt, ſondern ſie als die Grundlage der ganzen wiſſenſchaftlichen Entwickelung der Zukunft betrachtet, aber wir haben uns geſträubt, wiſſenſchaftliche Vorausſetzungen anzunehmen, die nicht nur nicht bewieſen waren, ſondern denen man auch die Unmöglichkeit, bewieſen zu werden, auf dem Wege der Beobachtung und des Experimentes bewieſen zu werden, von vornherein anſah. Dieſes Feld der Beobachtung und Forſchung überlaſſend, haben wir uns vorzüglich dagegen geſträubt, die Grenze der materiellen Wiſſenſchaften als die Grenze des ganzen wiſſenſchaftlichen Gebietes überhaupt zu betrachten. In dieſem Punkte gibt uns Herr Donai ausdrücklich Recht, indem er ſagt, daß wir ganz recht gehandelt hätten, den ideellen Wiſſenſchaften ihr Recht auf Exiſtenz neben den materiellen Wiſſenſchaften zu wahren. Aber es ſagt, Niemand ſeitens der Materialiſten habe dieſes Recht beſtritten, und dies iſt wiederum eine thatſächliche Unrichtigkeit, indem der „Pionier“ die „Atlantis“ dieſer Unterſcheidung wegen Jahrelang mit den Bezeichnungen Dualismus, Confuſion u. ſ. w. verfolgte. Und nicht nur wegen der Attaken im Pionier mußten wir dieſes Recht nachdrücklich zu wahren ſuchen,

ſondern weil in der gegenwärtigen Literaturperiode allerdings die ethiſchen Wiſſenſchaften auffallend vernachläſſigt werden und die Folgen davon ſich im täglichen Leben zeigen. Wir verlangten alſo das Terrain hinter den materiellen Wiſſenſchaften und auf dem Unterbau derſelben für die ethiſchen Wiſſenſchaften, für die wir übrigens immer dieſelbe Methode reclamirten, wie für die Naturwiſſenſchaften, nämlich die allgemeinen Geſetze aus den einzelnen Thatſachen durch Beobachtung und Vergleichung herauszufinden. Herr Heinzen ſagt nun darüber Folgendes: „Wenn ich über den Berg zu ſehen behaupte, ſo muß ich auch ſagen, was hinter dem Berge exiſtirt. Die bloße Behauptung, man ſehe herüber, iſt nichts, wie Windbeutelei". Hierüber müſſen wir uns des Näheren erklären.

Unſerer oft ausgeſprochenen Anſicht nach legen die Naturwiſſenſchaften die Grundlage zu einer neuen Entwickelung der ethiſchen Wiſſenſchaften, der ſogenannten Philoſophie, und grade in dieſer Rolle haben wir den Naturwiſſenſchaften ihre volle Berechtigung zuerkannt. Dieſe Philoſophie, — man nehme an dem Namen keinen Anſtoß — wird die Wiſſenſchaft der Zukunft ſein und von ihr werden wir eine Regeneration der Moral und der Politik zu erwarten haben. Dies iſt eine allgemeine Ausſicht in die Zukunft, die nach und nach ſich immer mehr und mehr ſpezialiſiren und feſtes Terrain gewinnen wird. So benützt man z. B. ſchon die naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in Bezug auf die Racentheorie u. ſ. w. zu einer neuen Theorie des Rechtes; ſo verſucht man die Ethik auf anthropologiſche und ethnographiſche Grundlagen zurückzuführen. Die Aufgabe der Journaliſtik iſt, in dieſer Beziehung den Weg zu zeigen; ſo haben wir dieſelbe begriffen. Aber der „Pionier" ſchmeichelt uns mitten in ſeinen Grobheiten, indem er von uns verlangt, wir ſollten dieſe Wiſſenſchaften ausbauen. Da iſt alſo eine Wiſſenſchaft der Aeſthetik nothwendig, der Ethik, der Moral, des Rechtes, der Nationalökonomie, lauter Themata, die einer neuen wiſſenſchaftlichen Begründung und Ausführung bedürfen, und auf deren Gebieten noch reiche Lorbeeren zu erndten ſind. Jede dieſer Wiſſenſchaften wird ihre beſonderen Kräfte finden, die freilich ihr ganzes Leben daran ſetzen werden müſſen, um einen weſentlichen Fortſchritt zu erzielen. Glücklich der, welcher an dieſer Aufgabe mitarbeiten kann; vielleicht, daß auch dem Redakteur dieſes Blattes noch die Mittel geboten werden, ſich eines dieſer Thema's herauszuſuchen und daſſelbe ſelbſtſtändig zu bearbeiten. Aber, es ſchmerzt uns, daß es geſagt werden muß, von der Journaliſtik und namentlich von der deutſch-amerikaniſchen Journaliſtik kann man ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeiten nicht verlangen, und hat auch die ganze Journaliſtik nicht ſolche geliefert. Das iſt ja gerade der Fluch, der auf dieſem Berufe liegt, daß man ſeine Aufmerkſamkeit ſo vielen Seiten des Lebens zuwenden muß, daß man vielleicht keiner einzi-

gen vollſtändig gerecht werden kann, und daß man immer nur die Aufgabe vor ſich hat, anzuregen und anzudeuten, daß man aber ſelten die Befriedigung hat, etwas definitiv abzumachen und zum Schluſſe zu bringen. Von einem Leſſing konnte man ſagen, daß er das, was Objekt ſeiner Prüfung und Behandlung wurde, abgemacht habe, ſo daß kein Wort weiter hinzugefügt werden konnte; wer möchte aber heutzutage ein ſolches Urtheil für ſich beanſpruchen, namentlich bei Fragen, für welche erweislich die wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten noch nicht fertig ſind?

Wir haben niemals gering von unſerem Berufe, der Journaliſtik, gedacht, aber man wird von derſelben niemals mehr, als eine Anregung verlangen können. Wenn dies von der Journaliſtik im Allgemeinen gilt, und zwar in dem Maaße, daß ſelbſt einzelne ſpezielle Fachſchriften auf dem Gebiete der Journaliſtik und ſpeziellen Wiſſenſchaften gewidmeten Journale nicht ausgenommen ſind; — was ſollen wir erſt von der deutſch amerikaniſchen Journaliſtik ſagen, die unter den ungünſtigen Verhältniſſen ſich emporarbeiten muß, um einen verhältnißmäßig geringen Wirkungskreis zu erzielen? Wie kann ſich dieſe Journaliſtik den großen wiſſenſchaftlichen Fragen der Zeit gegenuber betragen? Dieſe Frage erledigt die ganze obſchwebende Polemik zwiſchen uns und dem „Pionier“.

Wenn wir unſere Aufgabe recht verſtehen, ſo beſteht ſie darin, alle Fragen, welche die öffentliche Meinung beſchäftigen, vom Standpunkte einer beſtimmten Weltanſchauung aus zu behandeln, und den Theil der Weltgeſchichte, der an uns vorüberzieht, zum Gegenſtande der Auseinanderſetzung und Kritik zu machen, um das Verſtändniß der Zeit und der ſie bewegenden Ereigniſſe zu vermitteln. Die Journaliſtik iſt daher keine rein wiſſenſchaftliche Arbeit, ſondern eine Vermittelung der Wiſſenſchaft mit dem gewöhnlichen Bewußtſein und den vorkommenden Tagesereigniſſen. Das Leben rauſcht und wogt um uns her in einem großen Reichthum von Erſcheinungen; hier muß ein feſter Punkt gefunden werden, von dem aus wir die Erſcheinungen ſichten und klären; hier müſſen wir den inneren Kern der Ereigniſſe und Erſcheinungen ſuchen und den Weg verfolgen, auf dem die Freiheit durch die Verwirrungen der Zeit hindurch ihr Ziel verfolgt. Was nur immer in den Bereich der öffentlichen Aufmerkſamkeit fällt, iſt Gegenſtand der Journaliſtik, deren hauptſächliche Aufgabe es iſt, alle die einzelnen Züge des öffentlichen Lebens zu einem Bilde zuſammen zu faſſen. Wo alſo auch Erſcheinungen des öffentlichen Bewußtſeins vorkommen, wie z. B. der Materialismus, muß die Journaliſtik einmal nach einer Erklärung dieſer Erſcheinung forſchen, und zweitens den Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit den andern Zeitereigniſſen unterſuchen. In dieſer Beziehung wird die journaliſtiſche Literatur mehr reproduktiv, wie produktiv ſein, und mehr die Bauſteine zu einem wiſſen-

ſchaftlichen Gebäude liefern, als ſelbſt ein ſtrenges, wiſſenſchaftliches Syſtem hinſtellen.

Wenn nun dieſes im Allgemeinen der Beruf des Journaliſten iſt, ſo finden wir in der eigenthümlichen Stellung der deutſch-amerikaniſchen Literatur noch ganz beſondere Veranlaſſung, dieſen Beruf lediglich als eine Vermittelung zu betrachten. Das deutſche Element, für das wir ſchreiben, iſt von fremden Verhältniſſen umgeben, welche einer Vermittelung bedürfen; die Widerſprüche, die wir im öffentlichen Leben vorfinden, die verſchiedenen Tagesfragen, welche in der Tagespolitik ſich einander ablöſen, die allgemeinen Prinzipien, auf denen dieſe Tagesfragen zurückzuführen ſind: dies iſt der Stoff, den wir bearbeiten und mit dem ganzen Geiſte der Zeit in Uebereinſtimmung ſetzen müſſen. Die eigentliche Stellung des deutſchen Elementes in Amerika fordert uns auf, vom Standpunkte der deutſchen Cultur die amerikaniſchen Verhältniſſe zu behandeln, und den Verkehr zwiſchen hier und drüben zu befördern, der freilich für uns mehr paſſiver, wie activer Natur iſt. Wenigſtens gegenwärtig können wir noch nicht die Anregungen, welche wir von drüben empfangen, in gleicher Münze zurückgeben.

Während wir mit dieſen wenigen Worten die Grenzen der deutſch-amerikaniſchen Literatur ſelbſt gezogen haben, fühlen wir uns veranlaßt, auch über die Mittel ein Wort zu ſagen. Wenn wir auch dem Beruf beſcheidene Grenzen gezogen haben, ſo können wir doch nicht verhehlen, daß ſelbſt um dieſe Grenzen auszufüllen, oft die Mittel fehlen. Der Mangel an literariſchen Hülfsmitteln und Mitarbeitern macht ſich oft in empfindlicher Weiſe geltend und die fortwährende Zerſtreuung durch die Tagespolitik wirkt natürlich nicht günſtig auf die literariſche Produktion. Unter dieſen Umſtänden muß natürlich Manches unterbleiben, was in einem ruhigeren Klima und unter reiferen Verhältniſſen gedeihen könnte.

Damit ſoll nicht geſagt werden, daß wir mit dem zufrieden ſein ſollen, was bis jetzt auf dem Felde der deutſchamerikaniſchen Literatur geleiſtet iſt. Der Fortſchritt, der in den letzten Jahren ſtattgefunden hat, gibt uns Bürgſchaft, daß die freien Preßverhältniſſe Amerika's und die ſteigende Kultur der deutſchen Bevölkerung auch auf eine günſtige Entwickelung der deutſchamerikaniſchen Literatur hinwirken werden. Auch die „Atlantis" wird ſich an dieſem Fortſchritte betheiligen, trotz der ungünſtigen Verhältniſſe, unter denen ſie in der letzten Zeit hat exiſtiren müſſen, und trotz des Todesurtheils des „Pionier".

Wir hatten nicht vor, uns gegen das abſprechende, wegwerfende Urtheil des „Pionier" zu vertheidigen; wir kennen die Lücken und Mängel der „Atlantis" ſelbſt genug, und geben dem „Pionier" den Rath, zunächſt ſich um ſich ſelbſt zu bekümmern und einmal die Art und Weiſe der Wiſ-

ſenſchaftlichkeit, die im eigenen Hauſe herrſcht, etwas näher anzuſehen. Um journaliſtiſchen „Humbug“ in der plumpſten Form zu finden, braucht man nicht weit von New-York fortzugehen. Wir wollen indeſſen Grobheiten nicht mit Grobheiten beantworten, ſondern haben dieſe Veranlaſſung nur benutzt, die Abſichten, die wir von unſerem Berufe haben, und Zwecke, denen die „Atlantis“ genügen ſoll, auseinander zu ſetzen, und hoffen, auf der betretenen Bahn bald unter günſtigeren Umſtänden vorangehen zu können.

Die Frauen und die Religion.

(Eine Erwiederung an Far West)

Far West ſagt [S. 269 des gegenwärtigen Heftes]: „Was den religiöſen Kultus anbetrifft, ſo kann ich nicht zuſtimmen, daß er den Frauen ganz hinweggenommen werde“. Und ferner: „der bisherige Cultus mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen war doch vielleicht das einzige praktiſche Mittel, um das ideale Bedürfniß der großen Maſſe zu befriedigen.“ Wir glauben, daß es gegen die von der „Atlantis“ bisher befolgte Haltung wäre, wollten wir dieſe Anſicht mit Stillſchweigen paſſiren laſſen. Wenn irgend etwas das charakteriſtiſche Kennzeichen der modernen Zeit und Weltanſchauung iſt, ſo iſt es die Negation des religiöſen Dogma's und aller der damit zuſammenhängenden Erſcheinungen; gerade in dem ſtrikten Gegenſatze dazu beſteht das ganze wiſſenſchaftliche Leben der heutigen Zeit, beſteht die ganze moraliſche und geiſtige Freiheit des Menſchengeſchlechts. Die Religion liegt ſo weit hinter uns, daß wir kaum mehr mit ihr hadern können, und das einzige Verhältniß, in welchem wir zu ihr ſtehen, iſt das der abſoluten Negation. Wir wiſſen allerdings, daß mit dieſer Negation erſt die eigentliche Arbeit der Kultur und Moral anfängt; wir wiſſen, daß wir erſt tabula rasa machen dürfen, ehe wir an die eigentliche Arbeit der Humanität gehen können, aber die ganze Schwierigkeit, die wir bei dieſer Arbeit finden, alle die wiſſenſchaftlichen Gegenſätze und Widerſprüche, welche ihr Echo im praktiſchen Leben haben, dürfen uns nicht ſo ſehr abſchrecken, daß wir wieder zu dem „holden, freundlichen Gedanken“ an Vorſehung und Unſterblichkeit zurückgehen, der mit dem ganzen Bewußtſein des Jahrhunderts im Widerſpruch ſteht. Die Grenzen

der religiöſen Weltanſchauung bilden den Rubikon, der längſt überſchritten wurde, überſchritten nicht nur von der Philoſophie, nicht nur von den Naturwiſſenſchaften, ſondern ſelbſt von dem geſunden Menſchenverſtande und dem praktiſchen Geiſte der Zeit. Wer ſich noch ienſeits dieſer Grenzlinie aufhält, der wird bei dem ſchroffen Bruche zwiſchen den beiden Weltanſchauungen ſich vor keinen Conſequenzen der alten religiöſen Weltanſchauung zurückziehen können; er wird allen transzendentalen Täuſchungen verfallen ſein, und neben der religiöſen Moral auch die religiöſe Form und die religiöſe Heuchelei mit in den Kauf nehmen müſſen. In dieſer Beziehung iſt keine Halbheit, keine Mittelſtufe, keine Verſöhnung möglich; der Kampf iſt nicht mehr im Schweben, ſondern längſt ausgekämpft, und wir ſehen uns, getrennt von allen religiöſen Ueberlieferungen, auf einem Terrain, das allerdings noch der Kultivirung bedarf, und auf dem noch viel Nebel liegt, aber doch wenigſtens die Religion vergeſſen iſt. Wir können unmöglich zugeben, daß erſt ein Surrogat für die poſitive Religion gefunden werden muß, ehe man dieſe Religion ſelbſt abgibt; dieſe Anſicht wurde uns in einen Kettenſchluß verwickeln, über den man am Ende niemals herauskäme; die Erkenntniß des Irrthums geht dem Begriffe der Wahrheit nothwendigerweiſe voraus, und an dieſe nothwendige Folge müſſen wir uns halten.

Far Weſt ſcheint denn auch die Religion nicht als eine innere Wahrheit oder Nothwendigkeit zu betrachten, ſondern als ein Bedürfniß, das in dieſem Falle befriedigt werden muß, im andern Falle nicht.

In ähnlicher Weiſe, wie Far Weſt den Frauen den Cultus retten will, benutzen die geiſtlichen und weltlichen Tyrannen Europa's die Religion, um die Volksmaſſen im Zaum zu halten; der Zweck iſt natürlich bei Far Weſt ein anderer, aber die Mittel ſind dieſelben.

Wir haben kaum nöthig, auf die praktiſche Seite der Sache einzugehen; die tägliche Erfahrung zeigt uns die Wirkungen der poſitiven Religion auf die Moral und auf die ſocialen Verhältniſſe namentlich des weiblichen Geſchlechtes ſo deutlich, daß wir ſie nicht mißverſtehen können. Wäre die Religion wirklich das, wofür man ſie ausgibt, die Maſſen des Volkes, welche unter ihrem Zwange leben, würden edler, geſitteter, humaner ſein, als ſie es jetzt ſind.

In Bezug auf die Ehe ſelbſt wird uns wohl Jeder zugeben, daß ein vernünftiger Mann nicht dulden kann, daß ſeine Frau in dem Pfaffen einen Rathgeber und Seelſorger findet, der, wie zahlloſe Beiſpiele beweiſen, ſeine Herrſchaft über die ſchwachen Gemüther häufig mißbraucht.

Ueberhaupt ſollte man die wichtige Frage von der ſocialen Stellung der Frauen nicht damit abthun, daß man ihnen die Krücken der Religioſität hinhält; man ſollte ſie vielmehr ſo erziehen, daß ſie auf eigenen Fü-

ſen ſtehen können und ein eigenes Urtheil gewinnen. Dies iſt am Ende nicht ſo ſchwierig, als es ſcheint. Denn die Frauen haben meiſtens einen richtigen Takt und ein verſtändiges Urtheil, welches ihnen das Verſtändniß vieler Dinge erleichtert, die dem Manne zu rathen aufgeben.

Wir glauben ferner, daß die ſocialen Verhältniſſe und namentlich die Beziehungen zwiſchen den beiden Geſchlechtern viel an Innigkeit und Harmonie zunehmen würden, wenn der Kultus der Frauen ſich nicht in überirdiſchen Räumen verlöre, ſondern ſich den Pflichten als Gattin und Mutter zuwendete. Die ganze Hingebung des weiblichen Gemüthes kann in dieſem Verhältniſſe ſich geltend machen, und es wird kein Marienkultus nothwendig ſein, um den Frauen Gelegenheit zu geben, die ganze Tiefe ihres Gemuthes zu zeigen.

Wir haben von dem Kultus der Kunſt geſprochen, und Far West nennt es ein ariſtokratiſches Verlangen, die Frauen dieſem Kultus uberweiſen zu wollen. Wir glauben nicht, daß dieſes Wort gerechtfertigt iſt. Jede Frau, ſelbſt die in den beſchränkteſten Verhältniſſen lebt, kann die Kunſt auf ſich wirken laſſen, wenn ſie ſich auch nicht activ damit beſchäftigt. Das Verhältniß der Frauen zur Religion iſt ja auch in den bei Weitem meiſten Fällen ein paſſives, und wir ſind überzeugt, daß das Verſtändniß eines Drama's, einer Statue oder einer Symphonie den Frauen näher liegt, als das Verſtändniß irgend einer der religiöſen Dogma's, mit denen man den geſunden Menſchenverſtand und die unverdorbene Phantaſie zu gleicher Zeit ruinirt.

Wir geben die Schwierigkeit, Frauen auf dem radikalen Boden heranzubilden, von welcher ſo viel Aufhebens gemacht wird, nur halb und halb zu. Nur muß man bei Beurtheilung dieſer Schwierigkeit nicht gerade diejenigen Frauen als Beiſpiele nehmen, welche ſich in Mitten der alten ſocialen Verhältniſſe gegen die alte Sitte empören und ſich von derſelben emancipiren. Die iſolirte Lage, in der dieſe ungewöhnlichen Frauen ſich befinden, wird natürlicherweiſe zu manchen Sonderbarkeiten und Uebertreibungen führen, von denen man nichts mehr wiſſen wird, wenn die radikale Bewegung unter dem weiblichen Geſchlecht eine allgemeine geworden und ſich mit der Sitte verſöhnt hat.

Wir ſehen, wie alle Männer von Bildung und Erziehung radikal und inſidel ſind, und die Religion ſich von allen Gebieten des Wiſſens zurückgezogen hat. Warum ſoll man die Frauen nicht an dieſen Reſultaten und Triumphen der Wiſſenſchaft Theil nehmen laſſen? Der Sieg über die religiöſen Vorurtheile und die religiöſe Weltanſchauung wird erſt dann ein vollſtändiger ſein, wenn auch die Mütter und Erzieherinen des künftigen Geſchlechtes daran Theil nehmen. In dieſer Beziehung repräſentiren die Männer die Gegenwart, die Frauen die Zukunft.

Will man aber ſagen, es ſei thatſächlich unmöglich, den Frauen die Religion zu nehmen, ſo iſt man ſich eben gar nicht bewußt der Macht, welche die Männer über die Frauen ausüben können. Alle die Mängel, welche wir an den Zuſtänden des weiblichen Geſchlechtes bemerken, kommen denn doch eigentlich den Männern zur Laſt, und ſo auch die Religioſität der Frauen und der Einfluß, den die Geiſtlichen auf ſie haben. Ein verſtändiger Mann wird der Sache ſchon ein Ende zu machen wiſſen. Wir ſehen überhaupt gar nicht ein, wie die ganze Menſchengeſellſchaft noch zuſammenleben kann, wenn der eine Theil derſelben ſich auf den radikalen Boden ſtellt und die alte Weltanſchauung ablegt, während der andere verurtheilt ſein ſoll, auf dem Boden der alten religiöſen Weltanſchauung ſtehen zu bleiben. Soll die Kluft, welche zwiſchen der alten und neuen Zeit, zwiſchen der Religion und Wiſſenſchaft beſteht, auch eine Kluft zwiſchen beiden Geſchlechtern werden?

Der franzöſiſche Hegel.

Die franzöſiſche Literatur hat in der letzten Zeit die empfindlichen Verluſte erlitten; wir haben Arago, Beranger, Sue betrauert und dieſen Namen jetzt den von Auguſt Comte hinzuzufügen, deſſen Tod uns einen der letzten Poſten meldete. Comte war der Verfaſſer der philosophie positive, eines philoſophiſchen Syſtems, das ſich durch ſeine Selbſtſtändigkeit und Originalität vortheilhaft vor dem Eklektizismus und den Sammelwerken der franzöſiſchen Philoſophie auszeichnet. Wenn wir ihn mit Hegel vergleichen, ſo iſt der Grund davon die innige Verbindung der Philoſophie mit der Geſchichte, die philoſophiſche Behandlung der Geſchichte, wie die geſchichtliche Darſtellung der Philoſophie, welche wir bei beiden Philoſophen finden. Man könnte vielleicht die poſitive Philoſophie des Herrn Comte eine weitere Ausführung jenes bekannten Hegel'ſchen Satzes nennen: „Was wirklich iſt, das iſt vernünftig". Auch in der Methode und in der etwas abſtruſen Form ſind die beiden Syſteme mit einander verwandt, obgleich man keinen direkten Zuſammenhang zwiſchen denſelben nachweiſen kann. Dieſer innere Zuſammenhang der Ideen dieſſeits und jenſeits des Rheines beweiſt an und für ſich ſchon etwas,

nämlich, daß auf dem gemeinſamen Boden der Zeit auch verwandte Produkte der Wiſſenſchaft entſtehen müſſen, welche durch kein anderes Band mit einander verbunden ſind, als durch eine gemeinſame Weltanſchauung.

Comte war 1798 aus einer altmonarchiſchen und ſtrengreligiöſen Familie geboren, und wurde in der polytechniſchen Schule erzogen, in welcher revolutionären Anſtalt er gleich in früheſter Jugend mit den radikalen Beſtrebungen der Zeit bekannt gemacht wurde. Er legte ſich indeſſen faſt ausſchließlich auf die Mathematik, welche Wiſſenſchaft überhaupt die Schule für alle großen Geiſter Frankreichs geweſen zu ſein ſcheint, und zeichnete ſich bald vor ſeinen Mitſchülern in dieſer Wiſſenſchaft aus. Die Reaktion von 1815 vergriff ſich an dem Lieblingsinſtitute des Konventes, und Comte ſah ſich, aus dieſer Anſtalt entlaſſen, auf die Ertheilung von Privatſtunden angewieſen. Eine kurze Zeit ſtand er in Gefahr, ein Anhänger St. Simon's zu werden, und ſchrieb für den „Producteur", ein Saint Simoniſches Blatt, aber 1830 erſchien der erſte Band der „philosophie positive", die ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruhm begründete. In verſchiedenen untergeordneten Stellungen an der polytechniſchen Schule placirt, konnte er es nicht dahin bringen, die Profeſſur der Mathematik daſelbſt zu erhalten, and blieb in ſeiner proviſoriſchen Stellung bis zur Zeit des Staatsſtreiches 1851, die ihm ſeine Stellung raubte. Doch war zu dieſer Zeit ſeine „Schule" ſchon ſo groß, daß ſie eine Subſcription von 7,000 Franken jährlich für ihn zuſammen bringen konnte.

Comte geht von der Anſicht aus, die wir heute wohl alle theilen, daß nach dem Zuſammenbruche der feudalen Ordnung in 1789 eine neue ſociale Ordnung gefunden werden müſſe, und er erwartet dieſe neue Ordnung aus den Händen der Wiſſenſchaft und Induſtrie, jener beiden Factoren, welche an die Stelle der früheren religiöſen und feudalen Syſteme getreten ſind. Die Philoſophie der Geſchichte, wodurch er dieſe ſeine Auffaſſung zu beweiſen ſucht, erinnert an die Hegel'ſche Geſchichtsphiloſophie, welche auch auf der Verbindung der politiſchen Zuſtände mit den intellektuellen beruht. So ſchildert er nach einander die religiöſen Syſteme vom rohen Fetiſchthum an bis zum Pabſtthum und Feudalismus, in welchen beiden Inſtituten ſich der Dualismus der religiöſen Weltanſchauung und der Monotheismus am entſchiedenſten darſtellt. Die Revolution im Bunde mit der Philoſophie vernichtete dieſes Syſtem. Zuerſt wurde der Katholizismus zur gallikaniſchen Kirche und dadurch die Einheit deſſelben untergraben; dann vernichtete die Philoſophie den Feudalismus ſo gründlich, daß nur noch einzelne Ruinen davon in England, und das Königthum in Frankreich übrig blieben, mit denen ein weiterer Fortſchritt der Philoſophie auch noch aufräumen wird. „Heute leben wir vom Nothbehelf, unter ephemeren Bauten, zwiſchen Ruinen. Aber zwei Geſtalten

erheben ſich aus der Verwüſtung, beide dem Alterthum unbekannt, beide gleich unwiderſtehlich in der Neuzeit, die Induſtrie und die Wiſſenſchaft." Von der Induſtrie erwartet Comte, daß ſie der Militärmacht und dem Krieg den Rang ablaufe, von der Philoſophie eine Ueberwindung der Religion und Theologie.

Intereſſant ſind Comte's Aeußerungen über den Streit zwiſchen Theologie und Naturwiſſenſchaften: „die Autorität, welche die Wiſſenſchaft anſtrebt, beſtand als Kirche im Mittelalter; die heutige Ohnmacht wurzelt in dem Hader zwiſchen Theologie und Naturwiſſenſchaft, von denen die erſte der zweiten nicht gerecht werden kann, während die letztere bis jetzt keinen Aufſchluß geben kann über die wichtigſten, die ſocialen Fragen. So entziehen ſich beide das unbedingte Vertrauen, und die Vermittelungsverſuche endigen in Hypotheſen, welche Niemand als vollen Ernſt nimmt, und die man Metaphyſik nennt." Compte weiſt dann die großen Fortſchritte der Wiſſenſchaft nach von Keppler, Galiläi, Newton an bis zu der Entdeckung der Chemie, welche ſich als die Vermittelung zwiſchen den unorganiſchen und organiſchen Körpern hinſtellte und eine feſte Grundlage für die Lehre vom Leben, die Biologie, ſchuf. Geſtützt auf dieſe unaufhaltſamen Fortſchritte der Wiſſenſchaft ſpricht Compte das Vertrauen aus, daß dieſelbe den Sieg behalten werde.

Mit folgender Bemerkung wird Comte bei den modernen Materialiſten wohl wenig Anklang finden: „Nur ein Feld noch blieb dem poſitiven Wiſſen bis jetzt verſchloſſen, nämlich dasjenige der menſchlichen Intellektualität. Wäre dieſes gewonnen, ſo beſäßen wir die univerſelle Wiſſenſchaft, inſoweit menſchliches Wiſſen univerſell ſein kann."

Wenn Leute, wie Comte, ein ſolches Eingeſtändniß machen, ſollte man daſſelbe doch wohl einer beſondern Beachtung würdigen.

„Die Intellektualität", ſagt Compte, „iſt ein rein geſchichtliches Factum (?) und die ſogenannte Pſychologie iſt entweder ein Theil der Biologie, oder, wenn ſie mehr ſein will, als hybride Mißgeburt zu betrachten." Das geſchichtliche Geſetz der Intellektualität findet er im Uebergange aus den theologiſchen durch die metaphyſiſchen zu den poſitiv wiſſenſchaftlichen Begriffen. Daſſelbe Geſetz verifizire ſich in den Spezialwiſſenſchaften und ebenſo in der intellektuellen Entwickelung des einzelnen Menſchen. Mit der Biologie gebe dieſes Geſetz die rationelle Erklärung der Univerſalgeſchichte."

„Die ſo conſtruirte Geſchichte", hofft Comte, „werde den mit dieſem complizirten Falle überhaupt verträglichen Grad von Vorausſicht beſitzen, und damit den Grund legen zu einer rationellen Politik. An-

dererſeits werde aus der univerſellen Wiſſenſchaft eine unwandelbare Ueberzeugung und aus dieſer die Macht der öffentlichen Moral erwachſen.

Mit dieſem Erklärungsverſuche wird es wohl nicht gethan ſein, und die „poſit ve Philoſophie“ iſt mehr eine Aufforderung zur Philoſophie der Zukunft, als dieſe Philoſophie ſelbſt. Aber was dieſen Verſuch von Comte ſo ungemein intereſſant macht, das iſt die innige, lebendige Verbindung von Theorie und Praxis, von Wiſſenſchaft und Geſchichte, von Philoſophie und Politik. Er hat den Weg angegeben, auf dem die Wiſſenſchaften vorangehen können, Hand in Hand mit den ſocialen Verhältniſſen, welche durch die praktiſche Anwendung der Wiſſenſchaften umgeſtaltet werden. Die Wiſſenſchaft und die Induſtrie als die Grundlage aller ſocialen Zuſtände und Reformen aufzufaſſen, dieſer Gedanke verdient an einem Franzoſen beſonders bemerkt zu werden, da doch ſonſt in Frankreich der Socialismus mit Revolution gleichbedeutend iſt.

In Deutſchland iſt die Comte'ſche Philoſophie wenig verbreitet worden, wie man denn überhaupt nicht gewöhnt iſt, franzöſiſche Philoſophie nach Deutſchland zu importiren, vielmehr findet der umgekehrte Verkehr ſtatt. Aber dies iſt jedenfalls ein Vorzug der franzöſiſchen Philoſophie vor der deutſchen, daß die erſtere ſich an die Thatſachen wendet, während die letztere ſich mit Ideen abgibt, daß die erſtere die Thatſachen und beſtehenden Zuſtände kritiſirt, während die zweite ſich nur mit der Kritik von Syſtemen und Kategorien beſchäftigt. In dieſer Beziehung iſt auch für Deutſchland die Philoſophie Comte's von Bedeutung.

Mehr Anklang und Verbreitung, als in Deutſchland, fand indeſſen die Comte'ſche Philoſophie in England. Man kann zu dieſer philoſophiſchen Richtung das berühmte Buch von Mill rechnen, „die induktive Logik“, eine der bedeutendſten Erſcheinungen in der philoſophiſchen Literatur dieſes Jahrhunderts. Dieſes Buch unterſucht die Methode, vermittelſt welcher der Menſch Wahrheiten findet, die Methode der Induktion, welche jetzt in allen Naturwiſſenſchaften die herrſchende iſt, und auch wohl bald in der Philoſophie die herrſchende ſein wird. Das Buch Mills, – in einer trefflichen Ueberſetzung des Dr. Schiel in Heidelberg auch dem deutſchen Publikum zugänglich, zeichnet ſich beſonders durch den großen Reichthum ſeiner Beobachtungen und Beiſpiele aus; es verfolgt die großen Entdeckungen Kepler's, Newton's u. ſ. w. bis in ihren geheimſten Urſprung, und macht uns die Operationen des Denkens an Thatſachen und Beiſpielen deutlicher, wie irgend ein anderes Buch, das wir bis jetzt geleſen. Wenn man dieſes Buch lieſt, hat man einen Fingerzeig erhalten, wie man verfahren muß, um ſich das Denken zu erklären, die Geſetze und Methode deſſelben zu beſtimmen, die Urtheile und Schluſſe zu wägen. Nach Hegel's Logik iſt vielleicht kein Buch geſchrieben, welches uns ſo tiefe Blicke in den Denkprozeß thun läßt, wie das Buch Mills.

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 5. | November 1857. | Alte Folge, Bd. 9, Nr. 211—214.

Herbſtblätter.

Niemals war ein Herbſt ſo herbſtlich, wie diesmal, und die welken Herbſtblätter wirbeln um uns her in Geſtalt von gebrochenen Banknoten und demokratiſchen Stimmzetteln, daß wir alle Selbſtbeherrſchung nothwendig haben, um das Vertrauen auf die Zukunft nicht ganz zu verlieren. Hier in Amerika berühren uns alle Verhältniſſe, welche in Europa vielfach durch eine in den Behörden und Regierungen repräſentirte Vorſehung und durch andere Umſtände vermittelt werden, mit einer rauhen Unmittelbarkeit; wir ſtehen dem Schickſal gegenüber, mit offener Bruſt, ohne Panzer, ja ſelbſt ohne Schleier, und jeder Stoß deſſelben trifft uns mit ungebrochener Kraft. Niemals haben wir die Wahrheit des amerikaniſchen Sprüchwortes: Hilf dir ſelbſt! in einer ſolch fürchterlichen Ausdehnung geſehen, wie in den letzten Monaten; anſtatt, daß die allgemeine Noth die Leute an einander genähert und die gemeinſame Bedrängniß einen Bund zur gemeinſamen Vertheidigung beſchloſſen hätte, wurden noch die letzten Banden des ſocialen Lebens zerſtört; Jeder zog ſich in ſeine eigenen Privatintereſſen zurück, und ging in den meiſten Fällen dort ſchutzlos zu Grunde; — ein allgemeiner Ruf: Rette ſich, wer kann, war das Loſungswort einer harten, egoiſtiſchen Zeit. Es mag ſein, daß durch ein ſolches Verlaſſen auf eigene Kraft und durch ein ſolches egoiſtiſches Auseinanderfallen der menſchlichen Geſellſchaft die Widerſtandskraft und Energie der einzelnen Menſchen erhöht wird: aber wir ſehen die Unfähigkeit, ſociale Probleme zu löſen, dann am deutlichſten ein, wenn uns die beſtehenden Verhältniſſe unerträglich erſcheinen und uns die Nothwendigkeit einer ſocialen Reform auf eine ſchlagende Weiſe zeigen.

Ja, die Wirkung der Finanzkriſis auf den allgemeinen Charakter des amerikaniſchen Volkes zeigte ſich in keiner Weiſe günſtig. Sie war nicht das Schickſal, „welches den Menſchen erhebt, da es den Menſchen zermalmt", ſondern die Enthüllung eines nicht nur finanziellen, ſondern auch moraliſchen Bankerottes, die Darſtellung eines in ſich gebrochenen, un-

ſelbſtſtändigen Volksweſens, in denen die einzelnen Klaſſen der Geſellſchaft, ſtatt ſich hülfreich zu unterſtützen und in eine für alle Theile lohnende Wechſelwirkung zu treten, einen Kampf auf Leben und Tod mit einander führen. Wenn man in Europa dieſe Handelskriſis ſchlimm beurtheilt und den ſchärfſten Tadel über dieſe bankerotte Nation ausſpricht, ſo müſſen wir hier in Amerika die Dinge noch ſchlimmer anſehen, weil wir die ſchlimmſten Folgen im täglichen Leben und in der öffentlichen Moral bemerken, Folgen die ſich unter ähnlichen Formen noch in keiner Kriſis und bei keinem Volke gezeigt haben.

Ueberblicken wir die einzelnen Züge dieſer Kriſis. Hervorgegangen aus einer leichtſinnigen Verſchwendungsſucht, welche freilich niemals ein großes Object im Auge hatte, ſondern ſich auf den ordinärſten Humbug und auf kindiſche Spielereien bezog, aus einer Oberflächlichkeit in geſchäftlicher Beziehung, der ſich vor jeder ernſthaften Prüfung der Verhältniſſe zurückzog, und aus einer Gleichgültigkeit nicht nur gegen die Rechte Anderer, ſondern auch gegen die eigene Ehre: ſo mußte dieſe Kriſe nach allen Seiten hin Erſcheinungen zu Tage fördern, welche den amerikaniſchen Volkscharakter in das ungünſtigſte Licht ſtellten. Man ſah, daß die nationalökonomiſchen Verhältniſſe der Ver. Staaten gar keinen Zuſammenhang, kein Syſtem und keinen feſten Boden hatten, daß Alles in Verwirrung und von den widerſprechendſten Grundſätzen geleitet war. Als die Kriſe im Ausbrechen war, hätte etwas Energie, Einſicht und Opferfähigkeit das Schlimmſte verhindern können, aber feig zog ſich Alles zurück und ließ die Kalamität über das Land fließen. Banken und Großhandel, Großhandel und Kleinhandel, Fabrikgeber und Arbeiter: Jeder arbeitete auf des Andern Ruin und damit auf ſeinen eigenen. Man ſteigerte das gegenſeitige Mißtrauen bis zum Extrem; man ſah, daß gar keine ſolide Baſis und Subſtanz im Handel und in der bürgerlichen Geſellſchaft war. Die leitenden Mächte, die Aſſociation der Banken, die Großhändler, die Finanzpolitiker, die großen Zeitungen des Landes wußten während der Kriſis auch gar kein Mittel; ſie tappten, wie in der finſterſten Nacht, von einer falſchen und gefährlichen Maaßregel zur andern, ſo daß, wie die N. Y. Handelszeitung richtig ſagt, der ganze Verlauf der Kriſis aus einer ununterbrochenen Reihe von Fehlern beſtand. Endlich kam man wieder auf den Anfang zurück, und der Bankſchwindel, der zu der ganzen Geſchichte Anlaß gegeben hatte, mußte zur Beſchwichtigung deſſelben dienen. Während der ganzen Kataſtrophe iſt kein vernunftiger Reformvorſchlag, kein großer Gedanke, keine wichtige Maaßregel aufgetreten; es zeigte ſich eine Unfähigkeit, die für die Zukunft alles Vertrauen ruiniren muß. Nur das Geſchrei „hard money“ tauchte in den demokratiſchen Kreiſen und Zeitungen auf, um zu zeigen, zu welcher Stufe der Verſtandloſigkeit gewiſſe politiſche Doktrinen getrieben werden können.

Wir ſagten, daß die Finanzkriſis ungünſtige Erfahrungen über den amerikaniſchen Volkscharakter verbreitet habe. Wir ſahen dies beſonders bei den politiſchen Wahlen des letzten Herbſtes. Hier ſahen wir eine Schlaffheit der öffentlichen Meinung, eine Zerfahrenheit der Anſichten, eine allgemeine Indifferenz, welche natürlicherweiſe der alten Sklavereidemokratie einen großen Vorſprung gab. Wie die Broker, Wucherer und Gelegenheitsbankerotteure, ſo auch benutzten die Aemterjäger die Kataſtrophe, um im Trüben zu fiſchen. Bei ſolcher Kriſe kommt ja immer das Unterſte zu Oben. Wir gönnen der demokratiſchen Partei ihre Triumphe unter ſolchen Verhältniſſen und in einer ſolchen Lage. Der Bankerott des Landes und die Triumphe der demokratiſchen Partei ſind ja doch ein und daſſelbe.

Ja, die letzten Monate waren wirklich der Art, uns Amerika unerträglich zu machen. Wie die welken Blätter, ſo fallen die Hoffnungen ab, und mit den Zugvögeln möchten wir von dannen ziehen. Unerbittlich, wie alle Verhältniſſe in Amerika ſind, kommt auch der Winter an uns heran, uns die Oede und Einſamkeit unſeres Lebens mit einer fürchterlichen Deutlichkeit zeigend.

Was iſt der Text zu dem Liede? Wir hören das Lied ſchon jetzt hier und dort: bald wird es überall ertönen.

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte."

Wer mag die Scenen vorausſagen, die der bevorſtehende Winter in ſeinem Schooße birgt? Die ängſtlichen Profezeiungen der Zeitungen und die bedenklichen Geſichter der Geſchäftsleute laſſen uns das Schlimmſte befürchten. Schon ſind Tauſende und Tauſende von Arbeitern entlaſſen, und auf den Hunger oder den Verzehr ihrer wenigen Erſparniſſe angewieſen; jeder weitere Tag fügt neue Bankerotte am menſchlichen Glücke hinzu. So haben wir die Ausſicht, hier in Mitten allen Ueberfluſſes, den eine allgütige Natur der Menſchheit nur ſchenken konnte und im Angeſichte der reichſten Erndte, welche vielleicht jemals der nordamerikaniſche Kontinent geſehen, das Elend der ſchleſiſchen Weber in zehnfach vergrößertem Maaßſtabe zu erleben.

Wir ſehen nicht zu ſchwarz. Es iſt keine momentane Kriſis, die in wenigen Wochen oder Monaten überwunden iſt, um einer geſteigerten Thätigkeit der Induſtrie und des Handels Platz zu machen, ſondern es iſt der moraliſche Bankerott einer Nation, der immer und immer wieder in finanziellen Kriſen ausbrechen wird, und immer den Spekulanten und unreellen Geſchäften auf Koſten des ſoliden Elementes im Handel Vorſchub leiſten wird.

Es iſt keine Moral im Volke. Eine Nation, welche gegen die Ureinwohner des Landes, gegen die Indianer alle Greuel begangen hat, die nur jemals ein civiliſirtes Volk entehrt haben, und welche in der Negerſclaverei einen Segen und das Bollwerk demokratiſcher Inſtitutionen erblickt, — einer ſolchen Nation kann man es nicht verdenken, wenn der Arbeiter um die Früchte ſeiner Arbeit geprellt und der Bankerott zur Lieblingspaſſion der Bewohner wird. Dies iſt nichts, wie eine Ergänzung der demokratiſchen Inſtitutionen.

Und wenn wir alſo mit allen unſeren Gefühlen, Gedanken und Intereſſen der neuen Heimath entfremdet werden, die uns ſogar außer den höheren Genüſſen der Civiliſation die nothwendigſten Mittel zum Lebensunterhalt verweigert; wenn wir unſere Blicke ſehnſüchtig über den Ozean richten, und drüben ein milderes Klima der Humanität und eine wärmere Sonne des Gemeingefühls ſuchen: was begegnet uns dann? Wir ſehen das Grabtuch der religiöſen Verfinſterung über Italien, Deutſchland, Frankreich ausgebreitet; wir ſehen überall die hier offene, dort heimliche Verſchwörung der Hierarchie, die auf dem Boden einer gewaltſamen Contrerevolution und einer ruinirten öffentlichen Meinung ihre wüſten Orgien feiert. Die katholiſche Verſammlung in Salzburg, der Kirchentag in Stuttgart, die evangeliſche Union in Berlin, das Conkordat in Oeſterreich, Württemberg und Baden, die Ausläufe des Proteſtantismus in Kirchenzucht und Glaubenszwang: kurzum, die ganze geiſtliche Reaktion, welche der militäriſchen und politiſchen gefolgt iſt, iſt gewiß kein Lockvogel, um uns in die alte Heimath zurückzurufen. Dort ſind die Verhältniſſe ſo, daß Tauſende, wie aus einem Kerker, entfliehen, und wir ſollten uns wieder dorthin zurückſehnen? — Wie mancher Amerikamüde hat in den letzten Jahren die ungemüthlichen Verhältniſſe Amerika's mit einem ſtillen Fluch auf den Lippen verlaſſen; wir ſehen ihn zurückkehren, einem Schiffbrüchigen gleich, der den ſichern Hafen höchſtens nach dem Verluſte alles deſſen, was ihm lieb und werth war und nach dem Untergange aller ſeiner Hoffnungen erreicht. Wie viele von dieſen Amerikamüden haben wir von Europa zurückkehren ſehen; alle Entbehrungen, welche ſie hier erduldet hatten, konnten ſie mit den Verhältniſſen drüben nicht befreunden, und ſo ſchwankten ſie zwiſchen beiden Ufern umher, ein Bild der ganzen Zeit, welche auch zwiſchen der alten und neuen Welt hin- und herſchwankt. Einer ſolchen allgemeinen Ueberdrüſſigkeit gilt wohl das Wort Herwegh's:

„Gib uns eine grüne Inſel,
Auf der frei wir ſterben können".

Das iſt ein leidiger Troſt, der ſich unter den Verhältniſſen, unter denen wir hier leben, ſonderbar ausnimmt. Wie könnte man hier in Amerika

zur Reſignation kommen! In dem Wettſtreite aller Kräfte, bei den Sorgen und Mühen, die hier auf jedes Leben gehäuft ſind, unter dem Drucke, den die Verhältniſſe auf uns ausüben, verſtummt alle Sentimentalität; die Gedanken und Gefühle ſtreben nach Außen, nicht nach Innen, und jene Welt der Innerlichkeit, die von unſern Poeten und Philoſophen ſo ſehr cultivirt iſt, wird hier unverſtändlich und ungenießbar. Wenn wir die bewegenden Kräfte des Lebens mit den Kräften, die der Aſtronomie zu Grunde liegen, vergleichen, mit der Anziehungs- und Anſtoßungskraft, ſo operiren wir hier mehr mit der letzteren, wie mit der erſteren; — wir leben ein Leben der Aeußerlichkeit, welches ſich oft ganz in äußerlichen Dingen verliert. Dies geht ſo lange ganz gut, bis auf einmal die ganze geräuſchvolle Maſchine einen Ruck bekomme und ſtille ſteht, wie dies in den letzten Wochen der Fall war, — und dann ſieht man mit einem Male die Leere und Troſtloſigkeit des ganzen Weſens und Treibens ein.

Wir perſönlich haben uns immer gezwungen, mit den amerikaniſchen Verhältniſſen zufrieden zu ſein; wir haben uns bemüht, alle Lichtſeiten des amerikaniſchen Lebens herauszufinden; wir haben uns gern und abſichtlich über uns und unſere Umgebung täuſchen laſſen. — Aber es hilft nicht. Mit einem Schlage tritt auf einmal die ganze Wahrheit hervor, und überzeugt uns, daß alle Träume von Glück und Zufriedenheit Illuſionen ſind. Dieſe Einſicht kann uns oft mit einer ſolch fürchterlichen Sicherheit überfallen, daß wir gar keine Appellation dagegen haben, und für die wir Niemanden anders verantwortlich machen können, als uns ſelbſt.

Unter dieſen Umhänden ſehen wir einen troſtloſen Winter voraus, und wohl dem, der ſich in ſich ſelbſt zurückziehen kann, mit einem Egoismus, der unter andern Umſtänden ein Verbrechen wäre, jetzt aber eine Pflicht der Selbſterhaltung iſt. Bald ſind die letzten freundlichen Tage des Herbſtes vorbei und bei den Stürmen des Winters kommen auch winterliche Gedanken. Möge uns der ewige Wechſel von Hoffnung und Täuſchung, aus dem das ganze Leben der Menſchen beſteht, auch darüber hinweghelfen.

Zur Frage der Menschenrechte.

Welches sind denn die Menschenrechte? Im Jahre 1774 zählte der erste nordamerikanische Congreß in seiner berühmt gewordenen Erklärung: „Leben, Freiheit und Eigenthum" als solche auf. Eins vergaß er dabei, und doch sind Leben und Freiheit ohne dieses Eine eitel Täuschung.

Es gibt gewisse Güter, auf welche alles Lebende auf Erden, folglich auch der Mensch, einen unabweisbaren Anspruch hat; diese allgemeinen Güter bestehen in Licht, Luft, Wasser und Erde [Boden]. Sie enthalten die Bedingungen des Lebens aller höher organisirten Wesen überhaupt, insbesondere aber der Menschen: denn außer dem Lichte, dem Wasser, der Luft bedarf der Mensch noch des Bodens, theils um sich eine bequeme und sichere Wohnung darauf zuzubereiten, theils um die Nahrungsmittel zu gewinnen, welche in der jetzigen Weltperiode die Natur für Alle nicht vorher in genügender Menge von selbst hervorbringt. Das Recht auf die genannten vier Gemeingüter ist das von den Philosophen aller Zeiten unbeachtet gebliebene Menschenrecht, dessen Verkümmerung die Völker bisher in ihrer sittlichen und geistigen Entwickelung aufhielt und an dem vielfältigen Elend, unter welchem die arme Menschheit seufzt, die Hauptschuld trägt. Sowie überhaupt die ganze bewohnbare Erde Gemeingut des gesammten Menschengeschlechtes ist, so ist auch nicht nur alles kulturfähige Land, sondern überhaupt der ganze Raum des Gebietes, welches irgend ein Volk zu seinem Wohnsitze gewählt, ein Gemeingut dieses Volks und aller derer, die sich demselben zugesellen mögen. Jeder Einzelne, ohne Unterschied des Geschlechts, sobald er der elterlichen oder vormundschaftlichen Pflege und Fürsorge entwachsen ist, hat ein gleiches Recht an der Benutzung dieses Gemeinguts zum Zwecke der Erhaltung seines Lebens, und muß es haben. Während das Recht des Menschen an das Leben anerkannt ist und selbst das Leben des noch ungeborenen Kindes unter dem Schutze des Gesetzes steht, wäre es da nicht offenbar widersinnig, das Recht auf das einfachste Mittel zur Erhaltung des Lebens zu leugnen? Man kann dem, seines natürlichen Rechtes an den Boden Beraubten nicht sagen: Gehe hin und suche die Arbeit! Eine solche Zumuthung würde seine Freiheit beeinträchtigen, indem dieselbe seine Lebensweise seiner eigenen Wahl entzöge und ihn in die Abhängigkeit von Andern drängte, ganz abgesehen davon, daß Niemand verpflichtet sein kann, irgend Jemand in Arbeit zu nehmen. Im Anbau des Bodens bietet sich dem Menschen das einfachste und natürlichste Mittel dar, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und zugleich seine Unabhängigkeit zu retten; darum hat jeder Mensch ein unbestreitbares Recht auf so viel Land, als zur Erreichung jenes Zweckes erforderlich ist. Dieses Recht hängt mit dem Rechte an das Leben selbst untrennbar zusammen. Ein sogenanntes Recht

auf Arbeit gibt es nicht. Wenn aber Jeder gleiches Recht auf Grund und Boden hat, so versteht es sich von selbst, daß Keiner von diesem Gemeingute sich mehr aneignen dürfe, als er seines Lebens willen unumgänglich bedarf. Alles, was der Mensch auf dem von ihm in Besitz genommenen Lande erschafft, erzielt und gewinnt, muß als sein Eigenthum anerkannt und geachtet werden, nicht aber das Land selbst, welches immer und ewig unveräußerliches Eigenthum der gesammten Menschheit bleibt; über die Erzeugnisse seines Fleißes kann er frei verfügen, nicht so über den Grund und Boden, auf dem er seine Thätigkeit übt: denn dieser fällt, als ein Theil des Gemeingutes an das Ganze in dem Augenblicke zurück, wo der Inhaber seine Hand davon abläßt. Hierin liegt die einzige Sicherheit gegen die der Freiheit Anderer so sehr gefährliche Anhäufung des Grundbesitzes in einer Hand und zugleich eine der stärksten Bürgschaften für die Unabhängigkeit Aller, die unabhängig sein wollen. Diese Ansichten stehen wohl mit den herrschenden Begriffen und den darauf beruhenden Gesetzen im Widerspruche, aber nicht mit der Vernunft: darum werden sie doch dereinst noch zur Geltung kommen. Die Liebe zur Freiheit wurzelt tief in der Menschenbrust: denn nur in der Freiheit kann der Mensch jene Stufe der Vollendung ersteigen, zu welcher er mit allen Anlagen so reichlich ausgestattet ist. Ein geheimnißvoller, unbesiegbarer Drang führt ihn seinem Ziele unaufhaltsam entgegen, und folglich auch zur Eroberung des Zustandes, in welchem dieses Ziel erreichbar wird, d. h. zur Freiheit. Und es muß eine Zeit kommen, in welcher die gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse der Menschen gegen einander ausschließlich von der Vernunft ebenso geleitet werden, wie in den Erscheinungen der äußeren Welt jetzt das unwandelbare Naturgesetz herrscht.

Ein Abonnent der Atlantis.

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von Franҫois Arago.]

(Fortſetzung.)

Poetiſche Verſuche Ampere's.

Ampere hatte in ſeiner erſten Jugendzeit eine Tragödie über den Tod Hannibal's verfaßt, in der man ſehr gute Verſe und die erſten Empfindungen zu loben fand. Auch nahmen während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt des Aindepartements die Wiſſenſchaften ſeine Gedanken nicht in dem Grade in Anſpruch, daß er nicht Zeit gefunden hätte, ſich mit der Literatur und ſelbſt der leichteren Poeſie zu beſchäftigen. Beweis eine Epiſtel, welche unſer gelehrter College, Herr Iſidor Geoffroy, mir ganz kürzlich von Bourg mitgebracht hat, wo ſie am 26. Germinal des Jahres XI vor der Societe d'emulation des Ainedepartements geleſen wurde, und die ſo anfängt:

Du willſt's Emilie, ſo darf ich's nicht verſagen,
Schilt gleich mich einen Thoren der Verſtand,
Den leichtgeführten Griffel in der Hand
Auf Hamilton's und Greſſet's Wege mich zu wagen,
Hinan, den Helicon, wo ihre Hand
Aus ſchönſten Blumen reichſte Kränze wand,
Ob er noch eine Knoſpe für mich möchte tragen u. ſ. w.

Ich weiß nicht, ob die Emilie dieſes Gedichtes nicht eines jener Weſen der ſchöpferiſchen Phantaſie war, auf welche die Dichter freigebig alle erdenklichen Vollkommenheiten häufen; doch wiſſen alle Freunde Ampere's recht wohl, daß die durch Schönheit, Güte und ſonſtige Vorzüge ſo ausgezeichnete Frau, deren Geſchick an das ſeinige geknüpft war, Antheil an der Begeiſterung ſeiner Muſe hatte. Mehrere werden ſich eines Gedichts erinnern, deſſen Anfang beſonders angeführt zu werden verdient:

Wie gern verirrt' ich mich auf dieſen grünen Wegen,
Wo blauer Flieder wölbt' ſein blühend Dach,
Da wird ein ſüßes Bild auf's Neue in mir wach:
Einſt ſah ich irren dich auf dieſen ſelben Stegen;
Wie gern ſing' ich das Lied, das du geſungen nach,
Wovon der Nymphen Herz ſchwoll in dem Waldeshag
Und ſitze auf dem Grün, wo du der Ruh' mocht'ſt pflegen.

. . . . . .

Hier der Jasmin, den ich dir einſtmals hab' gepflücket,
Hier der Linguſterſtrauß, der einſt dein Haar geſchmücket u. ſ. w.

Ein gewiſſer Mathematiker beging einmal die Unklugheit, dem Publikum einige Verſe, die nach Versmaß und Reim ganz gut, aber darum nicht weniger ſchlechte Verſe waren, mitzutheilen. Eine geiſtreiche Dame rief, als ſie dieſelben vorleſen hörte, aus, daß der Verfaſſer dieſer Verſe wie Herr Jourdain Proſa ſchreibe, ohne es zu wiſſen. Von vielen Schriftſtellern, die man Dichter genannt hat, läßt ſich daſſelbe ſagen, ohne daß ſie deßhalb Mathematiker geweſen wären. Man braucht alſo nicht zu beſorgen, daß ein pikanter Einfall die ſo oft vorgebrachte und beſprochene Behauptung, daß wiſſenſchaftliche Studien den Geiſt trocken machen, wieder in's Leben rufen werde: die Namen eines Plato, Lucrez, Descartes, Pascal, Haller, Voltaire, Jean Jacques haben darauf zur Genüge geantwortet: und die poetiſche Epiſtel Ampere's, von der ich einige Verſe mitgetheilt habe, könnte jedenfalls nicht unvortheilhaft bei einer etwaigen Erneuerung des Streites mit angeführt werden.

Vielleicht finden Sie, meine Herren, nicht ganz ohne Grund, daß ich etwas lange bei den poetiſchen Werken Ampere's verweilt habe; inzwiſchen will ich bemerken, daß der große Mathematiker Huyghens vor Zeiten an die berühmte Ninon de l'Enclos vier, nicht mehr als vier, Verſe richtete, welchen die Literatoren eine ſehr unnachſichtige Aufmerkſamkeit geſchenkt haben. Zur Wiedervergeltung könnten wir uns berechtigt halten, jenen leidigen Vierzeilen gegenüber die wiſſenſchaftlichen Irrthümer ſo mancher Dichter geltend zu machen. Selbſt Boileau gibt hierzu einen Anlaß, der ſich in dieſem Sinne hätte ausbeuten laſſen, falls wir es von Nutzen hielten, durch jene beiden Verſe in ſeiner Satyre auf die Frauen, die wahrlich nicht verrathen, daß er in der Schule der weiſen Urania viel gelernt habe:

Mag's eine Andre kümmern, ob feſt die Sonne ſteht,
Wenn ſie ſich etwa nicht um ihre Axe dreht.

Nicht mehr Orthodoxie dürfte man in folgender Stelle der bei ſeiner Aufnahme geſprochenen Rede des vortrefflichen Abbe Delille finden, wo er den Erzeugniſſen des Aequators lebhaftere Farben, mehr Wohlgeruch und größere Lebensthätigkeit beilegt, weil die Sonne ſie aus größerer Nähe erwärmt.

Dieſe Aufzählung merkwürdiger Verſtöße ließe ſich weiter treiben, und endlich mit jenem Verſe eines Mannes ſchließen, der unſtreitig niemals das Kap Horn umſegelt war oder auch nur die Reiſen Cook's geleſen hatte; mit jenem Verſe, über den hinaus, oder, wenn man lieber will, unter den herab nichts weiter in dieſer Art gehen dürfte:

Vom eiſigen bis zum heißen Pole!

Doch glaubte ich, meine Herren, es ſei in dieſer Verſammlung mehr am Orte, ſtatt Dichter, die keine Gelehrte waren, Gelehrte aufzuſuchen, die auch ein wenig Dichter waren.

Ampere wird nach Paris berufen, wo er Repetent und dann Profeſſor der mathematiſchen Analyſe an der polytechniſchen Schule wird.

Lalande und Delambre fanden großes Gefallen an der analytiſchen Arbeit des jungen Profeſſors in Bourg; ſie beriefen ihn nach Paris und verſchafften ihm die Stelle eines Repetenten an der polytechniſchen Schule, deren Verpflichtungen er mit Auszeichnung genügte, obwohl ihm dabei Manches im Wege ſtand, was hauptſächlich Nachwirkung der einſamen Stellung war, in der er bis dahin gelebt hatte. Uebel berathen durch Freunde, die den Dingen dieſer Welt ziemlich fern ſtanden, trat Ampere im Hörſaale einer Schule von faſt militäriſchem Charakter im ſchwarzen Kleide a la francaise, dem verunglückten Werke eines der ungeſchickteſten Schneider der Hauptſtadt, auf; und mehrere Wochen lang ließ das leidige Kleid mehr als hundert junge Leute zu keiner Aufmerkſamkeit auf die Schätze der Wiſſenſchaft, die ſich vor ihnen aufthaten, kommen.

In der Beſorgniß, daß die Buchſtaben und Zahlen, die er auf die ſchwarze Tafel ſchrieb, von den entfernteſt ſitzenden Zuhörern nicht deutlich genug geſehen werden könnten, fragte er ſie, wie natürlich, deshalb. In Folge des Geſprächs, was ſich darüber mit den zahlreich verſammelten jungen Leuten entſpann, machten ſich mehrere den Scherz, fortgehends zu behaupten, ihr Geſicht ſei immer noch zu ſchwach, das an die Tafel Geſchriebene zu erkennen, bis er in ſeiner Gefälligkeit ſo weit ging, Ziffern von ſolcher Größe an die Tafel, die für die verwickeltſten Rechnungen ausreichen ſollte, zu ſchreiben, daß nicht fünf Ziffern darauf hätten Platz finden können.

Endlich begegnete es ihm einmal im Feuer der Demonſtration, als er ganz in die Entwickelung einer ſchwierigen Theorie vertieft war, den Kreidelappen ſtatt des Schnupftuches anzuwenden. Dies gewiß ſehr unſchuldige Verſehen ward von Jahr zu Jahr weiter erzählt, und wenn er das erſte Mal vor eine neue Klaſſe trat, ſah ſie in ihm nicht mehr den gelehrten Mathematiker, ſondern ſpannte vor Allem die Aufmerkſamkeit auf den Augenblick ſeiner erſten Zerſtreuung, auf die ſie ſchon lange wartete, und die ſie gar nicht geneigt war, ihm zu erlaſſen.

Das waren, meine Herren, die Klippen, an welchen das Wiſſen, der Eifer eines ſo vorzüglichen Lehrers wie Ampere nicht ſelten ſcheiterten.

Pſychologie, Metaphyſik; leidenſchaftliche Liebe Ampere's für die Wiſſenſchaften.

Ampere, zugleich Mathematiker und Metaphyſiker, lebte ſeit ſeiner Ankunft in Paris in zwei verſchiedenen Geſellſchaften, die nur in der Berühmtheit ihrer Mitglieder etwas mit einander gemein hatten. Zur einen gehörten die Mitglieder der erſten Klaſſe des alten Inſtitutes, die Profeſſoren und Examinatoren der polytechniſchen Schule, die Profeſſoren des College de France; zur andern Cabanis, Deſtruit de Tracy, Maine de Biran, Degerando, u. ſ. w.

Hier verſuchte man die Geheimniſſe des menſchlichen Geiſtes zu ergründen, zu analyſiren; dort ſchuf dieſer Geiſt, wie wir ihn von Natur haben, die Erziehung ihn vervollkommnete und entwickelte, jeden Tag neue Wunder. Die Pſychologen unterſuchten, wie man erfindet; die Mathematiker, die Chemiker, die Phyſiker erfanden. Ohne ſich ihrerſeits viel um das Wie davon zu kümmern, entdeckten ſie ſowohl die analytiſchen Formeln, worin die Geſetze der himmliſchen Bewegungen enthalten ſind, als auch die feinen Regeln, wodurch die Molecularwirkungen beherrſcht werden, der Grund einer großen Menge Naturerſcheinungen erſchloſſen wird, Licht auf die Verfahrungsweiſen in den Künſten fällt, der Nationalreicht um zur Entwickelung gelangt. Sie erkannten endlich die neuen Eigenſchaften des Lichtes, der Elektricität, des Magnetismus, welche über die erſten Jahre dieſes Jahrhunderts ſo viel Glanz verbreitet haben. Hin- und herſchwankend zwiſchen dieſen S c h u l e n, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, hatte die lebhafte Einbildungskraft Ampere's Tag für Tag ziemlich harte Proben zu beſtehen. Ich wüßte nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, in welchem Anſehen die exacten Wiſſenſchaften damals bei den Metaphyſikern ſtanden; ſoviel aber weiß ich, daß die Mathematiker, die Chemiker den rein pſychologiſchen Unterſuchungen wenig Achtung zollten. Dies Unrecht, denn ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß es ein Unrecht iſt, wird ſich indeß in den Augen derer etwas verringern, welche erwägen wollen, daß in der Metaphyſik alles zuſammenhält, ſich hält, verkettet, wie die Maſchen des feinſten Gewebes, ſo daß ein Princip nicht von der Geſammtheit der Erklärungen, Betrachtungen und Hypotheſen, wovon es abhängt, getrennt werden kann, ohne viel von ſeiner anſcheinenden Wichtigkeit und namentlich Klarheit einzubüßen. Wenn Ampere, noch lebhaft erregt von den Unterhaltungen, die er mit dtn Pſychologen gepflogen hatte, ohne W i t e r e s, d. h. ohne alle zuvorige Erklärung, Worte, wie emesthese, unter eine Verſammlung von Mathematikern, Phyſikern und andern Naturforſchern warf, wenn er in ſeinem Enthuſiasmus behauptete, daß ein ſolches dunkles oder wenigſtens unverſtandenes Wort die ſchönſte Entdeckung des Jahrhunderts enthalte; mußte er nicht da

Ungläubigen begegnen? Doch hätte es noch hingehen mögen, wenn nicht ungläubige Spötter ſich durch die große Güte unſeres Kollegen berechtigt gehalten hätten, an die Stelle ungläubiger Gegner zu treten.

Ich finde in der ſchriftlichen Correſpondenz, welche Herr Bredin in Lyon mir mitzutheilen die Güte gehabt, daß Ampere in Paris an die Herausgabe einer Schrift dachte, welche den Titel Einleitung in die Philoſophie führen ſollte.

Das berühmte Anathem Napoleon's gegen die Ideologie hatte ihn nicht entmuthigt; es ſchien ihm vielmehr zur Förderung, als zur Beſchränkung dieſer Art Studien beitragen zu müſſen. Unſer College arbeitet damals ſeine Theorie der Beziehungen, ſeine Theorie des Daſeins; der ſubjectiven Erkenntniſſe, der objectiven Erkenntniſſe, und der abſoluten Moralität aus.

Er traute ſich ſelbſt nicht zu, ſo ſchwierige Gegenſtände hinreichend klar behandeln zu können, ohne ſie zuvor einer Erörterung in lebendigem Geſpräch unterworfen zu haben. Leider aber fehlte es ihm in Paris an Gelegenheit dazu: Maine de Biran war nach Bergerac zurückgekehrt; und unter den übrigen Einwohnern der ganzen unermeßlichen Hauptſtadt ſchien auch nicht Einer damals ein Intereſſe am Subjectiven, Objectiven und der abſoluten Moralität aus metaphyſiſchem Geſichtspunkte zu nehmen. Da wandte Ampere den Blick nach ſeinen Jugendfreunden zurück, und beſchloß, ſich für eine Zeit wieder nach Lyon zu begeben. Zuvor legte er aber ſeinen Freunden folgende ſtreng formulirte Bedingungen vor: ſie ſollten ſich beſtimmt verpflichten, wenigſtens vier Nachmittage in der Woche philoſophiſchen Discuſſionen mit ihm zu widmen, und jeden Tag das, was an demſelben Tage von ihm ausgearbeitet worden, mit ihm durchzugehen, und hinſichtlich der Behandlungsweiſe und Klarheit zu prüfen. Obſchon mir die Antworten, welche er von ſeinen Freunden empfing, nicht wörtlich vorliegen, habe ich doch vollen Grund zu glauben, daß ſie ihn keineswegs befriedigten. „Welche wundervolle Wiſſenſchaft iſt die Pſychologie! ſchrieb er an Herrn Bredin, und zu meinem Unglück liebſt du ſie nicht mehr." — „Es bleibt mir kein Troſt auf Erden", ſchreibt er anderwärts, „da wir uns in Sachen der Metaphyſik nicht mehr verſtehen .. Ueber das Einzige, was mir am Herzen lingt, denkſt du anders, als ich .. Eine ſchreckliche Leere iſt in meinem Herzen"

Die Freunde in Lyon hatten Ampere's Pſychologie etwas trocken und kleinlich gefunden. Sie riethen ihm, zu den exacten Wiſſenſchaften zurückzukehren. Unſer College antwortete ihnen in einem lyriſchen Tone: „Wie ſollte ich ein Land voll Blumen und lebendiger Gewäſſer meiden, wie die Bäche und Haine laſſen für Wüſten, welche durch jene mathematiſche Sonne verſengt werden, die das hellſte Licht auf die Gegenſtände nur

wirft, um ſie welken zu machen, ſie auszutrocknen bis zur Wurzel! .... Wie viel ſchöner iſt es, unter ſchwankenden Schatten zu irren, als eine gerade Straße zu gehen, wo das Auge Alles überſieht, wo nichts durch ſeine Flucht uns zur Verfolgung anzureizen ſcheint!"

Ich hielt mich verpflichtet, die grünen Haine aufzuſuchen, welche Ampere entdeckt hatte, und zu verſuchen, Ihnen den Eingang in dieſelben zu eröffnen. Aber ach! durch Ihren Rath, Ihr Beiſpiel vor Allem gerade und klare Wege in der Wiſſenſchaft zu gehen gewöhnt, konnte mein geblendetes Auge nur ein tiefes Dunkel finden, wo der Scharfblick unſeres geiſtreichen Freundes des Vorzuges genoß, friſche Halbtinten zu erblicken. In Ermanglung des Leitſterns, des Ariadnefadens, den ich vergebens in den Manuſcripten Ampere's geſucht habe, möchte ich in der That, wie ehedem Voltaire, in die Verſuchung kommen, an das Ende jedes metaphyſiſchen Satzes dieſelben zwei Buchſtaben [N L] zu ſetzen, womit die römiſchen Magiſtratsperſonen Sachen unterzeichneten, die ihnen noch nicht klar genug erſchienen, um ein begründetes Urtheil zu fällen; und die zu häufige Wiederkehr ſolcher non liquet (es iſt nicht klar) möchte, ungeachtet meiner vollkommenen Aufrichtigkeit dabei, doch vielleicht einen Anſchein falſcher Beſcheidenheit dargeboten haben, die ich um jeden Preis zu vermeiden hatte.

Sollte man mir übrigens mein großes Mißtrauen in dieſer Hinſicht verdenken können? Es würde leicht ſein, daſſelbe zu rechtfertigen, indem ich nur auf die hochmüthige Verachtung hinzuweiſen brauche, mit welcher jede pſychologiſche Schule der andern begegnet, und zwar durch das Organ ihrer beredteſten Vertreter.

So äußert ſich einer der angeſehenſten Lehrer [Laromiguiere] in ſeinen Vorleſungen wie folgt: „Was bedeutet doch eine Wiſſenſchaft, die ohne feſtgeſtellte Prinzipien, ohne conſequente Methode, ihr Weſen und ihre Form nach Gutdünken derer ändert, von denen ſie gepflegt wird? die heute nicht mehr iſt, was ſie geſtern war, die abwechſelnd Plato, Ariſtoteles, Descartes, Locke, Leibniz, und ſo viele Andere, deren Lehren und Methoden ſich faſt in Nichts zu gleichen ſcheinen, für Orakel erklärt? Um Alles zu ſagen, was bedeutet eine Wiſſenſchaft, von der nicht nur das Daſein, ſondern ſogar die Möglichkeit in Frage geſtellt werden konnte?"

Mahnte mich nicht Ampere ſelbſt zur Vorſicht, als er ſagte: das Verhältniß zwiſchen den Metaphyſikern aus den Schulen Kant's und Schelling's und den Anhängern der ſchottiſchen Schule, den Schülern Reid's und Dugald-Stewart's habe gar nicht wahrer und treffender bezeichnet werden können, als es durch den Ausſpruch geſchehen, „daß letztere ſich zu erſteren verhalten, wie gute Köche zu den Chemikern."

Der Zukunft und competentern Richtern mag es hiernach überlaſſen

bleiben, Ampere's Stelle unter den Psychologen zu bezeichnen. So viel aber läßt sich schon jetzt sagen, daß ein erstaunenswerther Scharfsinn, ein seltenes Vermögen, von kleinlichen Einzelheiten sich zu unermeßlichen Verallgemeinerungen zu erheben, ein genialer Blick die metaphysischen Arbeiten unseres Freundes nicht weniger auszuzeichnen scheint, als die glänzenden Arbeiten im Felde der mathematischen Physik, welche noch heute die haltbarste oder jedenfalls im weitesten Kreise anerkannte, am wenigsten bestrittene Grundlage seines wissenschaftlichen Ruhmes bilden. So weit es der Gegenstand zuließ, hielt Ampere sich an den Erfahrungsweg; und gewiß konnten es nie seine Worte gewesen sein, die man einem berühmten Psychologen in den Mund legt: „Ich verachte dich wie eine Thatsache!"

Stets trug er den Thatsachen große Rechnung, und bewies namentlich eine wunderbare Erfindungsgabe, solche den Theorieen anzupassen. Gelang es ausnahmsweise einmal nicht, so wurden die Theorieen sofort abgeändert oder aufgegeben. Mancher unter Ihnen erinnert sich hierbei vielleicht noch der ersten Ansicht unseres Collegen über den Instinct der Thiere und der Weise, wie er sie abänderte. Die Umstände dieses plötzlichen Ansichtswechsels scheinen mir der Anführung werth.

Unter die am meisten verhandelten metaphysischen Fragen gehört namentlich die: ob das Thier auch etwas von Verstand besitze oder nur dem Antriebe eines sogenannten Instinctes gehorche. Vielleicht noch verständlicher so: hat man den Thieren mit Aristoteles nur Empfindung, nur Gedächtniß zuzuschreiben! Ist es richtig, daß sie kein Vermögen besitzen, ihre Handlungen zu vergleichen, Folgerungen daraus zu ziehen?

Da Ampere sich in dieser Hinsicht mehreren seiner Freunde gegenüber als einen entschiedenen Peripatetiker zeigte, erzählte ihm einer derselben einwurfshalber folgende Anekdote:

„Als ich einst Nachts nicht weit von Montpellier von einem Gewitter überrascht wurde, flüchtete ich mich in das Wirthshaus des nächsten Dorfes am Wege. Dieser unerwartete Besuch kostete alsbald einen mageren Huhn das Leben. Die Köchin steckte das fleischlose Thier an den Spieß, und griff sofort nach einem Dachshund, um ihn in eine ziemlich große hölzerne Trommel unter dem Kaminmantel zu stecken, wo er die Leistung des Systemes von Gewicht, Federn und Rädern ersetzen sollte, das man jetzt in der schlechtesten Küche findet, das aber damals im Süden Frankreichs noch eine wahre Seltenheit war. Der Hund widersetzte sich beharrlich; und ließ sich ebenso wenig durch Liebkosungen, als Drohungen und Schläge dazu bringen. So viel Hartnäckigkeit, Entschlossenheit, Muth zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich fragte, ob etwa der arme Hund das erste Mal zu dieser Beschäftigung gebraucht werden sollte. — Der arme Hund! erwiederte man mir verdrießlich und barsch; wahrhaf-

tig er verdient ihr Bedauern nicht; denn jeden Tag erneuern ſich dieſe Scenen. Wiſſen Sie, warum dieſer ſchöne Herr jetzt den Spieß nicht drehen will? Weil er ſich in den Kopf geſetzt hat, daß er und ſein Kamerad ſich in dieſe Arbeit genau theilen ſollen; und freilich erinnere ich mich, daß er zuletzt an der Arbeit war, und ſo meint er nun, daß er jetzt nicht an der Reihe ſei!"

„Für mich lag eine ganze Welt in dieſen Worten: er ſei jetzt nicht an der Reihe! Auf meine Bitte ſuchte ein Knecht den zweiten Hund auf der Straße auf. Dieſer zeigte eine exemplariſche Willfährigkeit. Die Trommel nahm ihn auf, und er würde ſein Geſchäft bald zu Ende gebracht haben, wenn ich ihn nicht zur Vervollſtändigung des Verſuches nach einiger Zeit hätte herausnehmen laſſen, um den widerſpenſtigen Hund einer neuen Probe zu unterwerfen. Dieſer, da jetzt die Reihe an ihm war, gehorchte er der Köchin auf das erſte Zeichen, ging ohne Widerſtand in den ländlichen Bratenwender hinein, und behabte ſich darin, wie ein Eichhörnchen in ſeinem Käfige".

„Folgt aber nicht hieraus, mein lieber Ampere, daß Hunde auch das Gefühl von Recht und Unrecht haben können, daß ſie ſich ſo zu ſagen eine Charte machen, und lieber körperliche Leiden erdulden, als deren Verletzung geſtatten?"

Die Züge Ampere's drückten ſein lebhaftes Intereſſe bei dieſer Erzählung aus, und man hätte glauben mögen, er werde wie Lactanz ausrufen: „Außer in religiöſen Dingen theilen die Thiere alle Vorzüge des Menſchengeſchlechts!" Doch ging unſer College nicht ſo weit, als der chriſtliche Cicero. Er änderte ſeine Anſichten über den Inſtinct nur dahin ab: daß die beſeelten Weſen in ihrer Geſammtheit alle möglichen Grade geiſtiger Befähigung darbieten, von einem faſt gänzlichen Mangel des Verſtandes an, bis zu einer geiſtigen Höhe, welche nach Voltaire's Ausdruck die Eiferſucht der vertrauten Diener des Höchſten zu erwecken vermag.

Ich will dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne noch an einem Beiſpiele zu zeigen, wie gerecht, duldſam, frei von den gehäſſigen Leidenſchaften, welche gewöhnlich die Folge der Eigenliebe und vorgefaßter Meinungen ſind, Ampere im Grunde bei aller ſeiner Lebhaftigkeit in wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten war.

In den ſchriftlichen Noten eines Profeſſors zu Lyon [Herrn Bredin], mit welchem Ampere die metaphyſiſche Lehre des Abſoluten ſtudirte, finde ich wörtlich folgende Stelle: Sehr lebhafte Discuſſionen fanden ſtets zwiſchen uns ſtatt: ſie waren der Urſprung der heiligen und unauflöslichen Freundſchaft, die uns immer vereinigt hat.

Ein Romanſchriftſteller würde heutzutage glauben, die Wahrſcheinlichkeit zu verletzen, wenn er die Freundſchaft als mögliche Folge einer lebhaften Discuſſion aufführte; und ſich ſolche Kühnheiten nur geſtatten, indem er ſeine Perſonen in ein Land der Fabel verſetzte.

Eine Unterſuchung über die entſcheidende Frage im Streite zwiſchen Leib und Seele.

Von Dr. Theodor Jacob. Im Verlage von Reimer in Berlin.

(Schlußbetrachtung)

Wenn die Seele den Leib zuſammenhält, ſo muß ſie eine beſtändige, unwillkürliche und bewußtlos vollzogene Wirkung im beſeelten Leibe ausüben, über die ich mir einige Andeutungen erlauben will. Daß ſie ihren Leib mit einer bewundernswürdigen Meiſterſchaft beherrſcht, daß ſie ihm in vielen Fällen gleichzeitig eine Menge verſchiedenartiger Befehle ertheilt, die er als geſunder Leib unweigerlich und augenblicklich ausführt, und daß ſie das alles vermag, ohne für ihr Thun einer beſonderen Aufmerkſamkeit zu bedürfen, iſt eine im Allgemeinen hinlänglich bekannte Thatſache. Wenn wir einen Gang machen wollen, ſo ſetzen wir uns in Bewegung und gehen, bis wir das Ziel erreicht haben, ohne bei jedem Schritt daran denken und beſonders beſchließen zu müſſen: jetzt will ich mein rechtes, jetzt mein linkes Bein aufheben. Aber wir unterhalten uns vielleicht unterwegs mit einem Bekannten, der uns begleitet, d. h. wir bewegen, ohne irgend daran zu denken, die Lippen, die Zunge, die beweglichen Gaumentheile, den ganzen Kehlkopfapparat u. ſ. w., kurz wir verſetzen ohne Anſtrengung eine Menge Muskeln in eine Thätigkeit, die in jedem Augenblick verändert wird, und dabei iſt es uns völlig einerlei, daß wir gleichzeitig auch die Muskeln der Beine ſpielen laſſen, vielleicht auch die Arme mitunter in beſonderer Weiſe bewegen. Wir ſehen und hören auch, was um uns vorgeht, aber das Denken iſt nur bei ſich ſelbſt, nur mit dem Gegenſtand der Unterhaltung beſchäftigt. Es wäre alſo wohl kein Wunder, wenn die Seele auch das Athmen beſorgte, wenn ihr Einfluß die Urſache einer Erſcheinung wäre, die mit dem Leben aufhört, wie auch umgekehrt der Tod eintritt, wenn das Athmen über eine ſehr kurze Zeit hinaus verhindert wird. So ohngefähr kann man ſich etwas Beſtimmtes darunter denken, wenn im Allgemeinen behauptet wird, daß die Seele den Leib zuſammenhalte. Die beſtändige Erneuerung des Sauerſtoffs in Blut und Gehirn iſt die erſte Lebensbedingung. Ihre Erfüllung hängt ab von der Thätigkeit einer Luftpumpe, des dehnbaren Bruſtkaſtens mit ſeinen Lungen, und einer kunſtvollen Blutpumpe, des Herzens, das aus ſeiner rechten Kammer das dunkle, im großen Kreislauf zurückkehrende Blut in die Lungen, aus der linken das erfriſchte Lungenblut in den Körper und durch alle Adern des großen Kreislaufs treibt, alſo von der Thätigkeit des Zwerchfells und verſchiedener Bruſtmuskeln und des Hetzmuskels, die alle mehr oder weniger der Willkür und dem Einfluß der Gemüthsbewegungen, des Seelenzuſtandes unterworfen ſind. Ihre Thä-

tigkeit hängt ab vom Nervenſyſtem, dieſes iſt untergeordnet dem Gehirn, und das Gehirn iſt im vorzüglichen Sinn das Organ der Seele. Durch ihr Denken und Wollen aber bewußtlos und unwillkürlich durch ihr inneres Thun und Leiden, endlich durch ihr Bedürfniß, ſo lange ſie des leiblichen Daſeins in menſchlicher Geſtalt bedarf, durch den Selbſterhaltungstrieb wird die Thätigkeit des Gehirns beſtimmt, die hier das beſtändige Athmen, dort eine anhaltende, ziemlich gleichmäßige Bewegung der Beine, in einem andern Fall ein höchſt wechſelvolles Muskelſpiel, die menſchliche Rede oder wohltönenden Geſang und wieder in einem andren allerlei beſondere Bewegungen der Glieder und Veränderungen im Geſicht zurFolge hat.

Bekanntlich bedürfen die Stoffe, die unſern Leib zuſammenſetzen, einer beſtändigen Erneuerung. Dieſe Thatſache kann einen Augenblick ungereimt ausſehen. Denn da der Stoff ſein Weſen und ſeine Kräfte nicht ablegen und annehmen kann, ſo ſollte man meinen, müßten die nöthigen Kräfte immer vorhanden ſein, wenn die den menſchlichen Leib bildenden Stoffe einmal im richtigen Mengeverhältniß und in gehöriger Anordnung, Miſchung, Geſtaltung, alle beiſammen ſind. Aber es iſt bekannt und wohl auch einleuchtend, daß gegebene Kräfte beſtimmte unter verſchiedenen möglichen Wirkungen auch nur unter beſtimmten Bedingungen hervorbringen können. Nur im Augenblick der Vereinigung oder ſo lange ſie dauert, zeigen Phosphor und Sauerſtoff [wenn man z. B. Phosphor in reinem Sauerſtoff verbrennt] die ſchöne Lichterſcheinung. Hinterher tritt Ruhe ein. Anders fällt die Erſcheinung aus, wenn wir ſtatt des Phosphors etwa Schwefel mit dem Sauerſtoff in Wechſelwirkung bringen, der in beiden Fällen als derſelbe Sauerſtoff wirken muß; und abermals folgt Ruhe. Die ſchwefelige Säure iſt nicht mehr ein blaues Flämmchen, nicht mehr ein ſelbſtleuchtender Stoff. Nur im Verbinden und Trennen rufen wir Licht- oder Wärmeentwickelung oder beides und ähnliche Erſcheinungen, Wirkungen, Bewegungen hervor. Bewegung iſt ja aber die Hauptſache im Leben, oder doch die Bedingung, ohne die kein Leben denkbar iſt, alſo auch ſtoffliche Bewegung für den Leib, in dem beſonders Wärme- und Electricitätsentwickelung eine wichtige Aufgabe zu haben ſcheint. Vielleicht ließe ſich auch ſonſt noch mancherlei anführen, um die Nothwendigkeit eines beſtändigen Stoffwechſels im lebendigen Leibe begreiflich zu machen, wie auch die Möglichkeit, daß er ſich ſelbſt allmählich Hinderniſſe für ſeinen ferneren Verlauf erzeuge, bis endlich eine genügende Fortſetzung und damit das längere Leben unmöglich wird.

Daß wir nicht leben können, ohne von Zeit zu Zeit immer wieder neue nährende Stoffe in uns aufzunehmen, iſt bekanntlich keine neue Entdeckung. Eben ſo gewiß iſt aber auch die andere Seite der Wahrheit,

nicht nur die Wiederausscheidung überflüssiger oder unbrauchbarer Nahrungsbestandtheile, die nur durch den Körper hindurch gehen, sondern auch die beständige Erneuerung des Leibes selbst und der große Kreislauf aller Lebensstoffe, die immerwährend aus Luft und Wasser in pflanzliches, durch dieses in thierisches und menschliches Leben übergehen, und aus dem Strom des Lebens wieder zur Quelle desselben zurückkehren. Die Thatsache in ihrem ganzen Umfang und in ihrer vollen Bedeutung ist festgestellt nicht durch die Herren Materialisten, sondern durch eine Anzahl bedeutender Männer der Wissenschaft, die sich durch ihre Arbeit und ohne in unangemessener Weise die Grenzen ihres Gebiets zu überschreiten, wahre, bleibende und überall dankbar anerkannte Verdienste erworben haben. Durch Ausathmung, Ausdünstung der Haut und Harnabsonderung werden die Stoffe entfernt, die wirklich Bestandtheile des lebendigen Leibes gewesen sind. Wir athmen aber beständig und auch die Ausdunstung darf keine längere Unterbrechung erleiden. Beide Thätigkeiten zehren; sie entziehen dem Leibe einen Theil der Stoffe, die ihn zusammensetzen und das Leben erhalten. Es muß also unvermeidlich ein Mangel entstehen, der einen Ersatz nothwendig macht. Aber den Stoffen selbst ist sowohl der Mangel, wie der Ersatz durchaus gleichgültig. Nur die Seele kann durch ihr Bewußtsein vom eintretenden Mangel veranlaßt werden, auch für den Ersatz zu sorgen, indem sie in zweckmäßiger Weise willkürliche Bewegungen anordnet, die zur Erlangung dessen führen, was das Bedürfniß fordert. Diese Bewegungen sind oft sehr zusammengesetzter Art. Denn es genügt nicht immer, daß man nur den Beinen die Richtung vorschreibe, in der sie den Leib zu befördern haben, damit die Hand eine nährende Frucht vom Baume breche oder nach Belieben den Vorräthen der Speisekammer entnehme, was dem Gaumen und dem Magen Genüge leisten kann. In den meisten Fällen müssen die Hände erst mannichfaltige Arbeit verrichten oder der ganze Leib einer ermüdenden Anstrengung unterworfen werden, die oft nur den unabweislichsten Bedürfnissen eine karge Befriedigung gewährt. All zu oft muß die Seele durch die Ansprüche des Leibes leiden, all zu oft muß der Mensch sich in Bedingungen fügen, die ihm weder gefallen können, noch auch seiner würdig oder für seine innere Entwickelung förderlich und heilsam sind. Aber die Seele liebt den Leib zu sehr, um leicht das Band zerreißen zu lassen, das oft eine lästige Fessel wird. Sie muß also wohl in hohem Grade des Leibes bedürftig sein, durch den allein der Schöpfung Dasein im Innern erschlossen ist, durch den allein, soweit unser Wissen reicht, der Mensch mit dem Menschen verkehren kann, durch dessen Einrichtung ihre ganze Entwickelung bedingt war. Denn so wenig der Leib, der schon in der ersten Wahrnehmung nur das Organ der Seele ist, Anlagen entwickeln könnte, die noch gar nicht vorhanden wären, so wenig ist andererseits eine Entwicke-

lung derſelben ohne Erfüllung der äußeren Bedingung möglich. Der Leib iſt eben ganz der Seele Leib, und die Erhaltung deſſelben iſt, wie ich auch hiernach glaube annehmen zu dürfen, vom erſten bis zum letzten Athemzuge der Seele Werk.

Ich behaupte aber, daß auch die Entſtehung des wunderbar zweckmäßig für die Entwicklung der Seele eingerichteten Kunſtwerks nicht anders, als unter dem beſtimmenden Einfluß derſelben denkbar ſei. Aus Keimen des Lebens, die in Miſchung und Anordnung der Theile, wie auch im Entwicklungsanfang einander ſo ähnlich ſind, daß man keinen weſentlichen Unterſchied anzugeben im Stande iſt, gehen die mannichfaltigſten Geſtalten des Lebens hervor, die verſchiedenen Arten, Gattungen, Familien und Ordnungen angehören. Schon dieſer Umſtand legt die Vermuthung nah, daß auch für die erſte Entwicklung ein geſtaltbeſtimmender, die Wechſelwirkung der Stoffkräfte verſchieden bedingender Seeleneinfluß erforderlich ſei. Zur Unterſtützung dieſer Vermuthung laſſen ſich ſo viel und zum Theil ſo gewichtige Gründe anführen, daß ſie in gehöriger Ordnung zuſammengeſtellt einer vollſtändigen Begründung ſehr nahe kommen würden. An dieſer Stelle läßt ſich aber ein ſolcher Verſuch natürlich nicht ausführen, ſondern es ſoll hier nur ein Bedenken beſeitigt werden, das ſich leicht gegen die aufgeſtellte Anſicht erheben kann, das aber auch das einzige beſtimmte Bedenken dagegen ſein dürfte. Es ſcheint nämlich, als könne man der unentwickelten Seele eine ſo wunderbare That nicht zumuthen. Denn als wunderbar müßte es freilich erſcheinen, wenn ſie im Stande wäre, durch eine unwillkürliche und bewußtloſe Thätigkeit, die im Bedürfniß der Entwicklung, des leiblichen Daſeins, des Verkehrs mit der Außenwelt, des Sehens, Hörens u. ſ. w. ihren Grund und Urſprung hätte, aus einer geſtaltloſen Stoffmiſchung, die ſich nur durch das Beiſammenſein der nöthigen Beſtandtheile im richtigen Mengenverhältniß auszeichnet, Gehirn und Rückenmark, Schädel und Wirbelſäule, Herz und Adern u. ſ. w., Augen und Ohren, kurz die ganze Fülle der Wunder des Leibes entſtehen, ſich geſtalten zu laſſen. Aber iſt das Wunder etwa geringer, wenn blinde Stoffkräfte ſtatt der noch blinden Seele den Leib aufbauen, der ſich, ſobald er ein fertiger, athmender Leib iſt, immer mehr und mehr als Leib der Seele darſtellt? Die Thatſache bleibt und ſie bleibt wunderbar. *Wie* geſchehe, was wir geſchehen ſehen, das iſt noch völlig unbegreiflich, wofür wir uns auch entſcheiden mögen. Aber unzweifelhaft vollbringt die unentwickelte Kindesſeele bewußtlos und unwillkürlich noch eine andere, vielleicht noch größere That. Nach einem noch unbekannten Geſetz des Geiſtes vollzieht ſich im Kinde die Vorſtellungs- und Begriffentwicklung, die der freie und richtige, d. h. gedankenmäßige Gebrauch der Sprache vorausſetzt, lange bevor wir möglicherweiſe auf den Einfall kommen, nach dem Hergang dabei zu fragen. Wir haben das große Werk vollbracht,

ohne es ſelbſt zu wiſſen, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie es geſchehen müſſe. Iſt aber in dem einen Fall eine bewußtloſe, in ihrem Erfolg großartige Seelenthätigkeit im Anfang des Lebens unzweifelhaft, ſo wird man ſie wohl im andren Fall als möglich annehmen dürfen, ſolange eine beſtimmte Widerlegung fehlt, keine Thatſache der Annahme widerſpricht, die im Gegentheil aus einer umfaſſenden Erwägung der bekannten Thatſachen hervorgegangen iſt.

So ohngefähr ſtelle ich mir den Zuſammenhang von Leib und Seele vor, und wenn, wie ich glaube die zuletzt aufgeſtellten Behauptungen eben ſo richtig, wenn auch nicht ſo ſicher ſind, wie die früheren, dann beſtätigen ſie abermals, was dort wahrſcheinlich wurde, daß der innige Zuſammenhang nicht unlöslich ſei, daß das höhere Leben das niedere, die ſchaffende Kraft ihr Werk, der Zweck das Mittel überdauere. — Das Daſein der Seele iſt eine Wirkung, die verſchiedene Urſachen vorausſetzt. Ihre ganze Entwickelung iſt ihre eigene That, die aber nicht unter allen Bedingungen möglich, ſondern an ganz beſtimmte Bedingungen gebunden iſt. Der menſchliche Leib, der nur im menſchlichen Leibe ſich bilden kann, iſt die Bedingung für die Entwicklung der menſchlichen Seele. Was aber im Innern, im Geiſte geworden iſt, gehört ſchon im Leben nicht mehr dem Leibe an. Die Bedingung des Werdens braucht für das Beſtehen des Gewordenen keine Bedingung zu ſein, ſondern die Wirkung muß wie jede Wirkung fortbeſtehen, wenn keine andere Urſache ſie wieder aufhebt. Der Leib kann die Seele nicht zerſtören, die er nicht geſchaffen hat, deren Werk er iſt, durch die er beherrſcht und erhalten wird, ſondern ſie wird beſtehen, wenn nicht ein Grund der Vergänglichkeit in ihrem eigenen Weſen liegt. Im Tode wird der Leib entſeelt, und zerfallen muß, was von Anbeginn nur die Seele zuſammenhielt. Weiter wiſſen wir aus Erfahrung nichts, als daß der Tod den Leib zerſtört, der im Zuſammenhang mit der Außenwelt das vermittelnde Glied war. Dieſer Zuſammenhang muß alſo aufgehoben, vielleicht nur unterbrochen werden, wenn eine andere Vermittlung möglich iſt. Auch während der Zuſammenhang beſteht, iſt doch der Seele inneres Leben ein beſonderes, getrenntes, das ſich in rein geiſtigen Erſcheinungen bewegt, und der größere Theil ihres Daſeins, ihrer Thätigkeit, ihrer Veränderung und Entwicklung iſt auch im Leben ein noch bewußtloſes Beſtehen und Geſchehen. Auf kurze Zeit kann auch im Leben der Zuſammenhang oder doch der normale Zuſammenhang unterbrochen und unſer Sein ein vollſtändig bewußtloſes werden. Die Ohnmacht iſt ein kleiner Tod. Aber mit dem Bewußtſein kehrt auch die Erinnerung wieder. Die Vergangenheit, die nicht im Schädelraume lagert, iſt geblieben. Es iſt daſſelbe Leben, das ſich fortſetzt, und mit dem Bewußtſein vom eigenen Sein war das Sein nicht aufgehoben. Alſo iſt kein

Grund vorhanden, im Entſchlafen der Hoffnung auf ein Wiederauferſtehen zu entſagen. Zwar meint man wohl, dem Scheine folgend, daß alles Entſtandene auch wieder untergehen müſſe. Aber zwiefach iſt der ewige Gang des Werdens. Denn der Stoff, der ganz des Geiſtes iſt, kann auch nicht in ſich ſelbſt, in ſtofflicher Geſtaltung, einen letzten Zweck erfüllen, ſondern nur im Geiſtigen, in der Erfullung einer höheren Beſtimmung den urſprünglichen und immerwährenden Grund ſeiner wechſelnden Geſtaltung haben, die alſo ohne letztes Ziel im eigenen Verlauf nur den raſtlos in ſich ſelbſt zurückkehrenden Kreislauf darſtellt. Darum kann uns ſinnliche Erfahrung über das Geſetz des geiſtigen Werdens, das auch das höhere Geſetz des Werdens überhaupt iſt, nie belehren. Vielleicht wird noch ein Strahl der Wahrheit den Wahn beleuchten und zerſtreuen helfen, der alles Leben in einen ewigen Cirkel bannen will.

Hier iſt aber zunächſt noch eine andere Frage zu berühren, die immer nahe liegend doch immer bei Seite gelaſſen wurde. Wir müſſen dem Thier und der thieriſchen Seele unſere Betrachtung einen Augenblick zuwenden, und ich halte es nicht für nöthig, erſt ein Vorurtheil zu beſeitigen, das kaum noch vorhanden ſein kann. Oder wer ſollte in unſerer Zeit die Seele dem Thier abſprechen? Unſere Verwandtſchaft mit dem Thiere iſt nicht wegzuläugnen; ſie iſt in der That zu allen Zeiten und oft nur in all zu hohem Grade für jeden Unbefangenen eine von ſelbſt einleuchtende Wahrheit geweſen. Wir können ſie aber auch in vollem Maaße anerkennen, ohne irgend unſerer Würde zu vergeben, und ohne irgend eine Hoffnung dadurch einzubüßen. Nur die allzu nahe Verwandtſchaft glaubt der Menſch und zwar mit Recht ablehnen zu müſſen. Ich ſelbſt kann nach der voranſtehenden Unterſuchung am wenigſten geneigt ſein, den Menſchen nur für ein Thier zu halten, ſondern ich bin vielmehr überzeugt, daß er dem ganzen übrigen Leben der Erde als ein höheres Weſen gegenüberſteht, und ich habe mich bemüht, in meiner Schrift „Aus der Lehre vom Ganzen" meine Auffaſſung des Verhältniſſes auseinander zu ſetzen und zu begründen. Ich muß alſo hier darauf verweiſen, wenn Jemand über meine Anſicht nähere Auskunft wünſcht. Aber ſo unverkennbar im Allgemeinen die Wahrheit iſt, daß ein weſentlicher Unterſchied beſtehe, der nicht allein für unſer Glauben und Hoffen, ſondern auch für die ganze Auffaſſung des Lebens von entſcheidender Bedeutung ſein muß, ſo ſchwierig iſt doch die nähere Beſtimmung dieſes Unterſchieds, und das an ſich durchaus berechtigte Beſtreben, den Unterſchied überhaupt als weſentlich im Denken feſt zu halten, führt leicht zu einer falſchen Unterſcheidung, die Unklarheit zur Urſache, Begriffverwirrung und eine den Thatſachen widerſprechende Auffaſſung zur Folge hat. Ich glaube, die menſchliche Seele iſt eben als menſchliche Seele von der thieriſchen genügend und vollſtändig unter-

chieden. Alſo wird wohl auch dieſe Bezeichnung des Unterſchieds ausreichen, ſobald der Begriff des Menſchen im Gegenſatz zum Begriff des Thiers beſtimmt iſt. Will man aber noch einen andern Ausdruck ſuchen, um des Menſchen höherer Würde gerecht zu werden, ſo mag es freiſtehen. Nur darf man nicht etwa glauben, daß das Gehirn der Thiere mehr vermöge, als das Gehirn des Menſchen, das weder wahrnehmen, noch behalten, noch ſich erinnern kann, ſondern die Fähigkeit, ſich Abweſendes vorzuſtellen, wiederkehrende Erſcheinungen wieder zu erkennen, Verwandtes zuſammenzufaſſen und Arten der Dinge, wenn auch nur die äußerlich unähnlichen, zu unterſcheiden, iſt überall eine Eigenſchaft der geiſtigen Seele, nicht eine Eigenſchaft des Gehirns, noch auch die Eigenſchaft einer Eigenſchaft des Gehirns, wenn man die thieriſche Seele als Eigenſchaft des thieriſchen Leibes betrachten wollte. Wollen wir als Menſchen vom Menſchen ausgehen und abwärts den Begriffzuſammenhang verfolgen, ſo läßt er ſich wohl am kürzeſten, indem wir zuerſt das Wort an einen beſtimmten Sinn binden, in folgender Weiſe darſtellen. Was denkt, iſt Geiſt. Oder was ſollte man ſonſt wohl unter dem menſchlichen Geiſt verſtehen, wenn das Denkende nicht darunter verſtanden würde? Damit iſt nicht geſagt, daß das Geiſtige nicht auch andrer und in niederen Erſcheinungen vielleicht nur andrer Bethätigung fähig ſei, ſondern nur, daß das Denkende Geiſt ſei. Das Denkende iſt aber daſſelbe, was auch das Wiederdenkende in der Erinnerung und das Wahrnehmende in der Wahrnehmung iſt, was auch als Wollendes die willkürlichen Bewegungen hervorruft, kurz die höhere, herrſchende und beſeelende, untrennbare Einheit, die den Leib zum Leibe macht und das Leben zuſammenhält. Der menſchliche Geiſt iſt die menſchliche Seele. Wie der Leib Stoff iſt, ſo iſt die Seele Geiſt. Da aber das Letzte in der Wahrnehmung und das Erſte in der willkürlichen Bewegung eine geiſtige That iſt, ſo iſt geiſtiges Leben überall, wo Wahrnehmung oder Empfindung und willkürliche Bewegung vorkommt. Dem Thier iſt eine geiſtige Seele eben ſo wenig, wie dem Menſchen abzuſprechen. Aber die Unterſuchung hat ſelbſt auf ihrem kurzen Wege, obgleich ſie nur einen erſten Blick in das innere Leben gewähren konnte, doch die Grenze ſchon weit überſchritten, die des Thieres Seelenthätigkeit nachweislich in ihrer Entwicklung erreichen kann. Dabei konnte der Unterſchied nur mangelhaft und einſeitig bezeichnet werden, weil die ganze Unterſuchung ſich auf die Verfolgung des Zuſammenhangs in einer beſtimmten und nur in einer Richtung beſchränken mußte. Der Unterſchied iſt unermeßlich, weil die höhere Seelenthätigkeit, die im Menſchen zur niederen thieriſchen hinzukommt und auch dieſer einen andern Charakter gibt, mit jener unvergleichlich iſt. Denn ſie gehört einem weſentlich verſchiedenen, höheren Gebiet an. Dem Menſchen erſchließt ſich zuerſt, wenn auch nur mangelhaft, aber doch in einem weiten Umfang für die

kurze Zeit des Lebens, der Dinge Weſen und die Unendlichkeit, die Wahrheit in ihrer Allgemeinheit und das Geſetz der Thatſachen in ſeiner Nothwendigkeit. Ihm gehören die Begriffe, das menſchliche Denken und die Sprache, das Verbinden der Begriffe und Worte nach einem inneren Zuſammenhang zur geſchloſſenen Einheit des Gedankens, die wieder Glied in einer Reihe wird. Ihm erſchließt ſich zuerſt die eigene innere Welt des Geiſtes in der unermeßlichen Fülle ihrer Erſcheinungen, und nur im Menſchen entwickelt ſich das freie, innere Seelenleben, nur in der menſchlichen Geſellſchaft der ſittliche Verkehr, die Mannigfaltigkeit der inneren Beziehungen, die dem Leben ſeinen Werth und Inhalt geben, und im Verlauf der Zeiten die Geſchichte. Im Menſchen fängt es an zu tagen. Blind geboren, lernt er ſehen das Unſichtbare. Es werde Licht! iſt der erſte Ruf ſeines geiſtigen Verlangens und der Ruf ſeiner Beſtimmung. Und was gedacht war im ewigen Gedanken, es iſt geſchehen. Das Leben erwachte, der Strahl fiel in die Finſterniß und es ward Licht. Aber nur Dämmerung iſt das Licht in der Finſterniß, nur allmählich können die Gegenſätze ſich ſcheiden, kann eine Welt ſich geſtalten, in der es heller und heller wird. Wechſelvoll iſt der Geſtaltungskampf, und nur ein Anfang bleibt dieſes ganze Daſein. Schwer weicht das Dunkel, leicht kehrt es zurück, hier und da wieder verhüllend, was ſchon ihm entriſſen war. Oder Sturm erhebt ſich, und die Seele, von dichtem Gewölk umlagert, bebt im Aufruhr. Dann wird das Licht machtlos in der Finſterniß, das Feſte wankend. Nur Ahnung ſchwebt über der wogenden Tiefe, und das ringende Leben kann nicht Herr werden der Macht, die ſeine Entwicklung hemmt, bis wieder Maaß und Gleichgewicht in die Bewegung kommt. Aber die Kraft ruht nicht und die Hoffnung bleibt. Zum Licht iſt der Geiſt geboren und die Unendlichkeit iſt vor ihm aufgethan. Nach dem Lichte geht der Zug des Lebens, und nur der Menſch kann des Lichtes Urquell ahnen, im entfeſſelten Gedanken dem Ewigen entgegenſtreben.

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

V.

Wer ſich mit einigem Intereſſe dem Leben und Treiben des Jahres 1848 hingegeben hat, der wird ſich noch deutlich erinnern, daß das ganze, farben- und effektreiche Bild der Volksbewegung mit den großen Volksverſammlungen und Feſten, den Reden und Liedern, den Barrikaden und

Kartätſchen, aus zwei ſehr verſchiedenen Motiven zuſammengeſetzt war. Hinter der luſtigen, heitern, oft frivolen Stimmung, welche namentlich an den Ufern des Rheines und in Süddeutſchland herrſcht, dort, wo man unter einer freundlichen Sonne und im Schatten der Weinberge das Leben noch leicht nimmt, lag ein ernſter, trüber Hintergrund, auf dem böſe Profezeiungen und Vorbedeutungen immer deutlicher hervortraten. Bei der Art und Weiſe, wie die Revolution behandelt und geleitet wurde, gehörte keine kaſſandriſche Prophetengabe dazu, um den Verfall derſelben vorauszuſehen; hinter den rothſchwarzgoldenen Farben, dem Lärm der Volksverſammlungen und den glänzenden Reden der Parlamente ſah man die Reaktion ſchüren und wühlen, in den diplomatiſchen Zirkeln, wie in den Parlamenten, in den Kaſernen und auf der Kanzel, bei den Männern und namentlich bei den Weibern, bei den Bauern und Arbeitern. Ein dichtes Netz von Lügen und Verläumdungen umgab alle Kreiſe der Geſellſchaft; ein offener Widerſtand gegen die Revolution wäre die Rettung derſelben geweſen, aber die Zeit der Wrangel und Windiſchgrätze war noch nicht gekommen; man buhlte in den offiziellen Kreiſen mit der Revolution und den conſtitutionellen Wünſchen des Volkes, um daſſelbe um ſo leichter in das Netz des Verrathes locken zu können. Es war eine höchſt peinliche und qualvolle Situation, dieſes Treiben mit klaren, offenen Augen zu beobachten, Tag für Tag die ſchleichenden Fortſchritte der Reaktion zu verfolgen, und zu ſehen, wie Schritt für Schritt das revolutionäre Terrain verloren ging, ohne das Geringſte thun zu können, um die ſteigende Gefahr abzuwenden, ja nur um ſie begreiflich zu machen. Das Volk, namentlich in Süddeutſchland, war bei Bier und Wein, bei dem Klange des Arndtſchen Liedes und der Marſeillaiſe in der roſenfarbenſten Laune, und wollte nichts von den Unglückspropheten wiſſen, welche meinten, daß die Herrlichkeit nicht ewig dauern würde. Wir erinnern uns, daß wir manchmal von den großen Volksverſammlungen zurückkamen, umrauſcht von dem Jubel des Volkes, mitten unter allen Wirkungen der Popularität und Begeiſterung, mit allen Erfolgen, die wir uns wünſchen, mit allen Verſicherungen, die wir nur verlangen konnten, daß uns dann wie eine Centnerlaſt der Gedanke auf die Seele fiel: es iſt Alles umſonſt; es iſt Alles verloren. Die endliche Niederlage der Revolution ſelbſt war für uns nicht ſo ſchmerzlich, wie die deutliche Vorausſicht derſelben zu einer Zeit, wo ein richtiges Verſtändniß der Lage der Dinge noch Alles hätte gut machen können, aber dieſes Verſtändniß der öffentlichen Meinung nicht mitzutheilen war.

Allerdings, dieſe traurigen Gedanken verſtummten oft in dem regen, lebendigen Volkstreiben, welches um uns her wogte. Das deutſche Volk zeigte ſich wirklich in den erſten Monaten der Bewegung liebenswürdig und mit allen Anlagen zur Selbſtregierung. Es hatte freilich nicht das

richtige Verſtändniß der politiſchen Situation; es hatte keine politiſche Schule; es hatte auch nicht die Energie und Entſchiedenheit, welche die Lage der Dinge verlangt hätte: aber es betrug ſich edel, ſchön, würdig, und ſeine ſo guten ſocialen Eigenſchaften kamen ihm ſehr zu Statten. Wie mit einem Schlage befreit von der polizeilichen, bürokratiſchen und militäriſchen Zwangsjacke, beging das der Freiheit ungewohnte Volk keine Exzeſſe und Gewaltthätigkeiten; die revolutionären Akte waren friedliche Demonſtrationen, die von dem beſten Willen der Verſöhnlichkeit und Verſtändigung zeigten. Allerdings hätte man ſchärfer zu Werke gehen ſollen; wir ſind gewiß die letzten, um die verſöhnliche Haltung der Revolution zu vertheidigen, und wir haben damals mit allen Kräften dagegen gekämpft. Aber deßhalb notiren wir doch dieſe würdige, edle Haltung des deutſchen Volkes, welche ſelten durch einzelne Ausbrüche des Fanatismus unterbrochen wurden, als einen bemerkenswerthen Beitrag zur Charakteriſtik des deutſchen Volkes und als eine Bürgſchaft für die Fähigkeit deſſelben, unter freien politiſchen Formen ein geſittetes, civiliſirtes Leben zu leben. Unſere Erfahrungen in Amerika veranlaſſen uns zu der beiläufigen Bemerkung, daß wir ſolche revolutionären Scenen, wie wir in Deutſchland mitgemacht haben, in Amerika nicht mitmachen möchten; wenigſtens ſehen wir voraus, daß ſie von Brutalitäten aller Art begleitet ſein würden, die wir in Deutſchland bei den revolutionären Maſſen nicht fanden.

Wer von den Theilnehmern an jenen Ereigniſſen erinnert ſich nicht noch mit Vergnügen jener großen Volksverſammlungen, die in Frankfurt, in Höchſt, Bergen, Offenbach, Bockenheim, Hanau und weiterhin in Süddeutſchland und der Pfalz, zwiſchen den ehrwürdigen Ruinen eines Heidelberger Schloſſes oder im Angeſichte des Hambacher Schloſſes, jenes Zeugen einer früheren revolutionären Bewegung, abgehalten wurden! Von nah und fern ſtrömte das Volk mit feſtlichen Kleidern und Mienen, auf Eiſenbahnen und Dampfbooten, in langen Prozeſſionen und in einzelnen Partieen dem Platze der Volksverſammlung zu, Freiheitslieder ſingend oder zum Takte der Muſik marſchirend. Da war keiner der jungen Burſchen, Arbeiter wie Bauern, der nicht ſein Mädchen am Arm hatte; das ging, wie zum Tanze und zur Hochzeit. Die Kirchen waren zu jener Zeit leer, aber den Volksverſammlungen wohnten Tauſende von Menſchen bei. Wenn die Verſammlung organiſirt war und die populären Männer des Parlamentes oder der Volks- und Arbeiter-Vereine ihre Reden begannen, dann horchte Alles mit der größten Aufmerkſamkeit, und die Stille wurde nur durch ein donnerndes Bravo unterbrochen. Da hörte man dann die weiche, melodiſche Stimme des Herrn Raveaux, der niemals zum Volke ſprach, ohne allgemeine Aufmerkſamkeit zu finden; Robert Blum ſprach in ſeiner claſſiſchen und ruhigen Weiſe; Vogt warf witzige Bemerkungen dazwiſchen, und Ludwig Simon von Trier entwickelte eine

anze Beredtſamkeit. Das Volk jubelte und jauchzte; es war fröhlich und guter Dinge. Das leichte, wohlſchmeckende Getränk, das man in jener Gegend trinkt, — meiſtens Cyder — ließ keine Brutalitäten aufkommen, und überhaupt trug der heitere Sinn des Volkes und auch die Achtung vor der Sache viel dazu bei, dieſe Feſte rein und ſchön zu erhalten.

Hätte die Bewegung in dieſer Weiſe ſich fortentwickelt, und hätte man namentlich die Organiſation der Volks- und Arbeitervereine nach einem allgemeinen Plane, wie er im demokratiſchen Kongreſſe beſchloſſen wurde, durchgeſetzt, wozu es wohl nicht an Zeit fehlte, ſo hätte die Revolution vielleicht noch im zweiten Stadium ihrer Exiſtenz diejenige Organiſation gefunden, welche anfangs ihr vollſtändig fehlte und die zum Gelingen nothwendig war. Aber die Beſchaffenheit des erſten demokratiſchen Kongreſſes in Frankfurt zeigte gleich, daß trotz der vielen tüchtigen Kräfte, welche daſelbſt anweſend waren, der praktiſche Sinn und das organiſatoriſche Talent fehlte. Unter den tauſend und aber tauſend kleinen und großen Urſachen, welche den Rückgang der Revolution bewirkten, können wir auch die Verlegung des demokratiſchen Central-Comite's nach Berlin rechnen: die Bewegung in Berlin ſelbſt in ihrer Frivolität und Geſchwätzigkeit verſchlang die Thätigkeit des Central Comite's ganz, ſo daß der Gedanke einer Organiſation aller demokratiſchen Vereine durch ganz Deutſchland hindurch niemals den Anfang einer Verwirklichung gefunden hat.

Die erſte Demokratenverſammlung in Frankfurt enthielt wohl die entſchiedenſten und radikalſten Elemente, die ſich an der Bewegung von 1848 betheiligt haben, in- und außerhalb dem Parlamente. Daß dieſe Vereinigung ſo vieler Volksführer und Delegaten der Volksvereine, durch die äußerſte Linke des Frankfurter Parlamentes verſtärkt, nicht Anderes zu Stande bringen konnte, als eine papierne Deklaration ihrer halb kommuniſtiſchen, halb republikaniſchen Prinzipien und eine Organiſation, welche eben auch auf dem Papiere ſtehen blieb, ſollte die radikale Partei etwas vorſichtig machen in ihren Urtheilen über das Frankfurter Parlament, welches der radikalen Partei den Vorwurf, nichts zu Stande gebracht zu haben, vollſtändig zurückgeben kann. Der erſte Demokraten-Kongreß konnte gar keine andere Bedeutung haben, als dem ſeiner revolutionären Unfähigkeit überwieſenen Frankfurter Parlamente ein revolutionäres Gegenparlament entgegenzuſetzen, das direkt aus dem Volke und namentlich den arbeitenden Klaſſen deſſelben hervorgegangen war, und das eigentliche Volk der Bourgeoiſie gegenüber, welche im Parlamente vertreten war, repräſentirte. Aber dieſe Aufgabe wurde nicht begriffen, und auch die Verhältniſſe waren nicht darnach, ſie begreiflich zu machen. Denn damals bildeten die arbeitenden Maſſen in Deutſchland noch keine politiſche Macht, eben weil zu jener Zeit ſeltſamerweiſe Politik und Sozia-

lismus zwei getrennte Gebiete waren, die nicht nur von einander abgegränzt waren, ſondern ſich ſogar feindlich gegenüber ſtanden. Die Arbeiter wurden nicht ſo ſehr von ihren Feinden, der großen Bourgeoiſie, der Bürokratie u. ſ. w. von der politiſchen Bewegung zurückgehalten, wie gerade von ihren ſogenannten Freunden, den Communiſten, den Socialiſten oder wie man ſie nannte, deren Hauptaufgabe war, jede politiſche Reformbeſtrebung zu verdächtigen, und die Arbeiter zu warnen, den politiſchen Komödianten die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Der Socialismus ſchwebte zu jener Zeit in der Luft; ohne ſich an praktiſche Maaßregeln zu halten und eine politiſche Baſis zu gewinnen, diente er nur dazu, allerlei Illuſionen unter dem arbeitenden Volke zu unterhalten und die Theilnahme der Arbeiter an der Politik in den Nebel und in die Wolken chimäriſcher ſocialiſtiſcher Probleme hereinzuführen.

Dies war, wie geſagt, der Hauptgrund, daß aus dem demokratiſchen Kongreß ebenſowenig etwas wurde, wie aus der ganzen proletariſchen Organiſation. Das einzige Verdienſt des Kongreſſes war die theoretiſche Erklärung, die auf Antrag des bekannten Dr. Gottſchalk aus Köln angenommen wurde, daß die ſozial-demokratiſche Republik die einzige Verfaſſung ſei, die für das deutſche Volk paſſend ſei, eine Erklärung, welche wenigſtens das Verdienſt der Priorität für ſich hat. Geleitet wurde die Verſammlung, die nur zwei Tage zuſammenſaß, von Julius Fröbel, dem Verfaſſer der „ſozialen Politik", der ſchon im nächſten Jahre von ſeinen ſocial-demokratiſchen Beſtrebungen bis zu den conſtitutionellen Märzvereinen herabgekommen war, und von Prof. Bayrhoffer von Marburg als Vize-Präſident, jenem ſcharfen, logiſchen Denker, der im Gegenſatze zu dem Räſonnement der damaligen Tage die Politik im wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Sinne behandelte. Zu Mitgliedern des Centralcomite's wurden gewählt Fröbel, Rau von Gaildorf, ein edler Mann, der nach langer Kerkerhaft auf dem Aſperg ſein Grab in Amerika finden ſollte, und Hermann Kriege, jene ſchwärmeriſche, poetiſche Geſtalt, die ſo recht das Heine'ſche Wort von den „ſentimentalen Eichen" wahr machte. Ueberhaupt war es ein intereſſanter Anblick, dieſe Verſammlung zu ſehen; ſie enthielt jedenfalls die verſchiedenſten Charaktere, welche in der ganzen Revolutionszeit ſich zuſammenfanden und zeigte wenigſtens eine revolutionäre Haltung, wenn auch keine revolutionäre Thatkraft.

Zu jener Zeit war es intereſſant, in Frankfurt und deſſen Umgebung zu leben. Jeden Tag kamen Leute von Wien, Berlin und andern deutſchen Städten an, welche die politiſche Gährung neu anfachten. Da kamen die Leute von der Wiener Aula, unter ihnen jener Doctor Schuette, der wegen ſeiner nachherigen Schickſale in weiteren Kreiſen bekannt worden iſt, ein Mann mit einer wohltönenden Beredſamkeit und einem aal-

glatten Benehmen. Die Württemberger mit ihrem Ludwig Feuerbach, Prof. Zimmermann und den radikalen Deputirten waren beſonders gemüthliche Leute, während die Berliner und Norddeutſche überhaupt ſich nicht ſo leicht in dem ſüddeutſchen Leben zurecht finden konnten. Es war ein Austauſch der Gedanken und Beſtrebungen, der Jedem, der daran Theil genommen, noch in angenehmer Erinnerung ſein wird; längſt freilich iſt der ganze Kreis auseinandergeſprengt, und Amerika und Auſtralien, die Schweiz und London, die Kaſematten und das Exil, leider aber auch die Behaglichkeit des Philiſterlebens haben die einzelnen Glieder dieſes Kreiſes aufgenommen.

Die Zeit des Demokraten-Kongreſſes kann ſo ziemlich als der Höhepunkt der Bewegung betrachtet werden, wenn auch vielleicht bei den großartigen Begebenheiten in Wien im Herbſte und im Jahre 1849 eine größere Aufregung herrſchte. Der Knotenpunkt der ganzen Bewegung war die Junirevolution in Paris, eine große Kataſtrophe, welche aus ſo vielen verſchiedenen Motiven zuſammengeſetzt und zu ſo vielen verſchiedenen Zwecken benutzt worden iſt, daß man heute noch darüber keine Erklärung hat, und daß noch heute der objektive Thatbeſtand dieſes Ereigniſſes nicht ermittelt iſt. Man weiß heute noch nicht, ob dieſe Kataſtrophe, ſo groß und gewaltig, wie ſie war, am Ende oder am Anfange der ſocialen Bewegung ſtand, ob ſie eine neue Aera der menſchlichen Geſellſchaftsbildung und Entwickelung eingeleitet hat, oder ob ſie nur der letzte Verzweiflungskampf einer mit der Natur des Menſchen in Widerſpruch ſtehenden Doktrin war. Die Zeit wird dieſe Frage löſen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Junirevolution der entſcheidende Moment in der ganzen Bewegung war, und daß von den blutigen Höhen dieſer großartigen Tragödie herab das Schickſal Europa's für lange Zeit beſtimmt wurde.

Nun, wir wollen hier nicht auf die nähere Beſchreibung dieſes impoſanten Drama's eingehen, ſondern nur die Wirkung ſchildern, welche daſſelbe in den uns damals umgebenden Kreiſen hervorbrachte. Man muß ſich dies Frankfurt und ſeine Philiſter vorſtellen, um die ganze Wirkung des Ereigniſſes, und die entſetzliche Furcht, welche die Nachrichten von Paris hervorriefen, begreifen zu können. Es war kein „Panik", wie wir in den letzten Monaten in Amerika geſehen haben; es war die Verzweiflung des Spielers, der ſo eben „va banque" geſagt hat, und mit ſtierem Auge auf den grünen Tiſch hinblickt. Es war ein Anblick, der wohl ſelbſt einen gutherzigen Menſchen hätte zur Schadenfreude reizen können, die feiſten, behäbigen, ſo impertinent wohlhabend ausſehenden Börſenwölfe Frankfurts vor der Börſe ſtehen zu ſehen, die neueſten Nachrichten von Paris erwartend. Der Verbrecher, der aus den Händen der Jury ſein Urtheil erwartet, kann nicht ängſtlicher ſein, als dieſe Leute. Sie hatten Recht in

ihrer Furcht. Es handelte ſich damals darum, ob das beſtehende ſociale Fundament der menſchlichen Geſellſchaft, auf welchem ſich jene Herren ſo bequem eingerichtet hatten, ſtehen bleiben ſollte, oder nicht. Es trat damals dem erdichteten Reichthum der Staatsrenten und Staatsſchulden die eigentliche Quelle alle s wirklichen Reichthmes, die Arbeit, entgegen, und es zeigte ſich der Gegenſatz, welcher der Stachel des ganzen Jahrhunderts iſt und ſich noch in mannigfachen Kämpfen offenbaren wird, auf einmal in ſeiner ganzen Gewaltſamkeit.

„Wieder tauſend Arbeiter todt auf dem Pflaſter in Paris", hieß es in der telegraphiſchen Depeſche; Hurrah, welch ein Jubel, welche ſtrahlenden Geſichter! „Wieder ein Arbeiterviertel zuſammenkartätſcht"; die Fonds ſtiegen wie ein Luftballon in die Höhe „Die Vorſtadt St. Antoine iſt genommen;" man hätte Cavaignac gern unter die Heiligen verſetzt.

So kam denn die Nachricht vom Bombardement von Paris und von der ſogenannten „Rettung der Geſellſchaft", welche die eigentliche Deviſe des gegenwärtigen franzöſiſchen Kaiſerthums iſt. Die Wirkung zeigte ſich ſofort in allen Mienen, in allen Augen, in allen Reden. Die Leute der Börſe, die Beamten, die Militairs, die Philiſter aller Sorten und Namen, welche bisher die beſcheidenſten, anſpruchloſeſten Menſchen geweſen waren und ſich gewiß begnügt hätten, wenn man ſie nur in Ruhe ließ, ſie richteten jetzt wieder die Köpfe in die Höhe und wurden ſich auf einmal unter der roth-ſchwarz-goldenen Kokarde wieder ihres Zopfes bewußt. Sie witterten den Rückgang der Revolution auch für Deutſchland; ſie ſahen voraus, daß jetzt der Revolution die Lebensader unterbunden ſei; die Kurſe der Staatsrenten, beſonders der ruſſiſchen, ſtiegen; was wollte der deutſche Philiſter mehr?

Es mag lächerlich klingen, aber vielleicht waren die Börſenleute die Einzigen, welche die wirkliche Tragweite dieſer Kataſtrophe zur rechten Zeit beurtheilten. Unter den Arbeitern in Deutſchland herrſchte eine gemiſchte Stimmung. Man wußte nicht recht, was man von einer Revolution halten ſollte, welche im Namen der Republik, der Freiheit und der Menſchenrechte und mit der Hülfe von Nationalgarden niederg worfen wurde. Während im Volke die Stimmung unbehaglich und unentſchieden war, benutzte im Parlamente die äußerſte Rechte die Situation und bemächtigte ſich des Centrums, jener edelſten aller Edlen, welche die größte politiſche Servilität unter den geſinnungstüchtigſten Phraſen zu verſtecken wußten.

Der Anfang der allgemeinen Reaktion war gemacht; man fing zunächſt an, mit den revolutionärſten Vereinen, den Arbeitervereinen, aufzuräumen. Das Geſchrei uber Communismus und die von demſelben drohenden Gefahren, war das ſtehende Thema der meiſten Zeitungen, der

Parlamente und der „honetten" Gesellschaft. Man begann die Arbeiter-Vereine in Acht zu erklären. Fast zur selben Zeit wurde Dr. Gottschalk in Köln und Schreiber dieser Zeilen in Frankfurt verhaftet, unter willkürlichen Vorwänden, ohne irgend eine Möglichkeit, eine Anklage zu begründen, lediglich, um die Organisation der Arbeitervereine zu zerstören, und die Agitation unter den Arbeitermassen zu hintertreiben.

Da saß man denn mitten in dem schönen Sommer der Freiheit hinter vergittertem Fenster und wohlverwahrtem Schloß und Riegel. Die Gefängnisse sind darnach gebaut, den Blick himmelwärts zu wenden, denn das Fenster ist mit Brettern verschlagen, die nur oben eine Lücke haben, durch welche man einen schmalen Streifen des blauen Himmels sehen kann. Das Dach eines benachbarten Hauses fiel in dieses Sehfeld; oben war ein Storchennest und die gravitätischen Bewegungen dieses ernsthaften Vogels vertrieben dem Gefangenen manche langweilige Stunde. Von unten her drang der Lärm der Stadt in die einsamen Räume; Militair-Musik, Trommellärm, das Rasseln der Wagen, die tausend durcheinander schwirrenden Stimmen des Volkes, mischten sich zu einem sonderbaren Ton-Gemälde, und wenn die Militairmusik unten an der Constablerwache das Lied spielte: Wo ist des Deutschen Vaterland u. s w., schauten wir die schmutzigen Wände des engen Gefängnisses an, und hatten die Antwort auf die Frage.

Als wir nach etwa zwei Monaten durch einen Spruch des Appellationsgerichtes freigesprochen wurden, nachdem man vergeblich mehrere Klagen gegen uns probirt hatte, — mit der bemerkenswerthen Versicherung, daß wenn wir wieder nach Frankfurt zurückkämen, man wenigstens ein halbes Jahr gegen uns inquiriren würde, fanden wir die Zustände ziemlich verändert. Wir hatten in der ganzen Zeit keine Kunde von der Außenwelt und keine Zeitungen gelesen, und um so mehr mußte uns die veränderte Physiognomie der politischen Zustände auffallen. Die revolutionäre Bewegung war bedeutend rückwärts gegangen; das Volksleben und seine entstehende Organisation war auseinandergefallen; die Reaktionäre von oben herab bis zu dem kleinsten Kläffer fühlten sich wieder munter, und Deutschland hatte statt der Revolution den — Reichsverweser.

VI.

Wir kommen nun zum Schluß der Achtundvierziger Bewegung, und wollen nur kurz den Wechsel der Hoffnungen und Befurchtungen schildern, von denen die Freunde der Revolution verzehrt wurden. Es kann gewiß keinen größeren Schmerz geben, als zu sehen, wie die Revolution, die so

lang erwartete und erſehnte, Stück für Stück zuſammenbrach, ohne daß man bei der klarſten Einſicht in dieſe Thatſache irgend ein Mittel dagegen hätte finden können. Mit einer Umſtändlichkeit und Selbſtgenügſamkeit, welche wirklich ſelbſt die Grenzen der ſprichwörtlich gewordenen deutſchen Geduld überſtieg, ackerten die Mitglieder des Frankfurter Parlaments das Feld der Grundrechte, und ließen den Diplomaten und Bürokraten Zeit, das verfallene Haus der Despotie wieder herzuſtellen. Vorzüglich handelte es ſich darum, die Armee wieder zu organiſiren. Oeſterreich war in Italien und Ungarn beſchäftigt; man konnte auf Oeſterreichs Hülfe nicht reflektiren. Die kleineren Kontingente waren unſicher und halb und halb ſchon in den Händen der Revolution. So blieb die einzige Hoffnung der Despotie auf Preußen beruhen. Aber die preußiſche Armee hatte mehr volksthümliche Elemente, wie jede andere europäiſche Armee; die Landwehr war unzuverläſſig; die Artillerie republikaniſch; — die reaktionären Garden und Brandenburger Truppen waren aber im März aus Berlin herausgeworfen, und dadurch über alle Maaßen demoraliſirt.

Der ſchleswig-holſteiniſche Scheinkrieg war das Terrain, auf dem Preußen ſein „herrliches Kriegsheer" wieder reorganiſirte. Dort an der Eider und vor Friedrichsſtadt, wo man den Dänen keine Schlacht abzugewinnen wagte, wurde die militäriſche Disciplin wieder hergeſtellt, und als Wrangel ſeine Truppen ſo weit hatte, daß er ſie auf das Volk losheßen konnte, wurde der Waffenſtillſtand von Malmoe geſchloſſen.

Die Geſchichte der Friedensverträge und Waffenſtillſtände wimmelt von Verrath, und manches ſchwarze Blatt iſt darin zu finden: — aber dieſer Malmöer Waffenſtillſtand iſt die gemeinſte und ehrloſeſte Intrigue, welche jemals einen Souverain und ein Volk entehrt hat. Hinter dieſem Waffenſtillſtand lauerte die brutale Stürmung der Berliner Nationalverſammlung durch Wrangel, und nur im Hinblick auf dieſen Plan opferte man Deutſchlands Ehre einem ſchwachen und ohnmächtigen Gegner. Allerdings, der Plan ſchien verfrüht; inſtinctmäßig begriff das Volk, um was es ſich handele; man beſtürmte das Frankfurter Parlament, den Waffenſtillſtand zu annuliren und den däniſchen Krieg als einen deutſchen Volkskrieg zu betrachten; ganze Wagenladungen von Petitionen gingen ein; ganz Süddeutſchland war in Gährung: aber die Schmach von Malmö fand ihr Echo im Frankfurter Parlamente, und der Waffenſtillſtand, der dem Könige von Preußen ſeine Armee zurückgab, wurde im Parlamente gebilligt, gebilligt wohlverſtanden, ſelbſt von den Schleswig-Holſteiniſchen Abgeordneten. Deutſchlands Ehre war in den Staub getreten, aber der König von Preußen hatte wieder eine Soldateska zur Verfügung, welche direkt von Schleswig Holſtein nach Berlin zog, dort die Nationalverſammlung auflöſte, und eine Volksarmee von dreißigtauſend Mann in Berlin entwaffnete.

Ehe man noch diesen eigentlichen Effekt des Malmöer Waffenstillstandes errieth, hatte derselbe doch Zündstoff genug, um ganz Süd- und Westdeutschland in eine Aufregung und Erbitterung zu versetzen, denen diesmal nur entschlossene Führer fehlten, um den Wagen der Revolution wieder zu wenden. Volksversammlungen drängten sich an Volksversammlungen, und es waren bewaffnete Leute, die zusammentraten, um die Schmach Deutschlands zu sühnen.

Es ist noch nicht an der Zeit, die Geschichte der Versammlung auf der Frankfurter Pfingstweide am 17. September zu schreiben. Doch wenn es uns auch grade nicht zukommt, die Geschichte dieses denkwürdigen Tages zu schreiben, so werden wir wenigstens einen Beitrag dazu liefern. Welch eine Gelegenheit, einen entscheidenden Schlag zu führen, hat man damals aus den Händen gegeben. Welch eine Volksversammlung war dies? Tausende und Tausende von Menschen zogen von allen Seiten her auf den Wahlplatz, von Mainz und von Hanau, aus dem Taunus und von Offenbach, Landvolk und Arbeiter, Turner und Bauern; es war ein imposanter Anblick, diese Massen zu überschauen. Und das war keine leere Demonstration, das waren keine schaulustigen Massen, die von der Neugier herbeigetrieben wurden; nein, Tausende von diesen Leuten waren bewaffnet, und ein Wort zur rechten Zeit gesprochen, hätten eine Revolutionsarmee geschaffen. Dies ist keine Uebertreibung. Niemals war die Gelegenheit so günstig, einen Coup zu machen, wie an jenem Nachmittage des 17. September; dieser Tag hätte verdient, dem Bastillensturm in den Annalen der Geschichte an die Seite gesetzt zu werden. Ein Wink nur, und die Menge, die gar nicht anders wußte, als daß marschirt werden sollte, und welche viele bewaffnete Turnerschützencorps unter sich hatte, die ferner meistens aus Vereinen bestand, so daß man eine Handhabe der Organisation hatte, hätte in Frankfurt einen festen Punkt der Revolution gewonnen, welche sich schnell in die Nachbarstädte und Staaten ergossen hätte, die vielleicht mit Ausnahme von Mainz vollständig unvorbereitet waren, dem Sturm zu widerstehen.

Damals lag der Zündstoff überall angehäuft, und es hätte die Kunde von der Einnahme Frankfurts und der Auflösung des Parlamentes die Revolution für ganz Südwestdeutschland entschieden. Die nächste Umgebung von Frankfurt war durchaus revolutionär, Offenbach mit seiner großen Arbeiterbevölkerung, Hanau, das zuerst im Jahre 1848 die Waffen ergriffen hatte, Höchst und die nassauischen Gegenden, die sich durchweg revolutionär zeigten: man konnte hier von allen Seiten auf Zuzüge rechnen. Die Mainzer Garnison wäre im Falle eines Aufstandes auf die Festungswerke und die Ueberwachung der rothrepublikanischen Arbeiterbevölkerung daselbst beschränkt gewesen. Und nun weiterhin in Süddeutsch-

land war Alles lebendig; Struve ſtand an der badiſchen Grenze und ſein in der Vereinzelung unnützer verfehlter Putſch hätte in Verbindung mit anderen Umſtänden wohl ein beſſeres Reſultat gebracht. Gewiß, dieſer Moment war der günſtigſte für den Wiederausbruch der Revolution in der ganzen Zeit der Bewegung, ſelbſtverſtändlicherweiſe die erſten Tage der Revolution ausgenommen. Wien ſtand damals noch als eine feſte Burg der Freiheit da; in Berlin herrſchten die revolutionären Ausſchüſſe und die Nationalverſammlung; Ungarn kämpfte ſeinen Heldenkampf, die Schlacht von Novara war noch nicht geſchlagen und ſogar Rom war eine Republik. Was hätte unter dieſen Umſtänden aus einer ſüdweſtdeutſchen Bewegung werden können und müſſen, aus einer Bewegung, welche im folgenden Jahre aller ihrer natürlichen Hülfsmittel und Verbündeten beraubt war und daher ſcheitern mußte! In Revolutionszeiten muß man zugreifen, das zeigen uns die einzelnen Phaſen der erſten franzöſiſchen Revolution. Aber es ging auch hier, wie überall in der Tragödie des deutſchen Lebens:

„Die friſche Farbe der Entſchloſſenheit
Wird durch des Denkens Bläſſe angekränkelt."

Die Führer der Bewegung, namentlich die parlamentariſchen, erklärten, ſie wollten ſich die Sache noch einmal näher überlegen, und des Abends im deutſchen Hofe eine Klubſitzung halten, in welcher ſich die linke Seite des Parlamentes entſcheiden wolle, ob ſie aus dem Parlamente austreten und ein Volksparlament bilden, oder ob ſie auf dem ſogenannten geſetzlichen Wege vorangehen wolle. Unwillig gingen die Volksmaſſen, die auf etwas Anderes gefaßt waren, aus einander; die Eiſenbahnzüge nach Mainz, Hanau, Darmſtadt waren gefüllt mit heimkehrenden bewaffneten Männern, und die Landſtraßen waren mit Menſchen bedeckt, während die zahlreichen Frankfurter Vereine mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in die Stadt zurück zogen, in welcher außer dem Frankfurter Bataillon nur noch ein Bataillon Kurheſſen lag, welches einer Volkserhebung keinen Widerſtand entgegengeſetzt haben würde.

Am Abende dieſes verunglückten und verpfuſchten Tages hielt die Linke im deutſchen Hauſe, das von dichtgedrängten Arbeitermaſſen umgeben war, ihre Verſammlung. Nach langem Hin- und Herreden beſchloß man, was jeder verſtändige Mann vorher hatte ſchon vorausſehen können, Alles beim Alten zu laſſen. Das erbitterte Volk murrte. Man hatte auf der Pfingſtweide die Leidenſchaften des Volkes ſo gehetzt und entflammt, daß an eine friedliche Beendigung des Drama's nicht zu denken war, aber vielleicht ſah man niemals ſo große bombaſtiſche Phraſen mit ſo wenig Entſchiedenheit und Thatkraft verbunden, wie an jenem Tage.

Unter denen, welche in dieſer Entwickelung der Dinge in erſter Reihe

verantwortlich ſind, befand ſich auch Robert Blum. Dieſer edle Mann des Volkes ſah indeſſen bald ein, daß die vermittelnde, verſöhnende Rolle, welche er in und außer dem Parlamente geſpielt hatte, grade der Reaktion zu Statten gekommen war, und dieſe Anſicht trieb ihn nach Wien, um dort ſein Leben auf dem Altar ſeines geliebten Vaterlandes zu opfern.

Am andern Morgen war die Scene in Frankfurt vollſtändig verändert. Die Turnvereine, die Freiſchaaren und Volksmaſſen hatten Stadt und Umgebung verlaſſen, dagegen waren in der Nacht mehrere tauſend Mann Oeſterreicher und Preußen aus Mainz eingerückt, und hielten die öffentlichen Plätze und Kreuzwege beſetzt. Es war ein Wahnſinn, unter dieſen Umſtänden an einen Ausbruch zu denken, der nothwendig in einen Putſch verlaufen mußte. Aber die Hand voll Arbeiter, die noch in der Stadt zurückgeblieben waren, wollten von nichts Anderem hören, als von Barrikaden und Waffen. Vergebens war alles Zureden und Abmahnen; vergebens der Rath, wenigſtens auf die Hanauer zu warten. Die Leute waren durch die Verhandlungen des vorigen Tages zu aufgeregt, als daß ſie die Schwierigkeit der Situation hätten beurtheilen können. Einzelne Brutalitäten, welche ſich preußiſche Soldaten an unbewaffneten Burgern in der Nähe der Paulskirche erlaubten, ſteigerten die Wuth des Volkes auf's Aeußerſte, und gegen Mittag hin war ein großer Theil der Stadt mit Barrikaden bedeckt.

Wir machen den militäriſchen Behörden, welche damals in Frankfurt funktionirten, den Vorwurf, daß ſie den Aufſtand abſichtlich hervorgerufen, oder doch wenigſtens ſeine Entwick lung begünſtigt haben. Wir ſahen von halbwüchſigen Jungen und einigen wenigen ſchlechtbewaffneten Arbeitern Barrikaden bauen unter den Augen preußiſcher Militairpikets von bedeutender Stärke. Die Brutalität, welche man am Nachmittage gegen die Inſurgenten anwendete, zeigte deutlich, was man mit der Zurückhaltung am Morgen bezweckte. Man wollte in der Parlamentſtadt Belagerungszuſtand und fremde Truppen haben; dazu war ein Aufſtand nothwendig, den man trotz der Entſchloſſenheit der Arbeiter durch die geeigneten militäriſchen Pickets und Patrouillen mit größter Leichtigkeit hätte vermeiden können.

Wir gehen über die Beſchreibung des Kampfes, der in wenigen Stunden mehr Opfer koſtete, wie der ganze ſchweizeriſche Sonderbundskrieg, hinweg, weil wir es nicht für an der Zeit halten, mehr darüber zu ſagen, als was die Zeitungen ſchon berichtet haben. Nur ſo viel hier noch: die Arbeiter ſchlugen ſich gegen die Uebermacht verzweifelt gut; ohne den Waffenſtillſtand und die mittlerweile von Darmſtadt herübergebrachten Kanonen wäre der Widerſtand der Inſurgenten bedeutender und anhaltender geweſen; endlich, die Affaire mit Auerswald und Lichnowski ſtand in keinem Zuſammenhange mit dem Barrikadenkampfe in der Stadt und den dortigen militäriſchen Operationen.

Spät am Abende gelang es uns, aus der Stadt zu entfliehen, das Gefühl in der Bruſt, nicht nur die Revolution, ſondern auch die Heimath verloren zu haben.

Was uns tröſtet.

(Von Far West.)

Von einem Leſer der „Atlantis", welchen ſchweres häusliches Unglück traf, wurde ich kürzlich aufgefordert, meine Gedanken darüber auszuſprechen, wie und worin Troſt zu finden iſt für ein blutendes Herz. Es gibt Wenige unter uns, welche nicht wüßten, was ein tiefer Schmerz iſt, und es gibt eigentlich kein Mittel dagegen; — der Schmerz muß ertragen ſein; — Niemand kann ihn uns abnehmen. — Indeſſen iſt das Gefühl nur einer zeitweiligen höchſten Spannung fähig; mehr oder minder ſchnell verfließt oder verwiſcht ſich auch der tiefſte Eindruck, und das geſunde Gleichgewicht der Seele kehrt allmählig zurück; es iſt freilich kein volles Gleichgewicht — ſelbſt die Weiſeſten haben vergeblich darnach geſtrebt —, es iſt ein mäßiges Schwanken zwiſchen geſuchter und gefundener Befriedigung, zwiſchen Aufregung der verſchiedenſten Art.

Das Tröſten iſt in den meiſten Fällen ein nutzloſes Unternehmen; der Schmerz will ſein Recht haben; der Gebeugte klammert ſich krampfhaft an ihn an; hat er ſein Theuerſtes verlieren müſſen, ſo will er wenigſtens den Schmerz darüber ſich nicht nehmen laſſen; aber ihm ſelbſt unmerklich mildert die Zeit allmählig die Heftigkeit des Gefühles, indem ſie andere Eindrücke bringt.

Doch zeigt ſich ein Unterſchied. Leichtſinnige Menſchen gehen beſtändig von einem Aeußerſten zum andern über, nichts haftet tief; ſchwache Naturen überlaſſen ſich blos leidend und widerſtandslos dem Eindrucke des Augenblickes; die wahre Stärke des Charakters zeigt ſich nicht in Fühlloſigkeit, aber in der Beherrſchung auch der allergewaltigſten Aufregung. Wie der Gedanke oder die Vorſtellung [z. B. das Leſen eines Trauerſpiels] die heftigſte Empfindung hervorzurufen im Stande iſt, ſo kann dadurch auch jedes überſchwellende Gefühl gemildert und ſchneller bemeiſtert werden, und wenn wir nach Troſt fragen, ſo meinen wir: welches ſind die Vorſtellungen, deren Hervorrufung die Heftigkeit des Schmerzes zu mildern am meiſten geeignet iſt?

Beinahe jeder beſondere Fall ſcheint auch ein beſonderes Heilmittel zu fordern. Man macht ſich klar, daß das Uebel ſo groß nicht iſt, als man zuerſt dachte; daß man Mittel finden wird, es wieder zu beſeitigen; daß noch viel Schlimmeres uns hätte treffen können und Andere wirklich traf; daß neben dem Verlorenen des Guten, darüber wir uns freuen können, noch viel uns geblieben iſt; daß das erduldete Harte gerade das Mittel ſein kann und wird, um das Beſſere für uns herbeizuführen; daß unſer Leid ſo oder anders endigen wird u. ſ. w. Ich erinnere mich der Predigt, welche der engliſche Dichter den Vicar of Wakefield im Schuld-

gefängniß ſeinen Mitgefangenen halten läßt. Der Hauptgedanke iſt: Ihr ſcheinbar Elenden ſeid doch glücklich vor den Tauſenden, welche in täglichem Sinnengenuſſe ſchwelgen, und während ſie keine wahre Befriedigung mehr in der unausgeſetzten Luſt finden, dabei beſtändig erbeben müſſen vor dem Gedanken, daß ihre Herrlichkeit bald und für immer zu Ende gehen wird; ihr aber ſeht den Tag der Befreiung näher und näher kommen und geht dem Ende freudig entg gen.

Dieß würden wir freilich einen leidigen Troſt nennen; aber der Werth aller dieſer Vorſtellungen beruht eben darauf, daß ſie vor dem dumpfen Hinbrüten über dem Schmerz uns ſchützen, eine innere Reaktion oder Gegenwirkung durch das Denken hervorrufen und den Sieg über das Zufällige oder Unvermeidliche uns erleichtern. Nur der Schmerz iſt in Wahrheit gefährlich, der unſerem Denken, Wollen und Streben ein Ende macht; regt er dagegen dieß Alles gerade ſtärker an, ſo iſt er ſogar eine Wohlthat. Schon das ſchreiende Kind beſchwichtigen wir am leichteſten dadurch, daß wir ihm Gegenſtände vorhalten, welche das kindliche Intereſſe ſtark erregen; auch der Erwachſene entfernt ſich in ſeinem Gefühlsleben nicht weit von dem kindiſchen Zuſtande, und mit einiger Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt ertappen wir uns faſt täglich noch als Kinder.

Der Begriff des Wortes „Schickſal" findet ſich vermuthlich in allen Sprachen, es bedeutet das unvermeidlich uns Zuſtoßende. Dem Griechen blieb ſeinem Fatum [einerr Art von blinde Nothwendigkeit] gegenüber nichts Anders, als abſolute Unterwerfung, denn der heldenmüthigſte Kampf dagegen fruchtete nichts; der Türke ergibt ſich mit einem abſichtlich ſtumpf gemachten Gefühle in das unabwendbar Beſchloſſene (in die Willkühr des Fatums]; der gläubige Chriſt ſetzt an die Stelle des eiſernen Verhängniſſes ein ungleich milderes und freundlicheres Phantaſiebild, eines um das Kleinſte wie das Größte ſich bekummernden, Alles nach ſeinem eigenen höheren Ermeſſen ordnenden, alle Fäden in der Hand haltenden himmliſchen Vaters, welcher gibt und nimmt, erhebt und niederbeugt, ſo wie es der wahren, jetzigen und künftigen Wohlfahrt jedes Einzelnen am Meiſten gemäß iſt; „ſein Rath iſt wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus."

Dieſe letztgenannte Anſicht (chriſtlicher Vorſehungsglaube), einer Art Herzens- und Kindheitsphiloſophie, ſcheint auf einem gewiſſen Standpunkte der Bildung faſt Wunder zu wirken, indem ſie das Bittere des heftigſten Schmerzes aus der Seele nimmt und eine Eingebung zu Stande bringt, welche dabei keineswegs thatlos bleibt. Man könnte die Menſchen faſt beneiden, welche ehrlich und innig an dieſem Glauben hängen. Doch näher betrachtet, zeigt es ſich, daß wer mit dem Vorſehungsglauben ſich wahrhaft tröſtet, auch ohne ihn, nachdem er mit ſchärferem Denken ſich

darüber erhoben hat, Troſt finden wird; es ſind eben nur die beſſeren und edleren Naturen, welche, ſtatt dem Unglück zu erliegen, ſich darüber erheben, und es iſt eine verzeihliche, meiſtens unſchädliche Verwechslung, daß ſie das tröſtende Element außerhalb gefunden zu haben glauben, welches ſie vielmehr als Kraft der Reſignation in ſich ſelbſt tragen. Mit oder ohne Vorſehungsglaube gelingt die wahre Selbſtberuhigung nur Dem, welcher geiſtige Kraft genug hat und aufwendet, um das ungeſtüme Verlangen zu brechen und im heftigſten inneren Kampfe den klaren Blick, mit welchem der Lebensweg beſtändig geordnet werden muß, nicht zu verlieren. Welche Vorſtellungen zur Erringung dieſes inneren Sieges über die augenblickliche Erregung am meiſten geeignet ſind, darüber läßt ſich keine allgemeine und auf allen Bildungsſtufen gleich gültige Vorſchrift geben. Das Weſen alles Troſtes beſteht in dem lebendigen Gefühle eines *inneren Werthes*, der nicht geopfert und aufgegeben werden darf, in dem Bewußtſein, daß nichts in der Welt mit unſerem innerſten Selbſt ſo feſt verwachſen iſt, daß dieſes letztere nicht zu retten wäre, trotz dem ewig wechſelnden Spiele der äußeren Verhältniſſe, Zuſtände und Schickungen, über welche wir, mögen wir ſie ſo oder anders betrachten, jedenfalls nichts vermögen.

Unſer Lebensgang gleicht einer Fahrt über das fluthende Meer: den Kompaß richtet die Zweck und Ziel ſetzende Ueberlegung; das Steuer hält der erſtarkte Wille; Zeichen über uns müſſen uns dazu dienen, daß wir über unſere Lebensaufgabe uns beſtändig orientiren; mit mehr oder minder Gunſt bläht das ſog. Schickſal die Segel; wir landen endlich an allen Gliedern geſchüttelt im Hafen an; wenn aber auch mitten auf der Tiefe Wellen und Sturmwind das Fahrzeug zerbrechen, ſinken wir, um die Rettung kämpfend bis zum letzten Augenblicke, ohne Beben in den Abgrund, das Leben eher aufgebend, als die menſchlich edle Geſinnung. So weit geht die Macht des Geiſtes, und nicht weiter; die Wenigſten haben das volle Maaß derſelben jemals in Anwendung gebracht, oder auch nur derſelben ſich bewußt zu werden verſucht.

Weiberrechte und Liebe.

Kurze polemiſche Bemerkung darüber von *Far West*.

Meiner „Anſprache an deutſche Frauen" iſt in Nr. 37 des „Pionier" eine „Julie vom Berg" unterzeichnete Erwiederung geworden. Wo es um einen Scherz gilt, mögen die Geſchlechter mitunter ihre Rollen vertauſchen;

dagegen wird der obige Gegenstand, unähnlich mathematischen oder logischen Fragen, wobei es keine Arten, sondern nur Grade des Verstandes gibt, eigenthumlich und verschieden vom männlichen und vom weiblichen Standpunkte aus betrachtet und behandelt, und es geht nicht an, daß der Mann als verkappte Frau und die Frau als verkappter Mann darüber ein Urtheil gibt. Gewohnt im Ganzen, nur mit Männern mich herumzuschlagen in oft sehr unerquicklichem Kampfe, würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, die Einwürfe einer gebildeten Frau zu beantworten; aber was ich vor mir habe, ist nichts der Art. Zu allem Ueberfluß verräth „Julie von Berg" nur zu deutlich ihr Geschlecht durch die theilnahmlose und herabwürdigende Weise, in welcher sie am Schluß von der „Sesenheimer Friederike" redet. Eine ächte Frau achtet sichselbst zu hoch, um in solch leichtfertiger Weise über, das weibliche Gemüth so nah berührende, ernste Fragen abzusprechen. Aechte Frauen wissen allerdings, was sich ziemt, und leichtsinnige Untreue ziemt sich für ihr Gefühl niemals.

Göthe bleibt, was er ist, auch wenn wir an ihm Das nicht vergöttern, was bei allen Andern unsern Tadel verdient. Er sagt uns in Dichtung und Wahrheit, daß die Verbindung mit jener Friederike, welche er als ihm selbst vollkommen ebenbürtig schildert, durch andere Verhältnisse später unterbrochen wurde. In seinen Briefen an Frau von Stein schildert er sein Wiedersehen dieser einst Verherrlichten nach achtjähriger Trennung; er fand sie nicht als glückliche Frau eines Andern, sondern, wie es scheint, als eine geknickte Rose, die aber ihm gegenüber auch dann noch ihre vollste weibliche Würde behauptet, so daß er Ursache hat, zu ihr emporzublicken. Die Geschichte sagt, — ich weiß nicht, mit welchem Rechte —, daß Göthe's fürstliche Gönner die Verbindung mit der Predigertochter von Sesenheim mißliebig fanden, und daß daran die Heirath scheiterte. Ob Lili später zu ihrem Glück oder Unglück die Frau eines Andern wurde, will ich hier nicht untersuchen. Lange Jahre blieb nachdem Göthe der Frau von Stein so treu, daß andere Frauen ihm nichts anhaben konnten. Die Frau eines Andern, die keinen Gedanken hat, von diesem Andern sich zu trennen, vielmehr mit ihm in der engsten ehelichen Gemeinschaft lebt, sollte, wenn man vom „Geziemenden" überhaupt noch reden will, doch keine solche Huldigungen annehmen, wie sie Göthe Jahre lang ihr widmet, und Jahre lang für eine Frau schwärmen, welche definitiv vergeben und nicht zu haben ist, wird gewiß der großen Mehrzahl tüchtiger Männer als eine unmännliche Schwäche erscheinen. Zum Glück war Göthe klug genug, nicht a la Werther sich aus der Welt zu schaffen. Es ergeht Göthe, wie manchen Andern; das erreichbare Treffliche verschmäht er, eben weil es erreichbar ist. Er behilft sich später mit einer ungehobelten Köchin als Frau, richtet aber noch im hohen Alter an russische Prinzessinnen Liebesgedichte, — gerade das Unerreichbare reizt seine Dichterphan-

taſie. Nun, es iſt nur Ein Göthe in der Welt geweſen; aber es iſt doch nicht nöthig, daß wir Andern an allem Genannten uns ein Muſter für uns ſelbſt abnehmen.

Julie vom Berg übt eine kurioſe Logik. Es fragt ſich, ob das, was unſere Sprache Treue nennt, überhaupt ein edler Zug des menſchlichen Weſens iſt, und dann allerdings ſteigt ihr Werth, wo ſie richtig angebracht iſt, in dem Verhältniß, wie ſie zu Aufopferungen fähig macht. Die Treue gegen eine Herabgewürdigte wäre keine Tugend, ſondern Schwäche; aber es ſei ein extremer Fall angenommen; die Frau hat den Reiz weiblicher Schönheit verloren, ſie iſt unverſchuldet in Folge körperlicher Verſtimmung unliebenswürdig geworden, ſie muß wie ein Kind gepflegt und geſchont werden, und Niemand iſt da, der es thun kann und thun würde, als der Mann, welcher einſt aus reiner Neigung ſich mit ihr verband. Von häuslichem Glück kann für ihn jetzt freilich keine Rede ſein; aber wird irgend ein edler Menſch Zweifel darüber hegen, was die Treue fordert? Mit der Logik der Julie vom Berg würde die folgende parallel laufen: Mäßigkeit iſt eine Tugend, ſie muß mit ihrer Schwierigkeit wachſen; man ſuche es alſo bis zum Säuferwahnſinn zu bringen, werde dann plötzlich ein Temperenzmann, und indem man ſich ſelbſt überwindet, während die Verſuchung am größten war, hat man das Höchſte geliefert. Doch genug dieſer Moralpredigt!

Meine Bemerkung, daß das Feld weiblicher Thätigkeit nicht eigentlich die „Belehrung“ iſt, haben wohl Wenige falſch gedeutet. Eine Frau mag öfters eine Sache beſſer wiſſen; doch iſt ohne Zweifel die Maſſe des menſchlichen Wiſſens von Männern zu Stande gebracht worden, während andere Aufgaben den Frauen zugetheilt waren, und ähnlich wird es ſich auch wohl künftig verhalten. Auch wenn wir des Schicklichen wegen bei edlen Frauen anfragen ſollen, ſo erwarten wir nicht einen Sitten-Codex von ihnen, ſondern weil ihrer Naturanlage nach die Schicklichkeit wie eine Mauer ſie umgibt, lernen wir aus ihrem Thun und Benehmen, aus dem, was ſie billigen und loben oder von ſich weiſen, die Forderungen der edlern menſchlichen Sitte erkennen. Ihr Sinn für das Rechte iſt mehr intuitiv, das Syſtematiſche iſt weniger ihre Sache, und darum verdankt ihnen die Welt mehr Bildung, als eigentliche Belehrung. Der körperlichen Verſchiedenheit läuft die geiſtige vollkommen parallel; zwiſchen den männlichen und weiblichen Fähigkeiten, Neigungen, Aufgaben, Leiſtungen und demnach auch Anſprüchen zeigt die genauere Menſchenbeobachtung einen ganz beſtimmten Unterſchied; daran können zum Glück alle radikalen Beſchlüſſe nichts ändern, denn darauf beruht zumeiſt alles höhere Intereſſe, welches dem menſchlichen Daſein ſich abgewinnen läßt.

Ein Beiſpiel zur Nachachtung.

In unſerer Zeit iſt die Verbindung der ſocialen und politiſchen Zuſtände mit der intellektuellen kein Geheimniß mehr, aber wenn man auch den urſächlichen Zuſammenhang allgemein zugibt, ſo weiß man doch in den wenigſten Fällen eine praktiſche Anwendung davon zu machen. Dies hat uns die letzte, „die harte Zeit" gezeigt. Der finanzielle und moraliſche Bankerott der amerikaniſchen Nation lag um uns her; wir ſahen, daß derſelbe nicht durch äußere Veranlaſſungen, ſondern lediglich durch die innere Fäulniß des ganzen hieſigen ſocialen und commerziellen Lebens hervorgebracht war; im Verlaufe der Kriſis bemerkten wir einen Mangel an Opferwilligkeit, Hochherzigkeit und Entſchloſſenheit, der wenig zu dem Stolze paßt, mit dem der Amerikaner ſich als das privilegirte Volk der Erde betrachtet. Rath- und hülflos, wie ein ertappter Dieb vor ſtrengen Richtern, ſtand das amerikaniſche Volk da; ein Mißgriff nach dem andern, eine falſche Maaßregel nach der andern wurde gemacht, bis daß man endlich, wie jener Reiſende in der Prairie, müde und der Erſchöpfung nahe, wieder an dem Punkte anlangte, von dem man ausgegangen war. Nun wir wollen uns nicht dazu hergeben, eine Schilderung dieſer traurigen Zeit zu geben; ſie iſt noch nicht vorbei; und wird uns noch manches Elend, manche koloſſale Dummheit bringen; wir wollen uns nur eine Bemerkung darüber erlauben, daß man unter allen Mitteln zur Beendigung der jetzigen und zur Verhütung einer künftigen Kriſis, welche in den Zeitungen, in den Verſammlungen der Kapitaliſten und des Volkes und in den Legislaturen vorgeſchlagen wurden, mit keinem Worte jener Verbindung der ſocialen Verhältniſſe mit den intellektuellen Zuſtänden gedacht hat, welche nicht nur die leichteſte Erklärung der Kalamität, ſondern auch ein bereites Mittel zur Abhülfe derſelben bietet. Nicht der niedrige Tarif, nicht der Luxus der Frauen, nicht die mangelhaften Bankgeſetze, nicht die übertriebene Speculation waren in erſter Reihe Schuld an der Kriſis, ſondern der Mangel an Intelligenz, an Intelligenz der Legislaturen, der Geſchäftsleute, der Maſſen des Volkes. Es fehlte dieſem unreifen Volke die moraliſche und ſittliche Durchbildung, und dem moraliſchen Bankerott mußte der finanzielle folgen.

Wir haben den Grund des Uebels und damit gleich auch das Mittel zur Abhülfe deſſelben angegeben. Wenn es überhaupt verſtattet iſt, amerikaniſche Zuſtände mit europäiſchen zu vergleichen, ſo haben wir eine treffliche Gelegenheit, durch ein Beiſpiel zu beweiſen, wie die größten politiſchen und ſocialen Kalamitäten durch einen Aufſchwung der Intelligenz geheilt werden können. Wir erinnern an die Gründung der Univerſität von Berlin in jenen Unglücksjahren, wo ganz Deutſchland im Verfall und

Preußen am Rande des Abgrundes ſtand. Dieſe Zeit übertraf an materiellem Elend und moraliſcher Niederträchtigkeit noch vielfach das Amerika der letzten Wochen. Deutſchland war bis zur äußerſten Stufe der Erniedrigung angekommen; das franzöſiſche Empire dehnte ſich bis an die Elbe aus, und was nicht in der unmittelbaren Herrſchaft des franzöſiſchen Uſurpators war, wurde mittelbar beherrſcht. Preußen hatte die Schlacht von Jena und den Frieden von Tilſit erlitten und das halbe Reich verloren, während die andere Hälfte der größten Zerrüttung anheimgefallen war. Eine unerſchwingliche Kriegsſteuer laſtete auf dem Lande. Die Felder lagen von den Hufen der Roſſe zertreten und waren von den conſcriptionspflichtigen Bebauern verlaſſen. Während der Grund und Boden faſt entwerthet war, ſtiegen die Preiſe der Lebensmittel bis in's Ungeheure. Gleich dem materiellen Elend war auch das politiſche. Preußens Ruhm und Glanzperiode zur Zeit des großen Friedrich war unter den Wöllner'ſchen Edikten und der Zopfregierung in der erſten Zeit Friedrich Wilhelms III. vergeſſen und geſchmäht; die Napoleoniſche Herrſchaft fand bei einem an Tyrannei gewohnten Volke keinen Widerſtand; kurzum, es war eine Zeit, welche, wie die Augenzeugen ſagen, gar nicht ſchlechter gedacht werden konnte. Jeder, vom Könige bis zum letzten Arbeiter herunter, mußte Entbehrungen aller Art tragen. Und mitten in dieſer Zeit, wo den Staatsmännern, denen die Rettung des preußiſchen Staates übertragen war, der letzte Hoffnungsſtern verſchwunden war, und man ſchon für die Sprache zu fürchten anfing: da gründete Wilhelm von Humboldt die Berliner Univerſität; gerade in dieſem Momente wandte man in jener Zeit ganz ungewöhnliche Hulfsmittel auf, um die Hauptſtadt des Landes zu Metropolis der Intelligenz und zum Centralpunkt der Wiſſenſchaften zu machen; da entſtand eine der erſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ja vielleicht die größte und reichſte der Welt. Was hat dieſe Anſtalt nicht gleich nach ihrer erſten Einrichtung geleiſtet! Unter dem Panier der Wiſſenſchaft ſammelte ſich hier der deutſche Geiſt zu ſeiner Wiedergeburt und Befreiung. Von hier aus richtete Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation, vor denen der franzöſiſche Despotismus erzitterte. Welch einen Kreis von berühmten Männern von damals an bis auf heute, wo ſelbſt unter der pfäffiſchen Atmoſphäre des Berliner Hofes die Univerſität ein Sammelplatz der berühmteſten Namen und rühmlichſten Beſtrebungen iſt, — hat dieſe Anſtalt um ſich verſammelt! — ſie iſt der Stolz nicht nur Preußens, ſondern Deutſchlands, und die ganze gebildete Welt ſieht auf die Berliner Univerſität und ihren Neſtor, Alexander von Humboldt, mit Ehrerbietung.

Es galt damals, als die Univerſität gegründet wurde, einen Appell an den deutſchen Geiſt und an die deutſche Wiſſenſchaft zu machen, um Deutſchland aus ſeiner Schmach zu retten. Wilhelm von Humboldt, da-

mals Kultusminiſter, und die ihm verwandten Geiſter, hatten das Vertrauen, daß aus den Hörſälen Fichte's, Schleiermachers, Hegel's u. ſ. w. Männer hervorgehen würden, deutſch durch Geſinnung und Wiſſenſchaft, welche die damalige Schmach Deutſchlands rächen würden. Wie herrlich hat ſich dieß Vertrauen bewährt! Damals zogen 10,000 Jünglinge, die Blüthe der Berliner Jugend in den Kampf, und der Anſtoß dazu ging von der Aula aus; 1848 im März finden wir wieder die Berliner Univerſität auf den Barrikaden, um die Einheit und Freiheit Deutſchlands zu erkämpfen, die wir für keinen Traum halten, ſolange noch deutſche Wiſſenſchaft exiſtirt.

Dies iſt ein Beiſpiel, welches wir den heutigen Zeiten empfehlen möchten. Eine Appellation an die Bildung und Wiſſenſchaft hat noch immer gefruchtet, wenn es galt, ein Volk aus moraliſchem und materiellem Elend zu heben. Wir haben ſchon früher die Nothwendigkeit einer amerikaniſchen Centralanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft beſprochen; möge die Erkenntniß dieſer Nothwendigkeit unter dem Drucke der gegenwärtigen Zeiten ſich verallgemeinern.

Der jüdiſche Volkscharakter und die ſociale Stellung der Juden in der Gegenwart.

Wir haben folgenden Brief erhalten, datirt New – York d. 1. Novbr.

„In dem Oktoberheft der „Atlantis" „Nationalökonomie des Alterthums" ſagen Sie unter Anderem:

„Uebrigens muß ſchon d a m a l s ſich der eigenthümliche Charakter der Juden ziemlich deutlich ausgeprägt haben, denn wir finden eine Menge Vorſchriften gegen Wucher, Meineid und Betrug im Handel, welche auf einen förmlich zerrütteten Zuſtand des Handels und Wandels ſchließen laſſen."

Ich muß geſtehen, daß im höchſten Grade und auf's Unangenehmſte überraſcht war, von Ihnen, der als Kämpfer des Fortſchritts und der Intelligenz gelten will, den Charakter eines Theils Ihrer Mitbürger und Leſer auf ſolche Weiſe angegriffen zu ſehen.

In eine Vertheidigung der Juden will vorerſt nicht eingehen, gebe mich vielmehr der Hoffnung hin, oben beſagte Stelle in Ihrer nächſten Nummer beſtimmter erörtert zu ſehen, da immer noch nicht glauben kann, daß es Ihre Abſicht war, damit den Charakter der Juden als zum Wucher, Meineid und Betrug geneigt zu bezeichnen.

Leider habe ſchon öfter die traurige Erfahrung machen müſſen, daß bei vielen unſerer deutſchen chriſtlichen Volksmännern Intelligenz und vorurtheilsfreie religiöſe Anſicht mehr im Munde, als im Geiſte herrſcht, und der mit der Muttermilch eingeſogene Judenhaß ſelten ganz ſchwindet.

In der Hoffnung, Sie nicht zu Dieſen zählen zu müſſen, ſehe ich Ihrer Erklärung in nächſter Nummer der Atlantis entgegen, und verbleibe

achtungsvoll

Ihr Abonnent.

So unangenehm wie uns dieſes Mißverſtändniß gerade deßhalb iſt, weil allerdings der betreffende Satz ſo gefaßt iſt, daß er als eine Beleidigung eines ehrenwerthen Theiles der Bevölkerung gedeutet werden kann, ſo willkommen iſt uns die Aufforderung zu einer näheren Erörterung dieſes Gegenſtandes. Wir hatten längſt ſchon vor, über dieſes Thema zu ſchreiben, als über eine der wichtigſten ſocialen Fragen der Gegenwart, und hoffen, daß wir bei der Beſprechung dieſes Gegenſtandes weder eine vorgefaßte Meinung mitbringen, noch bei einem Theile unſeres Publikums vorfinden. Was ſpeziell den incriminirten Satz anbetrifft, ſo ſollte nur damit gemeint ſein, daß ſchon in den älteſten Zeiten des Judenthums ziemlich ausführliche Vorſchriften über den Handel, den Wucher u. dgl. gegeben waren, Vorſchriften, die auf einen ziemlich ausgebreiteten Verkehr zu jener Zeit ſchon ſchließen laſſen, und die darauf hinweiſen, daß ſchon damals der Geldverkehr ziemlich in den Händen der Juden war. Weiter ſollte in jener Stelle nicht geſagt ſein, aber wir geben zu, daß die Worte der Art ſind, daß man ſie als eine Beleidigung des jüdiſchen Volkscharakters nehmen kann. Wir ſind jedoch ſo weit entfernt davon, daß wir nicht an die Möglichkeit dachten, in dieſer Beziehung anſtoßen zu können; ſonſt würden wir gewiß die Worte ſorgfältiger gewählt haben. Aber der Gedanke, als ein Judenhaſſer betrachtet zu werden, lag uns allerdings zu fern.

Wir glauben daher, ohne irgend eine Rückſicht oder Scheu dieſes Thema beſprechen zu können, da gerade die delikaten Seiten deſſelben mehr die Chriſten treffen, wie die Juden. Wir ſind geneigt, den größten Theil derjenigen Eigenſchaften, welche das Wort „jüdiſch“ zu einer Beleidigung gemacht, oder doch wenigſtens dieſer Bezeichnung eine verächtliche Neben-

bedeutung gegeben haben, auf die Rechnung derer zu ſetzen, welche die Juden Jahrhundertelang unterdrückt haben und ſie zu jedem Mittel der Liſt und Verſchlagenheit zwangen, um dem Verurtheil der Maſſen und der Gewalt eines barbariſchen Fauſtrechtes wenigſtens einigermaaßen das Gegengewicht zu halten. Die niederträchtigen Verhältniſſe, unter denen die Juden faſt zweitauſend Jahre leben mußten, eine Flüchtlingſchaft, die noch niemals in der Welt war und niemals wieder vorkommen wird, erfüllen uns mit Erſtaunen darüber, wie zähe dieſe Nationalität an ihrem nationalen Typus und Charakter hing, und ihren Stammeseigenthümlichkeiten unter den ungünſtigſten Bedingungen und in den härteſten Zeiten treu blieb. Ein ſolches Beiſpiel zeigt uns die Weltgeſchichte nicht zum zweiten Male. Allerdings ſitzt der ſächſiſche Bauer heute noch auf ſeinem Hofe, in ähnlicher Weiſe, wie vor zweitauſend Jahren Tacitus in ſeiner Germania ihn ſchildert, aber die Flnth der Völkerwanderung iſt nicht über ſein Land gezogen; er hat ſich nicht in fremden Ländern umgeſehen, war nicht der herumgeworfene Spielball der Weltgeſchichte, ſondern war an ſeine Scholle gebunden (glebae adscriptus) und ein unbewegliches Moment in der ganzen Entwickelung der Weltgeſchichte. Wo aber dieſer Sachſe aus der Tiefe der Wälder oder Marſchen heraustrat in den Weltverkehr, da nahm er bereitwillig Züge und Eigenſchaften von andern Völkern an. Aber die Juden haben faſt gar keine Beimiſchungen ihrer urſprünglichen Nationalität angenommen; ſie ſind dieſelben jenſeits und dieſſeits der Alpen und der Karpathen, des Kanals und des Mittelmeeres; höchſtens in Amerika gehen ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, in einen Zerſetzungs- und Verſchmelzungsprozeß ein. Der ganze Zuſtand der Juden ſeit zweitauſend Jahren und noch länger, — denn man kann auch den Zug durch die Wüſte dazu rechnen, — war eine heimathloſe Emigration, und wir haben Gelegenheit genug, dieſe Emigration mit andern zu vergleichen, um den Unterſchied herauszufinden. Die Hugenotten ſind von Frankreich nach Deutſchland emigrirt, — wo ſind heute ihre Spuren? Und wo iſt die polniſche Emigration, kaum ſeit ſiebenzig Jahren aus dem Vaterlande getrieben? Wo iſt die deutſche Emigration der dreißiger Jahre? Wo wird bald die achtundvierziger Emigration ſein? Wenige Jahre genügen, und die Emigration iſt entweder zu Grunde gegangen, oder hat ſich mit anderen Nationalitäten vermiſcht. Nur die Juden, das heimathloſe Volk der Erde, welches überall ſeine Heimath hat, macht von dieſer allgemeinen Regel eine Ausnahme, die um ſo bemerkenswerther iſt, je größer der Reiz war, der mit einem Aufgeben der jüdiſchen Nationalität und Religion im Mittelalter verbunden war und heute noch in manchen Ländern verbunden iſt. Ein merkwürdiger Anblick, zu ſehen, wie dieſe Nationalität lieber alle Verachtung und Schande ertrug, und ſich Jahrhunderte lang, wie Paria's behandeln ließ, als daß ſie aus ihrer nationalen Be-

ſonderung herausgetreten wäre und ſich mit andern Nationalitäten vermiſcht hätte. Dies iſt eine ſo ungewöhnliche, von der allgemeinen Vergänglichkeit und Veränderlichkeit menſchlicher Dinge abweichende Thatſache, daß wir zum Nachdenken über die Gründe derſelben aufgefordert werden. Wir ſehen vor uns einen ſtarren, harten, unverwüſtlichen Volkscharakter, über den die Zeit, die Alles vernichtende, kein Recht zu haben ſcheint, einen Starrſinn und eine Hartnäckigkeit, eine Beharrlichkeit und Ausdauer, die uns von vornherein Aufmerkſamkeit abnöthigt. Welch eine Geſchichte hat dieſes Volk durchgemacht! An der Schwelle der beginnenden Geſchichte ſtehend, zeigt ſich dieſes Volk ſchon in den weſentlichen Eigenſchaften, die wir heute an ihm beobachten. Es iſt das auserwählte Volk, zu einer Zeit in jenem herrlichen Jeruſalem mit ſeinem prachtvollen Tempel und ſeinen königlichen Burgen, mit einer Verfaſſung, die vom Himmel herunter proklamirt wurde und allen Verheißungen einer „auserwählten" Nation: zu einer andern Zeit als arme, rechtloſe Sklaven beim Bau der ägyptiſchen Pyramiden beſchäftigt. Bald erklingen uns aus der Vergangenheit dieſes Volkes jene herrlichen David'ſchen Pſalmen, die an einfacher Großartigkeit in keinem Dichterwerke der Welt ihres Gleichen haben, aber daneben liegt das Bild der trauernden Juden, „wie ſie da ſaßen an den Waſſern von Babylon, und weinten, wenn ſie an Zion gedachten." Hier ſehen wir ſie im Beſitze einer wohlgeordneten Verfaſſung, welche für die damalige Zeit ſehr ungewöhnliche Kenntniſſe des Rechtes und der Nationalökonomie verräth; dort ſehen wir ſie, rebelliſch und murrend, durch die Wüſte ziehen, eine Völkerwanderung, die noch heute nicht ihre Endſchaft erreicht hat. Wie ein Roman, lieſt ſich die Geſchichte der Juden, mit allen Reizen orientaliſcher Poeſie und den Lehren der alten Philoſophie ausgeſtattet, welche endlich in dem Chriſtenthum, dem man ſeinen orientaliſchen, ſpezifiſch jüdiſchen Charakter auch heute noch nicht abſprechen kann, eine neue Weltanſchauung für Jahrtauſende produzirte. Von dieſer Zeit an heimathlos, verbreitete ſich das jüdiſche Volk über alle Länder, und da es überall geächtet und rechtlos war, ſuchte es ſeine Zuflucht dort, wo es allein Schutz und Hülfe dem Fauſtrecht des Mittelalters und der Verachtung der Völker gegenüber fand, beim Gelde. Der Jude des Mittelalters hatte keinen andern Anſpuch auf Geduldetwerden, wie ſein Geld; er hatte keine Heimath, keinen Antheil an Grund und Boden, keinen geſetzlichen Schutz, keine bürgerlichen Rechte, keine Corporationsrechte, keinen Schutz durch Zünfte und dergleichen mittelalterliche Aſſociationen, aber er hatte Geld. Das Judenthum wurde die Geldmacht und ſtieg mit der ſteigenden Geldmacht in die Höhe. Wer möchte die Veränderungen unterſuchen, die der alte jüdiſche Volkscharakter, im Alterthum ſo ſtolz, ſelbſtſtändig, man kann ſagen großartig und erhaben, im Mittelalter erlitten hat. Der Jude, in ſeinem Ghetto oder

in ſeiner Judengaſſe eingeſperrt, das wüthende Hepp! Hepp! Geſchrei eines rohen Pöbels vor ſeinen Ohren, ohne geſetzlichen Schutz, ohne bürgerliche Rechte: ſo mußte er natürlich die weſentlichen Eigenſchaften der Dienſtbarkeit annehmen, demüthig, tückiſch, verſchlagen, heuchleriſch werden, und ſich durch ſeine verachtete ſociale Stellung dadurch entſchädigen, daß er ſeine überlegenen geiſtigen Kräfte dazu verwandte, Reichthümer zuſammenzuſchaaren, die für ihn das einzige Aequivalent für bürgerliche Freiheit waren.

Spuren dieſer aus der Zeit der mittelalterlichen Judenverfolgungen hervorgegangenen Demoraliſation des jüdiſchen Volkscharakters finden ſich auch noch wohl heute, namentlich dort, wo die ſocialen Verhältniſſe und die ſtaatlichen Geſetze in ihrem Verhältniſſe zu den Juden noch Spuren mittelalterlicher Barbarei haben; wir finden ſie bei allen gedruckten Klaſſen und Nationen der Menſchheit. Dieſe Charakterzüge, welche dem Beiwort „jüdiſch" eine ſo unangenehme Nebenbedeutung gegeben haben, werden nur durch die ſteigende Bildung und Freiheit der ganzen menſchlichen Geſellſchaft und des Judenthumes verſchwinden.

Als der Katholizismus die Herrſchaft der Welt verlor und die mittelalterlichen Feudalverfaſſungen zerſtört wurden, als die moderne Macht, die Bourgeoiſie, die Börſe, die Geldmacht auf den Trümmern der mittelalterlichen Inſtitutionen ſich ihre Herrſchaft gründete, da wurde auch die Stellung der Juden weſentlich eine andere und beſſere. Das Element, welches die Juden bisher immer vertreten hatten, der Handel mit Geld, wurde im ſozialen und politiſchen Leben allgewaltig, und die Börſe theilte ſich mit den Königen in die Herrſchaft der Welt. Die großen jüdiſchen Bankhäuſer, wie Rothſchild, Pereira, Sina, Mendelsſohn u. ſ. w. ſtellten und ſtellen ein anderes Judenthum dar, wie das Judenthum des Ghetto; ſie nahmen alle Privilegien und Eigenſchaften der Ariſtokratie an, und erlangten auch einen weſentlichen Antheil an der Politik. Wie unentbehrlich dieſes Element gegenwärtig den Regierungen iſt, braucht wohl nicht näher nachgewieſen zu werden. Sogar als in Frankreich die letzte Revolution ausbrach, mußte ſich dieſelbe an einen jüdiſchen Bankier wenden, Goudchaux, um die Finanzen zu verwalten, welcher nachher unter Napoleon von Fould abgelöſt wurde. In Paris, in London, in Wien, in Petersburg: überall ſind die jüdiſchen Bankhäuſer die Vermittler des Geldverkehres, und da heutzutage vom Geld eben Alles abhängt, Krieg und Frieden, ſo kann man ſich den Einfluß dieſer Klaſſe denken.

Neben dieſer großen Geldariſtokratie, welche ihren Platz neben den Thronen eingenommen hat, exiſtiren allerdings noch eine Menge gehäſſiger Rechtsverweigerungen und Beſchränkungen, die von den ſogenannten chriſtlichen Staaten herrühren, von den Reſten feudaliſtiſcher,

mittelalterlicher Zuſtände. Wie ſehr dieſe Rechtsverweigerungen mit der öffentlichen Meinung und mit dem Zeitgeiſt in Widerſpruch ſtehen, geht daraus hervor, daß es eine der erſten Thaten der achtundvierziger Revolution war, den Juden völlige Rechtsgleichheit zu bewilligen. Wie ferner die Intereſſen und Rechte der Juden mit der allgemeinen Freiheit des Menſchengeſchlechtes zuſammenhängen, dieß kann man daran ſehen, daß ſofort nach eintretender Reaktion in den meiſten europäiſchen Ländern wieder die alten Rechtsverweigerungen gegen die Juden eingeführt wurden; in Lemberg, Galizien und anderen öſterreichiſchen Staaten iſt ſogar die Judenſperre des Mittelalters wieder eingeführt, während Preußen ſich damit begnügt hat, den Juden den Eintritt in den Staatsdienſt zu verweigern. Alle dieſe Beſchränkungen der Rechte der Juden, — worunter gewiſſe Beſtimmungen des Code Napoleon nicht die geringſten ſind, und von denen ſelbſt die republikaniſche Schweiz nicht frei iſt, wie die Verhandlungen zwiſchen Washington und Bern über Freizügigkeit beweiſen —: alle dieſe Beſchränkungen ſind dem Geiſte der Zeit und der allgemeinen Bildung des Jahrhunderts entgegen, und werden von der täglich voranſchreitenden Civiliſation unfehlbar vernichtet werden.

Mit dieſer Befreiung des Judenthums von den mittelalterlichen Beſchränkungen wird jedenfalls daſſelbe, wenn auch nicht ganz untergehen, ſo doch diejenigen ſpezifiſchen Eigenſchaften verlieren, welche den Ausdruck „jüdiſch“ zu einem gehäſſigen Adjektiv machen. Das Judenthum wird ſich nicht in ſeiner Abgeſchloſſenheit erhalten. Dies ſehen wir ſchon in Amerika, wo der jüdiſche Volkscharakter lange nicht ſo hervortritt, wie z. B. in Elſaß oder in Polen. In Amerika kann man von einem ſpezifiſchen Judenthum faſt gar nicht ſprechen; die Juden treiben alle Berufe, wie die Chriſten auch; — überhaupt klingt es ſchon lächerlich, wenn man nur die Ausdrücke Juden und Chriſten gebraucht; ſie ſind ebenſo angeſehen, wie alle andern Leute, und es entſtehen die glücklichſten Ehen zwiſchen den Abkömmlingen der verſchiedenen Nationen. Schreiber dieſer Zeilen hat Jahre lang mit Freunden in perſönlichem Verkehr geſtanden, welche jüdiſcher Abkunft waren, ohne es nur zu wiſſen. Wer wird überhaupt nur noch Acht auf dieſen Unterſchied geben?

An der Arbeit, die allgemeine Freiheit des ganzen Menſchengeſchlechtes herzuſtellen, iſt gerade der Jude in erſter Reihe betheiligt, zunächſt dabei intereſſirt. Er kann ſich für die Unbilden, welche ſein Volk ſeit hunderten und tauſenden von Jahren erlitten hat, nicht beſſer rächen, als wenn er dem allgemeinen Menſchenrecht nachſtrebt, das auch ſein eigenes Recht iſt. Eine dunkle, ſchwere Vergangenheit hinter ſich, hat dieſe Nationalität, wenn auch nicht mehr in ihrer früheren Abgeſchloſſenheit, eine ſchöne, große Zukunft vor ſich, da ihr alle Mittel gegeben ſind, die Freiheit zu benützen und zu genießen. Wir können deßhalb uns nichts Wi-

derwärtigeres denken, als wenn ein Jude irgend einer Art der menſchlichen Tyrannei das Wort redet, möge es in Europa im Schatten eines Thrones ſein, oder möge er in Amerika die Negerſclaverei vertheidigen. Die jüdiſche Nationalität als ſolche hat Alles von der Freiheit zu erwarten; von der Reaktion nichts, wie Ghetto's und Judenverfolgungen.

Wir haben davon geſprochen, daß das ſpezifiſche Judenthum untergehen müſſe, und hier könnten wir vielleicht wieder mißverſtanden werden. Was wir damit ſagen wollen, iſt leicht geſagt. Wenn, wie dies allerdings noch häufig der Fall iſt, die Juden in der allgemeinen bürgerlichen Geſellſchaft noch eine beſondere Geſellſchaft bilden wollen und ſelbſt einen Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten machen, dann können ſie ſich nicht darüber wundern, daß man ihnen dieſen Unterſchied auch von anderer Seite her entgegenhält. Grade in dieſer Beziehung ſollten die Juden mit liberalem Beiſpiele vorangehen, und jede Gelegenheit benützen, die allgemeine Menſchlichkeit in ihrer beſonderen Nationalität darzuſtellen.

Wir verkennen die ſozialen Eigenſchaften der Juden gewiß nicht und laſſen uns nicht von einer Abneigung hinreißen, welche der Einſender des obigen Briefes vielleicht allzuhäufig gefunden hat. Außer den ſpeziell geſchäftlichen Eigenſchaften, der Geſchäftskenntniß, einem unverwüſtlichen Fleiße, der Ausdauer und Beharrlichkeit, der Unverzagtheit bei Unglücksfällen, Eigenſchaften, welche der Jude ſo ziemlich mit dem Amerikaner gemein hat, und welche beſonders zu dem amerikaniſchen Leben paſſen, bemerken wir an den Juden einen Sinn für ſchöne Künſte und Literatur, der dieſelben oft vortheilhaft von unſeren deutſchen Landsleuten unterſcheidet. Die Theater, die Opern, die Muſikvereine erfreuen ſich der beſondern Protektion der jüdiſchen Bevölkerung, und wir kennen manchen ehrenwerthen, der Kunſt oder Wohlthätigkeit oder Erziehung gewidmeten Verein, manche tüchtige Anſtalt, die ſich unter den Händen jüdiſcher Frauen ſehr wohl befindet. Daß dieſe Theilnahme an der Kunſt u. ſ. w. manchmal in eine lächerliche Schöngeiſterei ausartet, und oft nur leerer Schein und Oſtentation iſt, läugnen wir nicht, aber dieſes hindert uns nicht, die Thatſache ſelbſt anzuerkennen. Diejenigen, welche die Naſe über jüdiſche Schöngeiſterei rümpfen, ſollten einmal erſt bei ſich ſelbſt nachfragen, was ſie denn ſelbſt für öffentliche Leiſtungen auf dem Gebiete der Kunſt u. ſ. w. thun. Und um einen Schritt weiter zu gehen, das Judenthum hat uns einzelne Beiſpiele von Humanität geliefert, die den erhabenſten Erſcheinungen der Geſchichte an die Seite zu ſetzen ſind; wir erinnern nur z. B. an Salomon Heine in Hamburg, deſſen Benehmen grade in der letzten Kriſis der hartherzigen Geldariſtokratie in Amerika häufig vorgehalten wurde.

Was nun die ſonſtigen Fähigkeiten der Juden anbetrifft, an den großen Arbeiten der Kultur Theil zu nehmen, ſo finden wir wohl kein wiſ-

ſenſchaftliches und künſtleriſches Gebiet, auf dem nicht Juden ſich durch glänzende Leiſtungen ausgezeichnet hätten. Der Stifter der modernen Philoſophie, deſſen gewaltiger Geiſt noch heute alle philoſophiſchen Syſteme beherrſcht, und deſſen Syſtem auch auf die Entwickelung der Naturwiſſenſchaften einen entſcheidenden Einfluß gehabt hat, war ein Jude, Baruch Spinoza. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns noch weiter auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte umſehen, um einen Kranz von glänzenden Namen zu finden, welchen wir dieſer Nationalität zu verdanken haben.

Um ſo recht das Weſen des jüdiſchen Volksgeiſtes begreifen zu können, müſſen wir die Schriften Börne's und Heine's leſen, jener feindlichen Brüder, die zu viel mit einander gemeinſam hatten, als daß ſie ſich nicht hätten abſtoßen ſollen. Hier finden wir den jüdiſchen Volkstypus in ſeiner ganzen Originalität. Fremd der Heimath, wie das ganze jüdiſche Volk, glühend für Freiheit, aber mit einer tief eingewurzelten Verbiſſenheit die Zuſtände betrachtend, mit hellem Kopfe und ſcharfem Verſtande, aber mit krankem Herzen, ſo war Jeder in ſeiner Art ein Bild des jüdiſchen Volkes, des Volkes der Vergangenheit, dem ſeine eigene Nationalität läſtig zu werden anfängt.

Ja, dies iſt unſere Anſicht, daß das ſpezifiſche Judenthum ſeine Zeit gehabt hat. Die Kulturgeſchichte wird die ſocialen und commerziellen Eigenſchaften der Juden zur Bildung der modernen Geſellſchaft verwenden; die Menſchheit wird die Beharrlichkeit und Ausdauer, die Energie, den Kunſtſinn und die andern vortheilhaften Eigenſchaften des Judenthums in ſich aufnehmen und zum Gemeingut machen; aber das eigentliche Judenthum wird unter den freien Verhältniſſen der Zukunft ſeine Abgeſchloſſenheit, Beſonderheit und Einſeitigkeit verlieren. Der Gedanke der Nationalitäten und ihrer Beſonderung iſt überhaupt dem gegenwärtigen Jahrhundert fremd und wird immer fremder werden. Grade in Amerika vollzieht ſich vor unſern Augen der große Prozeß der Verſchmelzung der Nationalitäten, und auch in Europa iſt die Völkerſolidarität das Loſungswort der Demokratie. Wenn dies im Allgemeinen der Fall iſt, ſo wird dies beſonders bei den Juden ſich bewahrheiten, denn ſie haben, um aus ihrer nationalen Abgeſchloſſenheit herauszukommen, nur diejenigen Eigenſchaften abzulegen, die ihnen von dem Glaubenshaß und dem Despotismus eines barbariſchen Zeitalters eingeprägt wurden. Sie haben kein Vaterland mehr zu verlieren; ſie haben keine Sprache mehr aufzugeben; und mit der Religion iſt es auch nicht mehr viel, wie wir ſehen werden; ſo ſind durch die Geſchichte und durch alle Umſtände der Kultur-Entwickelung die Juden beſtimmt, die Träger kosmopolitiſcher Ideen zu ſein, und dieſe Ideen durch ihr eigenes Beiſpiel praktiſch zu machen.

Wir haben abſichtlich dieſes ganze Thema nicht vom religiöſen Standpunkte aus betrachtet, weil wir dafür halten, daß derſelbe in Bezug auf die hier beſprochene Frage irrelevant ſei. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Theokratie und Hierarchie; wir leben nicht mehr in einem chriſtlichen Staate und einer chriſtlichen Geſellſchaft. Es mögen die einzelnen Leute ſich irgend einen Glauben machen und denſelben feſthalten; dies iſt ein privates Verhältniß, welches zur Beurtheilung der allgemeinen rechtlichen und ſocialen Fragen nicht hinzugezogen werden darf. Was nun ſpeziell die Juden anbetrifft, ſo iſt bei ihnen der kleinſte Theil noch unter der Herrſchaft des Talmud, und von dieſem alten Talmudjuden iſt in dem vorliegenden Artikel natürlicherweiſe nicht die Rede. Der Talmud iſt das unerträglichſte Zwangsgeſetz, das man ſich denken kann; er vereinigt religiöſe Pflichten mit Vorſchriften des ſocialen Lebens, die durchaus nicht befolgt werden können, ohne ſich von der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft abzuſchließen; ſeine Vorſchriften paſſen durchaus nicht mehr zu den Einrichtungen und Bedürfniſſen der heutigen Geſellſchaft. Da nun aber der Talmud der Eck- und Grundſtein der jüdiſchen Orthodoxie iſt, und ohne den Talmud kein Menſch mehr ein rechtgläubiger Jude iſt, — ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir das Judenthum im Allgemeinen nicht mehr als orthodox, ſondern religiöſer Aufklärung zugänglich annehmen, zumal da die Erfahrung uns zeigt, daß, wenn der Jude einmal mit einem Punkte ſeines Glaubens gebrochen hat, er nicht gern mit Halbheiten zu thun hat, ſondern ſich des ganzen Plunders entledigt. Jedenfalls kann die Judenfrage vom religiöſen Standpunkte nicht gelöſt werden, denn dieſer Standpunkt iſt für alle kulturhiſtoriſchen Fragen der Gegenwart zu eng und beſchränkt, zu veraltet und verkommen, — ſondern nur von dem Standpunkte des ſtrikten Rechtes und der allgemeinen Humanität. Mögen ſich daher die aufgeklärten Juden auf dieſen Standpunkt ſtellen; ſie haben damit ipso jure Gleichberechtigung mit allen andern humanen Menſchen erlangt. Das Werk der Judenemancipation iſt daher zunächſt Selbſtemancipation, und Sache der Juden ſelbſt; im Allgemeinen iſt ſie Sache der ſich befreienden Menſchheit und der Humanität überhaupt.

Wir ſehen hier in dem ſich befreienden und ſeine mittelalterlichen Schlacken ablegenden Judenthume einen intereſſanten Beitrag zur Kulturgeſchichte dieſes Jahrhunderts, und zur allgemeinen Völkerſolidarität. In dieſer Beziehung iſt die Frage von der Gleichberechtigung der Juden ein durchaus zeitgemäßes Thema, das nicht nur in ſtreng rechtlicher, ſondern auch in ſocialer Beziehung realiſirt werden muß. Wir können allerdings ſagen, daß die Akten über dieſen denkwürdigen hiſtoriſchen Prozeß längſt geſchloſſen ſind, und im intelligenten Publikum dieſes Thema längſt

abgethan iſt; wenigſtens, was die rechtliche Seite der Frage anbetrifft; die Kulturfrage hingegen wird noch eine Zeit lang eine offene bleiben. Aber jedenfalls, wenn man auch über das Wie und Wann? dieſer Kulturfrage noch verſchiedener Meinung ſein ſollte, iſt der Judenhaß mit dem andern mittelalterlichen Fanatismus von dem Geiſte der Zeit begraben, und es würde eine Schwachheit und allzu große Empfindlichkeit von Seiten der Juden ſelbſt bekunden, wollten ſie die Furcht vor Judenhaß wieder hervorrufen, an welche doch kein verſtändiger Menſch mehr denkt. Dieſe Empfindlichkeit ſollte wirklich abgelegt werden, damit der ſociale Verkehr zwiſchen den Abkömmlingen der verſchiedenſten Nationalitäten ſich frei entwickele, auf Grund eines berechtigten Selbſtgefühls, welches doch immer am Ende allein die Achtung Anderer erzwingt.

Wir ſchließen einſtweilen mit dieſen allgemeinen Bemerkungen, indem wir unſer Blatt jeder ſachgemäßen Beſprechung dieſer Frage offen ſtellen, und verſprechen, etwaige Einwendungen gegen unſere Anſichten gern des Weiteren zu beſprechen.

Socialismus und Politik.

[Ein Wort an die Arbeiter.]

Die gegenwärtige Geld- und Geſchäftskriſis hat zu einigen Arbeiter-Bewegungen Veranlaſſung gegeben, deren Motive und Tendenzen an jene europäiſchen ſocialiſtiſchen Beſtrebungen erinnern, welche ſo lange der Schrecken der „Philiſter" waren, und welche als Popanz benützt wurden, um die beſitzenden Klaſſen vor jeder Reform des Staates und der Geſellſchaft zurückzuſchrecken. Bis jetzt ſind dieſe Bewegungen blos hier und dort, vereinzelt und ohne eine leitende Idee hervorgetreten; amerikaniſche Arbeiter haben ſich noch nicht daran betheiligt; Politiker haben die Sache noch nicht in die Hände genommen; — aber es iſt vorauszuſehen, daß, wenn die Kriſis in unverminderter Ausdehnung fortdauert und die Arbeitsloſigkeit mit den ſteigenden Bedürfniſſen im Winter zunimmt, daß dann die Arbeiterbewegungen einen drohenden und bedenklichen Charakter annehmen. Und allerdings, wir, die wir das Recht auf Leben und die nothwendigſten Mittel zum Leben als das erſte und älteſte Menſchenrecht und die Baſis jeder menſchlichen Geſellſchaft proclamiren, können den Arbeitern, denen eine harte Zeit und eine noch härtere Geſellſchaft Arbeit

und dadurch Lebensunterhalt verweigert, nicht zürnen, wenn sie durch ihre extreme Lage zu extremen Mitteln gedrängt werden. Wir sind kein Freund von Rebellion und Anarchie, sobald und solange noch irgend welche Mittel einer friedlichen, gesetzmäßigen Reform und Abhülfe der socialen Gebrechen möglich sind, aber eine Gesellschaft, welche in ihren Reihen den Hungerstod wüthen läßt, verdient nicht zu existiren.

Indem wir also unter gewissen Voraussetzungen, von denen wir nicht wünschen, daß sie eintreffen werden, das Recht eines gewaltsamen Widerstandes gegen die Tyrannei der Gesellschaft zugeben, wollen wir die Zeit, in welcher noch eine ruhige Betrachtung der Sachlage möglich ist, dazu benützen, um uns nach den friedlichen Mitteln umzusehen, durch welche den extremsten Folgen der Krisis vorgebeugt werden kann. Der größte Fehler, den man in dieser Beziehung allgemein macht, ist, daß man nicht unterscheidet zwischen den Mitteln, der jetzigen Katastrophe die unheilvollsten Folgen zu nehmen, und zwischen den Mitteln, die gesellschaftliche Stellung und die Verhältnisse des Arbeiters so zu verbessern, daß er gegen die Wiederkehr solcher Katastrophen geschützt ist. Es erhellt auf den ersten Blick, daß beide Mittel sehr verschiedener Natur sind, und eine Verwechselung zwichen beiden unbedingt zu einer großen Confusion führen muß. In der gegenwärtigen Krisis sind rasche, energische Mittel nothwendig, um das Uebel, das man so schnell nicht heilen kann, zu lindern; dann folgt die schwierige, langwierige Umarbeitung der nationalökonomischen Verhältnisse, welche die Benützung aller Erfahrungen der Wissenschaft und des praktischen Lebens nothwendig macht. Wenn der Arzt einen gefährlichen Kranken hat, der den Fieberanfällen zu erliegen droht, so wird er ihn zunächst vor der äußersten Gefahr durch die geeigneten Mittel bewahren; später wird er sich bemühen, das Blut und die Säfte des Patienten zu reinigen, und seine Constitution zu stärken So auch müssen wir mit der kranken Gesellschaft verfahren.

Es geht mit dem Leben einer Gesellschaft, wie mit einer Maschine; sie arbeitet nur dann gut, wenn sie regelmäßig arbeitet. Man kann auch die Verrichtungen der menschlichen Gesellschaft mit den Funktionen des menschlichen Körpers vergleichen; je regelmäßiger die körperlichen Prozesse vor sich gehen, desto gesunder ist der Körper. Dies ist auch der Fall mit der Volkswirthschaft, der Industrie, dem Handel. Je regelmäßiger der Verkehr arbeitet, desto gesunder sind die socialen Zustände. Jede Uebereilung und Ueberarbeitung auf der einen Seite wird eine Erschlaffung und Arbeitsunfähigkeit auf der andern Seite zur Folge haben. Jede Unterbrechung des regelmäßigen Geschaftsganges ist ein nationales Unglück. Das Erste also, was unter diesen Umständen geschehen muß, ist eine Wiederherstellung des regelmäßigen Geschäftsganges, selbst auf der

alten, als unbrauchbar erkannten Baſis. Die Zeiten der Kriſis ſind diejenigen, in welchen man am wenigſten reformiren kann, weil man nur eben für den Augenblick ſorgen muß, und an eine gewaltſame Zerſtörung der bisherigen Eigenthumsverhältniſſe und nationalökonomiſchen Zuſtände wird wohl nur ein Schwärmer denken. Alſo, es kommt darauf an, die Maſchine der Induſtrie, des Handels, des Verkehrs zunächſt wieder in regelmäßigen Gang zu bringen. Dazu iſt vor Allem gegenſeitiges Vertrauen nothwendig. Dies läßt ſich allerdings nicht künſtlich herſtellen, es läßt ſich viel leichter künſtlich ruiniren; aber wenn überhaupt in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft der Wunſch iſt, das gegenſeitige Vertrauen wieder herzuſtellen, ſo läßt ſich dies leicht machen. Es liegt denn doch am Ende im Intereſſe Aller, der Arbeiter wie der Arbeitgeber, der Banken, wie des Großhandels, des Großhandels, wie des Zwiſchenhandels und des Kleinhandels, daß der Verkehr wieder in ſein altes Bette zurückgeleitet wird, daß er dort ſo lange fortfließe, bis neue Kanäle, neue Schleuſen und Dämme für ihn gebaut ſind. Dieſe Einſicht hat ſich in der letzten Zeit ſchnell verbreitet, und ſollte auch in den Arbeiterkreiſen verbreitet werden. Jede gewaltſame Aufregung, von welcher Seite ſie auch kommen möge, wird dieſer Wiederkehr des Vertrauens ſchädlich ſein und das Kapital in der Verborgenheit feſthalten, wo es dem Verkehre nichts nützt.

Der Verlauf der Kriſis könnte zuletzt noch eine erfreuliche Erſcheinung werden, wenn alle die dabei betheiligten Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſich einander verſtändigten, die in's Stocken gerathene Maſchine unter allen Umſtänden wieder in Gang zu bringen. Die Union, die einzelnen Staaten, die Municipalitäten ſollten mit gutem Beiſpiele vorangeben, und ihre öffentlichen Bauten und ſonſtigen Verbeſſerungen gerade jetzt machen laſſen. Ein ſolcher Entſchluß von Seiten der betreffenden Behörden würde eine Aufforderung an das öffentliche Vertrauen ſein, die gewiß von Erfolg wäre. Die öffentliche Meinung verlangt einen ſolchen Schritt mit Entſchiedenheit.

Während auf dieſe Weiſe das eigentliche Proletariat beſchäftigt, und der Arbeitsloſigkeit in den tiefſten Schichten der Geſellſchaft abgeholfen würde, wäre darin eine Veranlaſſung für die andern Klaſſen der Geſellſchaft enthalten, das Beiſpiel nachzuahmen, und diejenigen Arbeiten vornehmen zu laſſen, welche beim gewöhnlichen Laufe der Dinge vorgenommen worden wären. Arbeit iſt in den meiſten Fällen unentbehrlicher, wie Geld, und Jedermann, der Arbeiten irgend welcher Art machen zu laſſen hat, wird durch das Aufſchieben derſelben in größere Verlegenheit kommen, als durch das Aufſchieben ſeiner Zahlungen. Unvollendete Arbeiten können ſich gerade ſo aufhäufen, und gerade ſolche Verlegenheiten bereiten,

wie unbezahlte Rechnungen. Es muß nachher doch wieder Alles nachgeholt werden, und zwar unter ungünſtigeren Umſtänden, als während der Finanzkriſis ſelbſt. Denn zur Zeit einer Finanzkriſis iſt die Arbeit billig und leicht zu haben, während gerade in Folge derſelben die Arbeit theurer wird und ſchwerer zu bekommen iſt, einmal weil die Arbeit ſich gehäuft hat, und zweitens, weil die Arbeitskräfte durch den Druck der Kriſis geſchwächt ſind. Man ſollte daher eher alle andern Opfer bringen, als zu Arbeitseinſtellungen zu ſchreiten; jeder kundige Mann wird wiſſen, daß mit einer Arbeitseinſtellung für den Arbeitgeber viel mehr verloren iſt, als die Einbuße an Profit, und daß es länger Zeit bedarf, ehe ein ſuſpendirt geweſenes Geſchäft ſich wieder in Blüthe befindet. Dies bezieht ſich nicht nur auf die großen Fabriken, ſondern ſpeziell auch auf Haus und Hof, auf Handwerk und Ackerbau; überall werden kleinere und größere Arbeiten nothwendig ſein, die man gerade jetzt vornehmen ſollte, wo die Arbeit billig iſt und doch am meiſten geſucht wird. Jedermann ſollte bedenken, daß es beſſer iſt, Arbeitslohn zu bezahlen, als Almoſen zu geben. Die pekuniären Mittel ſind da, namentlich bei den kleineren Leuten, dies laſſen wir uns nicht ausreden; es iſt nur eine ängſtliche Stimmung, die das Geld im Kleinverkehr zurückhält.

Nach den Berichten der Handelszeitungen fehlt nur eins, um die vorläufige Kriſis zu beſeitigen, nämlich das gegenſeitige Vertrauen. Gold iſt genug da; die Banken in der Stadt New-York leiden an einer vollſtändigen Plethora an Gold, und enthielten nach dem letzten Bankausweis 15 Millionen Dollars in ſpecie; eine reiche Erndte gleicht alle Mißverhältniſſe zwiſchen Einfuhr und Ausfuhr aus. Nur ein Entgegenkommen des Geldes auf der einen Seite und der Arbeit oder der Produkte der Arbeit auf der andern Seite iſt nothwendig, um Alles wieder in's Gleiche zu bringen. Die beiden weſentlichen Factoren des Wohlſtandes ſind vorhanden; es gilt nur, das richtige Verhältniß zwiſchen ihnen wieder herzuſtellen.

Aus dieſen Gründen wäre jede revolutionäre oder communiſtiſche Agitation unter den Arbeitern in dieſem Momente von unberechenbarem Nachtheil und würde die Kriſis auf unbeſtimmte Zeit verlängern. Wir ſind auch überzeugt, daß der wirklich radikale Arbeiter dies einſieht und zunächſt die Wiederaufnahme des Geſchäfts wünſcht, das Weitere einer organiſchen Umgeſtaltung der ökonomiſchen Verhältniſſe überlaſſend.

Die eigentliche Aufgabe fängt erſt an, wenn die Kriſis vorbei ſein wird, und die Erfahrungen der gegenwärtigen Kataſtrophe nicht vom Standpunkte leidenſchaftlicher Verſtimmung, welche ſich hie und da ſchon zur Verzweiflung ſteigert, ſondern vom Standpunkt der Wiſſenſchaft und

der Gerechtigkeit aus benützt werden. Man hat die Fehler eingesehen, man wird auch die Mittel dagegen finden. Indem wir auf unsere Bemerkungen über die Finanzkrisis in der vorigen Nummer der „Atlantis" verweisen, glauben wir hier die Arbeiter vor der Annahme zweier falscher Theorien warnen zu müssen, die man ihnen von verschiedenen Seiten in der letzten Zeit einzureden gesucht hat, und deren Befolgung die ganze verworrene Sache noch mehr in Verwirrung bringen würde. Wir meinen die Hartgeld-Theorie, die den Arbeitern von demokratischer Seite her als eine Lockspeise hingehalten wurde, die auch während der letzten Wahl ihre Wirkung nicht verfehlte, und die Schutzzolltheorie, welche besonders in den Arbeiterversammlungen und in der Presse von Pennsylvanien eine große Rolle spielte. Die eine Lockspeise wurde den Arbeitern von den Demokraten hingehalten, als wenn sie ein Privilegium auf „hard money" hätten, während doch gerade die demokratische Partei durch ihre siegreiche Opposition gegen die Ver. Staatenbank jene Unmasse von Privat- und Zettelbanken hervorgerufen hat, über welche wir uns jetzt mit Recht beklagen. Die Schutzzolltheorie wird meistens von republikanischer Seite anempfohlen als eine Erinnerung an die alte Whigpartei. Beide Theorieen gehen mit einander Hand in Hand, und bewirken eine Confusion der Parteien, daß ehemalige Gegner dieselbe Doktrin vertheidigen und in demselben Parteilager die verschiedensten nationalökonomischen Doktrinen auftauchen.

Was nun die Hartgeldtheorie anbetrifft, so müssen wir zunächst fragen, was ist die Natur des Geldes? Geld ist das allgemeine Maaß des Werthes. Dieses Maaß muß, soll nicht der ganze Handel in Willkühr und Zufälligkeit zerfallen, ein bestimmtes und unveränderliches sein. Dasselbe muß ferner allgemein, und für alle Himmelsstriche dasselbe sein. Es muß ferner dauerhaft sein, damit es den Handelsoperationen beständig vorstehen kann. Diese Eigenschaften hat man seit den ältesten Zeiten bis auf heute in den edlen Metallen gefunden, und voraussichtlich werden sie auch immer die Basis des ganzen Geldsystemes bilden. Aber wir müssen nicht übersehen, daß Gold und Silber selbst den Bedingungen, die wir oben für Verkehrsmittel aufgestellt haben, nicht vollständig entsprechen. Ein Goldstück ist nicht nur ein Werthzeichen, sondern auch eine Waare, deren Preis sich, wie der Preis jeder andern Waare, nach dem Verhältnisse zwischen Produktion und Nachfrage richtet. Man sieht nicht nur auf den Münzstempel, sondern auch auf den Goldwerth der Münze; und die beiden Qualitäten, Werthzeichen und Metallwerth, weichen sehr häufig von einander ab. Man erinnere sich nur der Münzen, welche Friedrich der Große im schlesi-

ſchen Kriege ſchlagen ließ. Ferner ſteht das Gold an einem Punkte höher, wie am andern; z. B. iſt es jetzt im Weſten theurer, wie in der Stadt New-York. Endlich fehlt auch die dritte Eigenſchaft den edlen Metallen in einem gewiſſen Grade; ſie ſind nicht unzerſtörbar; durch das Abſchleißen der Gold- und Silbermünzen gehen jährlich beträchtliche Summen verloren. Dazu kommt noch, daß Gold und Silber als Verkehrsmittel gerade deßhalb genommen werden, weil ſie ſelten ſind; nur die Seltenheit, nicht die Brauchbarkeit gibt den edlen Metallen ihren Werth; aber dieſe Seltenheit, die einzige Baſis ihres Werthes, entſpricht nicht den geſteigerten Bedürfniſſen des Verkehres. So ſehen wir alſo, daß das Gold und Silber nicht den Anforderungen entſpricht, welche man an das allgemeine Maaß der Werthe ſtellen muß, und wenn man noch einen Schrit weiter geht, kommt man leicht zu dem Schluſſe, daß der ganze Werth des Goldes und Silbers, deſſen eigentliche Brauchbarkeit für die menſchliche Geſellſchaft, für Gewerbe, für die Bedürfniſſe des Lebens u. ſ. w. ſehr beſchränkt iſt und nicht den tauſendſten Theil der Anwendbarkeit und Nützlichkeit des Eiſens beträgt, eigentlich nur eine Fiction, eine Erdichtung iſt, die man mit andern Stoffen wohl eben ſo gut verbinden könnte. Der eigentliche Werth der menſchlichen Güter kann nicht nach Gold geſchätzt werden; derſelbe beſteht lediglich in der Arbeit, welche dieſelbe gekoſtet hat; die Arbeit iſt das ewige, unveränderliche Maaß menſchlicher Güter; ſie iſt die einzige Quelle menſchlichen Reichthums, und auch die einzige Werthbeſtimmung deſſelben.

Wir ſehen alſo, daß der Gebrauch, die edlen Metalle als Verkehrsmittel anzunehmen, eben nur ein Gebrauch und in keiner inneren Nothwendigkeit begründet iſt. Man kann auch dieſen Gebrauch ändern, wie man denn überhaupt ſchon viele ſocialen Gebräuche, die vielleicht von gleicher Wichtigkeit waren, geändert hat. Und man hat auch dieſen Gebrauch ſchon geändert. Das Metallgeld iſt jetzt ſchon faſt verſchwunden unter der Maſſe der künſtlichen Werthe und Verkehrsmittel, welche durch das ſteigende Bedürfniß entſtanden ſind, und aus dem goldenen Zeitalter ſind wir längſt in das papierne gekommen. Selbſt die große Vermehrung des Goldes durch die Californiſchen und auſtraliſchen Entdeckungen, von denen man im Anfang eine Entwerthung des Goldes befurchtete, hat nur dazu beigetragen, die papiernen Werthe zu vermehren, da die geſteigerte Goldproduktion mit dem geſteigerten Verkehr und dem geſteigerten Bedürfniß nach Verkehrsmitteln durchaus nicht gleichen Schritt gehalten hat.

Jetzt wieder zurück zu wollen und die Zeit, wo man nur mit harten Thalern und blanken Goldfuchſen bezahlte, hieße wenigſtens neun Zehntel des modernen Verkehrs, der Induſtrie und des Handels ausſtreichen.

Nicht, daß wir Papiergeld haben, iſt ein Fehler, ſondern daß wir

ſchlechtes Papiergeld haben, welches kein allgemeines Vertrauen genießt und verdient.

Das Geld iſt nicht der Reichthum, der Werth, das Gut ſelbſt, ſondern nur der Repräſentant des Werthes. Das einzige Erforderniß für irgend eine Sorte von Geld iſt, daß daſſelbe allgemein anerkannt werde als der Repräſentant des Werthes. Die edlen Metalle genießen ſchon wegen ihres Werthes als Waare dieſe Anerkennung, aber, da ſie dem Verkehre nicht mehr genügen, — denn wenn ſie dies thäten, würden wir gar kein Papiergeld haben, — ſo muß ein allgemeineres und zweckmäßigeres Verkehrsmittel gefunden werden.

Das Papiergeld, wie wir es jetzt in den Ver. Staaten haben, iſt nicht der Art, daß es das allgemeine Vertrauen verdiente. Wir haben ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß die Verſchiedenartigkeit der Bank-Geſetze, die vielfachen Ausnahmen davon, der Mangel an Controle u. ſ. w. die Calamität hervorgerufen haben, für welche das Syſtem des Papiergeldes als ſolches nicht verantwortlich gemacht werden kann. Es muß eine feſte allgemein gültige Baſis und eine beſtimmte Grenze des Papiergeldes feſtgeſetzt werden; fehlt die allgemein gültige Baſis, ſo fehlt das Vertrauen; fehlt die beſtimmte Grenze, ſo ſteigern ſich die Preiſe der Lebensmittel, Arbeitslöhne und Manufacturen in dem Verhältniſſe, in welchem die Verkehrsmittel die wirklichen Bedürfniſſe des Verkehres überſteigen. Wir kaufen denn für hohe Scheinpreiſe einen geringen reellen Werth, und dies muß uns natürlich, namentlich im internationalen Verkehr, zu Grunde richten.

Welches iſt aber die Grenze des Bedürfniſſes an Verkehrsmitteln? In Amerika gibt man ſich, namentlich in neueſter Zeit, der Anſicht hin, daß die Menge Banknoten, welche in den Verkehr gebracht werden, von der Menge Goldes abhängen müſſe, welche in den Depoſiten der Banken aufbewahrt ſind. Wir denken, daß wenn man die Grenzlinie des Bankverkehres ſo eng zieht, daß man dann ebenſo gut mit dem baaren Gelde ſich behelfen kann. Wer in der Welt möchte noch Bankgeſchäfte treiben, wenn er für jede der ausgegebenen Noten Gold in ſeinen Gewölben haben müßte? Wir glauben, daß man der Emmiſſion der Banknoten jeglichen reellen Werth zu Grunde legen dürfe, ſowohl Grund und Boden, wie Arbeitsprodukte, Getreide, Manufakturen u. ſ. w. Nur ſoll man über den reellen Betrag des Reichthums einer Nation bei dem nationalen Kreditſyſteme nicht hinausgehen. Daß man dies gethan hat, war eine der Haupturſachen der Kriſis. Dieſe Grenzlinie zu beſtimmen und die Sicherheiten feſtzuſetzen, welche mit der Ausgabe von Noten verbunden ſind, dies iſt jedenfalls das Wenigſte, was man von der Unionsregierung verlangen kann, und man ſollte ſich ſchnell, wie möglich, zu einem allgemei-

nen Bankgeſetz der Ver. Staaten entſchließen, wenn man denn doch einmal weiß, daß das Projekt der Ver. Staaten-Bank an dem Geſpenſte aus der Jacſonianiſchen Adminiſtration und an der allgemeinen Furcht vor Corruption ſcheitert. Und wenn man einmal ein ſolches Bankgeſetz machen will, das den Credit durch die ganzen Ver. Staaten hindurch regelt, ſo ſollte man in Uebereinſtimmung mit den hier ausgeſprochenen Grundſätzen jede Quelle des nationalen Reichthums, alſo auch die Arbeit, unter beſtimmten Garantieen als Baſis des nationalen Kreditſyſtemes anerkennen; dies wäre die eigentliche Emancipation der Arbeit und damit wäre die Herrſchaft des Kapitales über die Arbeit gebrochen.

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Punkte, den die gegenwärtige Kriſis auf die Höhe der Popularität gehoben hat, auf den Schutzzoll. Die Schutzzolltheorie mag gegenwärtig dem Arbeiter ebenſo verführeriſch ſein, als die Hartgeldtheorie; ſie mag ihm, der gegenwärtig die Fabriken geſchloſſen findet und werthloſe Banknoten in ſeiner Taſche hat, wie das goldene Zeitalter vorkommen; es iſt doch nichts damit; ſie würde gerade den Arbeiter zunächſt ruiniren. Schutzzoll für Amerika verlangen, heißt, von dem ſtrebenden, kräftigen Jüngling, der natürlich noch nicht mit der Willenskraft und Erfahrung des Mannes wetteifern kann, zu verlangen, daß er in das Kindesalter zurücktrete. — Um dieſes wichtige Thema nicht zu ausführlich zu behandeln, wollen wir nur die Hauptpunkte angeben, um die Unvereinbarkeit des Schutzzolles mit den amerikaniſchen Verhältniſſen und mit den Intereſſen des amerikaniſchen Arbeiters darzuthun. Einmal widerſtrebt die ganze Richtung der Zeit dem Schutzzoll; in dem Zeitalter der Völkerſolidarität und des Welthandels, in dem Jahrhundert der Telegraphen und Eiſenbahnen, in der Periode der Weltſprache und Weltliteratur wäre es ſehr inconſequent, von einer induſtriellen und commerziellen Abſchließung der Nationen zu ſprechen. Nur ſolche Staaten, welche durch ihre eigene Schwäche, oder durch Barbarei und Despotie verhindert ſind, an der großen Conkurrenz der Nationen Theil zu nehmen, mögen ſich in den beſcheidenen Winkel ſchutzzöllneriſcher Ideen zurückziehen; die mächtigen und gebildeten Staaten ſuchen die große Arena der Conkurrenz. England hat das Freihandelsſyſtem proclamirt; Frankreich neigt ſich in neueſter Zeit ſichtlich zu demſelben hin; ſelbſt Rußland macht dem Freihandelsſyſtem anerkennenswerthe Zugeſtändniſſe. Und Amerika, dieſer junge Rieſe, ſollte ſich vor dem Wettkampfe mit anderen Nationen ſcheuen? Wie man überhaupt in nationalökonomiſcher und ſocialer Beziehung nicht revolutioniren kann, ſondern nur reformiren, ſo wird auch die Union am beſten daran thun, langſam aber conſequent die Schritte voran bis zum vollſtändigen Freihandelsſyſtem zu thun, ohne ſich zu übereilen, ohne eine Kriſis hervorzurufen. In dieſer Beziehung billigen wir die demokratiſche Politik der letzten Jahre vollſtändig. Amerika hat der

natürlichen Hülfsmittel genug, um die Conkurrenz mit der ganzen Welt auf die Dauer hin aushalten zu können.

Abgeſehen von dieſen allgemeinen Rückſichten, verkennen die Schutzzöllner durchaus das Terrain, auf welchem ſie ſich befinden. Soll wirklich der Schutzzoll irgend einen Erfolg haben, ſo muß er durch Jahrhunderte hindurch conſequent fortgeführt werden, wie früher England es that, wie Rußland es ſeit Jahrhunderten thut. Ein Land, wie Amerika, welches alle 4 Jahre ſein ganzes politiſches und ſociales Syſtem in Frage ſtellt, indem es ſich für dieſe oder jene Partei bei den nationalen Wahlen erklärt, würde das ganze Schutzzollſyſtem, das man nur auf den Felſen der abſoluten Tyrannei bauen kann, auf dem leichten hin- und herwehenden Flugſand der öffentlichen Meinung aufrichten. Schon dieſe politiſche Bedenken verbieten den Schutzzoll.

Und nun kommen wir auf den Hauptpunkt, in dem alle Intereſſen der arbeitenden Klaſſen ſich vereinigen, und vor dem die ſchutzzöllneriſchen Theorien vollſtändig verſchwinden, — wir meinen die Ackerbauverhältniſſe der Ver. Staaten. Das eigentliche Amerika, die Zukunft der Emigration und der Menſchheit überhaupt, iſt eine Ackerbaurepublik, — das moderne Rom dem modernen Karthago gegenüber, und den Intereſſen des Ackerbaues muß in erſter Reihe Rechnung getragen werden. Niemals haben wir dies ſo deutlich geſehen, als in den letzten Tagen, daß der Ackerbau die breite Baſis des nationalen Wohlſtandes in Amerika iſt, und von Jahr zu Jahr wird ſich dieſe Einſicht deutlicher herausſtellen. Nun iſt aber mit dem Schutze des Ackerbaues und ſeiner Intereſſen jeder Gedanke an Schutzzoll unverträglich. Man ſoll nicht die einfachſte und natürlichſte Arbeit, welche den Maaßſtab für den Werth aller andern Arbeiten abgibt, — durch das Verhältniß der Preiſe der Lebensmittel zu dem Preiſe der Arbeitslöhne, — die Ackerbauarbeit beſteuern; — man ſoll nicht den Pflug beſteuern, der uns die unmittelbarſten Schätze der Natur produzirt.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß ſchon jetzt die Bevölkerung der amerikaniſchen Städte größer iſt und raſcher anwächſt, als der natürliche Lauf der Dinge verlangt. Wir haben ſchon jetzt in dieſen Städten ein Proletariat, das an die Vorſtädte der europäiſchen Metropolen erinnert, Das Anwachſen dieſes Proletariates iſt in Amerika viel gefährlicher, als in Europa, weil man in den europäiſchen Hauptſtädten immer noch das Mittel hat, das Proletariat in's Militär zu ſtecken, — wir erinnern an die Pariſer Garde mobile — weil die Wohlthätigkeitsanſtalten, Hoſpitäler u. ſ. w. ausgedehnter ſind, und überhaupt die Mittel der Obrigkeit zu Gebote ſtehen, die Ordnung aufrecht zu halten. In Amerika dagegen finden die Parteien in dieſem Proletariate der großen Städte ein reiches Feld der Corruption, unter welcher gerade die einfachen, ehrlichen Arbeiter am

meiſten leiden müſſen. Man ſehe ſich Städte an, wie New-York, Albany, Buffalo; in welchen Händen iſt hier die politiſche Macht? Nicht in den Händen der eigentlichen arbeitenden Bevölkerung, ſondern in der darunter liegenden Schichte, die uns in vieler Beziehung an das panem et circenses! [Brod und Schauſpiele] des alten Rom erinnert. Sehen wir nach Baltimore, New-Orleans, wo dieſe Klaſſe von Lumpen-Proletariat ſich in Conkurrenz mit der Negerſclaverei in einer ganz eigenthümlichen Weiſe entwickelt; welche Scenen der Brutalität und des beginnenden Fauſtrechtes finden wir hier? Am meiſten leidet unter dieſer Ueberfüllung der großen Städte der eigentliche Arbeiter, ſpeziell der Handwerker, welcher unter den ſchwierigſten Verhältniſſen ſich gegen die Conkurrenz vertheidigen muß. Hier ſollte man ein Loch machen, wodurch der überſchüſſige Theil der Bevölkerung und namentlich der Emigration aus den großen Städten herausgeſchafft wird; ein gutes Agrarſyſtem, das ſelbſt vielleicht heute noch, trotz der bisher ſchon ſtattgefundenen großen Landverſchleuderungen ausgeführt werden könnte, würde eine Gelegenheit liefern, die großen Städte zu entvölkern, und die wirkliche Produktionsfähigkeit des Landes zu erhöhen.

Nun, wir haben über dieſe Sache ſchon früher geſprochen. Bei der Zerrüttung des politiſchen Parteiweſens, welches wir namentlich bei den letzten Herbſtwahlen bemerkt haben, bei dem Mangel an leitenden Grundſätzen in der Politik, bei der Abſchwächung, welche die in der letzten Zeit geltend geweſenen Parteifeſte erlitten haben, und bei der Nothwendigkeit, eine neue Baſis für die Reorganiſation der Parteien zu finden: wird jedenfalls die Agrarreform eine der wichtigſten Planken der Platform der neuen Reformpartei werden. Und zu der neuen Platform gehört auch eine neue politiſche Macht. Die Arbeiter ſind in den Ver. Staaten eben noch keine politiſche Macht, trotz des allgemeinen Stimmrechtes und trotz der demokratiſchen Siege, welche die Proletariermaſſen in den großen Städten erringen; ſie haben aber ein Anrecht dazu, eine politiſche Macht zu werden, wenn ſie nur, beſonnen und verſtändig, das Mögliche mit möglichen Mitteln erreichen wollen.

Hier in Amerika iſt es durchaus unzuläſſig, einen Unterſchied zwiſchen Socialismus und Politik zu machen, einen Unterſchied, der in den letzten Revolutionsjahren in Deutſchland und Frankreich die Thatkraft der arbeitenden Klaſſen bedeutend lähmte. Mit Benutzung des allgemeinen Aſſociations- und Wahlrechtes, bei der innigen naturgemäßen Verbindung der ökonomiſchen mit den politiſchen Intereſſen, kann das Volk der Arbeiter als politiſche Partei darauf hinwirken, daß das Recht auf Leben und die Mittel zu leben, gewährleiſtet werde. Die Schritte dazu haben wir im Allgemeinen angegeben.

Jeder andere Weg, als der vermittelſt des allgemeinen Wahlrechtes und politiſchen Organiſation wird ſich als verfehlt erweiſen. Der Staat iſt die allgemeine Sphäre, in der das Recht, die Moral, die Wohlfahrt aller einzelnen Claſſen des Volkes feſtgeſtellt werden ſoll. Er iſt die allgemeine Sphäre des Socialismus, und nur vermittelſt dieſer großen, umfaſſenden Organiſation kann der Arbeiter ſeine ſocialen Wunſche und Bedürfniſſe befriedigen. Allerdings, wir ſehen in Amerika, wie in Europa, daß die Staaten in ihrer jetzigen Verfaſſung nur dem Reichen, nicht dem Armen Schutz gewähren; — ein eklatantes Beiſpiel davon ſehen wir in Pennſylvanien und Miſſouri, in welchen Staaten die Legislaturen die reichen Bankhalter ihren Verpflichtungen enthoben, während ſie mit keinem Worte der hungernden Arbeiter gedachten; — aber es hängt nur von dem Arbeiter ab, das politiſche Schwergewicht auf die andere Seite zu werfen. Der natürliche Weg zu einer Reform der Politik und Parteien ſcheint uns in einer politiſchen Vereinigung der Arbeiter und Farmer zu liegen. Beide haben ſo ziemlich dieſelben Intereſſen, und könnten vereint alle ihre billigen Wünſche durchſetzen. Bisher ſtimmten freilich die Arbeiter in den Städten und die Farmer auf dem Lande nach verſchiedenen Seiten hin, aber dies war eine unnatürliche Parteiſtellung, welche die Arbeitermaſſen bisher um ihre politiſche Macht betrog, während die Farmerbevölkerung in den meiſten nördlichen Staaten der Union das entſcheidende Wort bei der Bildung der Parteien und bei den Wahlen ſprach.

Dies iſt ſo ziemlich die Art und Weiſe, wie wir die gegenwärtige Kriſis — eine Kriſis, ſowohl in materieller, als in politiſcher Beziehung — zum Beſten der Arbeiter, zum Beſten des ganzen Volkes, zum Beſten des allgemeinen Wohlſtandes und der allgemeinen Freiheit benutzt wiſſen möchten. Nach dem alten Sprüchwort, daß kein Uebel ſo ſchlimm ſei, es trage denn in ſeinem Schooße etwas Gutes, kann auch die gegenwärtige Kriſis zum Beſten des Volkes gereichen, wenn man nur, ſtatt einer momentanen Verſtimmung und Verzweiflung ſich zu überlaſſen, ſich zu einem conſequenten, beſonnenen und ausdauernden Streben entſchließt. Schon oft ſind Finanzkriſen über die Köpfe der Arbeiter hinweggezogen, jedesmal hat man einen großen Lärm gemacht, und auch die Agrarreform auf die Fahnen der unzufriedenen Arbeiter geſchrieben. Aber war die Kriſis vorüber, war auch die Agitation vorbei. Solange ſich unſere Arbeiter in den Städten maſſenweiſe dazu hergeben, für die politiſche Herrſchaft der Sklaverei und Corruption zu ſtimmen, ſolange ſie in der Politik eine ihren Intereſſen feindliche Partei ergreifen, ſolange freilich müſſen ſie Alles mit ſich machen laſſen, was die Laune des Schickſals mit ihnen anfangen will; der erſte Schritt zur politiſchen Macht, den die Arbeiter thun müſſen und können, iſt die Emancipation von den alten Parteien und die Bildung einer neuen Partei, welche die ſo lange vernachläſſigten nationalökonomiſchen Verhältniſſe endlich einmal wieder in Behandlung nimmt.

Frauen-Emancipation und Volkserziehung.

In dem Oktoberheft des nunmehr vereinigten „Emerson und Putnam magazine“ finden wir einen Bericht über die New-Yorker Lehrer-Verſammlung, welche im Auguſt in Binghampton abgehalten wurde, aus der Feder einer „lady member“. Da die Theilnahme des weiblichen Geſchlechtes am Schulweſen in Amerika allgemein iſt, und den Charakter des ganzen Freiſchulſyſtems in vielen Beziehungen beſtimmt, ſo glauben wir die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Bemerkungen jener „Lady“ lenken zu dürfen. Allerdings erinnert der Ton des ganzen Artikels ſehr an die Schriften über Frauen-Emancipation, mit denen uns die Neu-England-Staaten überſchwemmen; es iſt eine gewiſſe Gereiztheit nicht zu verkennen, mit der dieſes Thema gewöhnlich behandelt wird, aber doch bezeichnen die in dem Artikel niedergelegten Anſichten eine weſentliche Lücke in unſeren ſocialen Verhältniſſen, wenn auch vielleicht die Mittel, die zur Ausfüllung dieſer Lücke dienen ſollen, ihrem Zwecke nicht entſprechen. Die Verfaſſerin klagt zunächſt darüber, daß die Tage der Zenobia und Carmenta vorbei ſeien, die Zeiten, wo die ſächſiſchen Frauen mit den Männern in der Rathsverſammlung ſaßen an den Ufern des Rheines, wo ſie den Dreifuß und das heilige Feuer hüteten und die Prieſterinnen ihres Volkes waren. Damals, klagt die Verfaſſerin, erkannte man die tiefe, ſpirituelle Einſicht der Frauen; damals war noch ein kindliches Zeitalter, wo man der Natur nahe ſtand; aber jetzt? — Nachdem die Religion reich geworden iſt, und ihre Diener zu hohen Ehren und Reichthümern erhebt, ſind die armen Frauen aus dem Heiligthume weggewieſen, und können keine andere Stelle in der Kirche bekleiden, als vielleicht die eines Almoſen-Collektors. — Nicht wahr, eine rührende Klage, und in der That, wenn die Neu-England-Damen in der ſchwarzen Kutte auf der Kanzel erſchienen, würden die Kirchen Anfangs gewiß gefüllt ſein. Doch leider müſſen ſie es bis jetzt noch mit den Gardinen-Predigten bewenden laſſen.

Auch in der Medizin, lautet die Klage weiter, gönnen die Männer den Frauen nur die unterſte Stelle als Krankenwärterinnen, und ſchließen ſie rückſichtslos von den Myſterien ihres Berufes aus. So iſt es auf den Univerſitäten, Colleges, juridiſchen Schulen und in den politiſchen Inſtitutionen. — Dies iſt die alte Klage aller Emancipationiſtinnen, aber ungewohnt iſt wohl die Bemerkung, daß die Revolution, die volle politiſche Freiheit dem Manne gab, alle bürgerliche Freiheit den Frauen entzogen habe. Wir glauben, daß wir den Unabhängigkeitskrieg von dieſer Anklage freiſprechen müſſen, denn er hat an der ſocialen Stellung der Frauen wohl direct und indirect nichts geändert; im Gegentheil, unter der Colonialverfaſſung war die Stellung der Frauen gewiß noch mehr mit Dienſtbarkeit belaſtet, wie gegenwärtig.

Nun, man wird das Thema der Frauenemancipation ſelten beſprochen finden, ohne Einſeitigkeiten, Uebertreibungen und Marotten. Einige weitere Bemerkungen über die Stellung der Frauen in Amerika ſcheinen uns dagegen richtig zu ſein. Die Verfaſſerin zürnt darüber, daß die Frauen keine individuelle Exiſtenz hätten? Kann man daſſelbe nicht von den Männern ſagen? Individualitäten, ſtarke, ſchroffe, ſelbſtſtändig ausgeprägte Individualitäten gibt es in Amerika wenig, obgleich hier das ganze bürgerliche und politiſche Leben auf Individualismus gegründet iſt. Es iſt wahr, in Amerika hat die Frau keine allgemeine Sphäre, aber der Unterſchied zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Verhältniſſen iſt wohl nicht ſo groß, als die Verfaſſerin glaubt. Abgeſehen von einzelnen Ausnahmen von den gewöhnlichen geſellſchaftlichen Zuſtänden, z. B. daß in Europa Frauen Königinnen werden und Länder regieren, iſt der Einfluß der europäiſchen Frauen auf das öffentliche Leben lange nicht ſo groß, wie in Amerika, wo große politiſche Bewegungen, wie z. B. die alte Temperenzbewegung, die Fremontbewegung des letzten Jahres, gerade durch den Eifer und die Theilnahme der Frauen bedeutend gefördert wurden. Etwas Anderes aber iſt es im geſelligen Leben; dort macht ſich wohl der Einfluß der europäiſchen Frauen mehr geltend, wie hier. Aber in dieſer Beziehung läßt ſich nichts durch das Geſetz beſtimmen; hier regiert die Sitte, und die Sitte iſt ſo weich und biegſam, daß auch Frauenhände ſie formen können. Richtig ſcheint uns auch folgende Bemerkung zu ſein, daß den Frauen in Amerika ſogar die Sorge für ihren eigenen Haushalt von den Männern abgenommen wird, daß die Männer die Dienſtboten, die Lehrer engagiren, daß ſie die Vorräthe anſchaffen, die Ausgaben regeln u. ſ. w., ſo daß den Frauen nichts Anderes übrig bleibt, als, ein koſtbarer Automat, im ſchönen Parlor und großen Hauſe zu ſitzen, um des Gatten Rang und Reichthum zu repräſentiren. — Aber, fragen wir hier, — auf wen ſoll man den größten Theil der Schuld für dieſes unnatürliche Verhältniß werfen? Wenn die Frau ſich die Herrſchaft über ihr Haus nehmen läßt, dann ſollte ſie wenigſtens nicht beanſpruchen, den Staat und die Geſellſchaft zu beherrſchen.

Die Verfaſſerin geht nun über zu ihrem eigentlichen Thema; ſie ſagt, daß die modernen Maſchinen u. ſ. w. den Frauen kaum eine andere Beſchäftigung gelaſſen hätten, als den Beruf als Lehrerinnen. Frauen ſind, heißt es hier, anerkannt die beſten Erzieherinnen und Lehrerinnen, einmal wegen ihrer genauen Bekanntſchaft mit den Kindern, dann auch wegen ihrer intuitiven Anſchauungen, wodurch ſie den Herzen der Kinder nahe ſtehen, und die moraliſche Natur derſelben zugleich mit der intellektuellen entwickeln können. Dies iſt alſo ein Beruf, in welchem die Frau die Mitbewerberin des Mannes ſein mag. Von dieſen Vorausſetzungen ausgehend, — Vorausſetzungen, deren allgemeine Richtigkeit wir nicht beſtrei-

ten wollen, erhebt die Verfaſſerin Proteſt gegen die Verſammlung der Lehrer des Staates New-York in Binghampton, welche ſich weigerten, die Mitbewerbung der Frauen auf dieſem Gebiete anzuerkennen, und deren Präſident erklärte, daß wenn weibliche Beſcheidenheit und Delikateſſe den weiblichen Mitgliedern nicht verbiete, ein Amt anzunehmen, ſo könnten ſie es thun. Damit war von vornherein eine Zurückſetzung der weiblichen Mitglieder der Verſammlung ausgedrückt. Ein weibliches Mitglied der Verſammlung ließ ſich jedoch durch dieſe zarte [?] Anſpielung des Präſidenten nicht abhalten, einige Beſchlüſſe zu beantragen, daß das weibliche Geſchlecht dieſelbe Erziehung erhalten, wie das männliche, und daß wenn eine Frau dieſelbe Arbeit verrichtet, wie ein Mann, und ſie eben ſo gut verrichtet, daß ſie dann auch dieſelbe Bezahlung erhalte. Darauf erwiderte ein Profeſſor von der Rocheſter Univerſität, — man nehme die Ausdrücke „Profeſſor", wie „Univerſität" als einen Deminutivbegriff, den dieſe Bezeichnungen in Amerika haben, — daß die Frauen nie dieſelbe Bezahlung verlangen könnten, wie die Männer, daß ſie gegenwärtig ſchon genug für ihre Arbeit entſchädigt werden, daß das Angebot größer ſei, als die Nachfrage und dergl. abſprechende Worte, welche uns zeigen, von welch niedrigem Standpunkte aus ein Theil der Amerikaner, ſelbſt ſolche, welche für Gelehrte gelten wollen und mit dem Erziehungsfache ſpeziell betraut ſind, das Volksſchulſyſtem betrachtet.

Gewiß, die Art und Weiſe, wie die weiblichen Lehrerkräfte allgemein und mit wenigen Ausnahmen in den Volksſchulen verwendet werden, paßt eben ſo wenig zu dem Reſpect, den man dem weiblichen Geſchlechte gegenüber heuchelt, als zu der Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, welche man dem Volksſchulſyſtem zu widmen vorgibt; in dieſer Beziehung haben wir längſt ähnliche Bemerkungen gemacht, wie die „lady member" in Emerſon's Magazine. Wir berufen uns auf den letzten Schulbericht in unſerer guten Stadt Buffalo, in welcher in etlichen dreißig prächtigen, palaſtähnlichen Gebäuden Unterricht ertheilt wird von 175 Lehrerinnen und 24 männlichen Lehrern. Von welch ſublimen und großartigen Anſchauungen die mit der Leitung des Unterrichtsweſens beauftragten Perſonen ausgehen, beweiſt der letzte Report unſeres Schulcommiſſioners, der die Verwendung weiblicher Lehrkräfte als ein ganz beſonderes Verdienſt und eine ganz ſpezielle Verbeſſerung betrachtet, da dadurch im Schulweſen bedeutend ökonomiſirt würde. Da wir wiſſen, daß viele unſerer Fachleute ebenſo denken, wie unſer würdiger Schulſuperintendent und jener Rocheſter Profeſſor, ſo wollen wir die Argumente derſelben angeben. Weibliche Lehrkräfte, ſo ſagen die amerikaniſchen Peſtalozzi's, ſind deßhalb billiger, als männliche, weil die Lehrerinnen das Lehrfach nicht zu ihrem Lebensberuf gewählt haben, ſondern die Schule nur als eine zeitweilige Verſorgung anſehen, bis daß ſie ſich verheirathen oder ein anderes Auskommen finden; ſie ſind nicht

beſonders dazu erzogen worden; ſie benützen die Gelegenheit, Lehrerinnen zu ſpielen in der Zwiſchenzeit zwiſchen der Schulzeit und dem verheiratheten Leben, und machen deßhalb geringere Anſprüche auf Gehalt, als Männer, welche eine ſpezielle Vorbildung zu ihrem Lehrerberuf in der Normalſchule erhalten haben, und die ihren Beruf als ihre Lebensaufgabe betrachten."

Ex ungue leonem! Die ganze Unreife und Halbheit des amerikaniſchen Urtheils liegt uns in einer ſolchen Bemerkung vor Augen. Wenn man von dieſem Standpunkte aus ein Inſtitut, wie das der amerikaniſchen Freiſchulen, betrachten hört, dann begreift man gewiß nicht mehr den Stolz und die Selbſtgenügſamkeit, mit welcher der Amerikaner auf ſein Freiſchulſyſtem zu blicken gewohnt iſt In dieſer Beziehung ſtimmen wir dem Proteſte der „lady member" vollſtändig bei. Die einfachſten nationalökonomiſchen Grundſätze ſagen uns, daß man für Schulzwecke überhaupt niemals zu viel Geld ausgeben kann, indem jeder Dollar, der für Schulzwecke ausgegeben wird, andere Ausgaben des Staats- und Communalhaushaltes erſpart, und die Arbeitskraft, alſo auch den Wohlſtand der Nationen, in geometriſcher Progreſſion vermehrt, während die Ausgaben nur in arithmetiſcher Progreſſion anſteigen. Dieſer Einwand allein genügt, um eine ſolche Auffaſſung des Schulweſens bedauernswerth zu finden.

Was nun die Qualifikation des weiblichen Geſchlechtes zum pädagogiſchen Berufe betrifft, ſo ſind wir gewiß nicht abgeneigt, dieſelbe vollſtändig anzuerkennen. Die Frauen haben die natürlichen Qualitäten, mit Kindern, namentlich mit kleinen Kindern, umzugehen, und dieſelben gewiſſermaaßen in ihrer intellektuellen und moraliſchen Entwickelung zu begleiten. Sie haben im Allgemeinen die Sinnigkeit und den Takt, der nicht in pädagogiſchen Schulen gelehrt werden kann, ſondern eine natürliche Eigenſchaft iſt, ohne welche Niemand auf dem Felde der Erziehung Reſultate erzielen wird. Ein guter Lehrer und eine gute Lehrerin wird ebenſo gut geboren, wie erzogen. Aber die Erziehung muß zu den natürlichen Qualitäten hinzutreten. Die Pädagogik iſt eine Wiſſenſchaft und eine Kunſt, ſo poſitiv, ſo beſtimmt, ſo regelmäßig, ſo ſtreng regelmäßig, daß man durch die geringſte Launenhaftigkeit und Willkühr den ganzen Begriff und Zweck der Erziehung verfehlen würde. Dieſes Syſtematiſche, Planmäßige in der Erziehung muß ſchon in den erſten Anfängen derſelben hervortreten; herrſcht im Anfange derſelben nur die geringſte Launenhaftigkeit, ſo iſt der ganze Erziehungsplan verfehlt. Um aber gerade dieſe Planmäßigkeit und Conſequenz in die Erziehung hineinzubringen, dazu iſt Erfahrung, Kenntniß des Berufs, Reife des Urtheils, und die vollſtändige Abweſenheit von perſönlichen Affekten und Affektionen noth-

wendig. Dieſe Eigenſchaften können wir aber nicht bei dem größten Theile unſeres gegenwärtigen weiblichen Lehrerinnen-Perſonales vorausſetzen; halb Kinder, halb Frauen werden dieſe Perſonen in den ſeltenſten Fällen nur eine Ahnung von der Größe und Wichtigkeit ihres Berufes haben, und wenn ſie auch dieſe Ahnung haben ſollten, ſo wird ihnen die Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, der Gleichmuth der Seele, und die Erfahrung, mit Kindern umzugehen, fehlen. Jeder praktiſche Schulmann wird dieſe unſere Behauptung beſtätigen.

Indem das Geſetz ſagt, daß Lehrer und Lehrerinnen in loco parentis ſeien, d. i. Elternſtelle vertreten, und Elternrechte über die Kinder haben ſollen, deutete es den Umfang der Pflichten an, den jede einzelne Lehrkraft auszufüllen hat. Mit dieſer geſetzlichen Beſtimmung iſt es vollſtändig unvereinbar, junge, halbwüchſige Frauenzimmer, deren Aufmerkſamkeit vor der Hand auf ganz andere Dinge gerichtet iſt, als auf Kindererziehung, mit dieſen umfaſſenden Pflichten und Rechten zu betrauen.

Ueberhaupt iſt es eine Beleidigung gegen einen der wichtigſten Berufe der Menſchheit, wenn man denſelben nur als eine vorübergehende Nebenbeſchäftigung „für halben Preis" anſieht. Und um ſo unverſtändlicher und unverſtändiger iſt ein ſolches Benehmen in Amerika, da ja hier das Volksſchulweſen ein Pfeiler und Eckſtein der republikaniſchen Inſtitutionen iſt, und ſich ganz anderer Gunſt und Unterſtützung erfreuen müßte, als in Europa. In Europa iſt allerdings auch ein großer Theil des Volks-Unterrichts in den Händen des weiblichen Geſchlechtes, aber einmal wirken die Frauen nur ſekundär auf den Volksunterricht ein, und das Verhältniß der weiblichen Lehrkräfte zu den männlichen iſt nicht ſo exorbitant, als in Amerika; zweitens macht der Staat an die weiblichen Lehrkräfte und an ihre Vorbildung ganz dieſelben Anſprüche, wie an männliche Lehrer, aber erfüllt auch ebenſo gut ſeine Pflichten gegen Lehrerinnen, wie gegen Lehrer.

Gerade die Selbſtüberſchätzung, mit welcher der Amerikaner ſein Freiſchulſyſtem zu betrachten gewöhnt iſt, fordert die ſchärfſte Kritik der Fehler und Mängel deſſelben heraus. Man glaubt allgemein ein vortreffliches Schulſyſtem zu haben, und man hat nichts, wie ein lückenhaftes, unvollendetes Gebäude, das durch und durch von echt amerikaniſchem Humbug durchwebt iſt. Nur die Anlage iſt groß und gut; die Ausführung leidet an allen Gebrechen, an denen überhaupt die unreifen Verhältniſſe Amerika's nur leiden können. Die Verfaſſerin des beregten Artikels hebt eine von dieſen Lücken und Gebrechen hervor, — aber von dem einſeitigen Standpunkte der Frauen-Emancipation aus, wie man ſie in Amerika auffaßt; wir glauben, daß die Frauenemancipation nur eine ſehr

untergeordnete Seite der ganzen Frage iſt, und daß die Kritik das ganze Schulſyſtem in ſeiner Unreife und Halbheit treffen muß. Es fehlt dem amerikaniſchen Schulſyſtem die Baſis und die Spitze; es fehlt ihm die breite, populäre Grundlage, welche nur vermittelſt eines vernünftigen Schulzwanggeſetzes erlangt werden kann, welches die Conkurrenz mit den Sektenſchulen beſeitigt, und es fehlt der höhere Ausbau der Normalſchulen, Mittelſchulen und Univerſitäten. Mit einzelnen Reformvorſchlägen, wie der beregte Artikel ſie verlangt, iſt es daher nicht gethan; das ganze Syſtem muß umgearbeitet werden, und namentlich muß man bei dieſer Reform von allen confeſſionellen Einflüſſen abſehen.

Wir können dieſes Thema von der Reorganiſation des Schulweſens nicht vorübergehen laſſen, ohne immer und immer wieder auf einen längſt gemachten Vorſchlag zurückzukommen, nämlich, ſich an die pädagogiſchen Erfahrungen und Leiſtungen Deutſchlands zu wenden, und die rationelle Syſtematik des dortigen Schulſyſtemes hierher zu importiren. Wie lange wird es dauern, daß man einem Dieſterweg und andern Schülern des Peſtalozzi einen Wirkungskreis in Amerika eröffnet, der den Amerikanern das Geheimniß einer rationellen Volkserziehung eröffnet, zu welcher ſich alle materiellen, nicht aber die intellektuellen Mittel vorfinden?

Von gelehrten Schulen in Großbritannien.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

„So aufrichtig wir auch Deutſchlands Einrichtungen für gelehrte und wiſſenſchaftliche Bildung bewundern, ſo ſehr wir auch ein Volk lieben, deſſen wahrer Beruf das Forſchen nach abſtracter Wahrheit zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch unmöglich, daß die politiſchen Reſultate, welche ſein intellectuelles und moraliſches Leben in den letzten vier Jahren hervorgebracht hat, uns nicht wenigſtens für jetzt mit Vorurtheil erfüllen ſollten, ſelbſt gegen diejenige Seite ſeiner Thätigkeit, der wir ſo viel ſchuldig ſind.“ So ſpricht ein Edinburger, James Lorimer, in einer Schrift über die Reform der ſchottiſchen Univerſitäten. Das Forſchen nach abſtracter Wahrheit wäre alſo der wahre Beruf der Deutſchen; es iſt ſehr gütig von den Herren Engländern, uns wenigſtens das blaue Ideenreich zu überlaſſen, während

ſie mit den Schätzen dieſer Welt ſchon allein denken fertig zu werden. Was es aber mit jener Anklage der politiſchen Reſultate in Deutſchland auf ſich hat, ſagt uns die Vertheidigung eines andern Edinburger Profeſſors, Blackie, der ebenfalls über die Beſſerung der ſchottiſchen Univerſitäten ſchreibt. „Sonderbar iſt die Meinung, welche ich oft ausſprechen hörte, daß, weil das preußiſche Volk in der gegenwärtigen Kriſis des europäiſchen Gleichgewichts ein unglückliches, politiſches Syſtem befolgt, darum auch die preußiſchen Schulen von keinem Nutzen ſeien, und wir nichts Gutes von ihnen lernen können. Der politiſche Charakter eines Volkes wird nicht durch ſeine Schulen gebildet, ſondern umgekehrt, ſeine Schulen ſtehen unter dem Einfluß ſeines politiſchen Syſtems. Das gute Schulweſen Preußens hat ſo wenig mit der gegenwärtigen verkehrten Verbindung dieſes Landes mit dem Czar zu thun, als unſer ſchlechtes Schulweſen mit den ruhmreichen Siegen an der Alma und bei Inkjerman.“ Die Engländer können es den Deutſchen nicht vergeben, daß dieſe nicht gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machten gegen Rußland. „Was hilft alles Wiſſen und Studiren — ſagen ſie — wenn nicht einmal ſo viel dabei herauskommt, daß ein Volk ſich im rechten Moment am Kreuzzug gegen einen Feind betheiligt, welcher der Feind der Civiliſation, noch mehr, dieſes Volkes gefährlichſter Feind iſt!“ Hören wir die Anſicht eines dritten Edinburger Profeſſors, Kelland, der in einer Rede gegen den eben genannten Advokaten der deutſchen Bildung folgendermaßen zu Felde zieht: „Bei uns feſſeln die Wiſſenſchaften, die in unmittelbarer Verbindung zum Leben ſtehen, ihre Anhänger an's Studirzimmer oder an's Laboratorium; für die Deutſchen haben die unterirdiſchen Gewölbe einer todten Sprache oder die krummen moosbewachſenen Alleen geſchichtlicher Streitfragen, — Studien, die oft ſo öde und todt ſind, wie der Schatten eines Upasbaumes, — unaufhörliche Reize. Es liegt Etwas in den ſocialen Verhältniſſen der Deutſchen, was zu der Stellung, die ſie im Gebiet der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft einnehmen, recht wohl paßt, indem es ein Leben, das einem unſcheinbaren, unpopulären, ich hätte faſt geſagt, unnützen Studium gewidmet iſt, zu einer Möglichkeit, ja zu einer Wahrſcheinlichkeit macht, die bei uns nicht exiſtirt.“ Wir unſererſeits möchten den gelehrten Schotten bitten, ſich nur einen Augenblick vorzuſtellen, wie es denn um Wiſſenſchaft und Induſtrie der gebildeten Völker ausſehen würde, wenn auch nur in den letzten hundert Jahren die Geiſtesarbeit der Deutſchen brach gelegen hätte, dieſe machtvolle, tiefe, unendliche Geiſtesarbeit Deutſchlands, deren Reſultate das menſchliche Wiſſen und Können bereichert und befruchtet auf allen Gebieten. Jedoch, wir merkten ſchon, der Edinburger übertrieb die Schattenſeiten der wiſſenſchaftlichen Thätigkeiten Deutſchlands, um ſeine Landsleute darüber zu tröſten, daß ſie in

Wiſſenſchaften weit hinter den Deutſchen zurück bleiben. Die Trauben ſind ſauer, denn ſie hängen zu hoch.

Wir entnahmen die obigen Citate aus den Mittheilungen, welche ein deutſcher Schulmann, Dr. Voigt, „über das Unterrichtsweſen Englands und Schottlands" ſo eben veröffentlicht hat. Dieſe Schrift läßt uns freilich ſchmerzlich die geſchmackvolle und praktiſche Klarheit vermiſſen, mit welcher engliſche Schriftſteller, ſelbſt wenn ſie grundgelehrte Leute ſind, ihren Leſern ſolche Gegenſtände vortragen. Wohl aber gibt der Verfaſſer eine Menge richtiger Urtheile und intereſſanter Einzelheiten über das britiſche Schulweſen, welche an Ort und Stelle fleißig und mit guter Beobachtungsgabe geſammelt ſind. Nichts kann wahrer ſein, als wenn der Verfaſſer obenan die Behauptung ſtellt: „daß dem Britten, oder wenigſtens dem Schotten, ein Betreiben der Wiſſenſchaft um der Wiſſenſchaft ſelbſt willen im Allgemeinen als Lächerlichkeit erſcheint." Die Engländer ſind auch in wiſſenſchaftlichen Dingen offenherzig realiſtiſch; dem regulären Engländer iſt die Wiſſenſchaft eine Induſtrie wie alles Andere, und er fragt zunächſt, wie viel Pfund Sterling Einer mit ſeiner Wiſſenſchaft macht. Iſt dieſe Frage beantwortet, ſo kommt die zweite: was das Land dadurch an Wohlſtand und Macht gewinne? Die dritte Realität von der Wiſſenſchaft iſt dann die Unterhaltung und das Vergnügen, das ſie ihrem Inhaber gewährt; allein das iſt Geſchmackſache; der eine Gentleman jagt Füchſe, der andere lieſt gelehrte Bücher. Gewiß gibt es auch in England nicht wenige Männer, welche die Wiſſenſchaft treiben, damit ſie ihnen die tiefe Harmonie des Weltalls aufſchließe, und ihren Geiſt mit jenem köſtlichen Hochgefühl und mit jener demüthigen Erkenntniß des ewigen göttlichen Waltens erfülle, welche nur der Weiſe kennt. Ja es gibt vielleicht in England verhältnißmäßig mehr, als in andern Ländern, ſolche ächte Gentlemen, welche in der Wiſſenſchaft nicht ihren Beruf, ſondern nur eine Quelle des reinſten Vergnügens und die heilſamſten Mittel ſuchen, Geiſt und Herz zu veredeln. Wenn es ſich aber um die Maſſe der Gebildeten in England handelt, darum, wie ſie wiſſenſchaftliche Dinge betrachten, ſo hat man es mit ſehr vieler Bornirtheit zu thun.

Die Folge dieſer nationalen Anſchauungsweiſe iſt dann auch geweſen, daß England gegenwärtig in wiſſenſchaftlicher Geltung und Production tief unter Deutſchland, ſelbſt weit unter den Franzoſen, ſteht. Nehmen wir die zwar berühmten Chemiker, Phyſiker und Geologen und einen oder andern großen praktiſchen Arzt aus, ſo iſt es wirklich erſtaunlich, wie wenige wiſſenſchaftliche Größen England zur Zeit aufſtellt. Grote hat die Reſultate der deutſchen Wiſſenſchaft mit dem Geiſt und praktiſchen Blick eines

engliſchen Staatsmannes verarbeitet; Macaulay verdankt keinen geringen Theil ſeines Ruhms jener reizvollen Kunſt der Genremalerei, durch welche er ſeinen geſchichtlichen Gemälden ſo viel Leben und Tiefe gibt; W. Hamilton, einen reichen und fruchtbaren Geiſt wird man ſchwerlich den europäiſchen Heroen der Wiſſenſchaft zur Seite ſtellen, und den hiſtoriſchen Rhetor Carlyle wird man keinen großen Wiſſenſchaftsmann nennen. Der oben genannte Blackie ſchreibt: „Die gelehrte und wiſſenſchaftliche Bildung befindet ſich auf den ſchottiſchen Univerſitäten in der allertiefſten Ebbe. Fragt man in Berlin, München oder Bonn nach irgend welchem berühmten Namen ſchottiſcher Profeſſoren, die in ausgezeichneter Weiſe Antheil genommen haben an der Förderung der Zweige akademiſcher Gelehrſamkeit, auf welche die Univerſitäten des Continentes mit Recht ſtolz ſind, ſo fürchte ich, man erhält als Antwort entweder gar nichts, oder eine Aeußerung, die durch dünne und ſpärliche Zuwägung von Lob einer Verdammung gleich kommt. In jedem Fach, worin die Gelehrſamkeit das Material ſchaffen muß, worüber die Philoſophie zu ſpeculiren hat, iſt unſere akademiſche Reputation gleich Null. Auf ſämmtlichen Feldern der Geſchichte, Philologie und Alterthumswiſſenſchaft hat Schottland mit ſeinen fünf Univerſitäten nicht nur kein klaſſiſches Werk hervorgebracht, ſondern überhaupt kein Werk irgend welcher Art, nicht einmal eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen, wie ſie die ſelbſt unfruchtbare engliſche Gelehrſamkeit zu liefern pflegt. In der Kirchengeſchichte haben wir, ich muß es ſagen, nichts; jedermann lieſt Neander, und Neander iſt ein Deutſcher. In der Dogmengeſchichte muß uns ebenfalls das neologiſche Deutſchland unterweiſen. Welche Namen haben wir in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften? Wer ſind die Männer, welche Savigny auch nur geleſen haben, oder die Luſt hätten, etwas für eine Ueberſetzung ſeiner Werke zu zahlen? Wer in unſerer mediciniſchen Facultät, ſo berühmt ſie auch mit vollem Recht iſt, kennt oder erklärt den Hippokrates? Die höchſten Ehren, welche die mediziniſche Facultät in Edinburg verleihen kann, können ohne die geringſte Kenntniß des Griechiſchen erlangt werden. Ich könnte noch eine Stunde lang fortfahren mit dem Bettelbericht von den leeren Buchſen, mit denen die übrigen Bretter verſehen ſind." Der ſchottiſche Profeſſor nimmt zwar in dieſen Anklagen nach der Weiſe der Redner ſeines Landes den Mund etwas voll, aber den Bettelbericht von den leeren Büchſen könnten in den meiſten Fächern auch die engliſchen Univerſitäten unterſchreiben.

Die Literatur und Wiſſenſchaft iſt in Großbritannien offenbar in raſchem Sinken begriffen. England hatte ſeine großen Dichter und Geſchichtſchreiber, Gelehrte und Naturforſcher in den beiden vorigen Jahrhunderten; in der Gegenwart wird es verhältnißmäßig arm und ärmer daran. Die Folgen dieſer wiſſenſchaftlichen Ebbe zeigen ſich auch auf dem prakti-

ſchen Gebiete. Die engliſchen Juriſten ſtudiren nichts Anderes, als was die augenblickliche Praxis der Gerichtshöfe erfordert; was darüber hinausliegt, gilt als reine Geld- und Zeitverſchwendung. Die engliſche Jurisprudenz entwickelt ſich nicht mehr nach eigenem Kern und Weſen, ſie nimmt auch vom Auslande wenige befruchtende Keime auf, und begnügt ſich, die Prozeßformen des Auslandes nachzuahmen. Bei den Aerzten nimmt die Neigung ab, Univerſitäten zu beſuchen: die Charlatanerie hat dafür ein um ſo offeneres Feld. Die Theologen begnügen ſich mit der Bibel, einer Predigtſammlung und einigen Tractaten: kein Wunder, wenn die Uebertritte zur katholiſchen Kirche oder zur Methodiſtengemeinde ſich vermehren. Doch all dergleichen bedenkt der gewöhnliche Engländer nicht; empfindlicher war ihm folgende Wahrnehmung. „Woher kam es — fragte ein Redner in einer Verſammlung zu London — daß in der großen Welt-Ausſtellung zu London Frankreich den erſten, Deutſchland den zweiten, England erſt den dritten Preis erhielt? Es kam daher, daß wir wie in in allgemeiner Bildung, ſo im Beſondern in der Kenntniß der Naturwiſſenſchaften, die für die Entwicklung der Induſtrie von ſo großer Wichtigkeit, hinter beiden Ländern zurück ſind. In Religioſität ſtehen wir über denſelben, aber unſere materielle Bluthe verdanken wir nur unſerer herrlichen Lage [doch wohl auch andern guten Eigenſchaften]. Als vor einigen Jahren die auſtraliſchen Behörden um die Zuſendung eines Mineralogen nachſuchten, waren wir genöthigt, einen Deutſchen zu ſchicken.“

Es iſt ſchon öfter die Bemerkung gemacht, daß es mit dem Nachwuchs der großen brittiſchen Staatsmänner etwas bedenklich ausſehe, auch Voigt ſagt: „Wenn man in den letzten zehn Jahren die Schwächlichkeit in den politiſchen Erſcheinungen, die Unentſchiedenheit in den Miniſterien, die Hingabe an das momentan Nützliche, auch mit Verletzung alter Traditionen, in Anſchlag bringt, ſo ſcheint ſogar die Größe im Erlöſchen, die lange als die Großbritannien vorzugsweiſe eigenthümliche gegolten hat, die nämlich der Auffaſſung und Behandlung öffentlicher Verhältniſſe. Das Mechaniſche tritt auch da immer mehr an die Stelle des Organiſchen, und die enge Verbindung mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche wäre nicht möglich geweſen ohne eine gewiſſe Bewunderung ſeines nicht erſt werdenden, ſondern ſchon vollendeten ſtraffen Mechanismus.“

Bei allen Mängeln der gelehrten Schulen in England, unter welchen das blos mechaniſche Lernen des wenigen, was gelernt iſt, auf vielen Schulen einer der ſchlimmſten Mängel iſt, finden ſich jedoch auch nationale Vorzüge, welche wohl Beachtung verdienen. Da iſt zuerſt die ſtetige und unaufhörliche Abwechſelung der Geiſtesgymnaſtik mit körperlichen Spielen und Uebungen: das ſtärkt die Geſundheit, die Kraft und Klarheit des Geiſtes. Eine vortreffliche Schule ferner, welche durch nichts anderes zu erſetzen iſt, die Menge der öffentlichen Vorträge und Privatvereine, in

welchen die Schüler das Gelernte mit einander durchſprechen, und in eigenen Gedanken und Worten vor Zuhörern wiedergeben. Wenn der Engländer nicht ſo vieles ſtudirt, als der Deutſche, ſo ſucht er dafür frühzeitig in die Gewohnheit zu kommen, aus dem Gelernten ſeine eigenen Reſultate zu ziehen. Unerreichbar ſcheint häufig ſelbſt dem ſtrebenden jungen Engländer die deutſche Univerſalität des Wiſſens; gewiß hält er ſich aber fern von dem oberflächlichen encyklopädiſchen Wiſſen. Es iſt eine altengliſche Anſicht: wer auch nur in einem einzigen Fach auf den Grund gehe, der ſei viel mehr werth, als der glänzendſte Vielwiſſer; von dem erſtern ſei auch in der öffentlichen Verwaltung eher Talent und Nutzen zu erwarten, als von demjenigen, der blos vielſeitige geiſtige Reizbarkeit, jedoch noch auf keiner Stelle geiſtige Kraft bewieſen.

Intereſſant ſind in dieſer Beziehung die Grundſätze, welche bei der großen Jahresprüfung für die künftigen Beamten der oſtindiſchen Compagnie befolgt werden. Vor einigen Jahren mußte die oſtindiſche Compagnie ihr bisheriges Syſtem, nach welchem ſie jungen Leuten bloß nach Gunſt und Willkür eine Laufbahn eröffnete, fallen laſſen, und einen allgemeinen Concurs für die Beamtenſtellen ausſchreiben. Eine Regierungscommiſſion von fünf Männern, unter denen auch Macaulay, arbeitete vor anderthalb Jahren die Statuten für das Examen aus. Jeder junge Mann zwiſchen dem 18. und 23ſten Jahr kann ſich melden, und ganz nach ſeiner Neigung in denjenigen Fächern ſich examiniren laſſen, in denen er ſich am ſtärkſten glaubt. Jedes Fach hat ſeinen beſtimmten Tarwerth, in der Weiſe daß, wenn engliſche Sprache, Literatur und Geſchichte als 1|1 genommen wird, dann Mathematik 2|3 werth iſt, Sprache, Literatur und Geſchichte im Lateiniſchen 1|2, im Griechiſchen 1|2, Naturwiſſenſchaften insgeſammt 1|3, Philoſophie 1|3, Sprache, Literatur und Geſchichte im Deutſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Sanskrit und Arabiſchen jedes 1|4. In jedem Fach ſind die einzelnen Kenntniſſe und Fertigkeiten, z. B. die Kunſt lateiniſche oder griechiſche Verſe zu machen, beſonders eingeſchätzt. Von den paar hundert Concurrenten werden nun iedesmal diejenigen zwanzig als Candidaten für die Beamtenſtellen genommen, welche von der Geſammtſumme der Tarwerthe aller Fächer möglichſt viel für ſich herausgearbeitet haben, gleichviel, ob ſie in einem Fach den vollen Schätzungspreis erreichen, oder in zwei oder drei Fächern die Hälfte oder weniger. Um die Leiſtungen abzuwägen, ſind für jede, z. B. für den beſten Aufſatz im Engliſchen, für das beſte Gedicht im Lateiniſchen, für die beſte Erklärung einer Vedas- oder Koranſtelle — eine Anzahl Marken feſtgeſetzt. Wer für ſeine Kenntniſſe die meiſten Marken einlöſt, kommt unter die geehrten Zwanzig, deren Name in allen Zeitungen erſchallt, gleichviel ob die nöthige Markenſumme in der Mathematik und den alten Sprachen, oder im

Engliſchen und in neuern Sprachen, oder in den Naturwiſſenſchaften und dem Sanskrit erobert iſt.

Wir lachen über dieſe ächt engliſche Pfund- und Ellenrechnung in wiſſenſchaftlichen Dingen — aber das maßgebende Princip für die Abwägung der geiſtigen Kräfte der Examinanden iſt unzweifelhaft richtig. Das Commiſſionsgutachten ſagt: „Ein ausgezeichneter Mathematiker wird oft ein ſchlechter Grieche, und ein vorzüglicher Grieche ein Stümper im Franzöſiſchen und Italieniſchen ſein. Nichts kann unſern Wünſchen ferner liegen, als Preiſe in Ausſicht zu ſtellen für Kenntniſſe von weiter Oberfläche und geringer Tiefe. Wir ſind der Meinung, daß man von einem Candidaten durchaus nichts halten ſoll, der in einem Fach ſich examiniren läßt, worin ſein Wiſſen höchſt oberflächlich und fragmentariſch iſt. Tiefe und genaue Bekanntſchaft mit einer einzigen Sprache muß mehr gelten, als ſchlechte Ueberſetzungen und Aufſätze in ſechs Sprachen. Ein einziges Blatt, welches eine vollkommene Kenntniß der Principien der Differentialrechnung an den Tag legt, muß mehr werth ſein, als zwanzig oberflächliche und mangelhafte Antworten auf Fragen aus der Chemie, Botanik, Mineralogie, Metaphyſik, Logik, engliſchen Geſchichte."

Man wundert ſich vielleicht, weßhalb auf die Anfertigung griechiſcher oder lateiniſcher Verſe ſo viel Gewicht gelegt iſt. Die Commiſſion erwiedert mit ächter Menſchenkenntniß: dieſe Geſchicklichkeit habe zwar keinen directen Zuſammenhang mit der Thätigkeit eines Richters oder Finanzmannes in Indien; jenes Versmachen werde indeſſen in den großen akademiſchen Anſtalten Englands einmal als Hauptſache getrieben, und man könne nicht zweifeln, daß der Jüngling, der am beſten ausführe, was die fähigſten und ehrliebendſten Junglinge um ihn gut auszuführen ſuchen, in der Regel ein hervorragender Mann werde. Kurz, aus allem dem leuchtet die alte Erfahrung hervor: das Können iſt mehr, als das Wiſſen. Wie nimmt ſich gegen dieß engliſche Princip die Behutſamkeit jenes juriſtiſchen Examinationshofes in einem großen deutſchen Staat aus, bei welchem ein Examinand durchfiel, der durch die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und die Schärfe und Raſchheit ſeines Urtheils im Civilrecht ſeine Miteraminanden in Erſtaunen ſetzte, auf eine rechtsgeſchichtliche Frage aus dem Lehenrecht aber antwortete: er habe ſich nicht ſo genau damit beſchäftigt, weil das Lehnrecht größtentheils ja doch obſolet ſey?

Aus den Papieren eines Miſanthropen.

I.

„Nur kein Miſanthrop werden", ſchriebſt du mir neulich. Das war ein Wort ebenſo gefährlich, wie der Ruf, mit dem man den Nachtwandler auf ſeiner gefährlichen Wanderung unterbricht. Man geht den Weg fort, ohne daß man weiß, wohin man kommt; die Gewohnheit zieht uns immer mehr hinunter und hinunter, ohne daß wir es wiſſen; das Grau des Lebens wird zum tiefſten Schwarz, aber unſere Augen gewöhnen ſich an die ſteigende Finſterniß, bis auf einmal eine unglückliche Selbſterkenntniß über uns kommt, und uns die ganze traurige Wirklichkeit in uns und um uns zum Bewußtſein bringt. Da ſchwinden denn die letzten Illuſionen, und ſelbſt die Hoffnungen der Vergangenheit werden zum Vorwurf und zum quälenden Stachel. Man ſieht in den alten Kirchen Deutſchlands Gemälde, Märtyrerbilder, von Goldgrund umgeben; dies iſt ein Symbol, das auch heute noch ſeine Bedeutung hat. Auf dem goldenen Grunde der Hoffnungen und Erwartungen, die uns bei dem Eintritt in die Welt begleiteten, taucht ein gequältes, zermartertes Bild auf, das ſich ſeiner eigenen Leiden ſchämen muß. Es iſt die alte Geſchichte; je mehr Hoffnungen man auf das Leben ſetzt, deſto bitterer wird man enttäuſcht; je höher die Leidenſchaften fliegen, deſto tiefer greifen die Beleidigungen, die man ertragen muß; je mehr Anſprüche man an ſich ſelbſt macht, deſto mehr Mißtrauen bekommt man gegen ſich. Was braucht man auch zwiſchen Höhe und Tiefe, zwiſchen Himmel und Hölle ſich herumzutummeln? Beſſer iſt es, den breiten graden Weg der moraliſchen Gleichgültigkeit, der Gewohnheit und des Egoismus zu gehen; man kommt in derſelben Zeit zum Ziele, zu dem alten Salomoniſchen Worte: „Es iſt Alles eitel". Die Summe der menſchlichen Glückſeligkeit iſt doch bei jedem Menſchen dieſelbe; mit der Fähigkeit zu genießen, wächſt der Schmerz, zu entbehren, und die Befriedigung der Leidenſchaften iſt der Tod derſelben. Aber was iſt zu machen? Alle Einſicht in das nothwendige Wechſelverhältniß zwiſchen Hoffnungen und Täuſchungen, zwiſchen den Triumphen der Leidenſchaften und den Niederlagen derſelben, können das moraliſche Sein nicht auf das ordinäre Niveau herabbringen, auf dem wir mit uns zufrieden ſind, weil wir keine Anſprüche an uns machen. Jedem Menſchen geht es am Ende ſo, wie jenem Sancho Panſa, der ſich tröſtete: „Ich bin nun einmal ſo", und wenn wir auch einſehen, daß wir bei dem Schiffbruch des Glückes drei Viertel unſerer Eigenſchaften und Leidenſchaften über Bord werfen müßten, um uns zu retten, ſo gehen wir lieber zu Grunde, als uns der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Man erzählt, daß die alten Philoſophen ihrer Philoſophie gemäß gelebt hätten; der modernen Philoſophie

kann man einen ſolchen Einfluß nicht nachrühmen; im Gegentheil, durch die Einſicht in die unerbittliche Nothwendigkeit des Geſchehenden vermehrt ſie nur die Unruhe des Gemüthes bis zur vollſtändigen Verzweiflung. Es wäre ein intereſſantes Kapital, zu unterſuchen, warum die Philoſophie heutiger Zeit die Wirkung auf das Gemüth und den Charakter der Menſchen nicht mehr in dem Maaße hervorbringt, wie im Alterthum, welches uns in dem Tode des Socrates, des Cato von Utica u. ſ. w. die erhabenſten Bilder menſchlicher Geiſtesgröße zeigt. Aber grade eine ſolche Vergleichung zeigt uns wieder das ganze Miſere des heutigen Lebens in abſchreckender Deutlichkeit, und anſtatt, daß wir den trüben Gedanken der Gegenwart entfliehen, drängen ſie ſich dichter und dichter um uns her, ſo daß wir die Augen ſchließen müſſen.

II.

Ich war an den Fällen des Niagara und hatte mir einen recht trüben, ſtürmiſchen Novembertag ausgeſucht. Das paßte ſo recht zu meiner Stimmung. Der Novemberwind ſchüttelte die letzten Blätter von den Bäumen, und die Aeſte der alten Eichen und Buchen knarrten und ächzten vor Zorn darüber. Der Fall ſtürzte herunter, wie immer, aber die Staubwolken flogen unſtät hin und her, vom Winde gepeitſcht; kein blauer Himmel gab den Fluthen ihre ſonſt ſo prachtvolle Farbe, und kein Regenbogen zeigte uns das ſtrahlende Symbol des Friedens. Die Inſel war leer, wie ein Urwald des fernſten Weſtens; die weißen Gewänder ſchlüpften nicht mehr durch den Buſch; die Lieder der Vögel ſchwiegen, und nur der Wind ſang ſein einförmiges Lied. Es macht Heimweh, den Fall ſo zu ſehen. Wir dachten an den Frühling und an den Sommer, an jene prachtvollen Mondſcheinnächte voll Shakespeare'ſcher Poeſie, wenn der Vollmond ſeinen geiſterhaften Bogen um die Fälle zog, und verſtohlen durch das dichte Laubdach der Inſel hinunterblickte, einen kleinen Roman zu belauſchen. Und wenn dann der Morgen kam, in ſeiner glänzenden Pracht; wenn der Wald prangte im friſcheſten Grün, und die Stromſchnellen ſchäumten in wildem, jugendlichem Uebermuth, wenn eine duftige Bläue ſich über das Thal legte, wie ein magiſcher Schleier, daß man mehr errathen, wie ſehen konnte: dann glaubte man oft wirklich, daß es noch möglich ſei, glücklich zu ſein, und die Welt ſchien ein phantaſtiſches Mährchen. Wir dachten an Oberon und Titania, an die Elfen und Nixen vom Rolandbogen und Nonnenwerth, und an jene tauſend Sagen, die uns an den Ufern des Rheines vorüber ſchweben. Aber wo iſt die Poeſie der Fälle? Wer findet die tauſend Lieder und Sagen, die in dieſem Waldesdunkel noch verborgen ſind? Der Genius des Dichters hat noch nicht dieſe wunderbare Scene belebt, und kein Kranz großer Erinnerungen ſchwebt über dem Eiland,

das die alten Griechen gewiß der liebſten ihrer Göttinnen gewidmet haben würden. Wir leben eben in Amerika, und das kann man ſelbſt bei dem Donner des Niagara nicht vergeſſen. Wie oft iſt uns auf unſeren Wanderungen am Falle die Ode Klopſtocks eingefallen:

„Schön iſt Mutter Natur
Deiner Erfindung Pracht,
Schöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Es iſt in der That unerträglich, in dieſen Naturſchönheiten zu ſchwelgen, ohne irgend einen Menſchen bei ſich zu haben, in dem man das Echo ſeines Entzückens findet. Das iſt eben wieder der Fluch, der alle Genüſſe in Amerika verfolgt. Es fehlt an Menſchen; es fehlt an Seelen, die den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denken können; es fehlt ſowohl an der einfachen, innigen, unmittelbaren Naturempfindung, welche ohne Reflexion genießt und glücklich iſt, wie an jenem künſtleriſchen Geſchmack und Gefühl, welches fähig iſt, ſolche großartige Naturſcenen zu beherrſchen, ſtatt ſich dadurch verwirren zu laſſen. Nirgends fühlt man den Mangel an Menſchen, an großen Erinnerungen und Gedanken ſo ſehr, wie gerade vor dieſen geweihten Scenen der Natur, die eben nur dann uns befriedigen, wenn der Gedanke des Menſchen ihren Zauber erſchloſſen hat und alle ihre Schönheiten begreift. Denn der denkende Menſchengeiſt iſt doch allein die Poeſie der Natur.

Ja, die Poeſie der Natur iſt oft ein heiteres Drama voll der gefälligſten Scenen und Melodien, oft aber auch eine Tragödie, die alle Launen und Leiden des Lebens wiederſpiegelt. Sieh im November die Fälle an, wo iſt das Schauſpiel, das im Frühjahr und Sommer dich entzückte? Im rauhen Novemberwind erſchreckt dich dieſe wilde, unwirthbare Landſchaft, welche alle Leidenſchaften, Härten und Rauhheiten der Zeit angenommen zu haben ſcheint. Da, wo früher die ſchönſte, erhabenſte Ruhe und Klarheit waltete, und du am Rande des Abgrundes noch Blumen pflücken konnteſt, wo die lieblichſte Anmuth der Natur die Schrecken derſelben verhüllte: da ſiehſt du jetzt ein wildes rauhes Bild, ſturmgepeitſchte Wogen und Wolken, die dir das Bild deines eigenen Lebens zeigen. Wenn du ſo ſiehſt, wie die große, mächtige Natur aus ihrer Rolle fällt, und ihre Klarheit und Ruhe mit den ungeſtümſten Leidenſchaften vertauſcht, wie die ganze Färbung und der ganze Ton des Bildes wie mit einem Schlage verändert wird: gleichwie man mit einem Pinſelſtriche aus dem lachenden ein weinendes Kind machen kann: dann wirſt du auch dem Menſchen ſeine Novemberlaunen nicht übel nehmen, und auch die trüben Tage zu

den guten hinnehmen. Iſt doch das, was dich heute ärgert, früher der Gegenſtand der Freude und des Dankes geweſen, und ein lichter Sonnenſtrahl kann dem ganzen Bilde wieder eine andere Färbung geben.

III.

Das geſellige Leben unter den Deutſchen in Amerika iſt ein Thema, mit dem man ſich beſonders im Winter beſchäftigen muß. Wenn man die Zeitungen durchſieht mit ihrer Menge von Ball- und anderen Vergnügungs-Anzeigen, ſo ſollte man glauben, daß man nur unter den auserleſenſten Unterhaltungsmitteln zu wählen habe. Aber bei näherem Nachſehen findet man, daß dieſe Vergnügungen an den ordinärſten Geſchmack appelliren und denſelben nicht einmal befriedigen. Bei keiner Gelegenheit kann man ſo deutlich ſehen, wie das deutſche Element in Amerika verfällt, als in geſelliger Beziehung. Die ſocialen Eigenſchaften, die den Deutſchen in Deutſchland ſo auszeichnen, ſchleißen hier ab und verrotten in der alltäglichſten Geſchäftsthätigkeit, und die Anſätze zum Vergnügen ſind der gewöhnlichſten Art. Die meiſten Geſellſchaften haben kein anderes Mittel, ſich zu unterhalten, als die Beine, und man kann kaum eine deutſche Geſellſchaft zuſammenbringen, ohne an den Tanz und ſelbſtverſtändlich an das Bier zu appelliren.

Das Theater „zieht" nicht, wenn nicht dabei getanzt wird; und der größte Theil der deutſchen Vereine, welche ſich mit den verſchiedenſte Namen brüſten", beſchäftigt ſich mit nichts, als dem ordinärſten Kirmeßvergnügen. Neulich haben wir einmal einem ſolchen Balle beiwohnen müſſen, und aus Rache darüber ſchreiben wir dieſen Artikel. Witz und Munterkeit iſt ein Ding, das man in Amerika ſelten ſieht, und eine verhältnißmäßig kleine Provinzialſtadt in Deutſchland bringt mehr Geſelligkeit hervor, als in Amerika ein Dutzend Städte mit einer zahlreichen deutſchen Bevölkerung. Wir müſſen leider ſo ungalant ſein, und die Hauptſchuld bei der „ſchönern ?" Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes finden, ein Thema, das wir hier nicht weiter ausführen wollen, da es einer Kriegserklärung gleich kommen würde. Aber es läßt der geſellige Takt, wo er fehlt, ſich nicht nachahmen; bei den unſcheinbarſten Gelegenheiten merkt man, daß er fehlt, und wir fühlen uns oft verſtimmt durch Kleinigkeiten, über die wir uns wohl hinwegſetzen könnten, aber die in ihrer abſichtsloſen Wiederholung uns unerträglich werden. Wir legen der Geſelligkeit allerdings keinen großen prinzipiellen Werth bei; ſie iſt vielleicht nur die Schminke, mit der die menſchliche Geſellſchaft ihre Runzeln und Falten verdeckt; aber hier in Amerika geben ſich die Menſchen doch etwas gar zu natürlich, und man dürfte in manchen Fällen wohl etwas mehr Zurückhaltung beobachten. Die Geſelligkeit ſteht auf der Grenze, wo ſich die Häuslichkeit

an das öffentliche Leben anſchließt, und hier das richtige Maaß zu finden, dazu gehört allerdings eine gediegene Häuslichkeit und ein freies, öffentliches Leben. Die Form der Geſelligkeit iſt in Amerika vielfach verfehlt; die Unmaſſe von Vereinen löſt das ganze geſellige Gebiet in einzelne Bruchſtücke auf, die keinen Zuſammenhang mit einander haben. Gerade die Vereine arbeiten einer allgemeinen geſelligen Vereinigung entgegen, und begrenzen die allgemeine Sphäre der Humanität in zu enge Grenzen. Die geheimen Logen müſſen in erſter Reihe als für dieſen Humbug verantwortlich gemacht werden. Es iſt wirklich merkwürdig, daß nirgend in der Welt vielleicht ſo wenig öffentliches Leben, als in Amerika exiſtirt. Der Deutſche ſucht ſich allerdings gegen dieſen Iſolirungstrieb, der im amerikaniſchen Volkscharakter liegt, ſo gut, wie möglich zu ſchützen, aber es gelingt ihm ſelten, ſchon deßhalb, weil der Amerikaner ihm nicht entgegen kommt. Man mag ſagen, was man will, das geſellige Einverſtändniß zwiſchen Amerikanern und Deutſchen wird niemals irgend eine Ausdehnung und praktiſche Reſultate gewinnen; die geſelligen Neigungen beider Nationalitäten ſind nun einmal gründlich verſchieden, und der ſociale Nativismus iſt viel allgemeiner, als der politiſche, ſowohl bei dem Deutſchen, wie bei dem Amerikaner.

Nun, wenn es unter dieſen Verhältniſſen immerhin ſchon traurig war, in den einſamen Winter hineinzugehen, ſo wird es dieſen Winter doppelt unangenehm werden. Nicht, daß die geſelligen Luſtbarkeiten abnähmen, — nein, gerade die harten Zeiten ſind erfinderiſch in der Hervorbringung derſelben — aber ſie werden durch den Druck der Verhältniſſe nothwendig immer ordinärer und gemeiner, und können nur den reizen, der ſich betäuben, nicht erholen will. Es wären auch alle ſolche Vergnügungen und Zerſtreuungen nicht nothwendig, wenn man nur die Ruhe und den Gleichmuth des Gemüthes hätte, um die Zeit unfreiwilliger Muße und gezwungener Zurückgezogenheit richtig benutzen zu können, aber in dieſen Zeiten allgemeiner Niedergeſchlagenheit und Erſchlaffung fehlt eine behagliche Muße, jenes „otium dignum“, das einen ſo wohlthätigen Gegenſatz gegen die Zerfahrenheit und Verwirrung der Zeit bildet.

IV.

Vor einigen Tagen fand eine Wahl ſtatt; es war das erſte Mal, daß wir unſere Souverainität benützten und den Stimmzettel in die Urne legten. Der Anblick der Volksſouverainität in ſeiner allernächſten Nähe und an ſeinem eigentlichen Urſprung iſt indeſſen nicht ſo impoſant, wie wir es uns früher in Erinnerung der antiken Republiken dachten. Das Volk, das hier zunächſt die Souverainität repräſentirte, beſtand aus einem Haufen Lungerern und Loafern, untermiſcht mit Poliziſten, einer Verſammlung, die uns eher an eine Scene vor dem Zuchtpolizeigerichte erin-

nerte, als an einen feierlichen Akt der Selbſtregierung des Volkes. Wir ſind überhaupt kein Verehrer von leeren Förmlichkeiten, aber ein ſolcher Akt, während deſſen ein Sterblicher für wenige Sekunden mit der Souverainität eines Königs begleitet iſt, ſollte doch in entſprechender Würde abgehalten werden. Aber es zeigen ſich bei ſolchen Gelegenheiten nicht die großen Eigenſchaften des Volkes, ſondern gerade ſeine gemeinſten Vorurtheile und Leidenſchaften; der blindeſte Autoritätsglaube und eine unbedingte Parteiſervilität herrſchen dort, wo feſte Grundſätze und noble Entſchluſſe fehlen. Man ſieht der Wahlverſammlung an, daß eine vorbereitete, künſtliche Geſchichte gemacht wird, ein Poſſenſpiel mit hölzernen Figuren, die von politiſchen Drahtziehern gezogen werden, daß aber kein wirklicher Akt aus dem Volksleben vor ſich geht. Es fehlt der geſunde Humor und die derbe Laune, welche uns an den Hogarth'ſchen Wahlſcenen entzückt; in Amerika könnte ein Hogarth keinen Stoff zu ſeinen unſterblichen Karikaturen finden; dem amerikaniſchen Volke geht die Natürlichkeit, Naivität und der Humor ab, und in einem Lande eines freien öffentlichen Lebens, wo jede Thätigkeit, jedes Beſtreben, jede Anſicht ſich ungehindert geltend machen kann, finden wir kein eigentliches Volksleben. Wir haben große Volksverſammlungen im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Fremont-Campagne geſehen; das Volk zog in Schaaren aus mit Frauen und Kindern, mit Muſik und Fahnen, mit allen Apparaten, um ein glänzendes Feſt zu feiern, aber der ganzen Demonſtration ſah man das Gemachte, Künſtliche, Unnatürliche an; es war keine urſprüngliche Volksbewegung, aus dem Naturell des Volkes hervorgegangen, ſondern ein kaltes, gefühlloſes Weſen.

Dieſe und ähnliche Bemerkungen können wir bei allen Gelegenheiten machen. Der Mangel an Originalität fehlt dieſem abgeleiteten Volke, und daher rührt auch wohl die krankhafte Sucht, den Amerikanismus beſonders hervorzuheben und in ſeiner Abgeſchloſſenheit zu erhalten, welche wir nicht nur bei den eigentlichen Know Nothings, ſondern in allen Kreiſen der amerikaniſchen Geſellſchaft finden. Der Franzoſe iſt Franzoſe und gibt ſich als ſolcher; er hat nicht nothwendig, ſeine Nationalität mit künſtlichen Schranken zu umgeben und ſie mit Eiferſucht zu bewahren; ſie dringt durch alle Verhältniſſe des Lebens hindurch, und macht ſich überall geltend; — eben ſo iſt es auch mit den Deutſchen, bei denen die Nationalität ſich noch in vielen Stammeseigenthümlichkeiten äußert; die Sicherheit und Feſtigkeit des engliſchen Volksbewußtſeins iſt bekannt und imponirt in allen fünf Erdtheilen: aber der Amerikaner muß ſeiner Nationalität künſtliche Stützen und Schranken geben, weil er ſich im Geheimen bewußt iſt, daß er keine eigene Raſſe bildet. Daher die Furcht vor dem „fremden Elemente", den iriſchen und deutſchen Katholiken und dem Mißbrauche des Stimmrechtes, — eine Furcht, welche das Zeichen großer Schwäche iſt, und einen charakteriſtiſchen Mangel an Selbſtvertrauen offenbart. Wenn die amerikaniſche Nation nicht einmal dazu fähig iſt, die fremde Einwanderung mit ſich zu verſchmelzen, wenn die amerikaniſchen Inſtitutionen nicht geeignet ſind, eine genügende Rechtsgrundlage für alle Nationalitäten abzugeben: dann iſt allerdings die große Miſſion des amerikaniſchen Volkes verfehlt, und der Stimmkaſten wird, wie bisher, ein Spielball in den Händen des Pöbels ſein. Mit einem gerechtfertigten Ekel wandten wir uns von der Wahlurne hinweg; wir hatten das Volk geſehen,

nicht in ſeiner ſouverainen Majeſtät, ſondern als ein Opfer der Parteiſucht und Aemterjägerei, — einer Aemterjägerei nicht wie im alten Rom, wo Scipionen und Cäſaren mit den Trophäen ihrer Siege und Triumphe vor das Volk hintraten, und ſich vor demſelben erniedrigen mußten, ſondern einer Aemterjägerei, aus der tiefſten Schichte des Volkes hervorgegangen und mit den ſchlechteſten Leidenſchaften derſelben genährt. Die ſtolzeſten Symbole und Embleme, mit denen man durch Wort und Bild die Union zu verherrlichen gewohnt iſt, paſſen ſchlecht zu dem Schauſpiel der unmittelbaren Ausübung der Volksſouverainität, wo man die Materialien, aus denen eine Republik zuſammengeſetzt iſt, allzugenau beobachten kann. [Fortſetzung folgt.]

In Betreff der „Atlantis".

Wir hatten uns vorgenommen, niemals wieder eine Klage über die finanziellen Verhältniſſe der „Atlantis" zu erheben, diejenigen, welche unſerer Zahlungsaufforderung nicht entſprechen, einfach von der Liſte zu ſtreichen, froh darüber, ſolche unreelle Abonnenten los zu werden, und in dem Falle, daß die Zahl der Zahlungsverweigerungen zu groß werden ſollte, lieber das Blatt eingehen zu laſſen, als an denjenigen Theil des Publikums zu appelliren, der uns gleichgültig den größten Sorgen und Verlegenheiten überläßt. Aber da in den jetzigen Zeiten alle Geſchäfte leiden und in der allgemeinen Geſchäftsloſigkeit eine Entſchuldigung liegt, die wir in einigen Fällen anerkennen, machen wir noch einmal den Verſuch, unſere ſaumſeligen Abonnenten zu erſuchen, jetzt endlich ihren Verpflichtungen nachzukommen. Das Jahr iſt faſt zu Ende, und wir ſind noch wenigſtens mit 400 Abonnenten im Rückſtande; wer in Folge von Arbeitsloſigkeit u. ſ. w. jetzt nicht zahlen kann, möge uns dies brieflich zu wiſſen thun, und wir wollen den verlangten Kredit wo möglich bewilligen; aber die andern Abonnenten und Agenten müſſen wir hiermit dringend auffordern, umgehend die Zahlungen einzuſenden. Wir haben keine Zeit mehr, zu warten. Die Herren, an welche wir Briefe geſchrieben haben, ſind erſucht, dieſe Notiz perſönlich auf ſich zu beziehen, während die andere Hälfte der Abonnenten, die regelmäßig ihren Verpflichtungen nachkommt, erſucht wird, dieſe Mahnung uns nicht zu verübeln. Im Intereſſe der pünktlichen Abonnenten und Freunde der „Atlantis" iſt ja gerade die Mahnung geſchehen, und wir hoffen, in dieſer Beziehung nicht mißverſtanden zu werden. Man ſpricht ſo viel von der bedauernswerthen Lage der ſogenannten „arbeitenden Klaſſen;" — aber ſie verlieren doch höchſtens einige Monate Arbeit, während uns Gewiſſenloſigkeit und Gleichgültigkeit die Arbeit von fünf mühevollen Jahren zu ruiniren droht. Im Angeſichte dieſer Gefahr halten wir es für unſere Pflicht, Alles aufzubieten, um zu unſerem Rechte zu kommen, und werden wir nicht gleichgültig gegen die ſein, welche gleichgültig gegen uns ſind. Wir fordern alſo unſere Herren Abonnenten und Agenten auf, ſofort die Gelder einzuſenden, umgehend; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren und wiſſen, daß wer auf dieſe unſere Aufforderung nicht bezahlt oder ſchreibt, daß der überhaupt doch nicht Willens iſt, zu bezahlen. Darum wird dies auch unſere letzte Mahnung ſein.

Schwarze Liſte.

F. W. Ruediger in New-York.

Atlantis.

Neue Folge, Band 7. Heft 6. | Dezember 1857. | Alte Folge, Bd. 9, Nr. 215–218.

Sitte und Geſetz.

Sitte und Geſetz hängen in jedem Lande und in jedem Zeitalter mehr oder weniger mit einander zuſammen. Selbſt in despotiſchen Staaten, wo der launenhafte, willkurliche und oft geradezu verrückte Wille eines Einzelnen die Geſetze macht, wird dieſer Zuſammenhang beobachtet werden, denn daß ſolche Geſetze gemacht werden können, muß ſchon in der Landesſitte begründet ſein. In republikaniſchen Staaten, in welchen die Geſetze aus dem Volke ſelbſt hervorgehen und von dem Volke ſelbſt, entweder durch eine Repräſentativverſammlung oder durch das direkte Votum, gemacht werden, iſt der Zuſammenhang zwiſchen Sitte und Geſetz allerdings deutlicher und verſtändlicher, als in denjenigen Staaten, die auf Ueberlieferungen, Traditionen und Standesprivilegien beruhen; aber auch hier wird das Verhältniß ſich nie vollſtändig decken; die Grenzen beider Sphären werden nie ganz und genau zuſammenfallen, und es wird eine Wechſelwirkung zwiſchen beiden ſein, die oft ſich mehr auf die eine, oft auf die andere Seite neigt. Die Sphäre der Sitte iſt eine allgemeinere, als die des Geſetzes, und es gibt ſehr viele Vorſchriften der Sitte, für welche es unzuläſſig wäre, wollte man ſie in Geſetzesform ausſprechen; das Geſetz hinkt in den meiſten Fällen der Sitte nach und iſt nur ein ſpezieller Ausdruck einer allgemeinen Sitte, aber auf der andern Seite corrigirt und beſchränkt das Geſetz die Sitte, ſchneidet ihre Extravaganzen und Uebertreibungen hinweg und nimmt derſelben ihre Launenhaftigkeit und Willkurlichkeit. Das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Gebieten iſt für Jeden, der über die Fundamentalbedingungen des menſchlichen Zuſammenlebens nachdenkt, intereſſant, ſo daß wir wohl die Behandlung eines ſo abſtrakten Thema's uns erlauben dürfen; wir kommen dabei auf die Schwelle der Geſetzgebung zurück, und die Art und Weiſe, wie Geſetze entſtehen, belehrt uns vielleicht darüber, wie Geſetze gemacht werden müſſen.

Die Sitte iſt eine Macht, welche wir überall im öffentlichen Leben beobachten, die viel allgemeiner iſt, als das Geſetz, und die man nicht ſo

leicht umgehen kann, wie das Geſetz. So beſtimmt und abſolut die Sitte auftritt, und ſo wenig wir darüber im Zweifel ſein können, was in dieſem und jenem Fall die Sitte ſei: ſo iſt ſie doch aus den verſchiedenſten Motiven zuſammengeſetzt, von den verſchiedenſten Einfluſſen abhängig und der verſchiedenſten Reſultate fähig. Tyranniſch, wie ſie auftritt, kann ſie auch nachgiebig ſein; unerbittlich in einem Falle, verzeiht ſie gern im andern; immer hat ſie aber ihren eigenen Maaßſtab, von dem ſie keine Appellation an ein höheres Tribunal geſtattet. Sie iſt die Bürgſchaft für die Moralität eines Volkes, aber ſelbſt doch manchmal aller Moralität entblößt; ſtreng und unerbittlich, wie ſie ſich in allen Verhältniſſen des Lebens zeigt, bequemt ſie ſich doch willig allen Eindrücken, welche die Eigenſchaften, Vorurtheile und Leidenſchaften des Volkes auf ſie machen; die Sitte iſt keine marmorne Geſetztafel, welche erſt in Jahrtauſenden verwittert und zerbröckelt, ſondern eine Wachstafel, in der das jedesmal lebende Geſchlecht ſein Leben und Treiben hineinſchreibt.

Die Quellen, aus denen die Sitte fließt, ſind nicht alle rein und klar; ſie ſind mit den Ruinen und dem Moder der Vergangenheit bedeckt und mit dem Blute untergegangener Geſchlechter getrübt. Eine der wichtigſten Quellen der Sitte iſt die Religion, jene dunkle, geheimnißvolle Macht, über deren ſittlichen und moraliſchen Werth heute noch die verſchiedenſten Meinungen gehegt werden. Man würde ſich indeſſen ſehr weit von der Wahrheit entfernen, wollte man in dieſer Beziehung ein abſolutes Urtheil fällen, und der Religion überhaupt einen ſittlichen oder entſittlichenden Einfluß zuerkennen, wie dies von beiden Seiten allerdings häufig gethan wird. Die Religionen repräſentiren die verſchiedenen Kulturſtufen der Völker und ſie ſind in kulturhiſtoriſcher Beziehung deßhalb beſonders wichtig, weil gerade in den religiöſen Ueberlieferungen und Gebräuchen ſich dieſe Kulturſtufen am deutlichſten und ausgeprägteſten zeigen. Die Religion iſt daher nicht die erſte und urſprünglichſte Quelle der Sitte; ſie iſt kein abſoluter Maaßſtab der Moral, ſondern ſie iſt nur der Reflex der jedesmaligen Kulturſtufe und Moral. Wie die Kunſt und Wiſſenſchaft, ſpeziell die Philoſophie uns die Kulturſtufe der gebildeten Klaſſen der Völker zeigt, ſo gibt uns die Religion die Kulturſtufe der Maſſen, der breiten, ungebildeten Maſſen des Volkes an. Dieſe Maſſen des Volkes, haben, was ſie von Sitte und Moral beſitzen, größtentheils aus den Händen der Religion enthalten, und dieſe Religion entſpricht ganz ihrem Weſen. Daraus ergibt ſich, daß der Theil der Sitte, welcher religiöſen Urſprungs iſt, den höheren Anforderungen der Sittlichkeit nicht genügt; die größten Vorurtheile und Rohheiten ſind von den verſchiedenen Religionen, von der indiſchen Wittwenverbrennung an bis zu dem Kloſterleben und Cölibat des Katholizismus und der Vielweiberei der Mormonen, als Gebote der Sitte und Sittlichkeit ausgegeben worden. Der Werth, den deßhalb die Reli-

gion für die Maſſen hat, und der ſogar von ſogenannten aufgeklärten Leuten, die ſelbſt aus der Religion heraus ſind, ſo ſehr geprieſen wird, iſt daher mehr, wie zweifelhafter Natur; wo die Religion wirklich ſittlich und moraliſch wirkt, findet ſie ein an und für ſich ſchon moraliſches Weſen vor, und der ſittliche Werth des Menſchen ſpiegelt ſich in ſeiner Religion wieder. Die Religion iſt aber dadurch von Bedeutung für unſer Thema, daß ſie eben die Religion der Maſſen iſt, und dadurch ein gewiſſes allgemeines Maaß der Sitte und Moral darſtellt, das von der öffentlichen Meinung anerkannt wird und oft der Geſetzgebung zur Grundlage dient.

Während die Religion eigentlich mehr ein Produkt der Sitte, wie der Urſprung derſelben genannt werden kann, iſt die Nationalität wohl die allgemeinſte Grundlage für die Sitte. Wir können wohl ſagen, daß, ebenſo beſtimmt und nachweisbar die natürlichen Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Racen und Nationalitäten ſind, ebenſo beſtimmt ſich auch die Unterſchiede zwiſchen den Sitten der einzelnen Nationalitäten ergeben, und daß ein Vermiſchen der Racen und Nationalitäten, wie es namentlich in dieſem Jahrhundert faſt auf allen Punkten des Erdballes vor ſich geht, auch eine Vermiſchung der verſchiedenen Sitten mit ſich bringt. Aber trotz aller Nachahmungen, die man in dieſer Beziehung findet, trotz der Pariſer Sitten in der ruſſiſchen Geſellſchaft und umgekehrt, trotz der mannigfachen Aehnlichkeiten der verſchiedenen Volksſitten mit einander, findet man doch einen großen Unterſchied immer heraus; hier hat man eine andere Nuance der Sitte, wie dort, die, wenn an ſich auch noch ſo unbedeutend, dennoch in der Geſellſchaft bemerkt wird. Ein Ruſſe z. B. mag ſich noch ſo ſehr franzöſirt haben, man merkt ihm doch in ſeinem ganzen Thun und Treiben den Ruſſen an, bei vielen kleinen Einzelheiten, welche an und für ſich keine Bedeutung haben, aber doch in ihrer Vereinigung den ganzen nationalen Typus charakteriſiren. So prägt ſich die Sitte nach der nationalen Seite ſelbſt unter Verhältniſſen aus, welche, wie in Amerika und gegenwärtig überhaupt in allen civiliſirten Ländern, zum Kosmopolitismus und zur Völkerſolidarität hinarbeiten; die nationalen Sitten, Neigungen und Abneigungen gehen weiter, wie die Grenzen der Nationen ſelbſt, und man kann noch heute in Amerika zwiſchen deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher u. ſ. w. Sitte unterſcheiden.

Ein drittes Element, welches der Sitte zu Grunde liegt, iſt der Beruf. Man kann ſagen, daß jeder Beruf ſeinen eigenen Sittencodex hat, eine Reihe von Gewohnheiten, vom Herkömmlichen, Gebräuchlichen, über welche die Genoſſen des Berufes mit der größten Eiferſucht wachen, und deren Verletzung als ein Vergehen gegen die Ehre betrachtet wird. Der Schiffer, der Forſtmann, der Soldat, der Offizier, der Student, der Beamte, Jeder hat ſein beſonders ſpezielles Geſetz der Ehre vor ſich, das er nicht verletzen kann, ohne ſich in ſeinem Berufe unmöglich zu machen. Mit

dem Berufe hängt auch der Rang und die Kaſte zuſammen, und auch nach dem Range ſcheidet ſich die Sitte. Die adeligen Leute haben in Europa in vieler Beziehung andere Sitten, als die bürgerliche „Canaille", und auch hier in Amerika gibt es unter der Stockfiſch-Ariſtokratie Sitten, welche glücklicherweiſe noch nicht von dem Volke adoptirt ſind. Die mit dem Berufe, der Kaſte, dem Range verbundenen Sitten ſind indeſſen nur uneigentlich mit dieſem Namen zu bezeichnen, denn ſie haben ſchon den allgemeinen volksthümlichen Charakter verloren, welche die Sitte von der Laune und dem Vorurtheil unterſcheidet.

Auch in geſchlechtlicher Beziehung iſt ein Unterſchied zwiſchen den Sitten zu bemerken. Die Sitte der Frauen iſt eine andere, wie die der Männer, es iſt ſogar unbräuchlich, von den Männern Sitte zu verlangen; man will etwas anderes, — mehr oder weniger, — von ihnen; ſie ſollen Ehre haben. Aber Frauenſitte war noch immer der ſchönſte Schmuck der menſchlichen Geſellſchaft. Grade die Sitte iſt das den Frauen angewieſene Gebiet, während der Mann das Geſetz repräſentirt; vermittelſt der Sitte civiliſiren die Frauen die Welt, und das Göthe'ſche Wort iſt ganz richtig, daß wenn man wiſſen will, was ſich „ſchickt", man nur bei edlen Frauen anfragen ſolle. Der Mann repräſentirt das ſchroffe, abſolute Geſetz; die Frauen die milde, edle Sitte, aber die letztere iſt in den Reſultaten meiſtens ebenſo abſolut und ſtreng, wie die erſtere.

Die Sitten zwiſchen Stadt und Land ferner unterſcheiden ſich bedeutend von einander, freilich nicht ſo ausſchließlich zum Vortheil des Landes, wie die Moraliſten gewöhnlich ſagen. Im Gegentheil, wenn man von einigen amerikaniſchen Rowdiehöhlen, welche man große Städte nennt, abſieht, ſo findet man auf dem Lande oft mehr ſittliche Verkommenheit, als in den Städten. Es kommen unter dem Landvolke oft Criminalfälle vor, welche die verruchteſten und raffinirteſten Verbrechen überbieten; namentlich macht man dieſe Bemerkung in Deutſchland und Frankreich. In Europa enthalten die großen Städte neben den Anreizungen zum Laſter eine Menge Aufforderungen zu äſthetiſcher, wiſſenſchaftlicher und ſocialer Bildung; ſie ſind die eigentlichen Centralpunkte der Intelligenz, und dies bemerkt man auch an ihren Sitten; in Amerika dagegen fehlen den großen Städten mit wenigen Ausnahmen, alle die Genuſſe und Bildungsmittel, welche uns in Europa für die Opfer, die wir dem Leben in einer großen Stadt bringen müſſen, entſchädigen. Man hat in der letzten Zeit während der Finanzkriſis viel darüber geklagt, daß die amerikaniſchen Städte ſchon zu groß geworden ſind, — aber dieſe naturgemäße, unaufhaltſame Entwickelung der Dinge läßt ſich nicht ändern; die Centraliſation der Bevölkerung ſollte nur mit der Centraliſation der Kulturmittel verbunden ſein. Man läßt aber in Amerika die Städte anwachſen,

wie das materielle und induſtrielle Bedürfniß es verlangt, ohne auf die intellektuellen Bedürfniſſe in gleichem Verhältniſſe zu rechnen. Wir können ſelbſt Städte, wie Boſton, New-York, Baltimore, St. Louis, Milwaukee nur beziehungsweiſe ausnehmen; — wie ſieht es aber mit Buffalo, Detroit, Chicago und den andern Binnenſtädten aus? In dem kleinſten deutſchen Landſtädtchen finden wir mehr Mittel der Unterhaltung, Geſelligkeit und Bildung, als in amerikaniſchen Städten mit 50 bis 80,000 Einwohnern. Man entſchuldigt dies gewöhnlich mit dem Hergebrachten: „wir leben noch in einem unreifen Lande, zuerſt muß für die materiellen Bedürfniſſe geſorgt werden, ſpäter wird es beſſer", aber dies iſt ein leidiger Troſt, der im Hinblick auf den Charakter und die geiſtigen Bedürfniſſe der großen Maſſe der heſigen Bevölkerung, der eingewanderten wie der eingeborenen, verſchwindet. Die Union iſt jetzt ſchon eine große mächtige Republik, welche mit allen Reizen der Wiſſenſchaft und Kunſt geſchmückt ſein ſollte. Griechenland's kleine Republiken traten gleich an der Hand der Muſen und Grazien, der Dichter und Philoſophen in die Weltgeſchichte. — Wo das Bedürfniß nach Kunſt und Wiſſenſchaft und die Fähigkeit dafür vorhanden iſt, da wartet man nicht ein Jahrhundert, um dem Bedürfniß zu genügen und die Fähigkeit anzuwenden.

Nun, wir kommen von unſerem Thema ab. Wir wollten nur ſagen, daß das Verhältniß zwiſchen Stadt und Land in ſittlicher und intellektueller Beziehung ein anderes in Europa, als in Amerika iſt. In Europa hängt das Land dem allgemeinen Fortſchritt, wie Blei an den Füßen an; die Demoraliſation, der Aberglaube, die Prieſterherrſchaft in dem ganzen Gefolge ihrer Reſultate, ſind auf dem Lande größer, wie in den Städten welche die Hebel des Fortſchrittes und der Reformen ſind; dies hat uns die Vendee in Frankreich, dies haben uns die franzöſiſchen Wahlen für den Staatsſtreich, dies haben uns die einen revolutionären Scenen in Deutſchland gezeigt. Aber in Amerika iſt es anders; die Städte gleichen in mancher Beziehung einer großen Senkgrube, in welche ſich die Corruption, der Betrug, und die Gemeinheit aller Art ſammelt, während auf dem Lande Fleiß, Betriebſamkeit, Unabhängigkeit und Reform exiſtirt, eine Reform, die freilich oft zu dem übertriebenen Temperenzgeſetze führt, aber doch aus nobeln Motiven hervorgeht. Wir beziehen uns auf die Wahlbewegung des vorigen Jahres, um dieſe Parallele durch eine eklatante Thatſache zu beweiſen.

So viel über den Unterſchied des ſittlichen Zuſtandes der Stadt und Landbevölkerung. Die Sitte, welche wir wohl nicht anders definiren können, als die Summe aller geſelligen Beziehungen der Menſchen zu einander, iſt ſo vielen Einflüſſen zugänglich, und ein ſo bewegliches Ding, daß natürlich auch die politiſchen Verhältniſſe, als die oberſten Regulatoren

des ganzen geſelligen Lebens, darauf Einfluß haben. Der Unterſchied zwiſchen republikaniſchen und monarchiſchen Sitten iſt in der That einſchneidend, und über dieſen Punkt allein könnte man ein ganzes Buch voll ſchreiben. Der Einfluß des Despotismus auf die Sitten und den Charakter der europäiſchen Völker iſt in den großen Zügen der Weltgeſchichte, wie in den kleinſten Zügen und Scenen des häuslichen Lebens zu erkennen; die Gewohnheit, zu gehorchen und ſich unterzuordnen, begleitet ſelbſt die europäiſche Emigration über den Ozean, und macht ſie ſelbſt hier in dem freien Lande zu Sklaven der Partei und Sekte. Während uns Frankreich das ſonderbare Schauſpiel bietet, daß ein großes freiheitliebendes Volk aus Furcht vor ſeinen eigenen Leidenſchaften ſich unter den Schutz des Despotismus begibt, ein Faktum, das man nur dann erklären kann, wenn man bedenkt, daß dieſer Despotismus und das Syſtem der Centraliſation ſeit einem Jahrtauſend unter den verſchiedenſten Formen und Dynaſtieen auf dem Volke ruht: — ſehen wir in Deutſchland, dem Lande der Glaubens- und Gedankenfreiheit, daß das Gefühl der Unterordnung und Subordination, hervorgerufen durch die politiſchen Zuſtände, bis tief in die einzelnen geſelligen und häuslichen Kreiſe reicht. Dies Gefühl iſt ſo allgemein, daß ſelbſt die größten Geiſter, daß ſelbſt ein Schiller und ein Göthe ſich darunter beugten. Der deutſche Menſch hat ein leidenſchaftliches Bedürfniß, ſich beherrſchen zu laſſen, und wenn er keinen andern Tyrannen finden kann, nimmt er ſeine Frau dazu. In allen Kreiſen der Sitte und des ſocialen Lebens findet man dieſen Grundzug; die Krähwinkelei und tauſend andere Untugenden des deutſchen Philiſters hängen damit zuſammen. Gerade hier in Amerika fällt dieſe Eigenſchaft des deutſchen Volkscharakters auf, da ſie ſich ſehr von der republikaniſchen Selbſtüberſchätzung unterſcheidet, welche die Flegeljahre der jungen Republik mit ſich bringen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß der Einfluß der republikaniſchen Inſtitutionen, wie ſie hier verwaltet werden, und namentlich die Art und Weiſe, wie das allgemeine Wahlrecht hier praktizirt wird, auf die Verwilderung und Demoraliſation des amerikaniſchen Volkes, namentlich gewiſſer Klaſſen derſelben, wirkt. Während ſie in den unteren Klaſſen des Volkes eine zügelloſe Frechheit hervorruft, die namentlich den ſolcher Sachen ungewohnten Europäer anwidert, fuhrt ſie auch in den ſogenannten gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft zu einer Ungenirtheit und Rückſichtsloſigkeit, welche in europäiſchen Kreiſen gegen die ſogenannte gute Sitte bedeutend verſtoßen wurde. Gerade die Rückſichtsloſigkeit, mit der ſich der freie Amerikaner gegen ſeines Gleichen bewegt, iſt auch wohl die Veranlaſſung der ſpeziell amerikaniſchen Sitte, gegen die Frauen eine beſondere Galanterie und Rückſicht an den Tag zu legen; der amerikaniſche „Gentleman" hat oft zwei ganz verſchiedene Manieren des geſelligen Betragens, je nachdem er mit der einen oder andern Hälfte

des menſchlichen Geſchlechtes umgeht. Es iſt wohl nicht nothwendig, zu bemerken, daß mit dieſen Worten durchaus nicht die republikaniſchen Sitten auf Koſten der ariſtokratiſchen Sitten zurückgeſetzt werden ſollen; die letzteren mögen glatter und freier ſein, die erſteren ſind jedenfalls natürlicher und ehrlicher. Am widerwärtigſten iſt es übrigens, wenn man in einer republikaniſchen Geſellſchaft die ariſtokratiſchen Sitten nachahmen will.

Wir könnten noch weiter ausholen und noch verſchiedene Motive der verſchiedenen Volksſitten anführen, wie das Klima, das die Sitten in den Polar- und Tropenländern bedeutend influenzirt, die geographiſchen Verhältniſſe, welche die Sitten der meeranwohnenden Leute, der Berg- und Thalbewohner, in der verſchiedenſten Weiſe ſtimmen; wir könnten die Einflüſſe der modernen Induſtrie, der Eiſenbahnen u. ſ. w. auf die Umgeſtaltung der Sitten nachweiſen, und die Sitten revolutionärer Zeitalter den ruhigen Sitten des gewöhnlichen Lebens gegenüberſtellen: aber es genügt uns für unſern Zweck, nur im Allgemeinen die Grenzen jenes weiten, großen Gebietes zu umſchreiben, welches wir Sitte nennen, ein Wort, das oft geſagt, ſelten verſtanden wird. Wir haben die verſchiedenen Motive und Quellen der Sitte angegeben, und müſſen fragen: Wie kommt es, daß man überhaupt unter dieſen Umſtänden noch von einer Sitte als von einer allgemeinen, allen Verhältniſſen zupaſſenden Regel und einem beſtimmten, poſitiven Begriffe ſprechen kann? Welche Widerſprüche enthält doch dieſer Begriff in ſich! Wechſelnd und veränderlich, wie die Laune des Augenblickes, zeigt die Sitte doch in allen Zonen und Zeitaltern eine Uebereinſtimmung, für die wir in den Verhältniſſen keine Erklärung finden; die verſchiedenſten, widerſprechendſten Motive liegen der Sitte zu Grunde, und doch iſt dieſelbe ſo einfach und deutlich, daß das einfachſte Gemüth ſie verſtehen und ſich nach ihr richten kann.

Die Auflöſung dieſes Räthſels finden wir dann, wenn wir auf die gemeinſame Organiſation des Menſchengeſchlechtes, als die allgemeine Baſis aller menſchlichen Verhältniſſe zurückkommen. So große Verſchiedenheiten auch zwiſchen den einzelnen Racen, Völkern und Stämmen, den Zeitaltern, Kulturſtufen und Berufen vorkommen, ſo überwiegen doch die gemeinſamen Eigenſchaften, welche Attribute der Menſchlichkeit überhaupt und allen Menſchen theilhaftig ſind, die Verſchiedenheiten bedeutend, und in dieſen gemeinſamen Eigenſchaften, die ſich über die ganze Gattung erſtrecken, und ſich in einzelnen Völkern und Stämmen in eigenthümlicher Weiſe ausprägen, iſt die Sitte begründet. Die Sitte iſt alſo eine Qualität, welche unmittelbar mit der Menſchlichkeit zuſammenhängt, ſie iſt im eigentlichen Sinne die Humanität ſelbſt. Was der Inſtinct für das Thierreich iſt, iſt die Sitte für die Menſchheit, der allgemeinſte Leit-

faden für das menſchliche Handeln, der überall genügt, wo nicht ganz beſondere und überwiegende Motive ein Abgehen von der Sitte veranlaſſen. Dieſes Abgehen von der Sitte iſt das tragiſche Element im menſchlichen Leben, welches den Menſchen in Conflikt mit ſeiner Umgebung bringt, und ihn auf eine iſolirte Höhe trägt, von welcher er nothwendig herabſtürzen muß.

Wir haben geſehen, daß das Gebiet der Sitte einen weiten, ausgedehnten Umfang hat, indem alle Verhältniſſe des menſchlichen Zuſammenlebens darin eingeſchloſſen ſind. Von den gleichgültigſten Dingen, der Mode und Etiquette u. ſ. w. an, bis zu den höchſten Verhältniſſen der Humanität, der Ehe, Familie, des Staatslebens gibt es eine Sitte, deren Befolgung uns in Einklang mit unſerer Umgebung ſetzt, und uns im Allgemeinen den Weg durch das Leben zeigt. Es würde eine Sonderbarkeit ſein, welche wir theuer bezahlen müſſen, wollten wir uns der Sitte muthwillig widerſetzen; auf der andern Seite verräth es aber auch einen beſchränkten Geiſt, wenn man ſich zum Sklaven der Sitte macht. In allen gleichgültigen Dingen thut man wohl am beſten, der Sitte zu folgen; es würde eine lächerliche Pedanterie ſein, wollte man den Lappalien der Mode und Etiquette ſich eigenſinnig widerſetzen, blos um den Sonderling zu ſpielen. Aber in den höheren Gebieten der Sitte ergeben ſich oft verſchiedene Anſichten, in deren Beurtheilung man ſich nicht allein von dem allgemeinen Strom der öffentlichen Meinung leiten laſſen darf. Hier ändern ſich die Sitten mit der ſteigenden Civiliſation; hier braucht man nicht gedankenlos der Sitte nachzubeten, ſondern kann dieſelbe veredeln und erweitern; hier wird die Sitte zur Philoſophie, und die Vernunft ladet das Herkommen und die Gewohnheit vor den Richterſtuhl. Wir ſehen in den Zeiten, welche die einzelnen kulturgeſchichtlichen Perioden von einander trennen, auch eine Umwälzung der Sitten; ja oft hat ein einziges Buch, wie z. B. Emile von Rouſſeau eine Umwälzung in gewiſſen Gebieten der Sitte hervorgebracht. Auch in unſerer Zeit rüttelt der voranſtrebende Menſchengeiſt an mancher alten Sitte; wir erinnern nur an das Thema der Frauen Emancipation; und die verſchwindende Religion wird einer neuen Sitte der Humanität Platz machen, welche mit größerer Freiheit ſtrengere Pflichten verbindet.

Intereſſant und bedeutend für die ganze Rechtsgeſchichte iſt das Verhältniß der Sitte zum Geſetz, ein Thema, auf welches wir ſpäterhin noch beſonders zurückkommen werden, hier uns nur mit den allgemeinſten Andeutungen begnügend. Die Sitte hat ein viel weiteres Gebiet, als das Geſetz; das Geſetz, welches aus der Sitte ſtammt, und nichts weiter iſt, wie die feſtgeſetzte Sitte, nimmt nur einen Theil des ſittlichen Gebietes in Anſpruch, und umzäunt denſelben mit beſondern geſetzlichen Dämmen und

Mauern, um ihn gegen jede Invaſion zu ſichern. Wie weit dieſes geſetzliche Gebiet innerhalb des ſittlichen Gebietes feſtgeſtellt werden kann, wie weit der kleinere Kreis ſich in dem größeren Kreiſe ausdehnen darf, dies iſt das Thema der Geſetzgebungswiſſenſchaft, einer Wiſſenſchaft, die allerdings heute faſt ganz von der Erde verſchwunden zu ſein ſcheint. Es mag an der Umgeſtaltung aller ſittlichen Verhältniſſe und an der Veränderung der ganzen Weltanſchauung liegen, daß das Wort wahr iſt, was der berühmte Lehrer des Civilrechtes, Herr von Savigny, ſchon vor dreißig Jahren ſagte, daß unſere Zeit nicht fähig ſei, Geſetze zu geben: ſo viel iſt gewiß, daß die Einfachheit und Klarheit der Geſetzgebung fehlt, und die feſten Grundſätze darüber erloſchen ſind. Namentlich ſieht man dies in Amerika, wo das Gebiet der Sitte ſehr weite, unbeſtimmte Grenzen hat, [man denke nur an die Mormonen und die mit der Negerſclaverei verbundenen Sitten oder vielmehr Sittenloſigkeiten], und man in der Sitte wenig Anhaltspunkte für die nähere und genauere Abgrenzung des Geſetzes hat. Wie man hier Sitte und Geſetz verwechſelt, davon war beſonders das Temperenzgeſetz Zeuge, ein Geſetz, welches man als Vorſchrift der Sitte gewiß rechtfertigen muß, aber unter der Form des Geſetzes als unerträglich, ungeſetzlich und unmöglich erprobte.

Das Geſetz bildet ſich aus den Sitten des Volkes heraus und kryſtalliſirt gewiſſermaßen in beſtimmten, feſten Formen die weiche, veränderliche Sitte. Es iſt die feſtgeſetzte Sitte. Die Hauptquelle jeglicher Geſetzgebung iſt das Gewohnheitsrecht, ein Recht, das aus den Entſcheidungen und den Gebräuchen der Gerichtshöfe hergeleitet iſt, und außer ſeiner natürlichen Billigkeit keine andere Sanktion mit ſich bringt, als eben die Gewohnheit, das Herkommen, die Sitte. So trat das prätorianiſche Recht im alten Rom, welches aus den Entſcheidungen der Prätoren beſtand, dem alten ſtrengen, mit den fortgeſchrittenen Anſchauungen der Republik und des römiſchen Kaiſerreiches unverträglichen Civilrechte entgegen. Das ganze Corpus juris, welches heute noch die Grundlage der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Jurisprudenz bildet, beſteht größtentheils aus einer Sammlung von einzelnen Fällen und Entſcheidungen, und nur in einigen wenigen Fällen aus theoretiſchen Definitionen und Vorſchriften. Auch in den modernen conſtitutionellen und republikaniſchen Staaten, in England und in den Staaten Amerika's, ſind die Entſcheidungen der Gerichtshöfe die wichtigſte Rechtsquelle. Es iſt dadurch beſtimmt, daß das wechſelnde, veränderliche, fortſchreitende Leben der Völker mehr Einfluß auf die Rechtsbildung und Geſetzgebung haben ſoll, als der ſtarre, todte Buchſtabe des Geſetzes.

Wir haben unſere Anſicht dahin angegeben, daß das Geſetz und Recht der Sitte und ihren Veränderungen nachfolge. Daraus ergibt ſich die intereſſante Frage: kann man Geſetze für die Zukunft machen? Aller-

dings ſieht das Geſetz immer mehr in die Vergangenheit, als in die Zukunft, und den Geſetzgebern geht es meiſtens, wie den Leuten, die den Brunnen zumachen, wenn das Kind ertrunken iſt. Das Geſetz iſt ein Reſultat der Vergangenheit, für welche es aber keine rückwirkende Kraft hat; es gilt für die Zukunft, deren Verhältniſſe bei der Abfaſſung des Geſetzes nicht berückſichtigt werden konnten. Daraus ergibt ſich ein Mißverhältniß, das wir mit dem Namen Vielregiererei bezeichnen. Die Geſetze häufen ſich auf einander, jedes iſt auf die Erfahrungen der Vergangenheit baſirt, aber nicht den Fortſchritten der Zeit gewachſen. Dies iſt ein Fehler, der allerdings in unſerer ſich ſo ſchnell entwickelnden Zeit ſehr häufig iſt. Wir ſehen an den kurz auf einander folgenden amerikaniſchen Legislaturen, daß in einer Seſſion die Geſetze der frühern amendirt und über den Haufen geworfen werden. Gegen dieſen in der Sache ſelbſt liegenden Fehler hilft nichts, wie ein aufmerkſames Studium des Volkes, ſeiner Sitten, ſeiner Weltanſchauung. Das Selbſtbewußtſein des Volkes, die öffentliche Meinung, die Sitte entwickelt ſich immer eher, wie die politiſchen und ſocialen Zuſtände, welche daraus hervorgehen, und in ſofern kann man ſagen, daß wenn der Geſetzgeber auf dieſe Veränderungen der öffentlichen Meinung und der Volksſitte reflektirt, daß er dann auch der Geſetzgeber der Zukunft und der nachfolgenden Zuſtände ſein kann. Die öffentliche Meinung iſt ſehr häufig den Thatſachen und Zuſtänden voraus, und mit dieſer öffentlichen Meinung und dieſer Veränderung der Sitten und Anſchauungen des Volkes muß auch der Geſetzgeber vorangehen. Indeſſen bleibt doch immer das Geſetz ein reaktionäres Weſen der Sitte und öffentlichen Meinung gegenüber.

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von Francois Arago.]

(Fortſetzung.)

Mathematiſche Arbeiten Ampere's.

Ein Mann, wie Ampere, ſtellt die Eigenliebe ſeines Biographen oft auf harte Proben. So eben mußte ich es ablehnen, auf pſychologiſche Unterſuchungen näher einzugehen, deren Wichtigkeit und Tiefe, wie ich aufrichtig geſtanden habe, nicht gehörig von mir gewurdigt werden konnte; und nun bin ich wieder genöthigt, anzuerkennen, daß eine verſtändliche Ana-

lyſe der Arbeiten unſeres Collegen über die reine Mathematik in der Sprache des gewöhnlichen Lebens eine Aufgabe über meine Kräfte iſt. Da inzwiſchen zu dieſen Arbeiten auch die Abhandlungen gehören, welche unſerem Freunde nach dem Tode Lagrange's im Jahr 1813 die Thore der Akademie eröffneten, ſo muſſen ſie hier erwähnt werden, wäre es auch nur nach ihren Titeln.

Der abenteuerliche Geiſt Ampere's wandte ſich immer mit Vorliebe Fragen zu, welche durch die fruchtloſen Verſuche von zweitauſend Jahren den Ruf der Unlösbarkeit erlangt haben. Er befand ſich, wenn ich ſo ſagen darf, nur umgeben von den Abgründen der Wiſſenſchaften wohl. Auch geſtehe ich, mich nicht wenig gewun ert zu haben, ihn niemals mit der Aufgabe der Quadratur des Zirkels beſchäftigt zu finden. Dieſe unerklärliche Lucke in der Jugend unſeres Collegen zeigt ſich aber jetzt ausgefüllt. Eine ſchriftliche Mittheilung des Herrn Sekretärs der Akademie zu Lyon zeigt mir an, daß Ampere, am 8. Juli 1788, damals dreizehn Jahre alt, an dieſe gelehrte Körperſchaft eine Abhandlung uber das eben genannte Problem richtete. Spät r, aber noch in demſelben Jahre, unterwarf er der Prufung ſeiner Landsleute eine ähnl che Abhandlung, welche betitelt war: von der Rectification eines beliebigen Kreisbogens, der kleiner, als der halbe Umfang iſt. Dieſe beiden Abhandlungen ſind mir nicht zu Geſicht gekommen Wenn ich der ſchriftlichen Mittheilung daruber glauben darf, ſo hielt der junge Ampere das Problem nicht nur nicht f r unlöslich, ſondern ſchmeichelte ſich ſogar, es ſo ziemlich gelöſt zu haben.

Man hat aus Rückſichten, welche ich ehre, ohne ſie theilen zu können, gewünſcht, daß ich dieſe Anekdote unterdrücken möchte. Das Opfer wäre unſtreitig nicht ſchwer geweſen, doch habe ich geglaubt, es nicht bringen zu dürfen. Die wiſſenſchaftlichen Schwächen hochbegabter Männer ſind eine ebenſo erſprießliche Quelle der Belehrung, als ihre Leiſtungen; der Biograph iſt nicht berechtigt, ſie mit einem Schleier zu bedecken. Und iſt es denn überhaupt wahr, daß es hier etwas zu entſchuldigen, zu verheimlichen gibt; daß ein Mathematiker über die Verſuche erröthen muß, die er in ſeiner Kindheit oder ſelbſt in ſeinem reifen Alter gemacht hat, den Kreis geometriſch zu quadriren? Wer etwas der Art behaupten wollte, mußte vergeſſen, daß ſich im Alterthume mit demſelben berühmten Probleme Männer beſchäftigten, wie Anaxagoras, Meton, Hippokrates von Chios, Archimedes, Appollonius; daß die Neueren zu dieſen großen Namen die eines Snellius, Huyghens, Gregory, Wallis, Newton fügen können; endlich, daß ſich unter Denen, deren Scharfſinn an der Quadratur des Cirkels geſcheitert iſt, d. h. die in offenbare Irrthümer dadurch geführt worden ſind, mehrere finden, die in anderen Beziehungen der Wiſſenſchaft wirklich Dienſte geleiſtet haben: wie z. B. Porta, Erfinder der Camera

obscura; der Pater Gregoire de St. Vincent [Jeſuit], Entdecker der merkwürdigen Eigenſchaften der hyperboliſchen Räume, welche von den Aſymptoten begränzt werden, Longomontanus, Aſtronom u. ſ. w.

Wenn man etwa beſorgt, die Quadratoren könnten zur Rechtfertigung ihrer Verſuche ſich fortan mit einigem Vortheile auf das Beiſpiel eines dreizehnjährigen Kindes berufen, ſo möge man ſich beruhigen; denn nachdem meine Stellung an der Akademie mich oft in directe und perſönliche Beziehungen mit dieſer Art Leuten geſetzt hat, kann ich verſichern, daß ihr Autoritäten überhaupt durchaus nichts gelten, daß ſie ſich ſeit lange möglichſt fern von Allem hält, was Mathematiker heißt oder geheißen hat; daß ſelbſt Euklid's vornehmſte Sätze, wie der vom Quadrat der Hypotenuſe, mit großem Mißtrauen von ihr aufgenommen werden.

Wenn ein Wahnſinn, um nicht zu ſagen eine Raſerei, der ſich der Erfahrung zufolge hauptſächlich im Frühling äußert, je vor den Richterſtuhl der Vernunft gezogen werden könnte, ſo hätte man zur erfolgreichen Bekämpfung deſſelben unſtreitig ſorgfältiger, als bisher, die verſchiedenen Geſichtspunkte zu unterſcheiden, unter denen das Problem der Quadratur des Zirkels aufgefaßt werden kann. Ein Beiſpiel der Heilung, von dem ich ſelbſt Zeuge geweſen, könnte mir einiges Zutrauen zu dieſer Behandlungsweiſe erwecken.

Dem Datum nach die erſte von allen mathematiſchen Abhandlungen Ampere's, welche ſeit ſeiner Ankunft in Paris gedruckt worden ſind, bezieht ſich auf eine Frage der Elementargeometrie. Dieſe Abhandlung, welche der Akademie zu Lyon im Jahre 1801 vorgelegt ward, erſchien im Juliheft der Correspondance de l'Ecole polytechnique vom Jahre 1806. Einige Worte werden hinreichen, den Zweck zu bezeichnen, den Ampere darin vor Augen hatte.

Es gibt in der Elementargeometrie einen Satz, der ſo einleuchtend iſt, daß man ihn mit gutem Rechte als ein Axiom anſehen kann. Er lautet wie folgt:

Wenn zwei in derſelben Ebene gelegene grade Linien einander parallel ſind, mit anderen Worten, wenn ſie, bis in's Unendliche verlängert, ſich niemals treffen können: ſo wird eine dritte Linie, welche einen Winkel mit der einen von beiden Parallelen bildet, und von einem ihrer Punkte ausgeht, nothwendig die zweite ſchneiden.

Unſtreitig wird Niemand die Wahrheit dieſes Satzes in Zweifel ziehen; dennoch ſind alle Bemühungen der berühmteſten Geometer, wie Euklid, Lagrange, Legendre u. ſ. w., der natürlichen Evidenz deſſelben einen eigentlichen Beweis hinzuzufügen, geſcheitert.

Die Geometrie der Körper von drei Dimenſionen bot bis auf dieſe

letzten Zeiten einen Satz dar, deſſen Wahrheit ganz eben ſo einleuchtend und, wie es ſchien, eben ſo wenig zu beweiſen war; ich meine den Satz von der Volumengleichheit ſymmetriſcher Polyeder.

Setzen wir, zwei ſchiefe Polyeder ſtehen auf derſelben Grundfläche in derſelben Horizontalebene; aber das eine findet ſich ganz oberhalb, das andere ganz unterhalb dieſer Ebene. Ihre Flächen ſind ähnlich und von gleicher [Seiten-] Länge; außerdem entſprechen ſie ſich vollkommen hinſichtlich der Neigungswinkel gegen die Grundfläche. Um daſſelbe kürzer zu ſagen, das eine Polyeder ſoll ſich zum anderen wie ein Gegenſtand zu ſeinem Spiegelbilde verhalten, indeß die gemeinſame Baſis die Spiegelfläche bildet.

Die Abhandlung Ampere's geht darauf aus, die Gleichheit dieſer beiden Polyeder zu beweiſen; und hat dies in der That ſo vollkommen erreicht, daß dieſer Punkt der Geometrie jetzt als erledigt anzuſehen iſt.

Im Jahre 1803 reichte Ampere eine ſehr elegante Arbeit bei dem Inſtitut ein, welche erſt ſpäter [im Jahre 1808] erſchienen iſt, und den Titel führt: „Abhandlung über die Vortheile, welche die Betrachtung des osculirenden Parabeln in der Theorie der Curven zu gewähren vermag".

Eine Abhandlung Ampere's, datirt vom 26. Floreal des Jahres II, welcher im erſten Theile des Recueil des savans etrangers der Akademie der Wiſſenſchaften erſchienen iſt, trägt den Titel: Unterſuchungen über die Anwendung der allgemeinen Formeln der Variationsrechnung auf die Probleme der Mechanik.

Die allgemeinen Formeln des Gleichgewichts, welche der unſterbliche Verfaſſer der Mecanique analytique gegeben hat, haben eine ähnliche Form, als die Gleichungen, welche die Variationsrechnung zur Beſtimmung der Maxima und Minima der Integralformeln liefert. Ampere glaubte, daß dieſe, ſchon von Lagrange bemerkte, Aehnlichkeit der Form ihm die Mittel an die Hand geben würde, bei Auflöſung der ſtatiſtiſchen Probleme die langweiligen Patialintegrationen zu vermeiden. Die Analogie fand ſich nicht ſo vollkommen, als der erſte Blick glauben laſſen konnte. Die gewöhnlichen Formeln bedürfen der Umformung, wenn man ſie zur Auflöſung von Problemen der Mechanik anwenden will. Ampere gibt dieſe Umformungen, und wendet ſie auf das alte Problem der Kettenlinie an.

Dieſes Problem, welches darin beſteht, die Curve zu beſtimmen, welche eine gleichförmig ſchwere und unausdehnſame Kette bildet, wenn ſie an zwei feſten Punkten angeheftet wird, iſt aus mehr als einem Geſichtspunkte berühmt. Galilei verſuchte ſich umſonſt an der Löſung der Aufgabe. Seine Vermuthung, die Curve möge eine Parabel ſein, fand ſich falſch, ungeachtet aller Scheinſchlüſſe, welche die Patres Pardies und

de Lanis zu Gunſten derſelben gegen einen Gegner aufboten, der ſonderbarerweiſe gegen ſie mit mechaniſchen Beweismitteln ſtritt. Im Jahre 1691 warf Jacob Bernoulli daſſelbe Problem in Form einer Herausforderung von Neuem in die wiſſenſchaftliche Welt. Nur drei Mathematiker wagten es, den Handſchuh aufzunehmen. Leibniz, Huyghens und Johann Bernoulli, der, um es im Vorbeigehen zu erwähnen, bei dieſer Gelegenheit die erſten Spuren ſeiner Eiferſucht gegen ſeinen Lehrer, ſeinen Wohlthäter und ſeinen Bruder blicken ließ, und damit den Beleg gab, daß die Liebe zum Ruhme die unbezwinglichſte, ungerechteſte, blindeſte aller Leidenſchaften werden kann. Die vier berühmten Mathematiker begnügten ſich nicht, die wahre Differenzialgleichung der Curve zu geben; ſie zogen auch die Folgerungen, die daraus fließen. Alles ließ alſo glauben, der Gegenſtand ſei erſchöpft; doch man täuſchte ſich. In der That, die Abhandlung Ampere's enthält neue und ſehr merkwürdige Eigenſchaften der Kettenlinie und ihrer Abwickelungen. Unſtreitig kein kleines Verdienſt, meine Herren, Lücken in einem Gegenſtand zu entdecken, der den Forſchungen eines Leibniz, Huyghens, und Bernoulli unterlegen hat. Dazu verbindet die Analyſe unſeres Collegen Eleganz mit Einfachheit.

Außerdem gab Ampere einen neuen Beweis des Taylor'ſchen Lehrſatzes und berechnete den endlichen Ausdruck der Summe von Gliedern, welche man vernachläſſigt, wenn man die Reihe bei einem beliebigen Gliede abbricht.

Da Ampere den mathematiſchen Unterricht an der polytechniſchen Schule zu geben hatte, ſo konnte er nicht umhin, einen Beweis für das Princip der virtuellen Geſchwindigkeiten ohne Zuziehung des unendlich Kleinen zu ſuchen. Dieſen Gegenſtand behandelt eine Abhandlung, welche im Jahre 1806 im 13. Hefte des „Journal de l'Ecole“ erſchien.

Während ſeiner Candidatur zu der Stelle, welche durch den Tod von Lagrange im Jahre 1813 erledigt war, reichte Ampere bei der Akademie ein, zuerſt: Allgemeine Betrachtungen über die Integrale der partiellen Differenzialgleichungen; und ferner: Eine Anwendung dieſer Betrachtungen auf die Integration der Differenzialgleichungen erſter und zweiter Ordnung. Dieſe beiden Abhandlungen geben einen mehr als genügenden Beweis, daß er mit Allem, was die Analyſe Schwieriges hat, vollkommen vertraut war.

Zum Akademiker ernannt, ſtellte Ampere ſeine Thätigkeit nicht ein; ſondern wandte ſich zu den Anwendungen der Analyſe auf die phyſiſchen Wiſſenſchaften. Unter ſeinen Leiſtungen in dieſer Hinſicht erwähnen wir:

1) Den Beweis des Mariotte'ſchen Geſetzes, geleſen in der Akademie am 24 Januar 1814.

2) Den Beweis eines neuen Lehrſatzes, aus dem ſich alle Geſetze der

gewöhnlichen und ungewöhnlichen Brechung ableiten laſſen, geleſen in der Akademie am 27. März 1815.

3) Eine Abhandlung über die Beſtimmung der krummen Fläche der Lichtwellen in einem Mittel, deſſen Elaſtizität nach den drei Richtungen verſchieden iſt, geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften am 26. Auguſt 1828.

Arbeiten Ampere's im Gebiete der elektro-dynamiſchen Erſcheinungen

Unter allen Arbeiten Ampere's dürfen wir Einer die erſte Stelle einräumen, die für ſich allein eine ganze ſchöne Wiſſenſchaft enthält. Ihr Name Elektrodynamik wird für immer mit dem von Ampere verknüpft bleiben. Anſtatt ihre Gedanken nach einander auf zwanzig verſchiedene Gegenſtände zu richten, laſſen Sie mich dieſelben einige Augenblicke bei der fruchtbaren Schöpfung unſeres Freundes feſthalten; und möchte es mir gelingen, alles Dunkle und Zweideutige, was man etwa noch bei ihr finden könnte, von ihr zu entfernen und ihr ſo den hohen Rang zu ſichern, der ihr inmitten der ſchönſten Anſprüche unſeres Zeitalters auf die Dankbarkeit der Nachwelt gebührt.

Bei den wichtigen und raſchen Fortſchritten, in welchen ſo viele alte und neue Wiſſenſchaften begriffen waren, blieb doch die Lehre vom Magnetismus faſt ſtationär. Seit wenigſtens ſechs Jahrhunderten weiß man, daß Eiſen- und namentlich Stahlſtangen, wenn ſie die erforderliche Vorbereitung erfahren haben, ſich nach Norden richten. Dieſer merkwürdigen Eigenſchaft verdanken wir die Entdeckung beider Amerika's, Neuholland's, der zahlreichen Archipele und zahlloſen einzelnen Inſeln Ozeaniens u. ſ. w.; ſie iſt es, an welche ſich bei trübem oder nebligem Wetter die Kapitäne von tauſend und abertauſend Schiffen, von welchen alle Weltmeere Tag und Nacht durchfurcht ſind, halten; keine phyſikaliſche Wahrheit hat ſo rieſenhafte Folgen gehabt. Doch hatte man bisher nichts von dem eigentlichen Weſen jener innerlichen Veränderung ergründen können, welche ein neutraler Stahlſtab durch die geheimnißvollen, faſt möchte ich ſagen, kabbaliſtiſchen Operationen erfährt, durch die er in einen Magnet verwandelt wird.

Die Geſammtheit der Erſcheinungen des Magnetismus, die Schwächungen, Zerſtörungen, Umkehrungen der Polarität, welche die Compaßnadeln am Bord einiger Schiffe durch heftige Blitzſchläge erfuhren, ſchienen auf eine gewiſſe Beziehung zwiſchen Magnetismus und Electricität zu deuten. Doch hatten die Unterſuchungen, welche in Folge der Aufforderung mehrerer Akademieen eigens zur Verfolgung und Bekräftigung dieſer Ana-

logien angeſtellt wurden, ſo wenig entſcheidenden Erfolg gehabt, daß wir in einem Programme Ampere's vom Jahre 1802 leſen:

„Der Profeſſor wird beweiſen, daß die elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen zwei verſchiedenen, und unabhängig von einander wirkenden Fluidis den Urſprung verdanken"

So ſtanden die Sachen, als im Jahre 1819 der däniſche Phyſiker Oerſted der wiſſenſchaftlichen Welt eine Thatſache verkündete, die ſchon an ſich von unermeßlicher Wichtigkeit, es noch mehr durch die Folgerungen geworden iſt, die man daraus abgeleitet hat; eine Thatſache, deren Andenken ſich von einem Zeitalter zum andern fortpflanzen wird, ſo lange die Wiſſenſchaft unter den Menſchen in Ehren ſtehen wird. Verſuchen wir, eine klare und deutliche Vorſtellung von dieſer hochwichtigen Entdeckung zu geben.

Die Volta'ſche Säule ſchließt an ihren Enden, oder, wenn man will, an ihren Polen, weil dieſer Ausdruck einmal angenommen iſt, mit zwei verſchiedenen Metallen ab. Nehmen wir an, um die Vorſtellungen zu fixiren, die Elemente dieſes wundervollen Apparates ſeien Kupfer und Zink: wenn ſich Kupfer an einem Pole findet, wird ſich nothwendig Zink am andern finden.

Abgeſehen von einigen Spuren elektriſcher Spannung iſt oder ſcheint wenigſtens die Säule ganz wirkungslos, ſo lange ihre Pole nicht noch durch einen andern die Elektricität ſehr gut leitenden Körper als die Platten, aus denen ſie gebaut iſt, in Verbindung ſtehen. Gewöhnlich bedient man ſich eines Metalldrahtes zur Herſtellung dieſer Verbindung, mit der das Inſtrument in Wirkſamkeit tritt. Dieſer erhält dann den Namen des Schließungsdrahtes.

Durch den Schließungsdraht, deſſen Enden ſolchergeſtalt mit beiden Polen in Berührung ſind, geht ſeiner Länge nach ein elektriſcher Strom, der in dem ganzen, durch die Verbindung von Draht und Säule geſchloſſenen, Kreiſe beſtändig umläuft. Wenn die Säule ſehr ſtark iſt, ſo iſt auch der Strom ſehr ſtark.

Die Phyſiker wußten ſeit lange einen iſolirten Metalldraht mit einer ſtarken Quantität ruhender Elektricität, ſog. Spannungs-Elektricität, wie man ſich in phyſikaliſchen Werken ausdrückt, zu laden; nicht minder auch durch nicht iſolirte Metalldrähte ſehr große Quantitäten Elektricität hindurchzuleiten; aber der Durchgang geſchah dann gewaltſam, augenblicklich. Das erſte Mittel, in dieſer Hinſicht Intenſität mit Dauer zu verbinden, wurde durch die Säule geboten. Mittelſt derſelben iſt man im Stande,

einen Draht Minuten, ja Stunden lang in den Zuſtand zu verſetzen, den die Entladungen der mächtigſten frühern Maſchinen wahrſcheinlich nur auf die Dauer von einem Millionentheil einer Secunde hervorzurufen vermochten.

Hat nun wohl der Schließungsdraht der Säule durch die unaufhörlich ſich hindurchbewegende Elektricität neue Eigenſchaften erlangt? Der Verſuch von Oerſted wird eine glänzende Antwort darauf geben.

Spannen wir einen langen Draht von Kupfer, Silber, Platina oder irgend einem andern Metall ohne merkliche magnetiſche Wirkung in einer gewiſſen Länge über einer horizontalen Bouſſole, parallel mit der Nadel derſelben, aus. Laſſen wir dieſe Anordnung unverrückt beſtehen, ſetzen nun aber direct, oder vermittelſt langer oder kurzer Zwiſchenleiter, die beiden Enden des Drahts mit den beiden Polen einer Volta'ſchen Säule in Verbindung; verwandeln wir ſo den iſolirten Draht in einen Schließungsdraht, in einen Draht, der von einem dauernden elektriſchen Strome durchlaufen wird, und ſofort wird die Nadel ihre Richtung ändern. Iſt die Säule ſehr ſchwach, ſo wird auch die Ablenkung nicht ſehr beträchtlich ſein; iſt ſie ſehr ſtark, ſo wird die Nadel trotz der richtenden Kraft der Erde ſich faſt unter einem Winkel von 90 Gr. gegen ihre urſprüngliche Lage ſtellen.

Ich habe den Schließungsdraht als über der Magnetnadel befindlich angenommen; befände er ſich darunter, ſo würden ſich die Erſcheinungen quantitativ nach wie vorhin verhalten, hinſichtlich der Richtung der Abweichung aber gerade entgegengeſetzt ausfallen. Wenn bei der Lage des Schließungsdrahtes über der Nadel der Nordpol derſelben nach Weſten abweicht, ſo wird daſſelbe nach Oſten geſchehen, wenn der Draht bei übrigens gleicher Anordnung ſich unter der Nadel befindet. Bemerken wir noch, daß der Draht durchaus nichts von dieſer ablenkenden Kraft zurückbehält, wenn er aufhört, Schließungsdraht zu ſein, d. h. wenn ſeine Enden nicht mehr mit den Polen der Säule in Verbindung ſtehen.

Man müßte aller wiſſenſchaftlichen Einſicht baar ſein; um das Außerordentliche, was in dieſen Reſultaten liegt, zu verkennen, ſich nicht von der Wichtigkeit derſelben getroffen zu fühlen, es nicht erſtaunenswerth zu finden, daß ein unwägbares Fluidum einem dünnen Drahte, den es durchläuft, vorübergehend ſo mächtige Eigenſchaften zu verleihen vermag.

Und dies Erſtaunen wird durch ein eingehenderes Studium dieſer Eigenſchaften nicht vermindert.

Schon jedes Kind weiß, daß es nicht gelingt, einen horizontalen Hebel um den Stift, auf dem er mit ſeiner Mitte ruht, durch einen Stoß

oder Zug in Richtung ſeiner Länge, d. h. einer durch ſeinen Stützpunkt gehenden Linie, in Drehung zu verſetzen; die Wirkung muß nothwendig quer dagegen gerichtet ſein. Und zwar iſt unter allen Richtungen, die man wählen kann, die gegen die Hebellänge ſenkrechte diejenige, welche die geringſte Kraft zur Erzeugung einer beſtimmten Bewegung fordert. Gerade das Gegentheil aber von dieſen Elementarregeln der Mechanik zeigt ſich bei Oerſted's Verſuch.

In der That, erinnern wir uns: wenn die Kräfte, welche der Durchgang des Stromes in ſämmtlichen Punkten des Schließungsdrahtes entwickelt, in der durch die Axe der Nadel gehenden Verticale, ſei es oberhalb oder unterhalb derſelben, wirken, ſo iſt die Ablenkung in ihrem Maximum; dagegen die Nadel in Ruhe bleibt, wenn ihr der Draht in einer beinahe ſenkrechten Richtung dargeboten wird.

Dieſe Thatſachen erſcheinen ſo ſeltſam, daß manche Phyſiker zur Erklärung derſelben zu einer continuirlichen Umkreiſung des Schließungsdrahtes durch die elektriſche Materie, wodurch ein Impuls auf die Nadel geäußert werden ſoll, ihre Zuflucht genommen haben. Im Grunde war man hiermit nur auf dieſelben Wirbel im Kleinen zurückgekommen, welche Descartes erſonnen hatte, um von dem Umlaufe der Planeten um die Sonne Rechenſchaft zu geben. So ſchien die Oerſted'ſche Entdeckung zu einem Rückſchritte der phyſikaliſchen Theorieen um mehr als zwei Jahrhunderte zu führen.

Wie ſchon geſagt, hatte der berühmte däniſche Phyſiker ganz richtig bemerkt, daß die Ablenkungen einer horizontalen Magnetnadel ſich 90 Graden um ſo mehr nähern, je kräftiger die Säule, deren Pole durch den Schließungsdraht in Verbindung ſtehen, während dagegen ſchwache Säulen auch immer nur ſchwache Ablenkungen hervorrufen. Welche Rolle ſpielt hier jene geheimnißvolle Kraft, die in den Polargegenden der Erde ihren Sitz zu haben, und die magnetiſchen Körper, die nach der Weiſe, wie ſie magnetiſirt wurden, anzuziehen oder abzuſtoßen ſcheint? Inwiefern wirkt ſie zur Verringerung der Ablenkungen, wenn die Säule wenig Kraft hat?

Ampere erkannte auf den erſten Blick die Wichtigkeit der Frage; Ampere ſah, daß es ſich hier nicht blos um eine fruchtloſe Steigerung der Genauigkeit handele; die ganze Bedeutung trat ihm entgegen, welche die Löſung der Aufgabe für die Kenntniß der Kräfte, die beim Oerſted'ſchen Verſuche in's Spiel treten, haben mußte; aber wie ſich von der richtenden Kraft der Erde frei machen, wie ſie eliminiren, ihre Wirkung ausſchließen?

Ich ſehe Manche bei meiner Frage lächeln und dann ausrufen: Bedecken nicht die Seeleute die eiſernen Kanonen in der Nähe ihrer Bouſſolen jedesmal mit Segellappen oder Mänteln, wenn ſie genaue Beobach-

tungen anſtellen wollen? Alſo werden auch Schirme das Mittel ſein, eine Nadel der magnetiſchen Wirkung des Erdkörpers zu entziehen. Dazu wird es z. B. hinreichen, die Nadel in eine hohle Glaskugel einzuſchließen. Ein Wort genügt, ſolche Einbildungen zu zerſtören: noch hat man keine Subſtanz, dünn oder dick, gefunden, durch welche nicht die magnetiſche Kraft gleich der Schwere ohne die geringſte Schwächung hindurch wirkte. Die Segel, getheert oder nicht getheert, die Mäntel, womit manche Seeleute die eiſernen Kanonen, die Kugeln, die Anker bedecken, gehören zu den tauſend und aber tauſend alten Gebräuchen, welche in den Werken über Schifffahrt Platz gefunden haben, bevor noch die Wiſſenſchaft ihr Licht angezündet hatte. Trotz ihrer völligen Nutzloſigkeit pflanzen ſie ſich fort, erhalten ſich durch die Gewohnheit, dieſe blinde Macht, welche die Welt beherrſcht.

Im Grunde war zur Unterſuchung Ampere's nicht nöthig [und ohnehin nicht ausführbar], ſeinen Apparat der magnetiſchen Wirkung des Erdkörpers ganz zu entziehen; es reichte hin, eine ſolche Einrichtung zu treffen, daß dieſe Wirkung der Bewegung der Nadel nicht hemmend im Wege ſtand. Der einfache Gedanke hiervon ward ein Lichtſtrahl für Ampere, der ihn zur Erfindung einer Art Bouſſole führte, an welche die Beobachter bisher noch nicht gedacht hatten.

Bisher, wenn es galt, die Orientirung der magnetiſchen Kräfte eines Ortes zu finden, wenn es erlaubt iſt, ſich ſo auszudrücken, gab eine horizontale Nadel, die auf einem Stifte inmitten eines ebenfalls horizontalen getheilten Kreiſes beweglich war, das Reſultat. Sollte die Neigung derſelben Kräfte gegen den Horizont gefunden werden, ſo ruhte die Nadel mit den Enden einer queren Axe auf zwei horizontalen Achatebenen, und ihre Bewegungen erfolgten parallel mit einem getheilten verticalen Kreiſe. Der getheilte Kreis der neuen Bouſſole durfte weder horizontal, noch vertical ſein. In Paris betrug ſeine Neigung gegen den Horizont 22 Grade. An jedem Orte hatte man dazu die Ergänzung des ſog. magnetiſchen Neigungswinkels zu 90 Grad zu nehmen.

In der Mitte des, unter ſolcher Neigung aufgeſtellten, Kreiſes befand ſich ein feiner Stein, durchbohrt mit einem Loche, worin das eine Axenende einer Nadel ruhte, welche eben ſo gefaßt war, wie die Nadeln, welche zur Meſſung der Neigung dienen. Das andere Axenende trat in ein ganz ähnliches Loch hinein, welches ſich am Ende eines jener Stücke befand, die unter dem Namen Brücken ſo häufige Anwendung in der Uhrmacherkunſt finden.

Setzen wir nun, die Kreiseintheilung ſei ſenkrecht auf den magnetiſchen Meridian des Ortes. Dann wird die Kraft des Erdmagnetismus ſenkrecht auf die Magnetnadel wirken. Unter dieſen Umſtänden vermag

eine Nadel keine beſtimmte Richtung anzunehmen. Ampere durfte alſo mit vollem Fuge ſein neues Inſtrument aſtatiſch nennen.

Wird die aſtatiſche Nadel Ampere's einem Schließungsdrahte dargeboten, ſo nimmt ſie eine genau ſenkrechte Stellung dagegen ein, ohne auch nur um eine Secunde nach einer oder der andern Seite davon abzuweichen; und, merkwürdig genug, ein ganz ſchwacher elektriſcher Strom wirkt in dieſer Hinſicht eben ſo ſtark, als ein ſolcher, der ſtark genug iſt, Metalle in's Glühen zu verſetzen.

Das Folgende bietet uns eines jener einfachen Geſetze dar, welche die Wiſſenſchaft gern in ihre Jahrbücher einzeichnet, welche der Geiſt mit Vertrauen aufnimmt, und an welchen die falſchen Theorieen unausweichlich ſcheitern.

Die Entdeckung Oerſted's gelangte nach Paris durch die Schweiz. In unſerer wöchentlichen Sitzung Montags am 11. September 1820 wiederholte ein Akademiker, der von Genf kam, vor Ihnen die Verſuche des däniſchen Forſchers. Sieben Tage darauf, am 18. September theilte Ihnen Ampere ſchon eine Thatſache von viel allgemeinerer Natür mit, als die vom däniſchen Phyſiker entdeckte. In ſo kurzer Zeit war ihm klar geworden, daß zwei Schließungsdrähte, zwei von einem elektriſchen Strome durchlaufene Drähte aufeinander wirken müſſen; er hatte höchſt ſinnreiche Einrichtungen erdacht, dieſe Drähte beweglich zu machen, ohne daß ihre Enden außer Verbindung mit den reſpectiven Polen ihrer Säulen traten; er hatte nach dieſen Ideen Apparate wirklich conſtruirt und in Gang geſetzt; er hatte endlich ſeine Hauptidee einem entſcheidenden Verſuche unterworfen. Ich weiß nicht, ob das weite Feld der Wiſſenſchaft jemals eine ſo ſchöne Entdeckung dargeboten hat, die mit ſolcher Schnelligkeit von der Idee zur Ausführung und Vollendung gelangte.

Dieſe glänzende Entdeckung Ampere's läßt ſich ſo ausſprechen: Zwei parallele Schließungsdrähte ziehen einander an, wenn ſie vom Strome in derſelben Richtung durchlaufen werden, ſtoßen ſich hingegen ab, wenn elektriſche Ströme in entgegengeſetzter Richtung hindurch gehen.

Die Schließungsdrähte zweier gleich gebauter Säulen, deren Kupferpole ſo wie Zinkpole ſich in der Lage reſpectiv entſprechen, ziehen ſich alſo immer an; dagegen eben ſo immer Abſtoßung zwiſchen den Schließungsdrähten zweier Säulen ſtattfindet, bei denen Kupfer- und Zinkpole die entgegengeſetzte Lage haben.

Zum Eintritt dieſer merkwürdigen Anziehungen und Abſtoßungen iſt nicht weſentlich, daß die dabei angewandten Drähte zwei verſchiedenen Säulen angehören. Indem man einen einzelnen Schließungsdraht hin- und wiederbiegt, kann man es ſo einrichten, daß zwei einander gegenüber befindliche Theile deſſelben vom Strome, ſei es in derſelben oder in ent-

gegengeſetzter Richtung, durchlaufen werden. Die Erſcheinungen fallen dann ganz ebenſo aus, als wenn man es mit Strömen zu thun hätte, welche aus zwei verſchiedenen Quellen ſtammen.

Die von Oerſted entdeckten Erſcheinungen hatten gleich Anfangs mit Recht den Namen der elektromagnetiſchen erhalten. Sofern mit den von Ampere entdeckten der Magnet direct nichts zu ſchaffen hat, kam ihnen der allgemeinere Name der elektrodynamiſchen zu.

Die Verſuche des franzöſiſchen Forſchers entgingen anfangs den Kritiken nicht, die der Neid für alles Neue, Wichtige, was eine Zukunft hat, bereit hält. Man wollte anfangs in den Anziehungen und Abſtoßungen der Ströme nur eine ganz unerhebliche Modification der ſeit Dufay's Zeit bekannten gewöhnlichen Anziehungen und Abſtoßungen ſehen. Die Erwiederungen unſeres Collegen hierauf waren ſchnell und entſcheidend.

Gleich elektriſirte Körper ſtoßen ſich ab; gleich gerichtete Ströme ziehen ſich an. Entgegengeſetzt elektriſirte Körper ziehen ſich an; entgegengeſetzt gerichtete Ströme ſtoßen ſich ab.

Zwei gleich elektriſirte Körper weichen von einander zurück, ſo wie man ſie zur Berührung gebracht hat; zwei von gleich gerichteten Strömen durchlaufene Drähte bleiben an einander haften, wie zwei Magnete, wenn man ſie in Berührung bringt.

Keine Ausflucht in der Welt konnte gegen eine ſo bündige Argumentation aufkommen.

Eine andere Claſſe von Gegnern machte unſerem Collegen ernſthafter zu ſchaffen. Dieſe wollten dem Anſcheine nach Ampere nur wohl: ihren Aeußerungen nach zu urtheilen, hätten ſie nichts mehr gewünſcht, als daß ihr wichtiges Bedenken ſich erledigen laſſen möchte, nur daß ſie keine Ausſicht dazu ſahen; und es that ihnen aufrichtig leid, den Ruhm, mit dem dieſe neuen Beobachtungen Ampere's Namen gekrönt haben würden, ſo ſchnell zerfließen zu ſehen.

Dieſes unüberwindliche Bedenken wurde ungefähr ſo ausgedrückt:

Zwei Körper, die jeder für ſich auf einen dritten wirken, müſſen auch auf einander wirken. Die Schließungsdrähte wirken nach Oerſted's Entdeckung auf die Magnetnadel, alſo müſſen zwei Schließungsdrähte auch auf einander wirken; alſo ſind die Geſetze der Anziehung und Abſtoßung, welche ſie gegen einander zeigen, nothwendige Folgerungen aus dem Verſuche des däniſchen Phyſikers; alſo würde man Unrecht haben, die von Ampere aufgefundenen Thatſachen zu den Urthatſachen zu rechnen, welche den Wiſſenſchaften ganz neue Wege eröffnen.

Die Wirkung iſt gleich der Gegenwirkung! Gar mancher Verſtand ließ ſich durch den falſchen Schein, mit dem dies unbeſtreitbare Princip der Mechanik geltend gemacht wurde, beſtechen. Ampere antwortete dar-

auf durch die Herausforderung, seine Gegner möchten auf irgend annehmbare Weise aus den Versuchen Oersted's die Richtung der wechselseitigen Anziehung zweier elektrischer Ströme ableiten; aber, obwohl er seine Forderung mit großer Lebhaftigkeit stellte, wollte Niemand sich für besiegt erklären.

Das untrügliche Mittel, diese leidenschaftliche Opposition zum Schweigen zu bringen, den Einwürfen die Wurzel abzuschneiden, war, einen Fall geltend zu machen, wo zwei Körper, die jeder für sich auf einen dritten wirkten, doch keine Wirkung auf einander äußern. Ein Freund Ampere's machte darauf aufmerksam, daß der Magnetismus ein solches Beispiel darbiete. „Da sind", sagte er zu den wohlwollenden Gegnern des großen Mathematikers, „zwei Schlüssel, von weichem Eisen. Jeder derselben zieht die Magnetnadel an; können Sie mir nicht beweisen, daß diese Schlüssel auch einander wechselseitig anziehen, so ist die Grundlage aller Ihrer Einwürfe falsch."

Hiermit waren die Einwürfe für immer niedergeschlagen; und die wechselseitigen Wirkungen der elektrischen Ströme nahmen definitiv eine Stelle ein, die ihnen unter den schönsten Entdeckungen der neueren Physik gebührte.

Nachdem einmal die Fragen der Originalität, der Priorität, welche noch mehr durch das, was man dabei verschweigt, als was man offen sagt, einen unerfreulichen Charakter anzunehmen pflegen, beseitigt waren, suchte Ampere eifrigst zu einer klaren, strengen, mathematischen Theorie zu gelangen, welche die, schon damals sehr zahlreichen und mannichfachen elektrodynamischen Erscheinungen durch ein gemeinschaftliches Band verknüpfte. Die Untersuchung hatte mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen. Ampere überwand sie durch Methoden, in denen auf jedem Schritte das Genie der Erfindung glänzt. Diese Methoden werden immer zu den werthvollsten Musterbeispielen gehören, wie man die Natur zu befragen, und inmitten der verwickelten Erscheinungsformen die einfachen Gesetze, von denen sie abhängen, zu erfassen hat.

[Fortsetzung folgt.]

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

VII.

Nachdem wir einige Tage der Vorsicht halber in einem verschwiegenen Thale der schönen, gastlichen Pfalz verborgen waren, und dort zwischen den Bergen und Reben das deutsche Stillleben zum letzten Male kosteten: wurden wir mit der republikanischen Post, die in der Pfalz wenigstens damals ebenso trefflich eingerichtet war, wie die unterirdische Eisenbahn in Ohio, durch die Pfalz expedirt und über die französische Grenze gebracht. Der Weg von Neustadt über Landau nach Weissenburg kann sich mit der Bergstraße oder irgend einer andern berühmten Tour in Süddeutschland messen; man fährt am Rande eines malerischen Gebirges dahin, das am Fuße von Reben bedeckt und oben mit einem Waldsaume gekrönt ist, und von allerliebsten kleineren Thälern durchbrochen wird. Die malerischen Formen des Gebirges sind mit Ruinen geschmückt, die, halb im Grün versteckt, friedlich auf den harmlosen Wanderer herabschauen, und nicht so trotzig hervorragen, wie die Burgen an den nackten Ufern des Rheines. Es ist bezeichnend, daß ein wesentlicher Theil unserer deutschen Poesie um Ruinen schwebt. Hat man sich satt gesehen an den weichen, wellenförmigen Gebirgsformationen, so blickt das Auge ostwärts, und erholt sich an dem Anblick der reichen, fruchtbaren Rheinebene zu beiden Seiten des Stromes, der wie ein silbernes Band in der Ferne sich hindurch windet, und hinter dem in tiefer blauer Ferne sich die malerischen Formen des Odenwaldes zeigen. Dies ist ein Naturgemälde, nicht aufregend und leidenschaftlich, wie wir Naturscenen in Amerika zu sehen gewohnt sind, wo uns die Natur noch in ihrer ganzen unmittelbaren und uncivilisirten Wildheit entgegentritt; nein, es ist ein behagliches, bequemes Bild, das uns eine gütige Natur und fleißige Menschenhände verräth. Wir waren gerade in der Laune, die einzelnen Züge dieses Bildes mit Begierde in uns aufzunehmen; wußten wir doch nicht, ob wir jemals diese freundlichen Thäler und Berge wiedersehen sollten, die uns ein freudiges Wiedersehen zuzulächeln schienen.

Nach einer kurzen Reise waren wir in Weissenburg, der französischen Grenzstadt Hier mischte sich mit dem Gefühle, daß wir geborgen seien, eine sonderbare Empfindung, zu wissen, heimathlos und flüchtig in der Welt zu sein, von Eltern und Geschwistern getrennt, aus dem Berufe geschieden, ein Spiel des Zufalls und der Ereignisse, die uns immer von der Schattenseite ansahen. Es ist gut, daß man in solchen Momenten nicht Zeit und Ruhe hat, die ganze Situation genau anzusehen und sich Alles genau zu überlegen, daß man mit Illusionen sich die Wirklichkeit verdeckt: sonst wäre

das Gefühl überwältigend gewesen. Aber es ist uns in unserem Leben immer so gegangen, daß wir große Unglücksfälle des Schicksals leicht hingenommen haben, aber durch die kleinen Nadelstiche des Unglücks erbittert wurden.

Uebrigens war man auch damals noch nicht in der Lage, die ganze Kette der Ereignisse voraussehen zu können. Obwohl wir gerade die politischen Verhältnisse nicht vom optimistischen Standpunkte ansahen, waren doch noch manche Anhaltspunkte gegeben, um unseren Hoffnungen auf eine baldige Aenderung der Bewegung zum Anker zu dienen. Die revolutionäre Bewegung hatte noch viele Heerde und Mittelpunkte; Frankreich stand noch als die Republik der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" da; Italien stand bewaffnet im Felde und Rom war noch eine Republik; von Ungarn hörte man jeden Tag fast neue Siege, und in Schleswig-Holstein hatte man eine Armee, welche jeden Augenblick zu revolutionären Zwecken hätte verwendet werden können. Man brauchte sich also nicht auf die Parlamente in Frankfurt, Wien, Berlin, die damals allesammt noch in Thätigkeit waren, zu verlassen, um eine günstigere Wendung der Dinge zu erwarten. So glaubten wir denn selbst manchmal, mit der ganzen Schaar der „Helden und Generale" von den Schlachtfeldern von Kandern und Staufen, welche in Straßburg eine große Tapferkeit entwickelten, daß „es bald wieder losginge", und dachten, nur einen kurzen Spaziergang in's Freie gemacht zu haben, als wir die Grenzen Deutschlands überschritten.

Es war in einer grauen, herbstlichen Morgendämmerung, als wir das alte Straßburg mit seinem Dome vor uns sahen. Langsam rollte der schwere Postwagen durch die Festungsthore und die engen Gassen, und bald standen wir vor dem Münster, dessen Thurm aufragend fast in der Dämmerung verschwand. Ein Deutscher kann wohl nicht ohne tiefe Bewegung dieses Denkmal der Vergangenheit ansehen, das trotz der Trikolore immer noch ein Stück von Deutschland ist, und wenn wir auch keine Bewunderer des Mittelalters sind, so können wir doch einer Zeit den Respekt nicht versagen, welche solche Denkmale hinterlassen hat.

Straßburg war damals voll von deutschen Flüchtlingen, meistens von der Hecker- und Struvebewegung, und, wir dürfen es wohl sagen, es war ziemlich unerquicklich, in dieser Gesellschaft zu verkehren, denn man fand nicht die Stimmung, welche die Situation dieser Leute erforderte, und den Ernst, der in der Sache lag. Dieser oder Jener war in sich gebrochen dadurch, daß er hatte Heimath, Familie und Beruf verlassen müssen; — aber die jüngeren Leute, Studenten, Arbeiter u. s. w. nahmen die Sache leicht, und suchten mit großen, gewaltigen Phrasen und dem trefflichen

Elsäßer Wein allen Fürsten in der Welt ein Schnippchen zu schlagen. Es war merkwürdig, welch eine glänzende Gesellschaft dort in den Straßburger Cafe's zu finden war, und von welchen heroischen Waffenthaten man dort hörte. Da war Alles Oberst oder General, und die Jungen, die noch keinen Bart hatten, ließen sich doch wenigstens Hauptmann schelten. An Civilkommissären, Mitgliedern irgend einer provisorischen Regierung ꝛc fehlte es auch nicht, aber merkwürdiger Weise, die gemeinen Soldaten waren nicht da. Wenn man die Reden und Erzählungen dieser Leute hörte, so begriff man wirklich nicht, wie nur ein einziger Preuße noch am Leben geblieben war, und verwundert sahen wir uns in der fremden Umgebung um, die uns in vieler Beziehung an Don Quixote's berühmte Historie erinnerte.

Die badischen Flüchtlinge hatten einen ziemlich lebhaften Verkehr mit ihren Freunden und Anverwandten jenseits des Rheines. Von Offenburg, Kehl und andern Städten kamen die Eltern und Geschwister der Flüchtlinge herüber, und brachten gute Hoffnungen, und was manchem Flüchtling noch lieber war, etwas Gutes aus der heimathlichen Küche und einige Kronenthaler aus den häuslichen Ersparnissen mit. Die revolutionäre Bewegung war ziemlich populär unter der Bevölkerung Badens, und wenn auch die Alten nicht selbst mitmachten, verdachten sie es doch den Jungen nicht, wenn sie sich in das tolle Treiben mischten. Auch fehlte es in Straßburg nicht an Invasionsplänen, und allerlei Versuchen, über den Rhein herüberzugehen; man hatte Verbindungen mit dem andern Ufer angeknüpft, und mancher Freischärler lief des Morgens an die Rheinbrücke, um zu sehen, ob am andern Ufer nicht die rothe Fahne aufgezogen seie. Die Leute von Kehl kamen herüber mit Wein, Bier und Lebensmitteln, und unmittelbar am Ufer des Rheines, wo die Duanenlinie noch nicht abgesperrt war, tranken die Flüchtlinge mit ihren Landsleuten auf den Tod der Tyrannen. Es lag etwas Eigenthümliches in diesen Zusammenkünften; der Rhein mit seinen hier rasch hinstürzenden Wellen, die Brücke mit dem lebhaften Verkehr, drüben Kehl und das badische Ufer, im Hintergrunde die dunkeln, blauen Linien des Schwarzwaldes, nebenan die lustigen französischen Soldaten, denen das Kehler Bier auch schmeckte, dazu ein altes Studenten- oder Freischaarenlied: so waren diese improvisirten Feste ein Zeugniß von dem unverwüstlichen Humor oder vielmehr von dem unzerstörbaren Leichtsinn, der diese Leute beseelte. Man dachte immer nur an den nächsten Tag, wenn man überhaupt noch etwas dachte, und trieb sich in der ungebundenste Laune dahin. Die Straßburger Bevölkerung zürnte deßhalb nicht und blieb bis zum letzten Augenblicke den Flüchtlingen gewogen. Doch gab es auch manche tüchtige junge Leute, welche die Zeit ihres Straßburger Asyles dazu benutzten, an der medizinischen Facultät in Straßburg ihre Studien fortzusetzen, während andere sich mit literarischen Arbeiten beschäftigten, noch andere sich in irgend ei-

nem Geſchäfte eine vorübergehende Stelle ſuchten. Allerdings konnte man ſich auf nichts definitiv einrichten, weil man wohl vorausſehen konnte, daß dieſes ganze Leben und Treiben ein ſchnelles Ende nehmen würde, entweder auf die eine, oder die andere Weiſe.

Mit einer verzeihlichen und erklärlichen Neugier las man natürlich die Zeitungen, die faſt jeden Tag neue, verunglückte Volkserhebungen berichteten, und von denen wir vergebens die Kunde von irgend einem großen Ereigniß erwarteten. Das große und ſchöne Cafe Gade auf dem Kleber Platze, in dem die meiſten deutſchen Zeitungen auflagen, war belagert von den Flüchtlingen, welche dort längſt erwartete Neuigkeiten zu hören wünſchten. Endlich kam die Nachricht von den Wiener Oktoberſcenen, von dem Tode Robert Blum's u. ſ. w. und von dem Berliner Staatsſtreich an. Die Ermordung Robert Blum's brachte nicht nur in unſeren Kreiſen, ſondern auch in der franzöſiſchen Geſellſchaft eine gewaltige Aufregung und Erbitterung hervor; man hörte den Namen Blum's überall, und nach dem ganzen Eindruck, den dieſes Ereigniß hervorrief, hätte man den Ausdruck einer neuen allgewaltigen Volkserhebung vorausſehen ſollen.

Robert Blum iſt als der eigentliche Repräſentant der Achtundvierziger Bewegung zu betrachten, wie ſie von dem freiſinnigen und gemäßigten Theile des Publikums verſtanden wurde. Er theilte die guten Motive dieſer Bewegung, aber iſt auch für die mangelhafte Ausführung derſelben verantwortlich. Ohne Kommuniſt zu ſein, und auf irgend eine ſociale Sekte zu reflektiren, war Robert Blum ein treuer Freund des arbeitenden Volkes, aus deſſen Reihen er ja ſelbſt hervorgegangen war. Ein prinzipieller Feind der Monarchie und Hierarchie, ſah er weit genug, um zu wiſſen, daß kein politiſcher Fortſchritt möglich ſei, ohne den moraliſchen und intellektuellen, und daher ſein Kampf gegen den Papismus und das Sektenweſen überhaupt. Rein und lauter in ſeinen politiſchen Motiven, wie Gold, fehlte es ihm doch nicht an Ehrgeiz, welcher allerdings manchmal bis zur Eitelkeit herunterkam; aber niemals hat er der perſönlichen Eitelkeit irgend einen Freund oder ein Prinzip geopfert. Als Redner groß, hätte er als Staatsmann noch größer werden können, aber die diplomatiſchen Fähigkeiten fehlten ihm, wie faſt jedem deutſchen Revolutionär. Mit einem ſcharfen, klaren Verſtande begabt, und jenem echten deutſchen Sinne, der ſich vor Illuſionen und Extravaganzen hütet, überſchätzte Robert Blum die Bewegung, ihre Motive und ihre etwaigen Reſultate nicht, und dies war wohl die Schuld an jener legitimen, verſöhnlichen, parlamentariſchen Haltung, die er zur Zeit des Vorparlamentes und in der erſten Zeit der Frankfurter Verſammlung beobachtete. Er wäre der Mann geweſen, im Frühjahr 1848 einen Schlag zu führen, aber er wollte nicht. So gehörte er

ſelbſt im Anfange nicht einmal der äußerſten Linken an, ſondern der gemäßigten Fraction derſelben. Als er zur Erkenntniß kam, daß es mit dieſer legitimen, verfaſſungsmäßigen Revolution nichts ſei, als er einſah, daß die Bewegung im parlamentariſchen Geleiſe feſtgefahren ſei, ging er nach Wien, um dort Blutzeuge der Freiheit zu ſein, die keinen redlicheren und aufopferungsfähigeren Freund gehabt hat, als ihn. — Blum hat dem deutſchen Volke ein inhaltsſchweres Teſtament hinterlaſſen mit den Worten: „Aus jedem Tropfen meines Blutes wird ein Rächer für die Freiheit entſtehen", aber dies Teſtament ſcheint vergeſſen zu ſein, und das deutſche Volk hat noch eine große Blutſchuld gegen die Manen des Märtyrers von der Brigittenau abzutragen.

Ja wohl, wir glaubten damals, daß der Tod Robert Blum's eine hinreichende Aufforderung ſei, die Revolution wieder in Fluß zu bringen, aber die Bewegung war ſchon zu weit zurück. Im Gegentheil, die Kugeln, welche das treue Herz Blum's durchbohrten, gaben das Signal zu den gewaltthätigſten, contrerevolutionären Maaßregeln der ſich wieder mächtiger fühlenden Despotie. Daß man Robert Blum erſchießen konnte, war ein Zeichen, daß man vor nichts mehr zurück ſchrecken würde. Die Bahn der offenen Contrerevolution war jetzt eingeweiht, und man ging ſchnell darauf voran.

IX.

Während in Deutſchland die Contrerevolution an den verſchiedenſten Punkten nach einem gleichförmigen Plane und mit allen Mitteln eines rückſichtsloſen Despotismus durchgeſetzt wurde, ſahen wir auch in Frankreich die deutlichen Spuren einer Reaktion, die um ſo allgemeiner und durchgreifender war, da ſie vom Volke ſelbſt ausging. Die Reſultate der Juni-Kataſtrophe wurden gezogen. Die Bourgeoiſie, die im Juni über die zertretene und zuſammenkartätſchte Arbeiter-Republik geſiegt hatte, mußte den weiter rechts liegenden, reaktionären Elementen Platz machen; ihre Republik, welche man bei dem Tod Cavaignac's die „einzig mögliche Republik" nannte, erwies ſich gerade als das Gegentheil, und Cavaignac ſelbſt wurde durch das Urtheil des Volkes einer weiter gehenden Reaktion geopfert.

Drei Kandidaten für die Präſidentſchaft ſtanden im Herbſt 1848 vor dem Volke, aber das Reſultat der Wahl war vor der Wahl ſchon entſchieden. Es war ſchon damals in Frankreich gefährlich, für den Kandidaten der eigentlichen Volksrepublik, Ledru Rollin, zu agitiren. Die Arbeiter als politiſche Macht waren zertreten und ihrer Führer beraubt; die Bourgeoiſie klammerte ſich an Cavaignac mit aller Verzweiflung feſt; die Bauern hatten, wie Heine ſagt, nur eine Religion, den Glauben an Na-

poleon, und dieſer ſiegte. Merkwürdig, der Bonapartismus hatte ſchon unter der Cavaignac'ſchen Regierung eine Menge Agenten unter der Bürokratie und Armee. Schon vor der Wahl war es verdächtig, den Napoleonismus lächerlich zu finden: Spione denunzirten jede Oppoſition gegen die Candidatur Napoleon's und drohten mit Cayenne; der ganze Terrorismus, den Cavaignac während ſeiner Diktatur angewendet hatte, kam dem Napoleoniſchen Candidaten bereitwillig entgegen. Obgleich Cavaignac als der eigentliche Mann der Ordnungspartei galt, wurde man dennoch für einen Friedensſtörer angeſehen, wenn man gegen die Napoleoniſche Kandidatur arbeitete. Ueberhaupt hatte man eine allgemeine, durchgreifende Abneigung gegen iede Wahlagitation, wohl in Folge des erſchütternden Einfluſſes der Juni-Kataſtrophe, und wer irgendwo agitiren wollte, wurde Gegenſtand einer unbeneidenswerthen Aufmerkſamkeit von Seiten der Polizei. Die Spionage ging ſo weit, daß ſelbſt die Volksrepräſentanten in Paris nicht ſicher waren, und in ihrem häuslichen Leben, in ihrem Briefwechſel und Umgange mit Freunden beaufſichtigt wurden; wie der ganze franzöſiſche Staatsſtreich ein Polizei- und Spionenſtreich war, ſo war auch ſchon die erſte Präſidentenwahl eine von der Polizei abgekartete Geſchichte. Dem Despotismus des neueren Empire gingen düſtere Wolken vorher, welche die franzöſiſche Nation, wie mit einem Trauerflore beſchatteten, und das Gewitter ankündigten, welches die junge Saat republikaniſcher Freiheit vernichtete.

Wir hatten während dieſer unheimlichen Wahlcampagne Zeit und Gelegenheit genug, die Stimmung im Volke und namentlich auf dem Lande zu beobachten. Die vollſtändigſte politiſche Unbildung, der Mangel an den einfachſten politiſchen Kenntniſſen fand ſich durchweg unter der Landbevölkerung vor, und einzelne Anekdoten, welche dieſe Unbildung charakteriſirten, werden wohl heutzutage für Mährchen gehalten werden. Es gab Dorfpatriarchen, welche vollſtändig der Meinung waren, daß der alte Kaiſer noch lebe, und jetzt von den Engländern herausgegeben werden müſſe. Allgemeiner verbreitet war die Anſicht, daß man im Falle der Erwählung Napoleon's zehn Jahre keine Steuern zu bezahlen habe, da der Napoleon einen fabelhaften Schatz mitbringe, den er von dem alten Kaiſer ererbt habe, und der hinreichend ſei, für eine lange Reihe von Jahren die öffentlichen Ausgaben zu beſtreiten. Die allerlächerlichſten Gerüchte wurden von den Agenten des Präſidentſchaftskandidaten, die auf einmal in allen Ecken und Winkeln Frankreichs auftraten, unter dem leichtgläubigen, ſanguiniſchen Volke verbreitet. Ermäßigung der Steuern, Quittirung der Hypotheken u. ſ. w. war das Wenigſte, das auf der einen Seite verſprochen, von der anderen erwartet wurde. Das franzöſiſche Volk ſieht überhaupt in der Regierung ſeine Vorſehung, und wenn es dem Einzelnen ſelbſt durch ſein eigenes Verſchulden ſchlecht geht, ſchiebt er die

Schuld auf die Regierung und erwartet von einem Wechsel der Politik eine Verbesserung seiner eigenen Lage. Dies ist eine natürliche Folge des Centralisationssystemes, welches das Prinzip der Volkssouverainität und Selbstregierung in Frankreich fast bis auf die Wurzeln ausgerottet hat. Außerdem war es begreiflich, daß unter der Landbevölkerung der Name Republik sehr verhaßt war. Die Schreckenszeit unter Robespierre und den Jakobinern ist mit unauslöschlichen Zügen in der Erinnerung jedes Franzosen niedergeschrieben, und die alten Weiber segnen und bekreuzen sich, wenn sie am Abende beim Kamine von jenen fürchterlichen Zeiten reden. Die Republik von 1848 rüttelte alle diese Erinnerungen wieder auf. Dazu kam der große und entscheidende Fehler, mit dem die provisorische Regierung schon vor der Junikatastrophe die R publik erwürgt hatte, die 45 Centimes-Steuer, dieser große Sieg der Staatsgläubiger und der großen Finanz-Aristokratie über den kleinen Eigenthümer. Die Bauern sind weder in Frankreich, noch anderswo große Politiker und sehen nicht weit in die Zukunft. Die Republik hatte ihnen Erleichterung ihrer Lasten versprochen, und statt dessen kam diese empfindliche Erhöhung der direkten Steuern, die grade auf dem platten Lande besonders lästig fiel. Allerdings, jede Re-Revolution kostet Geld, viel Geld, aber man hätte dieses Geld von den Feinden der Revolution nehmen sollen, von dem Reichen, der großen Bourgeoisie, den Staatsgläubigern, nicht aber von der Masse des hart arbeitenden Volkes, welche grade von der Republik eine Erfüllung der Parole: liberté, égalité, fraternité erwartete. Diese Fehler sind indessen schon lange von der Geschichte gerichtet.

Zu diesen allgemeinen Motiven kamen noch ganz besondere Veranlassungen, um die Candidatur Louis Napoleon's zu poussiren. Der Prätendent gab sich in einer Broschüre: „Napoleon an seine Mitbürger" als entschiedenen Socialisten kund, namentlich in Bezug auf die bäuerliche Bevölkerung; durch die Agenten desselben wurde den Bauern diese Schrift mundgerecht gemacht, wie es grade passen wollte; dem Einen erklärte man die Sache so, dem Andern so, und diese Schrift Napoleon's enthielt Versprechungen für Alle. Mehr noch, wie durch diesen Schein des Sozialismus stieg die Candidatur Napoleon's durch die katholische Geistlichkeit. Den Intriguen und Wühlereien der Jesuiten ist gewiß zum größten Theile die Wahl Louis Napoleon's zu verdanken. Merkwürdig, mit welcher, — fast möchten wir sagen, instinktartigen Bereitwilligkeit der ganze katholische Klerus die Partei Louis Napoleon's ergriff, der allerdings damals das einzige Werkzeug war, die Republik zu zertrümmern. In allen Kirchen und Kapellen wurde „Ordnung" gepredigt, und der Beichtstuhl diente zur moralischen Folterkammer, um den Republikanern das Geständniß ihrer Schuld und das Versprechen zur Besserung abzu-

preſſen. Zu dieſer Art der Propaganda wurden beſonders die Weiber benützt; die Pfaffen ſteckten ſich hinter die Frauen, und mancher Republikaner gab ſeine Grundſätze auf, nur um des lieben Hausfriedens willen.

Nicht wenig auch trugen zur Populariſirung der Napoleoniſchen Idee die alten Invaliden aus der Zeit des „Empire" bei, jene Ueberbleibſel von Aegypten, Spanien und der Berezina, die alten, braven Stelzfüße, die von der Jugend mit Ehrfurcht angeſehen werden, und welche die Lieblinge der Weiber ſind. Wohl jede Dorfkneipe iſt mit einem ſolchen Stelzfuße dekorirt, der hinter dem Ofen ſitzt und den maulaufſperrenden, gaffenden Bauern die hundertmal gehörten Heldenthaten und Abenteuer zum hundert und einten Male erzählt, der mit ſeiner hölzernen Krücke den Takt zur Marſeillaiſe ſchlägt, und mit jedem Gaſte auf das Wohl des Kaiſers trinkt. Dieſe alten Invaliden, die ſelbſt Beranger'ſcher Poeſie gewürdigt ſind, ſind genau genommen, nichts, wie alte Vagabunden, aber ſie repräſentiren ein großes Stück franzöſiſcher Geſchichte, und wenn dazu noch gar das rothe Band im Knopfloch kommt, ſo iſt eine ſolche Figur im bäuerlichen Kreiſe immerhin eine Autorität, der Jung und Alt auf das Wort glaubt. Daß dieſe Leute es nicht ſo genau nehmen mit ihren imperialiſtiſchen Uebertreibungen, läßt ſich denken. In jeder Dorfkneipe, in jedem Bauernhauſe ſieht man neben dem Bilde der Madonna ein Bild des Kaiſers, irgend eine Schlachtſcene u. dgl.; die ganze Volkspoeſie Frankreichs iſt durchwebt mit Napoleoniſchen Erinnerungen, — was ſoll man ſich wundern, wenn in dieſen Kreiſen der Napoleonismus eine Art Religion iſt? Es mag ſein, daß bei den Abſtimmungen, am zehnten Dezember 1848, wie am zwanzigſten und einundzwanzigſten Dezember 1851 Wahlfälſchungen vorgekommen ſind, aber dieſelben können nicht die eigentliche Thatſache verdecken, daß der Napoleonismus in Frankreich der politiſche Glaube war, und es nur einer Appellation an das franzöſiſche Vorurtheil bedurfte, um ein Reſultat hervorzubringen, das von allen verſtändigen Menſchen für unmöglich gehalten wurde. Man ſagte damals, Emile de Girardin, dieſer moderne Talleyrand, dieſer Bosco in der Politik habe Louis Napoleon *erfunden*; dieſes Wort iſt wohl nicht richtig. Aber ſo viel iſt richtig, daß er LouisNapoleon und ſeineZukunft *entdeckt* hat; er entdeckte mit dem ihm angeborenen Scharfſinne die günſtigen Chancen einer Candidatur Napoleon's, über deren Reſultate und Conſequenzen er in den erſten Tagen nach dem Staatsſtreiche ſelbſt erſchrocken war.

X.

Während unſeres Aufenthaltes im Elſaß fand eine Feier ſtatt, welche für uns Deutſche ein ganz ſpezielles und eigenthümliches Intereſſe hatte, dies zweihundertjährige Jubiläum der Einverleibung des Elſaß mitFrank-

reich. Es konnte wohl nur dem deutſchen, abſtrakten Kosmopolitismus gelingen, Theilnehmer an einem Feſte zu ſein, welches alle nationale Sympathien und alles nationale Selbſtgefühl empfindlich kränken mußte. Der Jubel des damals noch republikaniſchen Frankreichs über eine hiſtoriſche Thatſache, welche auf der ſchwärzeſten Seite deutſcher Geſchichte geſchrieben iſt, die Vergleichung zwiſchen den damaligen politiſchen Zuſtänden Frankreichs und Deutſchlands, welche dieſem Jubel den Schein einer Rechtfertigung gaben, der Enthuſiasmus, der während dieſes Feſtes ſich von Tauſenden von Stimmen in deutſcher Mundart kund gab: Alles dies gab dem Feſte eine unangenehme Beimiſchung, welche nur durch den echt republikaniſchen Charakter deſſelben gemildert wurde. Damals war es noch im Namen der Freiheit, Gleichheit und Bruderlichkeit, im Namen der Republik und der allgemeinen Völkerfreiheit, daß man ſich über eine Eroberung des Mittelalters freute, die Deutſchland eines ſeiner ſchönſten und beſten Länder beraubte. Das Feſt wurde nicht als eine Feindſeligkeit gegen Deutſchland aufgefaßt, ſelbſt nicht von den enragirteſten Franzoſen, ſondern vielmehr als eine Verbindung beider Nationen, ein Mittelglied zwiſchen zwei Völkern, die in ihrer ganzen Kultur und Literatur ſich gegenſeitig durchdringen und beſtimmt ſind, noch einmal vereint die Verbindung der Geiſtesfreiheit mit politiſcher Freiheit im europäiſchen Staatsleben zu vertreten. Man betrachtete Elſaß und Lothringen gewiſſermaßen als die Brücke, über welche das deutſche Element und der deutſche Geiſt nach Frankreich marſchirt, nicht mit den Waffen in der Hand und erobernd, ſondern mit deutſcher Sprache, deutſcher Kultur, deutſcher Treue und Tapferkeit. Das Experiment, welches mit dem Elſaß angeſtellt wurde, zeigt uns, welche Vortheile wir dereinſt von der Völkerſolidarität zu erwarten haben. Elſaß und Lothringen, immer noch deutſch dem innerſten Weſen nach, aber ſtolz auf die Verbindung mit einem großen und kraftvollen politiſchen Ganzen, ſind unſtreitig mit die beſten Provinzen Frankreichs; ſie liefern einen großen Beitrag zur franzöſiſchen Induſtrie; der Ackerbau ſteht dort höher, wie im übrigen Frankreich, und die deutſchen Provinzen ſind der Heerd des Republikanismus. Der beſte Theil der Armee, die eigentlichen Kerntruppen der alten und neuen Garde, ſtammten aus Elſaß und Lothringen. In der That, es ginge der franzöſiſchen Armee ein großee Theil ihrer „Glorie" ab, wenn Elſaß und Lothringen nicht ihr Contingent zur großen Armee ſtellten, die meiſten Remplacants rühren aus den deutſchen Provinzen, und ein tüchtiges Officiercorps erinnert noch heute an Kleber und die andern elſäſſiſchen Generale. Wenn der Elſäſſer auch keine Sehnſucht hat, ſich mit Deutſchland wieder zu vereinigen, wenn er auch mit Kopfſchütteln über den Rhein blickt und die Rheinſtaaterei und das ganze Miſere der kleindeutſchen Zaunkönige am andern Ufer bedauert, ſo iſt es doch in ſeinem innerſten

Weſen noch deutſch; namentlich auf dem Lande, wo die meiſten Schulen und Kirchen noch deutſch ſind. Ja, man kann das deutſche Weſen ganz genau verfolgen bis an ſeine Grenze, wo das eigentliche Frankreich anfängt; dieſe Grenze liegt ſogar hinter dem Gebirgskamme der Vogeſen, und wenn du die Bauern zwanzig Meilen von der Rheingrenze fragſt, ſo ſagen ſie dir: dies iſt ein deutſches Dorf, — das nächſte iſt das erſte franzöſiſche.

Der Elſäſſer hat manche Urſache, Frankreich dankbar zu ſein, welches die letzten Reſte des Feudalismus von ſeinem Boden verjagte. Am andern Ufer des Rheines findet man noch Spuren genug davon; in Frankreich exiſtirt nicht nur kein Adel, ſondern es iſt auch unmöglich, jemals wieder einen herzuſtellen. Dies weiß auch der elſäſſiſche Bauer. Er iſt ſtolz auf ſeinen Code Napoleon und ſeine bürgerliche Freiheit, und in keiner Provinz Frankreichs haben die Pfaffen ſo wenig zu ſagen, wie im Elſaß.

In dieſem Sinne faßte man denn auch das Feſt der Annexation auf. Bezeichnend war eine Aeußerung, die ein Redner beim großen Bankette machte. „Wir ſind, ſagte er, nicht Franzoſen geworden, als man die Schlüſſel der Feſtung Straßburg übergab, ſondern als man die Republik proklamirte und dem Könige den Kopf abſchlug.“ Ja, dieſes Feſt war das letzte Erlöſchen des republikaniſchen Feuers in Frankreich. Es war ein prachtvoller Anblick, auf dem Broglie ein bewaffnetes Volk von 200,000 Mann zu ſehen, — alle Linienregimenter und die geſammte Nationalgarde des Elſaß, Deputationen der geſammten Armee und Nationalgarde von Paris und ſämmtlichen Departements, — wie ſie bei feierlichem Klange der Militärmuſiken die Marſeillaiſe anſtimmten, auf die Straßburg wohl ebenſo ſtolz iſt, wie auf ſeinen deutſchen Münſter. Ueberall verfolgten uns in jenen Tagen die Töne dieſes Liedes, in welchem alle Empfindungen ausgedrückt ſind, die überhaupt nur eines Menſchen Herz bewegen können. Die Illumination des Münſters im bengaliſchen Feuer war ein Anblick, den wir niemals vergeſſen werden. Er flammte in den drei Farben auf, wie eine Feuerſäule; der Glanz war ſo groß, daß die ganze Gegend erhellt war, man bei Kehl von dem Schein noch ſehen konnte und man weithin im Badiſchen Lande die letzte Flamme der franzöſiſchen Revolution ſah.

Jetzt iſt Alles vorbei, und der Rhein macht keinen Unterſchied mehr zwiſchen Freiheit und Despotismus. Die altberühmten Worte: Vivre libre ou mourir, welche ſelbſt die Reſtauration nicht angetaſtet hatte, wurden von dem grauen Gemäuer des Schlachthauſes hinweggewiſcht. Der Despotismus baut jetzt eine Brücke über den Rhein; möge die Freiheit einſt darüber hinweg ſchreiten!

Recht, Kultur, Politik.

Ein hervorragender Zug des gegenwärtigen Jahrhunderts ſind die verſchiedenen Emancipationsbewegungen, vermittelſt welcher die unterdrückten Klaſſen der Menſchheit ihr Recht und ihre Stellung in der Geſellſchaft verlangen, und gegen eine fernere Unterdrückung und Unterordnung proteſtiren. Dieſer Emancipationsbeſtrebungen gibt es ebenſo viele, wie es unterdrückte Klaſſen der Menſchheit gibt. Die Emancipation der Negerſclaven iſt eine Frage, welche die ganze civiliſirte Welt und ſpeziell die Bewohner der amerikaniſchen Union beſchäftigt; die Emancipation der ruſſiſchen Leibeigenen iſt durch neue Dekrete des ruſſiſchen Kaiſers befördert; die Emancipation der Juden iſt eine laute, dringende Forderung der Zeit; die Emancipation der Frauen iſt ein Lieblingsthema des modernen Socialismus; endlich verlangen die Arbeiter die Emancipation der Arbeit von der Despotie des Kapitals. Wir ſehen, wie dieſe Emancipationsbewegungen alle Sphären des Lebens durchdringen, und ſo verſchieden auch die Richtungen ſind, nach denen ſie ſich bewegen, und die Objekte, welche denſelben zu Grunde liegen, ſo iſt doch eine allgemeine Baſis und Urſache für alle dieſe verſchiedenartigen Bewegungen vorhanden. Es iſt der natürliche Trieb derjenigen Menſchenklaſſen, die bisher unter Rechtsverweigerungen und Unterdrückungen litten, ſich von dieſen Unterdrückungen zu befreien; es liegt im Intereſſe der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, dieſem Streben der Unterdrückten beizuſtehen; es iſt eine Forderung, welche in der Geſittung und Weltanſchauung des Jahrhunderts liegt, die Privilegien und Unterdrückungen, welche aus dem Mittelalter ſtammen, vor der ſtrengen, unbeugſamen Forderung der allgemeinen Menſchenrechte verſchwinden zu laſſen. Dieſe Forderung liegt allen ſocialen und politiſchen Beſtrebungen der Gegenwart zu Grunde, und wo wir uns nur immer mit einem humanen Thema beſchäftigen, kommen wir immer auf dieſe Forderung zurück. Die Objekte dieſer Bewegung ſind freilich ſehr verſchieden, und ſelten betrachtet man die verſchiedenen Emancipationsbewegungen als ein Ganzes; eine Frau, die für Emancipation ihres Geſchlechtes ſtimmt, mag vielleicht die Juden nicht emancipiren wollen, oder ein Arbeiter, der die Arbeit von der Herrſchaft des Kapitals befreien will, mag für das demokratiſche Ticket und das Sklavenauslieferungsgeſetz ſtimmen. Aeußerlich ſind dieſe einzelnen Emancipationsfragen ſich ſehr unähnlich; aber man findet eine Uebereinſtimmung darin und einen Zuſammenhang zwiſchen denſelben, wenn man die Rechtsfragen von den Kulturfragen unterſcheidet. Die Rechtsfrage iſt für die Behandlung aller dieſer Objekte abſolut gleich; die Kulturfrage unendlich verſchieden, und man kann nicht mehr Confuſion in die Behandlung dieſer Gegenſtände bringen, als wenn man beide Fragen mit einander vermiſcht.

Zwei unklare, unzweckmäßige und übertriebene Anſichten können ſich aus dieſer Vermiſchung der Kultur mit der Rechtsfrage ergeben, und in der That finden wir dieſe Confuſion ſehr häufig in der Literatur und im Leben. Dieſer verlangt das ſtarre, ſtrikte Recht, ohne ſich um die Forderungen der Kultur und die Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Geſellſchaft zu kümmern; er ſagt: fiat justitia et pereat mundus (es geſchehe Gerechtigkeit und möge die Welt untergehen; er verwirft alle Compromiſſe, Vergleiche und Uebergänge zwiſchen dem ſtrikten, abſoluten Rechte und den beſtehenden poſitiven Zuſtänden. Der Andere berückſichtigt nur die kulturhiſtoriſchen Verhältniſſe; er erwartet von der ſteigenden Humanität und von der geſchichtlichen Entwickelung die Erfüllung der Rechtsforderungen, welche bei ihm nur relativer Natur und Reſultate der kulturhiſtoriſchen Entwickelung ſind; er ſagt mit dem Dichter:

"Nur der verdient ſich Freiheit und das Leben,
Der täglich es erobern muß,"

und hält Jeden nur eines ſolchen Maaßes von Recht und Freiheit werth, wie er ſich ſelbſt zu verſchaffen weiß. Eine ſolche Anſicht kann ſehr tolerant ſein gegen die größten Ungerechtigkeiten, die nur im menſchlichen Leben vorkommen können; ſie führt zu einer Ariſtokratie der Kultur hin, welche am Ende noch läſtiger, weil mächtiger wird, wie die Ariſtokratie der Geburt und des Geldes. Und doch kann man dieſer Anſicht einen gewiſſen Werth und eine bedingte Richtigkeit nicht abſprechen. Sehen wir irgend eine Emancipationsbeſtrebung an, ſo werden wir finden, daß ſie eine Menge von Bedingungen vorausſetzt, ohne deren Erfüllung die Emancipation ein poſitives Unglück oder doch wenigſtens eine große Gefahr wäre, und dann auch gibt es wohl für die einzelnen Klaſſen der Menſchheit, wie für die einzelnen Individuen keinen beſſeren Schätzungsmaaßſtab, als das eigene Selbſtgefühl und der eigene moraliſche Werth derſelben. Jeder Menſch und jede Klaſſe von Menſchen charakteriſirt ſich ſelbſt und ſchätzt ſich ſelbſt ab; und wir können keinen beſſeren Maaßſtab für die Beurtheilung von Individuen, Klaſſen und Völkern finden, als ihr eigenes Fühlen, Denken und Leben. Dasjenige, — fährt man in derſelben Weiſe fort, — was wir Recht nennen, iſt nur ein Abſtraktum, eine Quinteſſenz aus den Errungenſchaften der Kultur, und der Umfang dieſer Rechte wird ſich immer nach den Kulturverhältniſſen richten müſſen. Die größten und freieſten Denker haben ſich in dieſer Weiſe ausgedrückt; ſchon Chriſtus ſagt: „die Wahrheit wird euch frei machen", und wir könten ein ganzes Heer von Philoſophen anführen, welche menſchliche Freiheit einzig und allein von dem Grade der Kultur, der Erkenntniß und des Selbſtbewußtſeins abhängig machen.

Man ſieht, die beiden Anſichten gehen weit aus einander, und die

logiſchen Schlußfolgerungen aus der einen oder aus der andern Anſicht, aus der abſoluten oder relativen Theorie, werden, conſequent gezogen, uns zuletzt überzeugen müſſen, daß wir in beiden Fällen von falſchen Prämiſſen ausgegangen ſind, weil wir uns mit den Conſequenzen nicht einverſtanden erklären können. Das Recht als abſolute Forderung iſt eben ein Poſtulat, das ſo himmelweit von der Erde und dem menſchlichen Leben hinweg liegt, wie die Vorſehung oder irgend ein anderes religiöſes Dogma; — was hilft uns dieſes Recht, wenn wir es im praktiſchen Leben nicht anwenden können? Gibt man aber dieſes Recht und ſeinen abſoluten Charakter auf, ſo iſt jeder feſte Anhaltspunkt weggenommen; ein feſter Maaßſtab zur Beurtheilung der Freiheit, des Eigenthums u. ſ. w. exiſtirt nicht mehr, ſondern nur relative Beziehungen zwiſchen einzelnen Perſonen und Verhältniſſen, welche von den Umſtänden abhängig ſind, und in ſich allein keinen Beſtand und Grund finden.

Wir ſehen bei Beſprechung der verſchiedenen Emancipationsfragen, daß die Vertheidiger irgend einer Emancipationsdoktrin ſich gewöhnlich auf den abſoluten Standpunkt ſtellen, aber denſelben den beſtehenden Thatſachen gegenüber nicht durchſetzen können. Nehmen wir z. B. die Frage der Negerſclaverei. Der einzige conſequente Standpunkt in Bezug auf dieſe Frage iſt der des abſoluten Abolitionismus, wie er von Gerrith Smith, Giddings und Anderen vertreten wird. Wir ſtehen einer Thatſache gegenüber, welche allen Geſetzen der Menſchlichkeit, allen Geboten der Natur, allen Bedingungen der Civiliſation auf das Schroffſte widerſpricht, und für welche wir durchaus keine Entſchuldigung finden können. Eine abſolute Negation dieſer Negation der Menſchenrechte iſt alſo die einzige Stellung, welche der kritiſche Verſtand dagegen einzunehmen hat. Keine Verſöhnlichkeit gegen, kein Kompromiß mit dieſer Thatſache iſt möglich, und das abſolute Unrecht der Sklaverei ſtellt ſich ebenſo deutlich, ſelbſtverſtändlich, grundſätzlich heraus, als irgend ein Fundamentalſatz der Mathematik. Aber, fragen wir, was kann man von dieſem Standpunkte aus gegen die Sklaverei thun? Was haben die ſtrikten, abſoluten Abolitioniſten dagegen gethan? Der Vorwurf, welcher ihnen ſo oft von demokratiſcher Seite gemacht wurde, daß ſie grade den Zuſtand der Sklaverei noch verſchlimmert und verſchlechtert hätten, daß ihre Oppoſition eiſerne Schranken um die Sklaverei gezogen hätte, iſt nicht ganz ungegründet, wenn auch die Art und Weiſe dieſes Vorwurfs und das Motiv, das demſelben zu Grunde liegt, von der größten Immoraliſchen Gemeinheit iſt.

Dieſem ſtrikten Abolitionismus entgegen, welcher trotz aller ſeiner praktiſchen Mängel die Baſis bildet, von welcher wir einzig und allein die rechtliche Seite der Sklaverei behandeln können, gibt es nun eine Menge verſchiedener, ſogenannter praktiſcher Auffaſſungen, die uns überzeugen, wie mißlich es iſt, wenn man die Rechts- und Kulturfragen mit einander

vermiſcht. In keinem Gebiete des Lebens finden wir eine ſolche Confuſion und Zerfahrenheit der Gedanken, wie in Bezug auf dieſe Frage. Man hat ſich ſo oft über das politiſche Uebergewicht gewundert, welches die Sklaverei in den Ver. Staaten hat, trotz des numeriſchen, materiellen und intellektuellen Vorſprungs der freien Staaten, — aber man kann ſich die Erſcheinung vielleicht daraus erklären, daß vielleicht nicht zwei Leute in den nördlichen Staaten, welche für Abſchaffung der Sklaverei ſind, einerlei Meinung über die Art und Weiſe der Abſchaffung haben. Dieſer Thatſache gegenüber kann man denn allerdings die Abſchaffung der Sklaverei als eine Unmöglichkeit bezeichnen. Und in der That haben auch die Abolitioniſten das politiſche Terrain an die Emancipationiſten und diejenige Anſicht abgetreten, welche ſich blos gegen eine Ausdehnung der Sklaverei erklären. Die Wendung, welche die Oppoſition gegen die Sklavenfrage durch die Bildung der republikaniſchen Partei genommen hat, verurtheilt dieſe ganze Partei und Bewegung; wenn ich der Sklaverei irgendwo und irgendwann eine rechtliche Bedeutung zuerkenne, muß ich dies auch überall zu allen Zeiten thun. In dieſer Beziehung war die Dred Scott-Entſcheidung eine wohlverdiente Kritik der Halbheit und Grundſatzloſigkeit der republikaniſchen Partei, welche um die Sache herum ging und nicht wagte, dieſelbe bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Wir kommen aus der Confuſion auch nicht anders heraus, als indem wir ganz ſcharf zwiſchen der Rechts- und Kulturfrage unterſcheiden. Die Rechtsfrage muß zunächſt in durchaus abolitioniſtiſchem Sinne entſchieden werden, bei allen Gegnern der Sklaverei; hier dürfen die Kultur-Verhältniſſe nicht interveniren und zu Kompromiſſen auffordern. Nach der Rechtsfrage kommt die Kulturfrage. Julius Fröbel in ſeinem Buche über Amerika unterſcheidet in derſelben Weiſe, aber es ſcheint uns, als wenn er auf die Rechtsfrage nicht den gehörigen Nachdruck legte. Er geht ſogar ſo weit, daß er ſagt: „will man in Bezug auf das politiſche Verhältniß verſchiedener Racen die Wahrheit rückſichtslos, wie eine naturhiſtoriſche Thatſache ausdrücken, ſo muß man erklären, daß eine höhere und niedere Race nicht auf dem Fuße der politiſchen Gleichheit zuſammenleben können. Kann die letztere nicht in Unterordnung gehalten werden, ſo wird eine von beiden weichen müſſen, wofür es nur die beiden Formen der Ausrottung und maſſenhaften Entfernung gibt.“ Und an einer andern Stelle: „Wenn die Negerrace nicht mit der weißen Race im Verhältniß politiſcher Gleichberechtigung ſtehen kann, ſo werden die Vertreter einer gewiſſen nationalökonomiſchen und politiſchen Anſicht es wenigſtens als das natürliche Ziel aller liberalen Beſtrebungen in dieſer Beziehung betrachten, die erſteren wenigſtens in ſocialer Beziehung der freien Conkurrenz mit den letzteren überlaſſen. Die aber, welche dieſes Ziel im Auge haben, ſind ebenſo blind gegen die Intereſſen der Humanität, wie

gegen die Intereſſen der Kultur.“ — — „Die, welche in dieſem [— gleichen —] Verhältniſſe der Racen die freie Conkurrenz vertheidigen, ſollten bedenken, daß die Sklaverei in ihrer härteſten Form ſelbſt nur ein Ergebniß der freien Racenconkurrenz iſt, und daß jede Milderung der Sklaverei durch wohlwollende Geſetze zur Einſchränkung dieſer freien Konkurrenz beiträgt.“

Hier haben wir alſo eine Entſchuldigung der Sklaverei vom ſocialen und naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte aus. Wir verkennen die thatſächliche Richtigkeit dieſer Bemerkungen nicht, aber glauben, daß ſie nur Nachſätze ſind zu einem Vorderſatze, der den ſchwankenden Kulturbeziehungen eine feſte Richtung gibt. Die gleiche rechtliche Baſis muß dem Neger gegeben werden, wie jedem anderen Menſchen; auf dieſer rechtlichen Baſis mag er ſich ſociale Stellung ausſuchen, wie er will, ſelbſt nach dem Grundſatze der freien Conkurrenz, dies iſt ſeine eigene Sache; die Sache der geſammten Menſchheit aber iſt es, jedem Bruchtheile der menſchlichen Geſellſchaft die allgemeinen Menſchenrechte zu garantiren. Dies liegt ſchon in dem Gattungsbegriffe, alſo einer natürlichen Thatſache. Es iſt die Gewohnheit gewiſſer demokratiſcher Blätter, den Gegnern der Sklaverei oder auch nur der Ausbreitung derſelben die Frage vorzulegen: „willſt du eine Negerin heirathen?“ So plump und tölpelhaft wie dieſe Frage iſt, ſo wird ſie doch durch die Confuſion der ſpeziell juridiſchen Frage mit der ſocialen und kulturhiſtoriſchen Frage erklärt. Ebenſo wie der Begriff Gattung die einzelnen Racen und Spezies umfaßt, als ein konkreter Begriff, welcher eine Menge Spezialbegriffe enthält: alſo muß der allgemeine Begriff Recht alle andern ſocialen und politiſchen Begriffe umfaſſen und beherrſchen, und ſo allgemein ſein, wie der Begriff der menſchlichen Gattung ſelbſt.

Welche Fehler man begeht, wenn man zwiſchen der rechtlichen und kulturhiſtoriſchen Seite der Emancipationsfragen nicht unterſcheidet, zeigt uns z. B. die Judenemancipation, eine Frage, welche in rechtlicher Beziehung durchaus keine Schwierigkeiten mehr darbietet, aber in ſocialer Beziehung noch vielfach von Vorurtheilen umhüllt iſt. Die Gegner der Emancipation hatten und haben eine Menge Gründe, um ihre Abneigungen und Vorurtheile zu beſchönigen und zu vertheidigen; dieſe Gründe beſtehen in Thatſachen, welche wahrſcheinlich noch nicht ſobald verſchwinden werden; erſt gerade auf der Baſis eines allgemeinen Rechtes werden dieſe Thatſachen verſchwinden, aber das Recht ſelbſt muß von dieſen Thatſachen frei und unabhängig erhalten werden. Das Recht von kulturhiſtoriſchen Verhältniſſen und ſocialen Beziehungen abhängig machen zu wollen, hieße, das ganze Verhältniß der Cauſalität umkehren zu wollen. Das Recht muß

der kulturhiſtoriſchen Entwickelung den Weg zeigen, nicht umgekehrt. Bei allen dieſen Sachen müſſen wir nicht nach den Zwecken, ſondern nach den Gründen fragen.

Noch confuſer wird die Frage der Frauen-Emancipation aufgefaßt. Führt man ſie von dem ſocialen Gebiete auf das einfache Recht zurück, ſo verſchwindet der ganze Wuſt von Romanen und Phraſen, mit welchen dieſe Frage gewöhnlich behandelt wird Es gibt kein nüchterneres, proſaiſcheres Thema, als die rechtliche Seite der Frauen Emancipation; hier hört alles Romantiſche und Idealiſtiſche auf, und es handelt ſich um die trockenſten, langweiligſten Eigenthums- und Beſitzverhältniſſe, um das Recht auf Eheſcheidung u. ſ. w., Dinge, welche am leichteſten nach der Kantiſchen Auffaſſung geordnet werden können, daß die Ehe ein juridiſcher Vertrag ſei. Was über dieſe rechtliche Seite der Frage hinaus liegt, wird niemals durch das Geſetz, ſondern nur durch die Sitte gelöſt werden, und die einzige Emancipation im ſocialen Sinne beſteht in der Selbſtemancipation von weiblichen Launen und Vorurtheilen und in der Verzichtleiſtung auf Privilegien, welche die Sitte bisher dem weiblichen Geſchlechte zuzuerkennen gewohnt und gewillt war. Indeſſen ſoll damit nicht geſagt ſein, daß es nicht an der Zeit wäre, die rechtliche Seite der Frauen-Emancipation in die Hand zu nehmen; verſchiedene Geſetzgebungen machten ſchon Verſuche dazu, und namentlich die Civilrechte der Frauen ſind in manchen Staaten ſchon hinreichend geſchützt. Was die politiſchen Rechte anbetrifft, ſo gehören ſie der Culturgeſchichte und der Politik an; dies ſind conſtitutionelle Rechte im Gegenſatz zu den eigentlichen Naturrechten.

In der letzten Zeit hat man wieder viel von der Emancipation der arbeitenden Klaſſen geſprochen, ohne daß ſich die öffentliche Meinung irgendwo über ein praktiſches Mittel dazu und über die Art und Weiſe der Ausführung dieſer Emancipation geeinigt hätte. Die Rechts- und Kultur-Verhältniſſe liegen hier noch weiter aus einander, als bei irgend einer andern Emancipationsfrage. Die Befreiung der arbeitenden Klaſſen heißt im kulturhiſtoriſchen Sinne die Befreiung des Menſchengeſchlechtes von der rein mechaniſchen Handarbeit, die Vollendung der Technik und Mechanik bis zu dem Grade, daß nur noch die menſchliche Intelligenz bei der Arbeit in Anſpruch genommen wird, die Umwandlung des ganzen ſocialen Syſtemes mit Zugrundlegung der Arbeit, als der einzig wirklich reellen Quelle des Reichthums, die Umarbeitung des Volksſchulſyſtems u ſ. w. Alles dies wird erzielt werden, aber erſt im Laufe von Jahrhunderten. Wollen die Arbeiter bis dahin warten? Wollen ſie bis dahin ihre Erniedrigung und Unterordnung ertragen? Nein; ſie wollen zunächſt ihr Recht, ein abſtraktes, von den Kulturverhältniſſen unabhängiges Recht, welches ſie in den Stand ſetzt, die Emancipation der Arbeit in ſocialer, politiſcher und

techniſcher Beziehung weiter zu verfolgen. Die Arbeiter wollen den Schutz der Geſetze für ſich, der bisher in den meiſten Fällen gegen ſie angewendet wurde; ſie wollen den Staat, der bisher in allen ſeinen despotiſchen, conſtitutionellen und republikaniſchen Formen es als ſeine erſte Aufgabe betrachtete, den Beſitz und das Eigenthum zu garantiren, zu einem Arbeiterſtaate machen; ſie wollen die politiſche Macht, die ſie beſitzen, zum Vortheil des arbeitenden Volkes verwenden. Hier iſt die Rechtsfrage immer die erſte, und der Boden der Geſetzgebung derjenige, auf dem die Reformen anfangen, welche die Wiſſenſchaften mit allen ihren Erfindungen und Entdeckungen nothwendig haben, um ihr Ziel zu erreichen. Woher kommt es, daß in den letzten Jahren die ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Syſteme, die in den vorrevolutionären Zeiten eine ſolch bedenkliche Propaganda unter dem arbeitenden Volke machten, faſt ganz aus den Sympathieen und den Beſtrebungen der Arbeiter verſchwunden ſind? Weil die politiſchen Erſchütterungen und die Fortſchritte der Wiſſenſchaft die Arbeiter auf das Terrain hingewieſen haben, auf dem ſie allein ihre Freiheit finden können, auf das Terrain des natürlichen Rechtes und der poſitiven Geſetzgebung, auf das Terrain der induſtriellen Entwickelung und des techniſchen und wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes.

Es iſt ein ſehr intereſſanter Anblick, alle dieſe verſchiedenen Emancipationsbeſtrebungen mit ihren weitgehenden, ſanguiniſchen, extremen Hoffnungen zu ſehen, die weit in die Zukunft vorgreifen und die wirklichen Fortſchritte der Kultur kühn überflügeln. Es iſt nur nothwendig, eine gemeinſame, feſte Grundlage für dieſe Beſtrebungen zu gewinnen, damit ſie nicht ſich in Illuſionen und Luftſchlöſſern verſchwimmen. Dieſe Grundlage, die wir jetzt ſchon unter den Füßen haben, und von denen wir aus das Gebäude der Freiheit weiter bauen können, iſt das Recht. Recht, ein allgemeines, abſolutes Recht, iſt uns in der Politik und Kulturgeſchichte gerade ſo nothwendig, wie irgend ein Fundamentalſatz dem Mathematiker nothwendig iſt, und wenn wir auch dieſes Recht nicht gerade beweiſen können, ſind wir doch berechtigt, es denjenigen wiſſenſchaftlichen Axiomaten an die Seite zu ſetzen, welche keines beſonderen Beweiſes bedürfen. Außer gewiſſen natürlichen Thatſachen, z. B. der Einheit der menſchlichen Gattung, der größeren oder geringeren Uebereinſtimmung der menſchlichen Organiſation, der Gleichartigkeit der allgemeinſten Empfindungen und Begriffe, iſt auch die Kultur ein Factor des beſtehenden Rechtes und ſo haben wir einen Kettenſchluß zwiſchen dem Rechte, welches der ſteigenden Kultur zu Grunde liegen und die Baſis der Kultur ſein ſoll, und der Kultur, welche das Recht produzirt hat. Dies iſt eine Wechſelwirkung, die wir faſt in allen kulturhiſtoriſchen Verhältniſſen finden; die Reſultate der Kultur ſind auch die Quellen derſelben, und es kommt nur darauf an, auf welchem Standpunkte man ſteht, um die Urſache oder die Wirkung zu ſehen.

Man kann die Deduktion eines abſoluten Rechtes vielleicht auf folgende Weiſe verſuchen: jede Kraft, jede Perſönlichkeit hat ihre Nothwendigkeit, das heißt ihr Recht und Geſetz in ſich ſelbſt. Eben ſo richtig, wie Carteſius ſein „cogito, ergo sum“ ſagte, kann man ſagen: Weil ich bin, habe ich Recht. Das Recht iſt eine immanente, mit dem Begriffe der Perſönlichkeit unzertrennbar verbundene Eigenſchaft, ebenſo wie die Kraft mit dem Stoffe verbunden iſt, das Naturgeſetz mit der Naturerſcheinung. Es iſt die moraliſche Schwerkraft, welche den Menſchen zu einer Perſönlichkeit, andern Perſönlichkeiten gegenüber, macht. Es iſt alſo etwas Angeborenes, welches allen Menſchen angeboren iſt, und worüber alſo eine gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmung herrſcht, welche durch die Kultur nicht hervorgerufen, ſondern nur entwickelt, geläutert und zur Erkenntniß gebracht wird. In dieſer Beziehung kann man ſagen, daß die einzelnen Rechte nur Ausflüſſe eines abſoluten Rechtes ſind, daß das Recht älter iſt, wie die einzelnen Rechte, und daß der ganze hiſtoriſche Prozeß nur in einer Entwickelung und Auseinanderfaltung dieſes Rechtes beſteht. Die Kultur iſt alſo nicht der abſolute Maaßſtab für das Recht, ſondern das Recht für die Kultur.

Die Vermittelung zwiſchen dem abſtrakten Rechte und den beſtehenden Kulturverhältniſſen übernimmt die Politik. Wir können die Politik nicht anders auffaſſen, als die Verwirklichung des Rechtes in den beſtehenden Thatſachen. Wenn die Politiker auch oft ſich dieſer Aufgabe nicht bewußt ſind, und weder von den abſoluten Rechtsverhältniſſen etwas wiſſen wollen, noch ſich mit den jedesmaligen Kulturverhältniſſen vertraut machen, ſo tritt doch dieſe Definition überall deutlich hervor, wo wir es wirklich mit politiſchen Charakteren und Syſtemen zu thun haben. Wir ſehen, daß in der Politik immer ein Dualismus liegt. Jede Politik iſt ein Kompromiß zwiſchen dem abſtrakten Rechte und den beſtehenden Thatſachen. Die radikale Politik neigt ſich mehr auf die eine, die conſervative Politik mehr auf die andere Seite. Doch wird man immer beide Richtungen mit einander vermiſcht finden. Dieſe Miſchung zwiſchen den zwei verſchiedenen Elementen gibt den Charakter jeglicher politiſcher Parteibildung an; wo nur überhaupt politiſche Parteiungen exiſtiren, wird der Unterſchied zwiſchen ihnen darin beſtehen, daß die eine ſich nach dieſer, die andere nach jener Seite neigt. Die Wage ſchwankt immer hin und her. Sind die Thatſachen allmächtig, verletzen ſie das abſolute Recht, beherrſchen ſie die Politik, ſo macht ſich auf der andern Seite das abſtrakte Recht in ſeiner ſchroffſten Form geltend, und es entſteht die Revolution. Umgekehrt ſetzt man in den Zeiten und Verhältniſſen, welche der Rückſchlag revolutionärer Kataſtrophen ſind, zu viel Gewicht auf die beſtehenden Thatſachen und Intereſſen.

Die Politik iſt alſo beides; ſie iſt zunächſt Rechtswiſſenſchaft, dann aber auch Kulturwiſſenſchaft. Hier in Amerika, wo die gemeinſte Rou-

tine ſich auf dem politiſchen Terrain geltend macht, wird man dies freilich nicht verſtehen. Aber wir denken, daß die Politik die complizirteſte und entwickeltſte aller Wiſſenſchaften ſei. Der Politiker muß die ganzen intellektuellen und materiellen Zuſtände ſeines Volkes kennen und von dieſer Baſis ausgehend, ſein Ziel, die Verwirklichung des Rechtes verfolgen. Solche Politiker hat die Weltgeſchichte allerdings noch wenige geſehen; aber wir haben doch einen Wilhelm von Humboldt, Jefferſon, Franklin, Arago und andere Männer, welche von der Höhe der Wiſſenſchaft herunter der Politik den Weg zeigten. Gerade in unſeren Tagen bemächtigt ſich die Wiſſenſchaft der Politik immer mehr und mehr; die Politik der Junker und Mätreſſen, der Höflinge und Generale, welche in vorigen Jahrhunderten regierte, iſt den Anforderungen des heutigen Tages nicht mehr gewachſen, und ſelbſt despotiſche Staaten müſſen ſich in den Kreiſen der Wiſſenſchaft umſehen, um ihre leitenden Männer zu finden.

Wir ſagten, die Politik ſei ein Dualismus. Dies finden wir im praktiſchen Leben jeden Augenblick. Sie iſt eine zweideutige, widerſpruchsvolle Sphäre, in welcher ſich ein Charakter ſchwer behaupten kann. Aber es gibt doch eine Ausgleichung der Widerſprüche in der Politik. Die Thatſachen an und für ſich, welche das Objekt politiſcher Praxis ſind, haben eine innere Wahrheit und Berechtigung, deren Erkenntniß uns mit ihnen ausſöhnt. Das Recht in den Thatſachen zu erkennen und aus den Thatſachen zu entwickeln, iſt die eigentliche Aufgabe der Politik. Die Freiheit des Einzelnen und die Ordnung des Ganzen zu befördern, dieſe beiden weſentlichen Aufgaben der Politik, ſtehen bei einem geſitteten Volke nicht mehr in Widerſpruch, und die Opfer, welche heute noch auf dieſer und jener Seite gebracht werden, müſſen vor der ſteigenden Civiliſation verſchwinden.

Die Politik iſt heutzutage Maſſenarbeit, nicht mehr die Aufgabe gewiſſer Klaſſen und Kaſten. Die Völker als Maſſen betheiligen ſich daran, ſogut im despotiſchen Europa, als im republikaniſchen Amerika. Die öffentliche Meinung iſt ein Element, das rückſichtslos allen Widerſtand überwindet. Die wichtigſten Emancipationsfragen tauchen auf dieſem wogenden, ſtürmiſchen Elemente auf, ſinken unter, kommen wieder in die Höhe, und wo nur immer in den unterdrückten Klaſſen der Geſellſchaft der Gedanke der Emancipation licht geworden iſt, läßt er ſich nicht mehr erſticken. Gewiß, es iſt vorbei mit der Unterdrückung des Menſchengeſchlechtes in dieſer oder in jener Form. Die Wiſſenſchaften eilen voran, die Thatſachen müſſen ihnen folgen, ſie mögen ſich noch ſo ſehr ſträuben; die Civiliſation der gebildeten Völker ergießt ſich über den ganzen Erdkreis, und wird die Freiheit ſelbſt für diejenigen erwerben, welchen heute noch das Verſtändniß derſelben fehlt. Dies iſt es gerade, daß wir im Intereſſe der eigenen Freiheit die Emancipation der unterdruckten Klaſſen wünſchen müſſen, daß wir die allgemeine Sphäre des Rechtes auf alle Menſchen ausdehnen muſſen, ſo daß kein Damm und keine Schranke unſerer eigenen Freiheit zu nahe tritt.

Zur Verſtändigung über Materialismus und Idealismus.

(Von Far Weſt.)

Unter obiger Ueberſchrift hat Herr Adam Douai in dem „Pionier" eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, welche von mir und gewiß von vielen Andern mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen wurden. Indem er ſeine eigene Hinneigung zu den Lehren des Materialismus (freilich nicht des K. Vogt'ſchen) erklärt, ſucht er doch der entgegenſtehenden Anſicht gerecht zu werden, und liefert u. A. geradezu den Beweis, daß eine möglichſt unbefangen gehaltene Beantwortung der von Hrn. Heinzen aufgeſtellten Fragen den Streit zwiſchen beiden Syſtemen nicht aufhebt, die Entſcheidung nicht näher bringt. H. Douai meint, was ich nicht glauben kann, daß der Widerſpruch zwiſchen beiden zum großen Theile ein bloßer Wortſtreit ſei; — ich ſehe darin zwei Lebens- und Geiſtesrichtungen, welche ſich nimmermehr verſöhnen laſſen, welche, mehr oder minder bewußt und ausgebildet, von jeher neben einander liefen. Durch angeborenes geiſtiges Naturell, durch den beſonderen Gang und die Mittel ihrer Bildung, ja durch den vorherrſchenden Geiſt der Zeit werden die Einen und die Andern auf dieſe oder jene Bahn hingedrängt; und wenn es ſelbſt gelänge, der einen oder andern Lebensanſicht den logiſchen Sieg zu verſchaffen, ſo würden doch nach ihrem inneren Gefühle und der ganzen innerenStimmung „materialiſtiſche" und „idealiſtiſche" Menſchen übrig bleiben. Kein Menſch wird in ſeinem Leben durch die logiſche oder wiſſenſchaftliche Anſicht der Dinge allein beſtimmt, obwohl es von großer Wichtigkeit iſt, auch dieſe mit möglichſter Schärfe feſtzuſtellen. Dieſe Betrachtung hat mich ſelbſt noch immer tolerant geſtimmt; das rückſichtsloſe Dreinſchlagen iſt ſo nutzlos, wie inhuman und ungerecht.

Da H. Douai meiner Stellung mehrmals Erwähnung thut, ſo will ich darüber hier Einiges ſelbſt ſagen. Unter den Verhältniſſen, worin ich von Anfang an in Amerika gelebt habe, konnte es mir nicht einfallen, auf dem Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung Lorbeeren gewinnen zu wollen. Ich war zufrieden, bei meiner täglichen harten Aufgabe theils mich ſelbſt geiſtesfriſch zu erhalten, theils, wie es Zeit und Mittel geſtatten, in einem engeren Kreiſe Bildung und Aufklärung zu fördern. Man wird bei ſolchem Beſtreben jedoch faſt unwillkührlich mehr und mehr in das Weite gezogen; wenn ich aber, in der neueren Zeit etwas freier athmend, an die Oeffentlichkeit trat, ſo war es nicht mein Zweck, den Männern vom Fache, den Gelehrten, welchen mehr Mittel und Zeit zu tieferen Studien vergönnt ſind, als mir ſelbſt, ein neues Licht vorzuhalten, ſondern ich ſchrieb für eine andere, ſehr achtbare Klaſſe von Menſchen, für deren geiſtiges Bedürfniß, wie es mir ſchien, zu wenig geſorgt war.

Seit längerer Zeit war der Boden des kirchlichen Glaubens tief er-

ſchüttert worden; ich ſelbſt hatte von Frühem an Bibel-Autorität und Orthodoxie bekämpft. Hier wurde dieſer Kampf indeſſen von Vielen auf eine ſo rückſichtsloſe und alles edlere Gefuhl verletzende Art und, indem man nur zu oft mit Derbheit und burleskem Hohn die Seichtigkeit der Beweisführung übertünchte, ſo weit über die rechte Grenze hinaus geführt, daß ich vorzugsweiſe dreierlei verderbliche Folgen daraus hervorgehen ſah, nämlich: 1) zahlloſe Menſchen, unfähig einer gründlichen Prüfung, oder nicht geneigt dazu, gingen aus den Feſſeln eines kirchlichen Glaubens, der ſie bis dahin wenigſtens in den Grenzen des Anſtändigen erhalten hatte, unmittelbar in jenes andere Extrem über, welches man bezeichnend genug den „Wirthshaus-Atheismus“ genannt hat. Häufig genug werden jetzt Klagen gehört über ein zunehmendes Element der „Beſtialität“, oder doch über die Zunahme der gemeinen, flachen, egoiſtiſchen und geiſtloſen Beſtrebungen der großen Maſſe; aber die Urſache wird ſelten erkannt. Es iſt dem Menſchen natürlich, und ſein Menſchenwerth beruht darauf, neben den materiellen auch ideale Intereſſen in ſich zu hegen und zu pflegen; mit dem Fortſchritt in wahrer Bildung werden dieſe Intereſſen auch in veredelter Art an's Licht treten. Es iſt aber immer beſſer, daß ſie auch ſelbſt noch in ungeſchickter Art ſich äußern, als daß man mit rauher Hand ſie ganz aus dem Inneren der Menſchen reißt; — die Erfahrung zeigt, wie ſchwer es iſt, die Pflanzung wieder von vornen zu beginnen.

2) Ich bemerkte, daß dieſes tolle Treiben gerade das rechte Waſſer auf die Mühle des aller verderblichſten Pfaffenthums war. Nicht blos flüchten ſich die Führer der free-love party wieder reumüthig in den Schooß der Alleinſeligmachenden, ſondern überall verſtärkt ſich die finſtere katholiſche und proteſtantiſche Hierarchie, die Maſſen an ſich reißend, welche wir vergebens zu emanzipiren uns bemühen, und deren Arme wir auch im Kampfe für die politiſche Befreiung nicht entbehren können, namentlich die Frauen gewinnend, in deren Hand zum Theil die Bildung der nächſten Generation liegt; dieſe Hierarchie erobert in unſern Tagen offenbar einen Theil des Bodens wieder, den ſie im Anfange des Jahrhunderts durch die Populariſirung der kritiſchen Philoſophie verloren hatte. Es wird den Häuptern des blinden Kirchenthums nicht ſchwer, auf einen Abgrund hinzuweiſen, vor welchem die Maſſen einen inſtinktartigen Schauder empfinden, und ſo gelingt es, die Gemüther, welche man auf allzu plumpe Weiſe zu befreien ſuchte, auf's Neue und feſter zu umſtricken.

3) Ich ſah, daß es eine anſehnliche Menge der beſſer Gebildeten gab, welche im Gefühle, daß man ihnen den Boden, auf dem ſie früher fußten, entzogen hatte, ohne ihnen einen neuen Halt zu geben, und unfähig, in dem gelehrten Streite ſich zurecht zu finden, faſt rath- und hoffnungslos ſchwankten, und ihnen konnte ich vielleicht einen Dienſt leiſten, wenn ich

ſie einestheils beſtärkte in der unbedingten Verwerfung alles Unfreien und Unvernünftigen, und ihnen anderntheils zeigte, daß es eine wohl durchdachte Lebensanſicht gibt, die mit keinem Ergebniß der Wiſſenſchaft in Widerſpruch ſteht, und dabei Alles rettet, was für das Denken wahr, für das edlere Gemüth werthvoll und für menſchenwürdiges Leben und Handeln unentbehrlich iſt.

Halten die Materialiſten ihre Lebensanſicht für eine ſolche, ſo mögen ſie dieſelbe der genannten Klaſſe mittheilen in einer ſie anſprechenden und verſtändlichen Form und den Erfolg erwarten; ich ſpreche die meinige aus ſo gut, als ich es vermag, und überlaſſe den Leſern das Urtheil darüber. Es gilt nicht darum, Proſelyten zu gewinnen, ſondern Wahrheit und Befriedigung zu verbreiten.

Ich ſagte und ſage:

Alle Beobachtung nach Außen nützt nichts, wenn nicht vor Allem euer Inneres euch klar iſt. Ihr erkennt euch ſelbſt, ſobald ihr über das dunkle, thieriſche Selbſtgefühl hinaus ſeid, als ein denkendes Weſen, erkennt euer denkendes Ich als den Mittelpunkt einer Welt für ſich, in welchem alle Wahrnehmung von Außen zuſammenläuft, von welchem alles Wirken nach Außen ausgeht. Wie wenig ihr auch von der Natur dieſes eures inneren Weſens wiſſen möget, es iſt doch das einheitliche Prinzip eures ganzen Seins, euer wahres Selbſt, welches ihr deutlich ſcheidet von Allem, was ihr an euch und außer euch taſten, ſehen, überhaupt durch die Sinne bemerken möget. Die Sinne regen euer Denken an, aber dieſe ſinnliche Anregung iſt nicht euer Denken ſelbſt, welches vielmehr ſehr beſtimmt ſich ſelbſt davon unterſcheidet. Das Denken kann nicht das Erzeugte der Sinne ſein; das Erzeugte kann das Erzeugende nicht enthalten oder faſſen, — das Denken aber erfaßt vollſtändig die geſammte Sinnenthätigkeit, nicht dieſe jenes.

Obwohl wir beim Denken von einer ſog. Gehirnthätigkeit, ja vom Daſein des Gehirns gar nichts empfinden, ſo hat doch die Erfahrung gelehrt, daß zwiſchen Denken und Gehirn (oder vielmehr dem Geſammtorganismus) ein gewiſſer Zuſammenhang beſteht, deſſen Art klar zu machen man ſich in verſchiedener Weiſe bemüht hat. Man hat auch geſagt: das Gehirn *ſcheidet* das Denken oder den Geiſt aus, wie die Leber die Galle ꝛc; oder das Gehirn *erzeugt* beſtändig, ſo lange es thätig iſt, das Denken und den Geiſt; oder Denken iſt Bewegung des Stoffes, nämlich der Faſern und Molekule des Gehirnes.

Es iſt nicht ſchwer zu zeigen, daß alle dieſe Ausdrücke zur Bezeichnung der Wechſelwirkung zwiſchen Gehirn und Denken vollkommen unpaſſend ſind, und daß, wenn ſich keine beſſeren finden, wir lieber ehrlich

bekennen ſollen, es fehlt uns Ausdruck und Begriff für die Bezeichnung eines Verhältniſſes, das einzig in ſeiner Arbeit iſt, nichts Analoges in der ganzen übrigen Erſcheinungswelt hat, aus bereits erklärten andern Vorgängen nicht zu erklären iſt.

„Ausſcheiden" läßt ſich nur bereits vorhandener Stoff; er wird nur etwa anders zuſammengeſetzt und an eine andere Stelle gebracht. Paßt dies nun im aller Geringſten auf die Operation des Denkens? Wo waren die Gedanken vorher? Wo werden ſie hin „abgeſondert"? Das Denken erklärt ſich eben, wenn es überhaupt erklärbar iſt, nur aus ſich ſelbſt, nicht aus einem Gehirnprozeß; das Denken iſt es, was alles Andere zu erklären aufnimmt; wie könnte fur den Denkenden das Denken nun ſelbſt erklärt werden aus einer äußern Operation, welche ſeinem Weſen durchaus fremd iſt und von welcher zugleich Niemand möglicher Weiſe Kenntniß haben kann? Für das Beſtimmende im Menſchen haben wir die Ausdrücke Prinzip, Weſen, Kraft, Seele, Geiſt, alle immateriell und doch von unbeſtreitbarem Sinn; das Gehirn iſt nichts von allem dieſem.

Darum iſt gleich unpaſſend der Ausdruck „erzeugen". Er bezeichnet einen organiſchen Vorgang: die an übertragenen Stoff gebundene Lebenserneuerung und Vermehrung des Gleichartigen aus dem Gleichartigen; aber Denken und Gehirn ſind keineswegs gleichartig, oder auch nur verwandt und ähnlich, nicht einmal einer Vergleichung fähig. Man kann ſelbſt nicht ſagen, daß die Sonne Licht und Wärme erzeugt, obwohl ſie in einer urſächlichen Verbindung damit ſtehen mag; viel weniger procreirt das Gehirn den Geiſt.

Iſt Denken Bewegung des Stoffes? Bewegung iſt Veränderung im Raume; die ſich bewegenden Theile bringen in ſofern eine Wirkung hervor, als ſie andern Stoff, auf welchen ſie ſtoßen, mit in Bewegung bringen, bis die Stoßkraft erſchöpft iſt. Was hat das Denken mit Bewegung im Raume und mit Stoßkraft zu thun? Es läßt ſich das Denken vielmehr von keinem ſtofflichen Vorgange herleiten. Es gibt kein Denken ohne Stoff des Denkens; dieſen liefern die Sinne großentheils, für den Ungebildeten faſt allein. Aber auch das letztere Denken iſt doch nicht erſt das Produkt des Gegenſtandes, *worüber* man denkt, den man denkend beurtheilt, d. h. von allen andern Dingen, auch von ſeinem Denken ſelbſt, unterſcheidet und ſelbſtthätig vielfach verarbeitet. Die ganze geiſtige Thätigkeit des Menſchen iſt ein beſtändiges inneres Erleben, ein paſſives von Außen her, ein aktives nach Außen hin; das bewußte einheitliche Ich, das erlebende Subjekt iſt dabei die nothwendige Vorausſetzung. Von dem Sein dieſes Subjektes haben wir eine unmittelbare Gewißheit, und über ſeine Natur gibt uns die Selbſtbetrachtung mehr Aufſchluß, als die Sinne

über das Weſen des Stoffes uns jemals geben können. Wie kommen wir nun dazu, das Sein und Wirken des ſelbſtbewußten Geiſtes aus dunklen, nie wahrgenommenen, ja unvorſtellbaren ſtofflichen Operationen ableiten zu wollen?

Unſer geiſtiges Leben alſo iſt die erſte, höchſte und gewiſſeſte Thatſache aller unſerer Erkenntniß, und kein Ergebniß der tiefſten Naturforſchung wird daran jemals rütteln können.

Hieran knüpfen ſich aber Lehren von hoher praktiſcher Wichtigkeit. Nur dem Menſchen kommt das Prädikat geiſtiges Weſen oder Vernunftweſen zu. Schiede ſich nicht, wie der Materialismus behauptet, der Menſch vom Thiere der Art nach, ſo gäbe es auch keine ſpeziell menſchlichen oder humanen Intereſſen, ſo wäre auch des Menſchen Lebensaufgabe nicht der Art nach, ſondern etwa nur gradweiſe von der thieriſchen, ganz unfehlbar durch den Inſtinkt erfüllten, verſchieden. Aber zwiſchen Vernunft, welche die Geſetze des Rechten, Schönen und Guten uns klar macht, und zwiſchen Inſtinkt, der einzig auf Erhaltung und Wohlſein des ſinnlichen Lebens deutet, beſteht ein Unterſchied nicht gradweiſe, ſondern dem Weſen nach, ſo daß ſie vielmehr volle Gegenſätze bilden, wie Geiſt und Organ, und im Handeln einander aufheben.

Der Menſch geht allerdings aus dem brutalen Zuſtande [dem des bloßen Inſtinktes] in den humanen [den der Vernünftigkeit] über auf unmerkbaren Stufen; aber iſt er auch nur auf die erſte Stufe der Vernunft getreten, ſo zeigt ſich ein neuer unverſöhnlicher Gegenſatz, der von Nothwendigkeit und Freiheit. Die erſtere herrſcht in Allem, was nicht in und mit ſeinem Bewußtſein vor ſich geht; ſobald er ſich zum vollen Bewußtſein zuſammennimmt, fühlt er ſich durchaus als ſelbſtthätiges Weſen, kennt die Motive ſeines Handelns, wägt ſie ab, richtet über ſeinen eigenen und ſeiner Thaten Werth, hat die innerſte Gewißheit, daß er nichts weniger, als eine von verketteter Nothwendigkeit getriebene Maſchine iſt, und dieß nennen wir die menſchliche Freiheit. Sie ſtellt Etwas dar, wovon nichts Analoges in der ganzen Natur vorkommt, und darum iſt ſo ſchwer, mit Ausdrücken unſerer Sprache, die alle urſprünglich zur Bezeichnung äußerlich erſcheinender Dinge und Vorgänge gemacht wurden, ihr Weſen genau anzugeben, obwohl in ſich ſelbſt Jeder weiß, daß er frei iſt und was für ihn das Wort bedeutet.

Wenn man Das, was unter dem Namen von Religion bisher als roher äußerer Dienſt, als finſteres Kirchen- und Prieſterthum, als Aberglaube verſchiedener Art beſtanden hat, als Auswuchs betrachtet, der vor höherer Bildung weichen muß, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß es der Auswuchs des idealen Weſens im Menſchen iſt, der immer zugleich, wo die allgemeine Bildungsſtufe der Menſchen es geſtattete, manche ed-

lere Blüthe trieb, und daß, wenn auch der ganze Auswuchs beſeitigt wird, doch dieſes ideale Weſen bleibt mit ſeinen Aufgaben, Bedürfniſſen und Intereſſen. Hier iſt nicht etwas dem menſchlichen Weſen etwa naturwidrig Aufgepfropftes abzuſchütteln (woher könnte Das auch möglicher Weiſe gekommen ſein?), ſondern es gilt nur um allmählige Veredlung der Form, in welcher ein natürliches Gefühl und Bedürfniß Ausdruck ſucht, ſowie um Beſeitigung des Mißbrauches, welcher leider in alles Menſchliche eindringt. Darum kann auch nicht etwa unſer Zeitalter als ein ſog. antireligiöſes oder religionsloſes den bisherigen ſog. religiöſen Zeitaltern ſich entgegenſtellen wollen, ſondern wir gehen nur in der Bildung weiter, ohne einen Sprung über eine bodenloſe Tiefe zu machen, anknüpfend an Das, was da war, die Schlacken immer mehr beſeitigend, ſo daß das menſchlich Edle immer reiner ſich darſtelle. Die Wurzel, aus welcher es hervorwachſen ſoll, war und iſt immer dieſelbe.

Man ſagt uns mitunter, daß für die Zukunft das Göttliche und Ewige, als einer ſog. „jenſeitigen" Lebensanſicht angehörig, müſſe über Bord geworfen werden; und doch wären Worte und Begriffe der Art nicht da, hätten ſie nicht eine tiefe Wurzel in dem idealen Weſen des Menſchen. „Was wiſſen wir von dem Göttlichen und Ewigen?" ſagte der alte Göthe mit Recht; zu einem Wiſſen kann es ja niemals werden. Er ſelbſt hatte keinen Namen dafür, Gefühl war ihm Alles, und erfüllt war davon ſein Herz, ſo groß es war. Nichts iſt in der Welt mehr mißbraucht und entſtellt worden, als gerade jene erhabenſten Ideen; aber Jeder ſucht für ſie, deren Inhalt unausſprechbar iſt, einen Ausdruck, der mehr oder weniger gelingt. Wo kein Glaube iſt, da iſt in der Regel wenigſtens Aberglaube; es gibt wenige Gemüther, darin ſich nicht Spuren davon fänden. Es iſt unmöglich, daß das Leben und Handeln eines Menſchen ſich abwickele nach den Diktaten eines einzigen Seelenvermögens, des ſcheidenden Verſtandes. Unzählige mal ſind durch ihn die Ideen des Göttlichen und Ewigen todtgeſchlagen worden, — — vermeintlich! Sie leben noch; denn ſeine Streiche trafen ſie nicht; ſie gehören dem vernünftigen und idealen Inneren an.

Wie ſchwach ſind alle Beweiſe, daß dieſes und jenes nicht iſt und nicht ſein kann, weil man es eben bis dahin nicht erfahren hat und erfahren konnte! Wer könnte ſich einbilden, wie ein Baum aus einem Samenkörnchen entſteht, wenn er es nie geſehen hätte? Wie weit ſind denn wir Tellurier in die ſog. Geheimniſſe der Natur und des Alls wirklich eingedrungen? Iſt es alſo nöthig, einem geiſtigen Bedürfniß, einer Ahnung und Hoffnung ohne Weiteres zu entſagen, die, wie unſer lebendigſtes Gefühl uns ſagt, mit dem Weſen unſeres Geiſtes auf's Innerſte verwachſen ſind, blos darum, weil unſer Scharfſinn oder unſere Erfahrung uns die

Art und Weiſe nicht finden laſſen, wie die Sache zu machen iſt? Ich ſelbſt forſche der unergründlichen Sache nicht weiter nach; aber ich lauſche mit nie endender Achtſamkeit auf jede innere Stimme, überzeugt, daß mein menſchliches Weſen ein Ganzes iſt, von welchem ein Einzelnes hinwegzuthun ich kein Recht habe und keine Neigung.

Die Welt iſt mir mehr als eine Stoffmaſſe, von der Gewalt der Anziehung zuſammengehalten, ſie iſt mir die Offenbarung ewiger Vernunft, deren Bild ſich in meinem Inneren ſpiegelt; und ſo iſt der Menſch mir mehr, als die oberſte Species der Säugethiere. Ich ſehe Leben überall um mich her, aber ein geiſtiges Leben wie in mir ſelbſt nur in dem Weſen, welche mit mir gleicher Art ſind; ich glaube, daß Leben verbreitet iſt in dem ganzen weiten All, und daß in Rückſicht auf Begabung und Vollkommenheit die hier mit dem Menſchen endende Reihe der Weſen anderwärts in — vollkommeneren Wohnorten — ſich fortſetzt, obwohl mir von Dem, was über das Menſchliche geht, allerdings der Begriff fehlt.

Wer dieſe Lebensanſicht eine religiöſe nennen will, mit Dem ſtreite ich nicht um Worte, ſie iſt jedenfalls meine eigene, durch keine fremde Autorität mir aufgenöthigte, und macht darum auf Berechtigung Anſpruch.

Ein Urtheil über deutſche und amerikaniſche Demokratie.

Julius Fröbel ſtellt in ſeinem Buche „aus Amerika" folgende Proben politiſcher Weisheit auf, die uns an einem Manne, wie Fröbel, der, mit wiſſenſchaftlicher Bildung und politiſcher Erfahrung verſehen, ſieben ganze Jahre in Amerika lebte und beobachtete, nicht wenig auffallen müſſen. „Je demokratiſcher", ſagt er, „eine Geſellſchaft in ſich ſelbſt iſt, deſto ariſtokratiſcher muß ſie ſich abſchließen."

Es iſt allerdings der Fall, daß ein Europäer, verletzt in vielen Beziehungen durch die geſelligen Verhältniſſe dieſes halbwilden Landes und durch die ultrarepublikaniſche Färbung des geſelligen Verkehres, ſich abſchließen mag gegen das eigentlich plebejiſche Element, das man in jeder Republik findet; aber man kann eine ſolche durch Gewohnheit und übertriebene Reizbarkeit entſtandene Zurückhaltung wohl nicht als ein allgemeines Geſetz aufſtellen. Eine aufmerkſame Prüfung der geſelligen Verhältniſſe drüben und hier wird uns überzeugen, daß drüben die ariſtokratiſche Abſchließung viel größer iſt, wie in Amerika, aber daß wir drüben

ſie nicht ſo ſehr bemerken, weil ſie in den ſocialen und politiſchen Verhältniſſen begründet iſt. Die ariſtokratiſche Abſchließung iſt in Amerika freiwillig, und hat alſo um ſo mehr Beleidigendes und Herausforderndes an ſich. Es mag ſein, daß ich mich in Deutſchland oder Frankreich zurecht finde in den ſocialen Schranken, welche mir die Verhältniſſe geſetzt haben, aber daß die Folge der Gleichheit vor dem Geſetze und der republikaniſchen Inſtitutionen eine ariſtokratiſche Abſchließung ſein ſoll, der ich mich unterwerfen ſoll, davon laſſe ich mich ſchwer überzeugen. Ich frage nach dem Rechte dazu, und finde es nicht. Allerdings ſchließt ſich hier in Amerika jeder Menſch mehr von den andern ab, wie drüben, und der Egoismus gilt in der ſchrankenloſeſten Weiſe, aber dies iſt mehr in gewiſſen Eigenthümlichkeiten des angloſächſiſchen Volkscharakters und in den unreifen, ungebildeten, wenig äſthetiſchen ſocialen Verhältniſſen begründet, als in dem Charakter der Demokratie. Herr Fröbel iſt doch wohl lange genug in Amerika geweſen, um die vollſtändige Unfähigkeit der Amerikaner Ariſtokraten zu ſpielen, eingeſehen zu haben; es gibt hier nur die Ariſtokratie des Sklavenhalterthums und der Parvenu's, und dieſe Ariſtokratie gehört gewiß nicht zu den Attributen demokratiſcher Staatseinrichtungen.

Herr Fröbel bezieht dieſe Bemerkung zunächſt auf die Racenunterſchiede. Er fährt fort: „Freilich haben wir in Europa das demokratiſche Streben ſich ſo weit verirren ſehen, daß es, ſtatt die unteren Beſtandtheile der Geſellſchaft der Gleichheit auf dem höheren Niveau zuzuführen, dieſe Gleichheit auf dem unterſten Niveau hat erzwingen wollen. Das Erſte dagegen iſt das Streben der amerikaniſchen Demokratie, die darum immer in gewiſſer Beziehung der Antipode der europäiſchen ſein wird. Auf dem Niveau des Indianers oder Negers ließe ſich freilich, wenigſtens vorübergehend, die ſociale und politiſche Gleichheit erzwingen; auf das Niveau des Kaukaſiers aber kann der Indianer, der Neger und ſelbſt der Chineſe, auf den in Californien hauptſächlich ſich die Racenfrage bezieht, durch keine Gewalt in der Welt gehoben werden. Die amerikaniſche Demokratie will aber nicht eine Demokratie ſein im Sinne deſſen, was man in Europa „das Volk" nennt; ihr Ideal iſt, eine Geſellſchaft von vornehmen Leuten, ein Staat von „Gentlemen" zu ſein.

Dies iſt eine pikante Auffaſſung der amerikaniſchen Demokratie, aber wohl mehr aus den Anſchauungen eines Sklavenhalters von Südcarolina, als aus dem wirklichen amerikaniſchen Volksleben geſchöpft. Die „Demokratie" Amerika's, ſowohl das eigentliche Volk, wie die beſtimmte politiſche Partei, repräſentiren ſich weder im Süden, noch im Norden, mit dieſen Fröbel'ſchen Glacehandſchuhen. Im Süden zeigt ſich hinter der künſtlichen ariſtokratiſchen Schminke eine ultrafeudaliſtiſche Brutalität, die ſich nicht nur in einzelnen Scenen der äußerſten Rohheit, wie z. B.

im Brook'ſchen Vorfall, ſondern in einer langen Reihe von einzelnen Staats- und Congreßgeſetzen zeigt, welche nichts von ariſtokratiſcher Eleganz an ſich haben. Wir haben ſchon in einem früheren Artikel — [National-Oekonomie des Alterthums] darauf aufmerkſam gemacht, wie vollſtändig unzuläſſig es ſei, eine Parallele zwiſchen der Sklaverei der alten Hellenen und ſelbſt der alten Römer und der Negerſclaverei des amerikaniſchen Südens zu ziehen; allerdings dieſe Verhältniſſe in Rom und Athen waren nobel und ariſtokratiſch im Vergleiche zu der „Pöbelhaftigkeit" der ſüdlichen Einrichtungen, nach denen der Vater ſeine eigenen Kinder verhandelt. Ein athenienſiſcher Staatsmann oder ein römiſcher Patrizier war gewiß eine ariſtokratiſchere Figur, wie ein ſüdlicher Kongreßmann. Selbſt unſere mittelalterliche Ariſtokratie in Deutſchland und Frankreich in ihrem patriarchaliſchen und feudalen Charakter erhebt ſich trotz Fauſtrecht und Wegelagerei, trotz Leibeigenſchaft und dem jus primae noctis einige tauſend Fuß hoch über der „Demokratie" Amerika's, von der Fröbel ſagt, daß ſie die Baſis der menſchlichen Geſellſchaft nicht in den Maſſen des Volkes, ſondern in den eigentlichen „Gentlemen" ſuche. Noch deutlicher wird der Vergleich unſerer amerikaniſchen Ariſtokratie mit der engliſchen Peerſchaft die untergeordnete Stufe der erſteren beweiſen. Ein engliſcher Peer mit ſeiner klaſſiſchen Bildung, ſeinem weltmänniſchen Betragen, ſeinem politiſchen Einfluß, ſeiner Ergebenheit für Künſte und Wiſſenſchaften iſt gewiß ein anderer Menſch, als die Ariſtokraten des Südens, deren Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften vergeblich geſucht werden, und deren große Staatsmänner der Vergangenheit angehören.

Sehen wir ab von den Sklavenhaltern ſelbſt, deren ſocialen Verhältniſſen man zuſehr den Einfluß der Sklaverei anmerkt, und gehen auf die Demokratie des Nordens über, — welch eine Ariſtokratie bietet ſich uns hier dar? Wenn dieſe Demokratie auf der höchſten Stufe der menſchlichen Geſellſchaft aufgebaut ſein ſoll, dann möchten wir wohl eine Demokratie der niedrigſten Sorte ſehen. Die Demokratie, welche ſich in den iriſchen Wiskey-Buden und Tavernen herumtreibt, welche an den Schwellen der katholiſchen Kirchen um Stimmen bettelt, die mit dem Knüppel am Wahlkaſten ſteht, das allgemeine Stimmrecht in ein allgemeines Fauſtrecht umwandelnd, dieſe Demokratie, welche an die Hefe des Volkes und an die gemeinſten Leidenſchaften und Gewohnheiten appellirt, — dieſe Demokratie ſoll einen Staat von „Gentlemen" bilden? — und dieſer Demokratie will man einen höheren, ariſtokratiſcheren Rang anweiſen, als der deutſchen Demokratie mit ihren nur zu erhabenen und idealen Tendenzen, die in eine wahre Wolkenkukuksburg hinaufſteigen? Wie es überhaupt unzuläſſig ſcheint, zwiſchen der ſpezifiſchen amerikaniſchen Demokratie, — wir nehmen natürlich

dieſes Wort im ſtrikten Parteiſinne, — und dem, was man in Europa Demokratie nennt, einen Vergleich zu ziehen, — einen Vergleich, der allerdings viele unwiſſende Adoptivbürger der demokratiſchen Partei verpflichtet hat, — ſo ſollte doch Fröbel ſeine Stellung in der deutſchen Demokratie nicht dadurch compromittiren, daß er die Auswüchſe und Flegeleien derſelben mit dem wahren und eigentlichen Charakter derſelben identifizirt. Nirgend vielleicht hat ſich der Gedanke der Demokratie ſo ſittlich rein und äſthetiſch ſchön, wie in Deutſchland, entwickelt; und wenn man auch darüber ſpottet, daß die „Gelehrten-Republik" des vorigen Jahrhunderts den demokratiſchen Ideen dieſes Jahrhunderts vorherging, ſo kann man grade hierin einen Beweis von der Solidität der demokratiſchen Beſtrebungen in Deutſchland ſehen, die ſich eine wiſſenſchaftliche Grundlage ſuchen. Wir halten immer noch davon, daß kein Volk in der Welt durch ſeinen Volkscharakter, ſeine Erziehung und ſeine Sitten ſo ſehr zu einer demokratiſchen Regierungsform befähigt ſei, wie das deutſche Volk, und gerade Herr Fröbel müßte ſeiner Vergangenheit ſpotten, wollte er dieſer Anſicht nicht zuſtimmen.

Es mag dieſer Vergleich und dieſe Zuſammenſtellung wohl eher aus einer perſönlichen Verſtimmung herrühren, wie aus einer objektiven Beobachtung der Thatſachen und Zuſtände. Dafür ſcheint uns folgende Aeußerung Fröbel's zu ſprechen: „Wie die demokratiſche Richtung *hier* ihre Ausartungen und Mißgeburten erzeugt hat, ſo iſt die Anlage dazu in den *demokratiſchen* Elementen Europa's in noch reicherem Maaße vorhanden, und es kann nicht auffallend ſein, daß ſo entſchieden die europäiſche Freiheitsflegelei von der amerikaniſchen ſein mag, jene dennoch unter dem Schutze dieſer ſich am freieſten entfalten zu können glaubt. Die Sympathie der Rohheit hat alſo auch ihren Antheil an der Erſcheinung, von welcher ich hier ſpreche. Grade das, was den armen Heine, als er ſich eine neue Welt ſuchte, abgehalten hat, „nach Amerika zu ſegeln", grade das beſtimmt eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen, unter denen der Dichter wahrſcheinlich ſogar einige Leſer hat, ſich zu der Partei zu ſchlagen, welche, wie ſelbſt ihre gefeiertſten Congreßmitglieder zeigen, aus der Brutalität und Lümmelei Profeſſion macht."

Dies iſt ein Vorwurf gegen die demokratiſche Einwanderung aus Europa, den man häufig hört, aber von einem Manne, wie Fröbel, gewiß nicht erwarten ſollte. Dieſer Vorwurf kann wohl von der Befangenheit eines bornirten KnowNothings gemacht werden, der von dem Weſen der europäiſchen Demokraten ebenſo wenig verſteht, wie von dem eigentlichen Charakter der amerikaniſchen Inſtitutionen, aber von dem Verfaſſer der „ſocialen Politik" hätten wir dieſen Vorwurf nicht erwartet. Derſelbe wi-

verſpricht durchaus den Thatſachen. Wir ſind glücklicher Weiſe im Stande, zwiſchen der Emigration, welche aus materiellen Bedürfniſſen zur Auswanderung gezwungen wurde, und der eigentlichen politiſchen Emigration eine beſtimmte zeitliche Grenzlinie zu ziehen; im Allgemeinen kann man die Jahre 1848 und 1849 als dieſe Grenzlinie feſtſetzen. Wir haben wohl nicht nothwendig, auf eine Vertheidigung der ſogenannten „Achtundvierziger" einzugehen. Die Schmähungen, mit denen ſie von den alten grauen Trabanten der demokratiſchen Partei verfolgt werden, überheben uns dieſer Mühe. Aber Herr Fröbel ſchleudert ſeine Vorwürfe nicht gegen die Maſſe der Einwanderung, ſondern gerade gegen die Führer derſelben. Er ſpricht von Menſchen, die ſich zu Wortführern und Rathgebern aufwerfen, Menſchen, welche Verſtand genug hätten, zu wählen, aber auch ſchlechten Geſchmack genug haben, um zu glauben, die Union ſei wirklich dazu beſtimmt, der große „Freiheitsſtall" zu werden, für den ſie Heine hielt, und ſie, denen es über den bloßen Vorbereitungen dazu ſchon — ſo kannibaliſch wohl geworden, ſeien berufen, zu wachen, daß das Land ſeine Beſtimmung nicht verfehle. Es gibt Leute, die dies als die kulturhiſtoriſche Miſſion der Deutſchen in Amerika betrachten".

Herr Fröbel mag vereinzelte Erfahrungen in Amerika gemacht haben, welche ihn zu dieſem Gallenerguß gereizt haben; das allgemeine Verfahren der politiſchen Emigration der achtundvierziger Jahre ſtraft ihn Lügen. Allerdings ſind einige Führer der damaligen Bewegung in den großen „Freiheitsſtall" der demokratiſchen Partei getreten, und unter dieſen war eine Zeitlang, als Redacteur des „San Francisco Journals" Fröbel ſelbſt, — aber im Allgemeinen hat die deutſche Emigration modernen Datums mit dieſem „Freiheitsſtall" nichts zu thun. Freilich glaubt dies deutſche Element eine hiſtoriſche Miſſion in Amerika zu haben, wenn ſie auch vorläufig nur darin beſteht, die Indifferenz und demokratiſche Gewohnheit der alten deutſchen Bevölkerung aufgerüttelt zu haben, aber wenn dieſe Emigration ihre Probezeit hier durchlebt hat und mit den Verhältniſſen feſtgewachſen iſt, wird ſich dieſe hiſtoriſche Miſſion ſchon anders offenbaren. Was muß man aber drüben von der Emigration — mit deren politiſchem Handeln die öffentliche Meinung ſich ziemlich ausgeſöhnt hat, und welche durch die Ereigniſſe gerechtfertigt iſt, — denken, wenn von einem Manne, wie Fröbel, ein ſolches Urtheil gefällt wird? Grade die glatte, mäßige, ruhige Sprache, welche Fröbel's Buch charakteriſirt, gibt dieſen Vorwürfen ein Gewicht vor vielen andern entſtellten Berichten über Amerika, denen man von vornherein Einſeitigkeit, Uebertreibung und perſönliche Gereiztheit anſieht.

Dem Knownothingthum iſt Herr Fröbel nicht grade prinzipiell abhold, aber er weiſt demſelben eine unrichtige Stellung im politiſchen Leben

an. Wer nur einigermaßen den Nativismus in seinem praktischen Auftreten und seinem Wesen beobachtet hat, wird zugeben müssen, daß derselbe unter allen Parteien vertheilt ist, eine allgemeine nationale Eigenschaft bildet, und sich politische Bündnisse auf dieser und jener Seite sucht, wie die Verhältnisse es gerade erlauben. Die alte Whigpartei und jetzige republikanische Partei allein dafür verantwortlich zu machen, dies ist man gewohnt, in der „New-Yorker Staatszeitung" zu lesen. Wir bedauern, daß, wie Fröbel über die beiden großen Parteien des Landes, über Knownothingthum und die Stellung der deutschen Einwanderung dazu spricht, man sich wohl schwerlich in Deutschland eine richtige Meinung von dem wahren Sachverhalt bilden wird. Wir können uns nicht versagen, die betreffende Stelle zu citiren.

„Trotz allem dem bin ich sehr weit davon entfernt, zu verkennen, daß es im Allgemeinen eben so viele Beweggründe gibt, sich zu der einen, wie zu der anderen Partei zu halten. Ich bin von dem Satze ausgegangen, und habe ihn durch eine Untersuchung des Grundcharakters der Parteien bewiesen, daß beide im Staatsleben in gleichem Grade unentbehrlich sind. Wenn dies richtig ist, so muß es auch für die deutsche Einwanderung andere Gründe, als die der Unkenntniß oder der Sympathie mit den minder rühmenswerthen Charakterzügen der demokratischen Partei geben, sich vorzugsweise zu dieser zu halten. Es ist ganz natürlich, daß verschiedene Volksklassen ihre wohlberechtigten verschiedenen Interessen haben, die bei der einen oder der anderen Partei besser ihre Rechnung finden werden, und es ist ebenso natürlich, daß im Allgemeinen die Interessen eingewanderter Bürger sich unter dem Schutze des demokratischen Systemes besser befinden, als unter dem des Whigsystemes. Daß diese Behauptung richtig ist, wird sich sehr einfach aus der Betrachtung gewisser Verirrungen dieses letzteren ergeben, welche sich zu ihm ungefähr ebenso verhalten, wie die Sklaverei sich zum demokratischen Systeme verhält. Wenn die Ausartungen des demokratischen Systemes die nothwendige Consequenz ultraindividualistischer Tendenzen sind, so muß man in den Ausartungen des Whigsystemes, welche ich im folgenden Artikel näher in's Auge fassen werde, die nothwendige Consequenz ultragouvernementaler Tendenzen erkennen, welche, wie die Sittengesetzgebung, den fremdgebornen Bürgern besonders lästig fallen müssen, oder, wie die Absichten des Nativismus und Knownothingthums, geradezu gegen sie gerichtet sind. Daß sie sich diesen Bestrebungen widersetzen, ist ganz natürlich. Es folgt hieraus aber nicht, daß sie Recht daran thun, über diesem besondern und relativ untergeordneten Interesse das allgemeine außer Augen zu lassen, welches bei jeder großen Maßregel von umfassender ethischer oder politischer Wichtigkeit, wie die Vertheidigung des Landes gegen einen sie bedro-

henden Feind ſein würde, und wie die beabſichtigte Beſchränkung der Sklaverei — des größten *inneren* Feindes — wirklich iſt, von jedem verſtändigen Bürger die Unterſtützung derjenigen Parteirichtung verlangt, was auch ſonſt deren Ziele ſein mögen, welche den Ruhm hat, das für die herrſchende Lage des Landes entſcheidende Gute zu bringen. Es iſt das wahre Geſetz des Forſſchrittes im politiſchen Leben, daß die Parteien abwechſelnd mit den Conſequenzen ihrer Syſteme den Bedürfniſſen deſſelben entſprechen und daher abwechſelnd die Majoritäten des Volkes an ſich ziehen."

Man braucht gerade nicht von einem einſeitigen Parteifanatismus auszugehen, um dieſe Schilderung der amerikaniſchen Parteien und die Zuſammenſtellung ihrer Tendenzen nicht ganz im Einverſtändniß mit der Wahrheit zu finden, und zu bedauern, daß in Deutſchland aus achtbarer Quelle ſolche Anſichten über amerikaniſches Parteileben verbreitet werden. Wie auch die Parteien ſich geſtalten, welche Verbindungen ſie abſchließen, welche Färbung ſie momentan annehmen mögen: ſo viel iſt ſicher, daß deutſche Kultur und amerikaniſche Sklaverei zwei entgegengeſetzte Pole ſind, welche wenigſtens in Deutſchland, wo man die Sache unparteiiſch betrachtet, ſtreng aus einander gehalten werden ſollten. Die Sklaverei, deren Ausbreitung, deren rechtsgültige Anerkennung, deren conſtitutionelle Gewährleiſtung, iſt das eigentliche Prinzip der demokratiſchen Partei; die Tendenzen, welche dieſe Partei neben ihrer Proſclaverei-Agitation verfolgt, ſtehen immer in zweiter Reihe und werden von dieſer Agitation beherrſcht. Die Sklaverei als eine „Ausartung des demokratiſchen Syſtemes" zu betrachten, dieſer Ausdruck hat für den, welcher mit dem Charakter der demokratiſchen Partei ſeit 1850 bekannt iſt, gar keinen Sinn. Die Vergleichung ferner der Sklaverei in ihrem Verhältniſſe zur demokratiſchen Partei, und des Temperenzgeſetzes als einer „Ausartung der alten Whigpartei, dieſe Vergleichung, welche man ſtereotyp eine Zeit lang in den ungebildetſten demokratiſchen Blättern fand, widerſpricht nicht nur der einfachen Thatſache, ſondern allen Grundſätzen der Humanität und des Rechtes. Wenn man eine ſo brutale, mächtige, einflußreiche Thatſache, wie die der Sklaverei, deren Spuren wir in allen Sphären der amerikaniſchen Politik wieder finden, und welche den Angelpunkt der ganzen amerikaniſchen Entwickelung bildet, mit einem einfachen Polizeigeſetz vergleichen ſehen, das ſich überall dort, wo die Bevölkerung nicht damit einverſtanden iſt, als unausführbar erwieſen hat und das jetzt ſelbſt von ſeinen wärmſten Freunden aufgegeben wird: dann weiß man wirklich nicht, welchen Maaßſtab für politiſche Gleichungen man annehmen ſoll. Die Bedeutung indeſſen, welche Herr Fröbel an dieſer Stelle dem Temperenzgeſetz und Knownothingthum gibt, indem er ſie der Sklaverei an die Seite ſetzt, paßt nicht zu ſeinen ſonſtigen Aeußerungen über

dieſe beiden „Ausartungen der alten Whigpartei", gegen welche er ſehr verſöhnlich geſtimmt iſt. Indem wir die Anſichten Fröbel's über die Nationalitätsfrage und manche andere Punkte des amerikaniſchen Lebens einer näheren Beſprechung vorbehalten, weil Herr Fröbel dieſe Fragen in einem neuen und intereſſanten, wenn auch einſeitigen Lichte betrachtet, wollen wir die Bemerkung nicht verſchweigen, daß uns das Buch Fröbel's in mancher Beziehung getäuſcht hat, indem es die Licht- und Schattenſeiten des amerikaniſchen Lebens, die ſo deutlich, auf eine grelle und empfindliche Weiſe deutlich, hervortreten, unſerer Anſicht nach nicht ſcharf und ſtreng auseinander gehalten und hervorgehoben hat, wie die Thatſachen wirklich ſind und wie es nothwendig geweſen wäre, ſie namentlich in Deutſchland darzuſtellen. Man kann wohl ſagen, daß jeder in dieſem Buche ausgeſprochenen Anſicht die Spitze abgebrochen und die Schneide abgeſtumpft iſt, und daß das Beſtreben, objektiv zu ſein, in einer etwas pedantiſchen auffallenden Weiſe hervortritt.

Die nordamerikaniſchen Sternwarten.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Es iſt ſchon ſeit längerer Zeit, ganz beſonders aber ſeit Entdeckung der californiſchen Goldfelder, bei Vielen zur ſtehenden Modephraſe geworden, in den Bürgern der großen transatlantiſchen Union nichts als Dollar-Makers zu erblicken, die durch alle Schichten der Geſellſchaft hindurch von höheren Intereſſen keine Ahnung haben, oder doch höchſtens nur in ſo weit, als dieſe ſich dem mercantilen Buſineß unterordneten und ihm dienſtbar machen. Eine jedenfalls höchſt wohlfeile Kritik, bei der man alles näheren Eingehens in dortige Verhältniſſe überhoben war, und durch welche zugleich der Haß, welchen man gegen die Weſtwelt im Herzen trug, wiewohl er ſeinem innerſten Grunde nach einer ganz verſchiedenen Quelle entſtammt, in bequemſter Weiſe gerechtfertigt werden konnte.

Wer möchte läugnen oder verkennen, daß jenſeits des Ozeans mit dem Dollar, wenn nicht mehr, zum mindeſten eben ſo viel Götzendienſt getrieben wird, als dieſſeits mit dem Pfund und Franken, Thaler und Gulden, Rubel und Piaſter? Die Mehrzahl der Menſchen in allen Ländern

wird auf dieſem niedern Standpunkt ſtehen bleiben, und nur einzelne ſich über ihn zu erheben verſtehen. Ein Gebrechen aber, das allen Zeiten wie allen Erdtheilen gemeinſam anhaftet, kann nicht zur Grundlage einer einzelnen, gegen ein ganzes Volk gerichteten Beſchuldigung dienen.

Das geiſtige Leben Amerika's — denn das äußerliche und materielle zu ſchildern bleibe andern Federn vorbehalten — hat nicht denſelben geſchichtlichen Verlauf genommen, wie in Europa. Bloße Buch- und Stubengelehrſamkeit war nie des Anglo-Amerikaners Sache, und konnte es nicht ſein nach der Natur der dortigen Verhältniſſe. Die claſſiſch-philologiſchen Studien, obwohl nicht ganz vernachläſſigt, vermochten bei ihnen nie die Geltung zu erlangen, welche ſie bei uns ſchon ſeit Jahrhunderten behaupten. Mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien mußten dort die Baſis bilden; an der Sprache der Gegenwart, nicht an der der Vergangenheit, mußte der Geiſt erſtarken. Doch ſollen wir ein Volk deßhalb tadeln, weil es das gethan, was die Umſtände gebieteriſch von ihm forderten, und das unterlaſſen hat, wozu ihm weder Zeit noch Raum geboten war?

Als Canning, Premierminiſter unter Georg IV als Staatsmann höher, denn als Metriker ſtehend, einſt im Parlament ausrief: parsimonia est magnum vectigal, tönte ihm ein donnerndes vectigal des ganzen vollen Hauſes entgegen. In Amerika hätte er dreiſt noch ganz andere Sünden gegen die alten Claſſiker begehen können, ohne daß die Tribünen ſie ihm corrigirt, aber auch ohne daß ſie ihm ſeine Gelehrſamkeit ſonderlich gedankt hätten.

Doch zur Sache. Wir beabſichtigen nicht ein umfaſſendes Bild der Studien und geiſtigen Beſtrebungen Amerika's zu geben, was ohne eigene Anſchauung des Landes und Volkes ſchwerlich Jemand mit Erfolg unternehmen könnte; nur eine Darſtellung eines einzelnen Zweiges der Wiſſenſchaft nach ſeinem geſchichtlichen Verlauf innerhalb der Union ſoll im Folgenden geboten werden.

Noch bevor die Colonien ſich zum ſelbſtſtändigen Staat emporgeſchwungen hatten, nahmen ſie ſchon Theil an einer großen aſtronomiſchen Arbeit, die bald vor einem Jahrhundert die wiſſenſchaftliche Welt in Bewegung ſetzte: dem Venusdurchgang von 1769. Im Januar d. J. ernannte die „American Philoſophical Society" ein Comite von dreizehn Beobachtern, welche auf drei Punkte vertheilt wurden: Philadelphia (Dr. Ewing), Norriton (Hr. Rittenhouſe), und C. Henlopen (Hr. Biddle). Da die Geldkräfte der noch jungen Geſellſchaft nicht ausreichten, ſo trat die Aſſembly von Pennſylvanien aushelfend hinzu. Die genannten drei Directoren und das übrige Perſonal errichteten temporäre Sternwarten,

mit brittiſchen Inſtrumenten ausgerüſtet. An allen drei Orten wurden die Bemühungen mit Erfolg gekrönt, die wichtigen Momente wurden gut erhalten, und die American Society konnte dem erſten Band ihrer „Transactions" den betreffenden Bericht einverleiben.

Faſt vierzig Jahre verfloſſen, bevor der junge Staat, der noch im abgewichenen Jahrhundert uns mit dem Blitzableiter und dem Dampfſchiff beſchenkte, die Himmelsforſchungen ernſtlich wieder aufnahm. Mit dem welthiſtoriſch gewordenen

„Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis"

war Franklin in der franzöſiſchen Akademie von d'Alembert begrüßt worden; aber noch etwas Anderes dem Himmel abzuringen, daran hatte man ſeit 1769 nicht wieder ernſtlich gedacht.

Die totale Sonnenfinſterniß am 16. Juni 1806 gab zuerſt wieder Veranlaſſung dazu. Bowditch in Salem, Adams in Boſton, Ferrer in Albany beobachteten ſie, und wir verdanken ihnen manche wichtige phyſiſche Aufſchlüſſe über die Vorgänge bei derſelben. Der letztgenannte Beobachter hat ſich auch ſpäter durch andere Arbeiten verdient gemacht.

Haßler's im Jahr 1807 begonnene Küſtenvermeſſung veranlaßte im Congreß zuerſt einen auf Gründung einer öffentlichen Sternwarte gerichteten Vorſchlag Gallatin's, der aber keinen Anklang fand, denn in der dieſe Vermeſſung betreffenden Acte des Kongreſſes wird nichts über eine Sternwarte verfügt.

Der Präſident der Vereinigten Staaten von 1824—1828, John Quincy Adams, ſuchte in ſeiner erſten Botſchaft den Congreß in einer energiſchen Anſprache für dieſen Gegenſtand zu gewinnen. Nachdem er die Gründung einer Nationaluniverſität in Vorſchlag gebracht, fährt er fort: „Es möge die Errichtung eines aſtronomiſchen Obſervatoriums, ſei es in Verbindung mit einer Univerſität, ſei es ohne eine ſolche, unternommen werden, um die Himmelserſcheinungen anhaltend beobachten und dieſe Wahrnehmungen in periodiſchen Schriften veröffentlichen zu können. Es kann den Amerikaner nur tief demüthigen, wenn er ſich ſagen muß, daß auf dem verhältnißmäßig kleinen Raum Europa's über 130 dieſer Leuchtthürme des Himmels vertheilt ſind, während das ganze Amerika nicht einen einzigen beſitzt. Wenn wir einen Augenblick die Entdeckungen überſchauen, welche in den letzten vier Jahrhunderten über die phyſiſche Conſtitution des Univerſums durch die Hülfsmittel jener Obſervatorien von feſt angeſtellten Beobachtern gemacht worden, können wir dann wohl zweifeln, daß ſie nicht a l l e n Erdbewohnern zu gute gekommen ſind? Kaum rollt irgend ein Jahr über unſere Häupter dahin, wo nicht eine neue wichtige aſtronomiſche Entdeckung gemacht wird, die wir genöthigt ſind, aus

zweiter Hand zu empfangen. Berauben wir uns nicht ſelbſt der Mittel, Belehrung für Belehrung bieten zu können, da auf unſerer Erdhälfte ſich weder Sternwarte noch Beobachter befindet, und die Erde für unſer zum Himmel nicht emporſchauendes Auge in ſteter Finſterniß ihre Bahn zieht?"

Aber dieſe trefflichen, im reinen Intereſſe der Wiſſenſchaft geſprochenen Worte erregten ein allgemeines Lachen, und der Vorſchlag, einen Himmelsleuchtthurm zu errichten, ward zu einer ſtereotypen Spottphraſe, die noch heutigen Tags nicht ganz von denen vergeſſen iſt, welche im Stande ſind, ſich ihrer eigenen Schmach zu rühmen. So allgemein war der Widerwille, daß noch 1832, als die Fortſetzung der Küſtenvermeſſung vom Congreß beſchloſſen wurde, dieſer eine ausdrückliche Vorſorge dahin traf;

„That nothing in the act should be construed to authorize the construction or maintenance of a permanent astronomical observatory."

Natürlich erforderte die Küſtenvermeſſung genaue Zeit und Breitenbeſtimmungen, und dieſe waren nicht zu erhalten, ohne mindeſtens temporär errichtete Sternwarten. Man wollte nun um jeden Preis verhüten, daß aus dieſen bleibende Obſervatorien entſtänden.

Es ſcheint, daß diejenigen, welche im Jahr 1857 noch an den im Eingang unſeres Aufſatzes erwähnten Vorſtellungen hartnäckig feſthalten, in ihrer Kenntniß der amerikaniſchen Zuſtände nicht über dieſe Acte, die allerdings ſich ſelber verurtheilt, hinausgekommen ſind, und daß das letzte Vierteljahrhundert der Weſthalbkugel für ſie nicht exiſtirt habe. Sie alle eines beſſern zu überzeugen, dürfen wir allerdings nicht hoffen, doch möchte ihre Zahl durch die Mittheilungen, welche hier folgen ſollen, immerhin etwas vermindert werden.

Die neueſte in Harper's Monthly magazine enthaltene Ueberſchau zählt 24 beſtehende und in Thätigkeit befindliche Sternwarten innerhalb der Union auf, und binnen Kurzem wird dieſe Zahl noch um drei oder vier vermehrt ſein. Vor 1830 beſtand noch keine derſelben.

1. Die Sternwarte des Yale College.

Hrn. Sheldon Clark gebührt der Ruhm, den erſten wirkſamen Anſtoß zur Förderung der praktiſchen Aſtronomie in Amerika gegeben zu haben. Ein Geſchenk von 1200 Dollars „um ein Fernrohr für das College anzuſchaffen" verewigt ſeinen Namen. Es kam 1830 aus London an, hat 10 Fuß Brennweite und 5 Zoll Oeffnung, und das Objectiv wird als völlig achromatiſch gerühmt. Leider entſpricht die unvollkommene Aufſtellung zu wenig der Schönheit des Inſtruments. Es iſt auf Rollen beweglich, entbehrt gänzlich eingetheilter Gradkreiſe, und ſteht auf einem Thurm,

deſſen niedrige Fenſter jede Beobachtung eines über 30 Grad hoch ſtehenden Objects vereiteln. Der Halley'ſche Komet bei ſeiner letzten Erſcheinung 1835 ward in Amerika auf dieſem Obſervatorium zuerſt von Loomis und Olmſted beobachtet. Später hat W. Hillhouſe in Newhaven ein fünffüßiges Paſſagen-Inſtrument geſchenkt, allein noch fehlt es an einem zur zweckmäßigen Aufſtellung deſſelben eingerichteten Local.

2. Die Sternwarte des Williams' College (Maſſach.)

Erbauer: Profeſſor Albert Hopkins, 1836. Die Mitte des 48 Fuß langen Gebäudes wird von einer beweglichen, 13 Fuß im Durchmeſſer haltenden, Kuppel überragt, und in den Seitenflügeln befinden ſich die Meridiandurchſchnitte. Ein Herſchel'ſches Fernrohr von 10 Fuß Brennweite, deſſen Kreiſe in Amerika von Phelps verfertigt und eingetheilt ſind, ſtand unter der Kuppel, ſowie im öſtlichen Flügel ein kleines Troughton'ſches Paſſagen-Inſtrument und eine Pendeluhr von Molyneux.

Im Jahr 1852 ſchenkte Amos Lawrence dem College ein ſchönes Fernrohr von 9½ Fuß Brennweite, in Boſton von Clark und Phelps verfertigt. Es hat eine Uhrbewegung und iſt parallaktiſch montirt. Da es ſich als das vorzüglichere auswies, ward es unter die Kuppel an die Stelle des früheren geſetzt.

Das Gebäude ſteht frei auf einem ſanft ſich erhebenden Hügel, umgeben von Bäumen und Gebüſchen.

3. Die Sternwarte zu Hudſon [Ohio].

Profeſſor Loomis vom Weſtern Reſerve College wurde 1832 nach Europa zum Ankauf von Inſtrumenten geſchickt; er brachte ein achromatiſches Fernrohr, ein Paſſagen-Inſtrument und eine Uhr zurück. Die kleine, aber zweckmäßig eingerichtete Sternwarte iſt eine der thätigſten. Durch einen elektriſchen Telegraphen mit der Sternwarte Philadelphia verbunden, hat ſie auch für geographiſche Ortsbeſtimmungen jener Gegenden wichtige Dienſte geleiſtet.

4. Die Sternwarte Philadelphia.

Den erſten Anſtoß zu ihrer Errichtung gab die Erſcheinung des Halley'ſchen Kometen. Die früher von den meiſten bezweifelte, ja belächelte Sicherheit, mit der die Wiederkehr dieſes merkwürdigen Himmelskörpers vorherverkündigt war, gewann nach der thatſächlichen Beſtätigung der Himmelskunde in Amerika zahlreiche Freunde. Die Univerſität Philadelphia und die zu ihr gehörende Sternwarte ſind von gleichem Datum; für letztere bewilligte das Comite 5000 Dollars zu Inſtrumenten. Die Aufſtellung des achtfüßigen Refractors iſt der des Dorpater ganz gleich; er iſt, ebenſo wie der Meridiankreis, aus den Münchener Werkſtätten hervorgegangen. Sie waren die erſten Inſtrumente, welche den Amerikanern thatſächlich bewieſen, daß München's Künſtler [Merz, Mahler,

Ertel] den entſchiedenſten Vorzug vor den Engländern behaupteten, an die man ſich bis dahin allein gewandt hatte. In Folge deſſen ſind ſeit iener Zeit faſt alle größeren für Amerika beſtimmten Inſtrumente in München verfertigt worden, und in den vierziger Jahren waren einmal gleichzeitig vier der größten Achromate bei Merz in Arbeit, um dorthin verſchifft zu werden — ſie alle erreichten glücklich ihren Beſtimmungsort.

Da das früher von der Univerſität eingenommene Local einer zu erbauenden Eiſenbahn im Wege ſtand, und überdies zu klein geworden war, ward es 1853 abgebrochen und an einer andern Stelle größer und prachtvoller wieder erbaut. Ueber dem 90 Fuß hohen Gebäude erhebt ſich die Kuppel der Sternwarte, die ganz auf eigenen iſolirten Fundamenten ruht. Walker und Kendall haben ſich durch ihre Beobachtungen einen nicht blos in Amerika berühmten Namen erworben.

5. Die Sternwarte Weſtpoint.

Gleichzeitig mit der vorigen errichtet. Das ſchöne weitläufige Gebäude enthält außer den drei Obſervationsthürmen noch eine öffentliche Bibliothek und mehrere naturhiſtoriſche Cabinette. Die mittlere und höchſte Thurmkuppel hat 27 Fuß im Durchmeſſer und 17 Fuß Höhe; hier ſteht ein Fernrohr von Lerebours in Paris; der öſtliche kleinere Thurm hat einen Ertel'ſchen Meridiankreis, der weſtliche einen Simms'ſchen Mauerkreis. An die Stelle des Lerebours'ſchen achtfüßigen Achromaten wird ein für 5000 Dollars von Henry Fritz verfertigter vierzehnfüßiger treten, der um die Mitte 1856 vollendet ward.

Der Director Profeſſor Bartlett hat unter andern ſchöne Beobachtungen des Kometen von 1843, der dort beſſer, als in Europa zu Geſicht kam, veröffentlicht.

6. Die Nationalſternwarte in Waſhington.

Wir haben oben geſehen, wie der Congreß ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten nicht bloß gleichgültig, ſondern geradezu feindſelig gegen iede Verwendung öffentlicher Gelder zu Zwecken der Himmelsforſchung gezeigt hatte. Privatperſonen, ſowie Inſtitute, die ihre Fonds ſelbſtſtändig und ohne Controle der Centralbehörde verwalteten, mußten länger, als ein Jahrzehnt hindurch der ſchwierigen Aufgabe, die öffentliche Meinung umzuſtimmen allein ſich unterziehen, und als endlich 1842 auch die Bundes-Behörde die zögernde Hand an's Werk legte, autoriſirte man — nicht eine Sternwarte, ſondern „ein Depot fur Karten und Inſtrumente", vom Marine-Miniſterium reſſortirend. 25,000 Dollars wurden fur das Ganze beſtimmt, und Offiziere der Flotte „beordert", an dieſem Depot zeitweilig zu fungiren. Unter dieſer Maske mußte ſich ein Inſtitut, das gegenwärtig die Bundesſtadt als eine ihrer größten Zierden betrachtet, gewiſſerma-

ßen einſchmuggeln. Hier hat nicht die Regierung das Volk, ſondern gerade umgekehrt dieſes ſeine Regierung aus der Apathie emporgerüttelt.

Bald konnte man die Maske bei Seite werfen. Keine glücklichere Wahl hätte der Kriegsminiſter treffen können, als die der HH. Gillis und Maury, Lieutenants der Flotte. Ihre Namen, bis 1842 in Dunkelheit verborgen, ſind jetzt im Mund aller gebildeten Völker, und ſie zählen zu den erſten Aſtronomen nicht bloß Amerika's. Um die Nationalſternwarte in zweckmäßiger Weiſe zu errichten, wurden die berühmteſten Aſtronomen Europa's und Amerika's zu Rathe gezogen, und Münchens, Berlins und Londons Mechaniker und Optiker mit Anfertigung der Inſtrumente beauftragt. Die Thätigkeit des jungen und für eine ſo mäßige Summe in's Leben gerufenen Inſtituts iſt wahrhaft ſtaunenswerth, und wir werden weiter unten Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Für jedes größere Inſtrument iſt ein ordentlicher Aſtronom bleibend angeſtellt, und unter ihm ſteht ein Lieutenant der Flotte; die Stellen der letzteren wechſeln häufig. Die Direction des Ganzen hat Maury; als Aſtronomen arbeiten Coffin, Hubbard, Keith, Walker, Ferguſon. Die erſten Beobachtungen machte Gillis, der aber bald darauf eine wiſſenſchaftliche Miſſion nach Chili erhielt.

Die Hauptinſtrumente ſind: der große Refractor von Merz, 15 Fuß Brennweite [6,000 Doll.]; das Paſſageninſtrument von Ertel [1480 D.] der Mauerkreis von Simms [3560 Doll.]; der Meridiankreis von Ertel, das Paſſagen-Inſtrument für den erſten Vertical von Piſtor (1740 Doll.) ein nach Maury's Angabe von Ertel verfertigter doppelter Meridiankreis mit mikroſkopiſcher Ableſung, ein Merz'ſcher Kometenſucher und eine Uhr mit Queckſilberpendel von Frodſham.

7. Die Sternwarte Georgetown.

Nur 7 engl. Meilen von der Nationalſternwarte weſtlich gelegen, und nahe gleichzeitig mit dieſer durch eine Privatſtiftung (der HH. Jenkins und Stonestreet) ins Leben gerufen. Wie die meiſten amerikaniſchen Sternwarten, liegt ſie in freier Gegend, umgeben von einzelnen Bäumen und Gebüſchen. Unter ſeinem Director Curley begannen die Beobachtungen im Jahr 1846. Zwei Jahre ſpäter benutzte Georgetown die in Europa ausgebrochenen Unruhen, um dem alten Continent zwei Aſtronomen abzugewinnen, die ſich in Rom einen geachteten Namen erworben hatten: de Vico, der aber auf der Reiſe in London ſtarb, und Seſtini, der glücklich anlangte und dort rüſtig arbeitet.

8. Die Sternwarte Cincinnati.

Dieſes herrliche Denkmal der unerſchütterlichen Energie eines einzelnen unbemittelten Mannes verdient eine nähere Erwähnung. O. M. Mitchell zu Cincinnati (einer Stadt, deren erſtes Blockhaus 1801 gezim-

mert wurde) hatte 1841 öffentliche Vorträge über Himmelskunde vor einem zahlreichen Publikum gehalten, und seine Zuhörerschaft, größtentheils aus Handwerksleuten aller Art bestehend, für seine Wissenschaft so zu begeistern verstanden, daß sein Vorschlag zur Gründung einer „Cincinnati Astronomical Society" den allgemeinsten Anklang fand. N. Longworth schenkte Grund und Boden für die Sternwarte, die, ohne einzigen Dollar aus Regierungs- oder städtischen Fondsansprüchen, durch freiwillige Subscription von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" entstehen sollte — und entstand. Mitchell ward nach Europa geschickt, um ein Instrument anzukaufen; für 9,500 Dollars wurde in München ein von Lamont geprüfter und trefflich befundener 17füßiger Refractor [damals nur von dem Pulkowaer übertroffen) angekauft. Es bedurfte noch zwei Jahre bis zur gänzlichen Vollendung. Als Mitchell siegesfroh nach Cincinnati zurückkam, war inzwischen ein schweres Gewitter über seinen projektirten Uranientempel heraufgezogen. Eine allgemeine Geldkrisis lähmte Geschäft und Handel — Cincinnati's einzige Erwerbsquelle — und man bestürmte Mitchell, den Kauf rückgängig zu machen und das Ganze aufzugeben. Er allein blieb unerschütterlich. Ein Palafox der Wissenschaft, erklärte er auszuharren „hasta la ultima tapia" Auf die frühern Subscriptionen war wenig mehr zu rechnen; Mitchell ging Haus bei Haus durch Cincinnati, nahm an Stelle des baaren Geldes mit Allem vorlieb, was geboten wurde: Steine, Kalk, Sand, Nägel, Balken, Handarbeit, Fuhren; machte nicht allein selbst den Baumeister, sondern wenn es — was nicht selten vorkam — am Tagelohn für gedungene Arbeiter fehlte, lud er persönlich die Baumaterialien auf den Karren, und handhabte die Maurerkelle, um seinen Bau nicht in's Stocken gerathen zu lassen. Allmählich hatten sich die Geldverhältnisse wieder gebessert, die Gesellschaft sich reconstituirt; das Münchener Instrument konnte bezahlt werden; andere Wohlthäter [wie Dr. Bache, der ein fünffüßiges Passagen-Instrument schenkte] traten hinzu — und fertig steht der schöne und würdige Bau, 80 Fuß lang, 30 breit, zwei Stockwerk hoch, mit einem das Ganze überragenden Mittelbau für den Refractor.

Mitchell war gegen die Mitglieder der Gesellschaft die Verpflichtung eingegangen, jedem derselben an allen heitern Abenden, mit Ausnahme des für ungestörte Arbeiten reservirten Montags, die Wunder des Himmels am Refractor zu zeigen. Später ward dieß dahin verglichen, daß dem Astronomen drei Abende in jeder Woche reservirt blieben. Er begann sogleich eine Durchmusterung des südlichen Himmels in Beziehung auf Doppelsterne, die schon eine reiche Ausbeute geliefert hat. Besonders thätig war Mitchell für die telegraphische Verbindung sämmtlicher Sternwarten Amerika's und für Einführung galvano-elektrischer Uhrzei-

chen, um die Notirung der Beobachtungen gleichzeitig zu vereinfachen und ihre Genauigkeit zu erhöhen.

Seit 1854 iſt ſeine Thätigkeit als Oberingenieur der Eiſenbahnen für neue derartige Anlagen ſo ſehr in Anſpruch genommen worden, daß die Beobachtungen eine Unterbrechung erlitten haben. Hoffentlich wird ſich dieß bald anders geſtalten, und er wieder ganz ſeinem Lebensberuf ſich widmen können. Eine populär-aſtronomiſche, faſt ausſchließlich von ihm verfaßte Zeitſchrift (the Sidereal Messenger) mußte nach einigen Jahren wieder eingehen.

9. Die Sternwarte Cambridge der Harvard University in Maſſachuſetts

Was dem Präſidenten der Union, John Quincy Adams, 1825 im Congreß nicht gelungen war, und ihm nur Spott und Hohn eingetragen hatte, das gelang 18 Jahre ſpäter in glänzender Weiſe dem in's Privatleben zurückgetretenen Mann, im Verein mit Nathanael Bowditch und andern Freunden der Sternkunde, durch geſchickte Benutzung einer günſtigen Gelegenheit. Anfangs März 1843 erſchien der bekannte lang geſchweifte und am hellen Tage beobachtete Komet. Die genannten Männer, von den Boſtonern mit Fragen über den wunderbaren Himmelskörper beſtürmt, entgegneten, daß ſie nichts Näheres mittheilen könnten, da es ihnen an geeigneten Inſtrumenten zur genauen Beobachtung ſolcher Himmelskörper fehle. Noch in demſelben Moment trat ein Comite von Boſtoner Handelsherren und andern Einwohnern zuſammen, und 20,000 Dollars, die ſchnell gezeichnet waren, wurden zur Grundlage beſtimmt. David Sears ſtand mit 5500 Dollars an der Spitze der Subſcription. Gelehrte Geſellſchaften, wie die American Academie of Arts and Sciences, Actien- und Handelscompagnien, wie die National Insurance-Company, wetteiferten mit den Privaten; ein Bauplatz, 50 Fuß über dem der Univerſität ſich erhebend, ward geſchenkt, und ſo konnte man ſchnell Hand an's Werk legen. Der Wurf war gelungen; man hatte das Eiſen geſchmiedet, ſo lange es heiß war, und wie kurz auch die Erſcheinung dieſes Kometen geweſen war — er war noch nicht am Himmel verſchwunden, als die Sternwarte ſchon ſicher fundirt war.

Der Searsthurm, ſo genannt nach dem erſten Unterzeichner, hat eine Drehkuppel von 32 Fuß Durchmeſſer. Auf einem 40 Fuß hohen, unten 22, oben 10 Fuß Durchmeſſer haltenden Granitpfeiler, deſſen Fundament, eine Verbindung von grobem Sand und hydrauliſchem Cement, außer aller Communication mit den übrigen Theilen des Gebäudes ſteht, erhebt ſich der Refractor von 23 Fuß Länge und 15 Zoll Durchmeſſer des Objec-

tivs. Er iſt dem Pulkowaer völlig gleich, und ſeine Vergrößerungen gehen von 103 bis 2,000. Er hat an Ort und Stelle 20,000 Dollars gekoſtet.

An optiſcher Kraft wird das in Cambridge errichtete Münchener Inſtrument von keinem einzigen in der Welt, ſelbſt nicht dem Roſſe'ſchen Teleſkop übertroffen, und die günſtigere geographiſche Lage hat es vor allen übrigen gleichen Ranges voraus. In der Breite von Rom gelegen, überſchaut es 16 Grad mehr vom Firmament, als das Pulkowaer, und während dort wenig mehr, als die Hälfte deſſelben gut zu Geſicht kommt, kann Cambridge vier Fünftel des Himmels als das Feld ſeiner Thätigkeit betrachten, wobei das viel günſtigere Klima noch gar nicht in Anſchlag gebracht iſt.

Die beiden Bond, Vater und Sohn, ſind die Hauptaſtronomen, und haben ſich mit ungetheilter Kraft der großen Aufgabe gewidmet. Ihre ſchönen Arbeiten haben ihnen die Bewunderung ihrer Landsleute erworben, und einen begüterten Verehrer der Sternkunde, Eduard Philipps, Graduirten der dortigen Univerſität, veranlaßt, dem Obſervatorium 100,000 Dollars als bleibenden Fonds — von deſſen Zinſen, je nach dem Ermeſſen der Curatoren, Beobachter und Berechner beſoldet, Inſtrumente und Bücher angeſchafft werden ſollen — teſtamentariſch zu vermachen. Im September 1849 ward die Summe ausgezahlt.

Die hier in chronologiſcher Ordnung ausführlicher beſprochenen Inſtitute mögen Zeugen ſein des Geiſtes, der jenſeits des Ozeans die Wiſſenſchaft beſeelt; und es wird für die fünfzehn übrigen genugen, ſie nur in der Kürze aufzuzählen. Nähere und ſpeciellere Belehrung kann man in dem ſchon oben erwähnten Aufſatz von Prof. Loomis in Harper's Magazine finden.

Die Sternwarte Sharon, nahe bei Philadelphia, ein Privatinſtitut des verſtorbenen John Jackſon. Es iſt 1845 errichtet. Später hat Young noch einen Meridiankreis dem von Jackſon angekauften Teleſkop hinzugefügt.

Die Sternwarte Tuscaloosa. Auch die Sklavenſtaaten wollen wenigſtens nicht ganz zurückbleiben. Außer den beiden feſten Inſtrumenten, wie gewöhnlich ein Refractor und ein Paſſagenfernrohr, befinden ſich hier noch mehrere bewegliche. Auch für magnetiſche Beobachtungen iſt hier geſorgt. Die Sternwarte iſt ein Anhängſel der Alabama-Univerſität, und aus deren Fonds errichtet.

Rutherford's Sternwarte in New-York, und
Friend's Sternwarte in Philadelphia.

Beides Privatinſtitute, im Innern der genannten Städte gelegen. Die Hauptinſtrumente dieſer Obſervatorien ſind in Amerika von Henry

Fitz (NewYork) verfertigt, aber ganz nach dem Muſter der Münchener; auch die übrigen, mit Ausnahme einiger kleineren in Paris und London gearbeiteten, haben den Ocean nicht paſſirt. An Friends Anſtalt iſt Hr. M. Fiſher als ſtändiger Director angeſtellt.

Die Sternwarte des Amherſt College iſt 1847 von der dortigen Univerſität errichtet. Rufus Bulloch hat ſpäter einen ſchönen von Alvan Clark in Cambridge (Maſſachuſetts) verfertigten Refractor geſchenkt, durch den ſchon einige neue Entdeckungen gemacht worden ſind.

Die Sternwarte des Profeſſors Lewis Gibbs in Charleſton [Süd-Carolina], im Garten des Beſitzers errichtet. Doch gehören die meiſten Inſtrumente der Küſtenvermeſſung, für welche auch das Inſtitut fortwährend thätig iſt. Die Beobachtungen begannen 1848.

Die Sternwarte des Dartmouth College. Faſt allein durch ein Geſchenk von George Shattuk aus Boſton gegründet und unterhalten. Mit ihr iſt zugleich eine ſchöne Bibliothek verbunden. Inſtrumente und Uhren ſind aus München und London bezogen.

Van Arsdale's Sternwarte zu Newark (New-Jerſey), im Jahr 1850 errichtet. Der Beſitzer hat in den Jahren 1853 und 1854 drei Kometen entdeckt. Das Hauptfernrohr iſt von H. Fitz in Amerika verfertigt; es hat nur 8 Fuß Brennweite, iſt aber gleichwohl ſo lichtſtark, daß es z. B. den dunkeln Saturnsring deutlich zeigt.

Die Sternwarte des Shelby College in Kentucky, zum Theil durch eine öffentliche Subſcription, größtentheils aber aus eigenen Mitteln des Directors der Univerſität W. J. Walker errichtet. München hat die Inſtrumente geliefert, darunter einen Refractor von zehn Fuß Brennweite für 3500 Dollars.

Die Sternwarte Buffalo, Eigenthum des Gründers W. van Duzee. Das Hauptinſtrument iſt ein Refractor von 9 Zoll Objectivöffnung und eilf Fuß Brennweite, von H. Fitz in New-York.

(Schluß folgt)

Die Präſidenten-Botſchaft.

iſt ein umfangreiches und bedeutendes Aktenſtück, das zu beiden Seiten des atlantiſchen Ozeans mit Begierde verſchlungen werden wird. Wenn man die Menge und Bedeutung der Gegenſtände, welche in der Botſchaft behandelt werden, erwägt, ſo hat man ein ungefähres Bild der Größe der Union

und des gewaltigen „Manifest destiny“, das in jeder Botschaft deutlicher und deutlicher hervortritt. In keinem andern Lande der Welt, als höchstens in England, könnte ein ähnliches politisches Dokument geschrieben werden. Wir betrachten solche Botschaften, wie die Marksteine an dem Wege der Weltgeschichte, welche den Weg uns weisen und über die Entfernungen uns unterrichten, und deßhalb müssen wir ein historisches Dokument so weit wie es in dem Parteiwirrware möglich ist, auch mit historischer Unparteilichkeit betrachten. Es liegt in der Natur eines solchen Aktenstückes, daß es mit Vorsicht und Zurückhaltung geschrieben ist und der eigentliche Sinn mancher Erklärungen und Auseinandersetzungen zwischen den Zeilen zu lesen ist, und die Kritik wird es wohl ebenso machen müssen, um den rechten Ton zu treffen, namentlich wenn sie oppositioneller Natur ist. Die letzten Botschaften des Präsidenten Pierce hatten, wie allgemein bedauert wurde, einen streng parteilichen Charakter; es war darin keine unparteiische Darstellung der Lage des Landes, sondern eine Vertheidigung gewisser Parteimaßregeln auf der einen Seite, eine heftige, übereilte und übertriebene Anklage gegen Parteimaßregeln auf der andern Seite, so daß der ganze Ton und Inhalt der Botschaft der Würde eines solchen Aktenstückes nicht angemessen war. Von Buchanan, dem alten gewiegten Diplomaten, war eine solche Taktlosigkeit nicht zu erwarten. Wenn auch die ganze Botschaft auf strikt demokratischem Boden gewachsen ist, und in einigen Punkte an die extremsten Ansichten und Tendenzen der Ultrasüdpartei streift, so sind doch die übertriebenen Anklagen gegen die Oppositionspartei gespart, welche früher die öffentliche Meinung beleidigten. Wie haben jedoch dieser Botschaft einen anderen Vorwurf zu machen. Die Botschaft ist ein kaltes, vorsichtiges, ängstliches Dokument; trotz aller patriotischer Phrasen merkt man den Hauch der Freiheit nicht darin; es fröstelt einem, wenn man die Botschaft liest: es ist keine Spur von jenem altrepublikanischen Geiste darin, den wir in ähnlichen Dokumenten aus der ersten Zeit der Republik bemerken. In dieser Beziehung giebt uns die Botschaft kein deutliches Bild von der Lage des Landes. Diese junge, aufstrebende Republik, von Verlegenheiten nah Innen und Außen umgeben, aber mit dem vollen Bewußtsein, über diese Verlegenheiten zu siegen; der Pionier der Weltgeschichte, der nicht nur die Kultur in die fernen Wildnisse des Westens trägt, sondern auch das Reich der Politik und des Socialismus durch die umfassendsten Experimente erweitert; diese gewaltige Neuerung in der Politik und Kulturgeschichte, die noch von den wenigsten Leuten begriffen wird: sie sollte anders sich erklären, als mit den ängstlich abgemessenen und sorgfältig zugewägten Worten eines Greises. Der amerikanische Adler streckt stolz seine Fänge aus, ein Symbol der selbstbewußten Kraft; die Unabhängigkeits-Erklärung zeigt den Weg mit festen, stolzen Worten, aber in der Botschaft findet man nicht die leiseste Erinnerung an die großen Grundsätze der Unabhängigkeits-Erklärung, an die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte. Es ist in dieser Botschaft

kein republikanischen Geist. Allerdings in einem Lande, wo der unerhörte Wiederspruch begangen werden kann, daß sich die sogenannte Demokratie mit allem Trotz und allem Fanatismus den republikanischen Ideen wiedersetzt, mußte ein solches, von der demokratischen Partei ausgehendes Aktenstück schweigend an den republikanischen Ideen vorübergehen, mit keiner Silbe die Grundsätze, welche über der Wiege dieser Republik schwebten, berührend. Es ist wohl überhaupt dieser Unterschied zwischen den beiden großen Parteien dieses Landes, daß die eine Partei die Constitution im strikten Sinne und dem Buchstaben nach interpretirt, während die andere Partei die Constitution in Verbindung mit der Unabhängigkeits-Erklärung nach dem Sinne, dem Geiste und der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechtes erklärt.

Buchanan ist zum kleinsten Theile persönlich verantwortlich für diese Auffassung der Sache. Er hat mit stoischem Sinne eines alten Hagestolzen auf seine individuellen Neigungen und Leidenschaften, — falls er solche jemals hatte, — verzichtet und sich zum willenlosen Ausdruck der Bestrebungen seiner Partei hergegeben. Dies hat er ausdrücklich vor seiner Wahl in Antwort auf einen von der Deputation des Keystone Clubbs gebrachten Glückwunsch erklärt. Er ist nichts, wie die abstrakte Ausführung der Cincinnati Platform. Ohne an seine Wiederwahl zu denken, mit einem befriedigten Ehrgeize, der ihm nichts mehr zu wünschen übrig läßt, ist dieser Mann in der trostlosen Lage, nichts mehr zu wünschen zu können, und nur der abstrakte, unveränderliche Ausdruck der Partei.

Es ist ein Befehl der Constitution, daß der Präsident dem Congresse ein Bild der öffentlichen Zustände geben und solche Maßregeln vorschlagen soll, welche er für die öffentliche Wohfahrt nothwendig hält. Die Aufgabe einer Botschaft ist also eine doppelte, und dem Präsidenten ist ausdrücklich das sehr wichtige Recht der Initiative gegeben. Wir wollen sehen, wie Herr Buchanan von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat.

Die gewöhnliche Form der Botschaften ist, zuerst die auswärtigen Angelegenheiten zu besprechen, und dann auf die Maßregeln der innern Verwaltung überzugehen. Buchanan macht von dieser Regel insofern eine Ausnahme, indem er die Finanzfrage, allerdings dasjenige Thema, welches die öffentliche Meinung am nächsten beschäftigt, zuerst bringt. So sehr wie die Botschaft die Wichtigkeit dieser Frage anerkennt, so wenig entscheidend, durchgreifend, genügend sind die Maßregeln, welche vorgeschlagen werden, und ein neuer Gedanke ist in diesem ganzen Abschnitte dieser Botschaft nicht zu finden. In Ermangelung anderer Ursachen, sucht die Botschaft lediglich den Grund der Krisis in dem schlechten Zustande des Papiergeldes und Bankkredites. Der Wirkungen des Tarifes, der Anhäufung des baaren Geldes in den Gewölben des Schatzamtes, der schlechten Gesetzgebung der letzten Kongresse in Bezug auf Eisenbahnbauten, der inneren Verbesserungen und Landverschleuderungen u. dergl. Ursachen, deren Resultate erst der Bankschwindel war, gedenkt er nicht. Wir müssen es für eine in einem solchen Dokumente bedauerliche Oberflächlichkeit halten, das Symptom der Krankheit mit den Ursachen derselben zu verwechseln. Gerade die übertriebene Spekulation in

Ländereien und Eisenbahnen, welche von dem Kongresse begünstigt wurde, war die Hauptursache der Kalamität, und die Schulden der Eisenbahnen waren die nächsten Veranlassungen der Krisis.

Die Anomalie, daß der Kongreß das Münzregal hat, und doch nicht im Stande ist, die papierene Werthe zu reguliren, wird hervorgehoben. Wir vermissen aber den Beweis dafür, daß die Förderal-Regierung, welche überhaupt mit den Pflichten des Münzmeisters betraut ist, nicht die Vollmacht haben soll, alle Verkehrsmittel zu controliren. Die Verfasser der Constitution gaben allerdings nur dem Kongresse das Recht, „Geld zu prägen und den Werth zu desselben zu reguliren," aber da Papiergeld auch Geld ist und Geldwerth hat, so ist es doch eine einfache und logische Consequenz, die Vollmachten des Kongresses auch auf Papiergeld zu beziehen.

Das einzige unfehlbare und sichere Mittel, den Banken und dem Papiergelde eine sichere Basis zu geben, ist nach der Ansicht der Botschaft, die „Hard money Theorie", von welcher die demokratischen Zeitungen schon so lange großen Lärm geschlagen haben. Das Deponiren von Staatspapieren und ähnlichen Sicherheiten ist unzulänglich, weil diese Papiere im Momente einer Krisis nicht sofort versilbert werden können, und selbst das System der Bank von England, wenigstens ein Drittel der Notencirkulation in Geld vorräthig zu haben, scheint Herrn Buchanan für die Bedürfnisse des amerikanischen Marktes nicht zu genügen. Jede der 1400 amerikanischen Banken hat nur ein verhältnißmäßig kleines Gebiet der Circulation, während die Noten der Bank von England in ganz Europa und den britischen Colonien zirkuliren, und so werden in Amerika im Moment der Gefahr sofort alle Noten zur Einlösung vorgelegt werden, so daß kein Vergleich mit dem britischen Banksystem statt finden kann. Im Allgemeinen ist das Verhältniß der Noten und Deposits bei unsere 1400 Banken, wie 7 zu 1, allerdings ein Verhältniß, welches uns das Vorkommen häufiger Krisen vollständig erklären kann.

Obgleich wir die Richtigkeit dieser Thatsachen sammt den daraus gefolgerten Befürchtungen zugeben, glauben wir doch, daß dies Thema nicht von dem weiten Standpunkt staatsmännischer Weisheit, sondern philisterhafter Aengstlichkeit aufgefaßt sei. Anstatt, im Angesichte der durchaus unzulänglichen Verkehrsmittel einen Schritt nnd zwar einen großen Schritt voran zu gehen, schreitet die Botschaft zehn Schritte zurück. Grade daß die amerikanischen Banken auf einen kleinen Kreis der Cirkulation beschränkt sind, sollte darauf aufmerksam machen, ihre Sphäre zu erweitern, und ihnen einen nationalen Credit zu gewähren. Grade daß uns die Erfahrung zeigt, daß im Momente der Noth die Banken nicht helfen können, sollte uns von der Nothwendigkeit überzeugen, statt der hülflosen, alleinstehenden und für ihren eigenen Schutz besorgten Bank ein zusammenhängendes, allgemeines, nationales Banksystem zu haben, das nach dem Grundsatze der solidarischen Haftbarkeit den Credit jeder einzelnen Bank verbürgt. Man sieht an der Organisation einzelner solcher Banksysteme, z. B. der State Bank of Ohio und ihrer Zweigbanken, die wohlthätigen Wirkungen deutlich, und doch ist dies eine ganz ungenügende und unbefriedigende Organisation.

Es ist übrigens eine sonderbare Gleichgültigkeit gegen die Logik und Consequenz, wenn die Botschaft in einem Athem die Hartgeldtheorie proclamirt, und den Vorschlag hinzufügt, daß für höchstens 20 Millionen Schatzamtsnoten ausgegeben werden sollen, welche durchaus durch keine Specie-Garantie gedeckt sind.

Die Abneigung, das Banksystem unter nationale Kontrole und Garantie zu stellen, welche sich in der Botschaft ausspricht, contrahirt sonderbar mit den Lobeserhebungen, womit man das Schatzamt beehrt. Das Institut des unabhängigen Schatzamtes und der centralisirende Einfluß desselben auf dem Geldmarkt steht durchaus mit den ultrademokratischen Ansichten, welche in dem finanziellen Theile der Botschaft sich kund geben, im Widerspruch. Wenn man die guten Wirkungen dieses Institutes zugibt, muß man auch auf die Richtigkeit des Systems zurückschließen, in dem dieses Institut eine Stelle einnimmt.

Inconsequent und unsicher, wie die Botschaft sich in der Theorie in dieser Frage beträgt, zeigt sich auch dieselbe in der praktischen Erledigung der speziellen finanziellen Pflichten. Die Nothwendigkeit einer Anleihe wird zugegeben, aber trotzdem das System der öffentlichen Bauten und inneren Verbesserungen nach allen Seiten hin beschnitten und verstümmelt. Da ist nirgend ein kühner Griff, ein entschiedener Gedanke, ein festes Vorangehen. Die schon im Bau begriffenen Arbeiten sollen fortgesetzt werden; diejenigen Bauten, für die der letzte Kongreß Verwilligungen machte, die aber noch nicht in Angriff genommen sind, sollen einstweilen aufgeschoben werden. Wir sind der bestimmten Ansicht, daß das durch die Krisis beängstigte Volk der Ver. Staaten mit dieser Auskunftsmaßregel nicht zufrieden sein wird. Das Bedürfniß nach Arbeit steigert sich jeden Tagen und einzelne Corporationen, wie die Stadt New York u. A. haben schon Arbeiten in großartigen Maßstabe aus ihren eigenen Tasche angeordnet, um der Arbeitslosigkeit so viel wie möglich abzu helfen. Die Administration hätte sich an die Spitze dieser Bemühungen stellen müssen; das jetzige Betragen wird ihr wenige Freunde bringen.

Was ist nun eigentlich des Pudels Kern in der ganzen Finanzangelegenheit? Beschränkung der Noten auf 20 resp. 30 Doll. als Minimum der Denomination, die Bestimmung, daß von 3 Dollar Notencirkulation 1 Dollar in Gold bereit liegen solle, ein Gesetz, daß *die Banken im Augenblicke ihrer Suspension zur Liquidirung schreiten müssen* (mit diesem Vorschlage sind wir vollständig einverstanden,) und die Publikation eines wöchentlichen Bankberichtes: dies ist die Quintessenz der Präsidentiellen Finanzweisheit. Außerdem versündigt sich die Botschaft noch einmal gegen die ultrademokratischen Prinzipien, indem sie ein allgemeines Bankerottgesetz wünscht;—als ob man in diesem freien Lande nicht Bankerott machen und Sklaven prügeln könnte, wie es beliebt?

Zum Schlusse dieses Abschnittes, der die Banken als den Inbegriff alles Schwindels darstellt, wird dem amerikanischen Volkscharakter das feine und bezeichnende Kompliment gemacht, daß das Bankwesen ganz und gar in den Sitten und Gewohnheiten des amerikanischen Volkes begründet sei.

Wir sind in der That neugierig, das Urtheil Englands und der unabhängigen englischen Presse über diese nationalökonomischen Studien auf dem amerikanischen Präsidentenstuhl zu hören.

In Bezug auf die auswärtige Politik erklärt die Botschaft die Union im Frieden mit aller Welt, nur zwei Punkte ausgenommen, den Clayton-Bulwer-Vertrag mit England und die Entschädigungsansprüche gegen Spanien betreffend. Die auswärtigen Angelegenheiten sind in solchen diplomatischen Aktenstücken gewöhnlich mit einer großen Vorsicht und Zurückhaltung behandelt. Da Herr Buchanan nun als Ausnahme von dieser Gewohnheit direkt die vollständige Erneuerung der Unterhandlungen mit England wegen der central-amerikanischen Frage und die Annullirung der früheren Verträge empfiehlt, und sich über die verhältnißmäßig doch sehr unbedeutenden Differenzen mit Spanien in einer höchst gereizten Sprache ausdrückt, wird man unwillkührlich an das Ostende Manifest und William Walker in Nicaragua erinnert. Es wird wohl nicht zu weit gegangen sein, wenn man diese beiden Punkte mit einander in Beziehung bringt; die central-amerikanischen Difikultäten bilden die Brücke zu jenem „manifest-destiny", welches Herrn Buchanan die Stimmen der südlichen Staaten auf der Cincinnati-Convention und den Präsidentstuhl verschafft hat. Ein interessantes Zugeständniß ist, daß der Dallas-Clarendon-Vertrag deßhalb von England verworfen wurde, weil der Senat die Clausel, Houduras und die dazu gehörenden Inseln Ruatan, Bonaco u. s. w. als freies Territorium anzuerkennen, niedergestimmt hatte. Es scheint überhaupt nicht im Interesse der Partei, welche gegenwärtig die Ver. Staaten beherrscht, zu liegen, die central-amerikanischen Verhältnisse definitiv zu ordnen. Im Gegentheil, man sucht diese Angelegenheit im Ungewissen zu erhalten und zu verwirren, um im Falle von Eventualitäten, welche unter dem Schutze der Bundesregierung schon mehrmals vorbereitet worden sind, nicht durch positive Verträge gebunden zu sein, sondern freie Hand zu haben, langst gehegte Annerationsgelüste zu befriedigen. Noch deutlicher tritt diese Absicht bei der Besprechung der spanischen Differenzen hervor. Die Sprache in diesem Abschnitte der Botschaft ist für den diplomatischen Verkehr, der denn doch immer zwischen den Ver. Staaten und Spanien offiziell besteht, sehr ungewöhnlich, indem es wörtlich heißt: „Der Ton und die Stimmung, welche Spanien den Ver. Staaten gegenüber einnimmt, ist sehr zu bedauern". Die Ankündigung, daß ein neuer Spezial-Gesandter nach Madrid gesandt werden sollte, um die Streitfragen, die zwischen beiden Ländern schweben, schnell und womöglich, auf freundschaftlichem Wege zu erledigen, klingt, wie eine Drohung u. wird in Europa auch als eine solche verstanden werden.

Der Abschnitt der Botschaft über Central-Amerika und die Walker'sche Expedition ist eine Fortsetzung der halben und inconsequenten Politik Pierce's in Bezug auf diesen Punkt. Die ernsten Verwahrungen der Botschaft gegen die Ausrüstung von Flibustier-Expeditionen auf amerikanischem Gebiete stehen in einem schneidenden Contraste mit dem Verfahren der New-Orleans Bundesbeamten, welche unter ihren Augen die Expedition auslaufen ließen. Der Präsident will sich die Vollmacht geben

laſſen, im Nothfalle die Land- und Seemacht der Ver. Staaten anzuwenden, um Garantie gegen die Neutralität und den Schutz des Iſthmus zu haben. Es ſind alſo Eventualitäten vorhergeſehen, welche in genauem Zuſammenhange mit der Walker'ſchen Expedition ſtehen.

Derjenige Punkt der Botſchaft, welcher für das amerikaniſche Volk das größte Intereſſe hat, und der vorausſichtlich den Mittelpunkt des kongreſſionellen Feldzugs bilden wird, iſt Kanſas.

Die Botſchaft gibt einen kurzen Abriß der Geſchichte von Kanſas, der die bekannten Anſichten der demokratiſchen Partei über dieſen Punkt enthält und auf welchen wir hier nicht beſonders einzugehen haben. Aber die Botſchaft fügt den früheren Entſtellungen das entſchiedene Wort der Lüge und des Verrathes hinzu, welches ſelbſt ein Pierce nicht auszuſprechen wagte. Indem ſie ſagt, daß die Freunde und Vertheidiger der Nebraskabill durch die ganze Union hindurch ihre Ehre zum Pfand ſetzten, daß ſie die Sklavenfrage den bona fide Anſiedlern von Kanſas zur Entſcheidung vorlegen wollten, wird die Rechtsgültigkeit der verfaſſungsgebenden Verſammlung von Lecompton anerkannt, obgleich zugeſtanden wird, daß die Freiſtaatleute ſich nicht an der Wahl betheiligten. Von der Wahl des letzten November, in welcher die Freiſtaatleute, trotz des Wahlbetruges von Seiten der Proſklavereileute, mit bedeutenden Majoritäten ſiegten, ſagt die Botſchaft kein Wort. Ferner iſt der Theil der Conſtitution, welcher dem Volke von Kanſas nicht vorgelegt wird, ſo durch und durch vom Proſklaverei-Geiſte geſchwängert, daß man nur deßhalb das Volk über die Proſklaverei-Klauſel abſtimmen laſſen will, weil die Abſtimmung, ſelbſt im negativen Sinne, nichts an dem poſitiven Reſultate andern wird, nemlich, an der Verſklavung von Kanſas. Dieſe Anſicht wurde laut und offen in der verfaſſungsgebenden Verſammlung von Lecompton als Entſcheidungsgrund angegeben. Endlich erklärt die Botſchaft ſelbſt, um auch den letzten Reſt des Zweifels zu beſeitigen, daß Kanſas längſt ein Sklaventerritorium ſei, und daß die Rechtsgültigkeit der Sklaverei in dem Territorium durch die Nebraskabill und die Entſcheidung der Supreme Court im Dred Scott Falle außer Zweifel geſtellt ſei. Der betreffende Paſſus lautet: „Sollte die Conſtitution ohne Sklaverei angenommen werden, ſo iſt das Eigenthumsrecht auf die jetzt im Territorium befindlichen Sklaven vorbehalten.

Hier iſt die Entſcheidung der ganzen Angelegenheit, und das Votum des Volkes kann nichts an dieſer Thatſache ändern. Die Sklaverei in Kanſas iſt mehr noch durch die Geſetze geſchützt, wie die Sklaverei in Miſſouri oder irgend einem andern Sklavenſtaate. Wenn Miſſouri die Sklaven emancipiren will, ſo hat das Volk das Recht, die Conſtitution zu ändern und die Sklavenhalter nach einer vom Volke feſtgeſtellten Regel abzufinden. Dieſes Recht hat Kanſas nach den Worten der Botſchaft nicht. Der Kongreß, der nach den Worten der Nebraskabill, der Dred Scott Entſcheidung und der Botſchaft kein Recht haben ſoll, ſich in die häuslichen Angelegenheiten der Staaten und Territorien einzumiſchen, iſt verpflichtet, das Eigenthumsrecht auf die Sklaverei in Kanſas auf-

recht zu halten; dies ist die letzte Consequenz der demokratischen Logik in Bezug auf diese Frage.

Wir haben gleich nach dem Erlasse der Nebraskabill, der wir deßhalb opponirten, weil sie die Frage: ob Sklaverei ob Freiheit, zu einer offenen Frage machte und die geographischen Grenzen der Sklaverei aufhob, diese Consequenz gezogen, daß dadurch ipso jure und ohne eine weitere legislatorische Prozedur die Territorien versklavt sein. Diese Consequenz nannte man damals eine Uebertreibung. Jetzt liegt sie vor uns und kann Niemanden überraschen, der einer logischen Interpretation eines Gesetzes fähig ist. Durch die Nebraskabill wurde jede rechtliche und geographische Schranke der Sklaverei aufgehoben und dieselbe unter den Schutz der Konstitution und des Kongresses gestellt. Daran möge man sich erinnern, wenn jetzt die Urheber der Nebraskabill gegen die Consequenzen derselben „bolten".

Wir können noch weiter gehen. Erkennt man überhaupt ein Eigenthumsrecht auf Menschen an, und interpretirt man jenen verfluchten Artikel der Constitution, der über unfreiwillige Dienstbarkeit handelt, als eine constitionelle Anerkennung dieses menschlichen Eigenthums: so muß man mit allen demokratischen Maßregeln bis zum Sklavenfangsgesetz und der Dred Scott Entscheidung zufrieden sein. Es bleibt daher denen, welche nicht zu diesen extremen Consequenzen der Brutalität sich entschließen können, und welche das Wort Constitution und Sklaverei noch nicht für gleichbedeutend halten, nichts anders übrig, als die Prämissen aufzugeben, und den rechtlichen Begriff auf menschliches Eigenthum überhaupt zu leugnen. Die Constitution enthält weder das Wort „Sklave" noch „Property".

Wir können nun schnell zu dem Schlusse der Botschaft übergehen, da die nachfolgenden Abschnitte nur Administration Angelegenheiten und keine Prinzipienfragen enthalten. In der Utah-Frage wird die entschiedene Haltung des Präsidenten gewiß von dem ganzen Lande gebilligt werden, wenn die Gegnern der ultrademokratischen Theorien darin auch eine Bestätigung ihrer Ansichten sehen. Grade die Verhältnisse in Utah sind eine schlagende und einschreidende Kritik der Art und Weise, wie die sogenannte „Demokratie" die Volkssouveränität auffaßte, und die Folgen des Einschreitens der Bundesregierung in die Verhältnisse des Territoriums werden ein Präzendenz für die Zukunft bleiben, das auch für die Sklavenfrage Anwendung finden wird. Man ist in Utah auf dem Punkte angekommen, die Volkssouverainität gewaltsam in die constitutionellen Schranken zurück zu zwingen, und man muß dieses Beispiel auch auf das Grenzstrolchenthum u. s. w. anwenden. Dieselben Gründe, die man gegen die unmoralische Mormonenwirthschaft gebraucht, werden mit der Zeit auch gegen das ebenso unmoralische Sklavenhalterthum gebraucht werden, und ebenso wie man die offene Rebellion des Brigham Young mit den Waffen in der Hand züchtigt, wird man die disunionistischen Feuereſſer des Südens verfolgen. Wir sehen in diesem Theile der Botschaft ein vollständiges Aufgeben des Prinzipes, welches der Nebraskabill zu Grunde lag, und können dem Volke der Ver. Staaten nur Glück dazu wünschen. Die Auswüchse und Ausartungen der Massenherrschaft müssen corrigirt und beschnitten werden; diese Einsicht ist selbst der

Administration geworden, und wird in Zukunft ein leitendes Prinzip der Bundespolitik sein.

Die Organisation des Territoriums Arrizona, von den meisten Oppositionsblättern für eine südliche Maßregel gehalten, soll durch die Anzahl der dortigen Bewohner und die Nothwendigkeit, sie gegen die Indianer u. s. w. zu schützen, vollständig gerechtfertigt sein.

Ueber das größte Unternehmen der Gegenwart, die Pacificbahn, hätte sich die Botschaft wohl etwas deutlicher und ausführlicher aussprechen können. Buchanan erledigt die constitutionellen Bedenken gegen den offiziellen Bau dieser Bahn auf dieselbe Weise, wie Pierre; er betrachtet sie als eine Militärstraße; doch will er die ganze Angelegenheit nicht dem Kongresse selbst überlassen, sondern nur solche Bewilligungen und Unterstützungen beim Kongresse beantragen, daß die Bahn von einer Privat-Compagnie gebaut werden kann. Die Botschaft schlägt also hier dasselbe System vor, das schon den härtesten Tadel der öffentlichen Meinung erfahren hat, nemlich mit dem Gelde des Volkes Bauten zu errichten, welche den Spekulanten und Kapitalisten zu Gute kommen. Ebenso wenig, wie diese Art und Weise der Ausführung, gefällt uns die Andeutung über die einzuschlagende Route, welche an der Arrizona Linie hergehen soll zwischen der westlichen Grenze von Texas und dem Rio Grande bis zur östlichen Grenze Californiens. Diese Linie würden den bevölkerten, handeltreibenden und volkreichen Staaten des Nordens, in deren Händen jetzt der Handel mit dem Westen und Californien, wie überhaupt der Welthandel liegt, wenig nützen; diese Staaten verlangen eine Pacificbahn von St. Louis aus. Außerdem wird durch diese Arizona Linie das politische Schwergewicht des Südens bedeutend vergrößert und hierauf scheint es auch nur abgesehen zu sein. Alles in Allem genommen, und die dringende Nothwendigkeit einer Pacificbahn vor Augen, möchten wir doch lieber eine Vertagung dieses wichtigen Unternehmens sehen, als dieser Administration und diesem Kongresse ein Mittel in die Hand zu geben, den Süden und der Corruption zu gleicher Zeit in die Hand zu arbeiten.

Die verschiedenen Departementsberichte, die jetzt folgen, werden ausführlicher in den Berichten der einzelnen Sekretäre besprochen, als in der Botschaft, und wir verweisen deßhalb auf die letzteren. Finanzen, Krieg, Flotte, innere Angelegenheiten, öffentliche Ländereien und Indianer Angelegenheiten folgen sich einander und auf die beiden letzteren Abschnitte müssen wir noch mit einigen Worten zurückkommen.

In Bezug auf die öffentlichen Ländereien drückt sich die Botschaft in der gewöhnlichen bombastischen Rede aus, mit welcher Amerikaner von der Zukunft ihres Landes zu sprechen pflegen, und in der That könnten diese Aussichten in die Zukunft glänzend genannt werden, wäre nicht gerade mit dem großen Reichthum an öffentlichen Ländereien eine große Quelle der Corruption gegeben. Schon sind 13 Staaten und 7 Territorien aus den öffentlichen Ländereien gebildet, und 1000 Millionen Acker Land sind noch unverkauft. Die Botschaft spricht über die Art und Weise der

Verwendung folgenden Grundsatz aus: „Dieses reichste und edelste Erbe, welches jemals ein Volk besessen, auf Gegenstände von zweifelhafter Constitutionalität und Nützlichkeit zu verschwenden, hieße eins der wichtigsten Pfänder versetzen, welche jemals einem Volke anvertraut wurden.“ Wenn man diese gewiß richtige Bemerkung nur in der Praxis vor Augen halten würde! Aber die Botschaft empfiehlt die Freibodenfrage nur in zweiter Reihe und in einer untergeordneten Weise, indem dieselbe vorschlägt, „daß, wenn der Kongreß für die Folge abwechselnde Sektionen an Staaten oder Compagnien bewilligen sollte, daß die Zwischensektionen für wirkliche Ansiedler reservirt sein sollten.“ Diese Maßregel würde allerdings zweckmäßig sein, ist aber doch immer nur eine halbe, die in der Ausführung und in der Concurrenz mit dem großen Landmonopol sicherlich verstümmelt werden wird. Natürlich kann man von einer Buchananschen Botschaft keine radikalen Maßregeln verlangen.

Auch der Punkt der Botschaft, welcher von den Indianer-Angelegenheiten handelt, leidet an der Halbheit und Zweideutigkeit, welche wir an dem ganzen Aktenstücke bemerken. Herr Buchanan hält das gegenwärtig System, die Indianer durch werthvolle Geschenke zum Friedenhalten zu veranlassen, nicht für ausreichend, sondern will sie an passenden Plätzen colonisiren, wo sie die Grundlage der Civilisation empfangen und nach und nach zur Annahme industrieller Gewohnheiten veranlaßt werden können. Dies klingt sehr human, aber die Ausführung dieser Maßregel würde wieder in einen großen Länderraub gegen die Indianer und in Massakres und massenhaften Vertreibungen derselben bestehen.

Zum Schluß erklärt die Botschaft, daß der Präsident, von der Verantwortlichkeit seiner Vollmachten durchdrungen, jeden Gesetzentwurf, der ihm vorgelegt wird, erst einige Tage prüfen wird. Diese Bedächtigkeit charakterisirt den ganzen Charakter der Botschaft und Verwaltung. Wie gesagt, die Botschaft ist ungefähr das, was wir erwarteten; hinter den patriotischen Phrasen ist ein großer Schritt südwärts verborgen, und die Politik der Administration von Pierce in ein neues Stadium getreten. Wenn wir im Angesichte dieser Politik, die jedem Fortschritt dieser großen Republik einen neuen Fluch der Sklaverei und der Corruption anhängt, für die freie Entwickelung der Union Besorgnisse, ernste, schwere Besorgnisse haben, — so möge man dies nicht einer Sucht Opposition zu machen, und dem Parteihaße geschrieben sondern einer aufrichtigen Liebe zu den großen Prinzipien der Freiheit und Humanität, deren Repräsentant zu sein die Union von ihren Vätern gegründet wurde und in deren Realisirung das eigentliche „Manifest destiny“ der Union liegt.

Weihnachten.

Die Religion übt einen großen Theil ihres Zaubers und ihrer Macht über die Gemüther der Menſchen dadurch aus, daß ſie ſich an die unmittelbarſten, inſtinktartigen Gefuhle und Bedürfniſſe derſelben wendet, und ohne den Umweg durch die Reflexion und den klügelnden Verſtand zu nehmen, dem Menſchen die Geheimniſſe ſeiner eigenen Natur offenbart. Gewiß, es mag richtig ſein, daß wir die Religion als die Kindheit der Menſchheit bezeichnen, und wir fordern von dem thatenreichen, gedankenvollen Mannesalter etwas Anderes, wie von der vertrauenden, gläubigen Kindheit, aber trotzdem iſt doch die Kindheit mit dem Jünglings- und Mannesalter durch eine gemeinſame Organiſation, durch einen individuellen Typus und eine natürliche Entwickelung verbunden, welche grade das Weſen der Perſönlichkeit ausmacht. Es würde ein vollſtändiges Verkennen dieſer natürlichen Entwickelung ſein, wollten wir auf die Stufe der Kindheit mit Hochmuth und Verachtung zurückblicken; es würde eine Schwäche ſein, wollten wir uns der Träume der Jugend ſchämen. Derſelbe geheime Zauber, der über der Schwelle der Weltgeſchichte liegt, und uns das Studium der antiken Völker ſo intereſſant macht, die Romantik des Homer und die ernſte, erhabene Pracht der hebräiſchen Poeſie: derſelbe Zauber, der die Kindheit der Menſchheit umgibt, zieht uns auch in unſere eigene Kindheit zurück, die auch mit Engeln, Wundern und Fabeln reichlich geſchmückt iſt. Gern blicken wir wieder zurück auf die Tage des werdenden Bewußtſeins; wir belauſchen in der Erinnerung die thörichten und doch ſo ſchönen Träume der Jugend, und das, was für uns in der Kindheit Gegenſtand des Entzückens war, wird auch noch im reiferen Alter Gegenſtand der Dankbarkeit ſein.

Die Welt wird jeden Tag älter, nüchterner, verſtändiger, und die ſüße, träumeriſche Religion verſchwindet vor der wiſſenſchaftlichen Forſchung und den praktiſchen Bedürfniſſen des Lebens. Aber in dieſes nüchterne Leben tönen noch Anklänge herein aus einer andern Zeit. Wenn die Weihnachtsglocken in der Dämmerung ertönen, da rufen ſie auch wohl in der Bruſt eines Atheiſten und durch die Härte der Zeit hart geſchlagenen Mannes eine Fülle von Erinnerungen hervor, denen er gewiß nicht grollen kann. Was uns nur lieb und werth aus den Erinnerungen der Kindheit geblieben iſt, es taucht beim Kerzenlicht des Chriſtbaums und beim Läuten der Weihnachtsglocken auf, und Vater und Mutter, Bruder und Schweſter, Freunde und Freundinnen verſammeln ſich in der Erinnerung, welche in ſolchen Momenten verſöhnt und nicht ſchmerzt.

Wir haben in Deutſchland eigentlich keinen nationalen Feiertag, weil wir vielleicht keine deutſche Nation haben. Aber Weihnachten iſt ein echtes, deutſches Feſt, und wird gewiß ſo lange in Ehren gehalten wer-

den, bis der letzte Funken des deutschen Gemüthslebens, des soviel verspotteten und verachteten, erloschen ist. Ein Weihnachten am deutschen Heerde ist an und für sich ein Gedicht, eine Idylle in dieser harten, stürmischen Zeit, die auf eine wohlthätige Weise die Tragödie des deutschen Lebens unterbricht.

Kommt mit mir und laßt uns eine Wanderung durch die festlich erleuchteten Straßen machen. Dort im prächtigen Haus, wo die vielen Equipagen halten, geht es hoch her; die Musik schallt über die Straßen, und eine Menge Kinder der Armuth und Verlassenheit schauen in die hell erleuchteten Fenster, um wenigstens mit den Augen das Fest zu genießen. Doch es ist auch für sie gesorgt an diesem Abende, an dem alle Herzen weich sind; dort in den Sälen der Schule versammeln sich die Kinder der Armen; schöne Damen reichen ihnen den Weihnachtskuchen, und jubelnd springen die frierenden Kinder mit einer warmen Jacke nach Hause. Dort in dem bescheidenen Bürgerhause sehen wir eine Familienscene. Von fernen, fernen Ländern ist ein Sohn zurückgekehrt, um den heiligen Abend im Kreise der Familie zuzubringen; die Punschgläser klingen an einander, und Freudenthränen rollen über die Wangen des alten Vaters. Drüben ist ein anderes Fest. Der Christbaum ist angezündet, die Kinder tanzen um ihn her; die Champagnerpropfen fliegen; da wird einer lang verborgenen schüchternen Liebe das Wort gelöst, und zwei glückliche Menschen sind mehr in der Welt. Der Ball droben, zu dem die Pauken wirbeln, ist ziemlich leer; Jeder flüchtet sich am heiligen Abende gern in die Familie, nur einige Studenten, denen die Familie fern ist, fesselt die Bowle um den runden Tisch.

Manchen treibt's denn hinaus aus der lauten Gesellschaft; er geht die Straßen auf und ab und denkt an die Vergangenheit. Feierlich hallen die Glocken durch die Stadt. Bald sieht er den prächtigen gothischen Dom vor sich stehen. Der Thurm ragt in die Nacht hinein, daß das Auge ihn nicht bis zum Gipfel verfolgen kann, aber die großen gothischen Fenster mit ihren von Innen erleuchteten glänzenden Glasgemälden werfen ein zaubrisches Licht über den Marktplatz. Der Anblick imponirt dich; mit halb mechanischem Schritte gehst du in die dir solange fremd gewordene Kirche. Drinnen ist Alles von Menschen gefüllt; tausend von Flammen verbreiten Tageshelle; doch hinter den Säulen und in den Ecken der Kapellen herrscht ein vertrauliches Dunkel, aus dem manchmal ein leises, heimliches Flüstern hervortönt. Die Orgel wälzt ihre majestätischen Töne durch die weiten Räume, und die Menge drängt sich zur Kapelle, wo das Christuskind liegt.

Jetzt kommt die schöne Mythe von Bethlehem dir so recht zum Bewußtsein. Dort im fernen, barbarischen Zeitalter, in einem verachteten

Volke von verachteten Eltern geboren, in einem Stalle erblickte der Gründer der mächtigsten und humansten Religion der Welt das Licht, deſſen Lehre die ganze politiſche und ſociale Geſtaltung der Völker veränderte, welche das römiſche Weltreich zuſammenbrach, und den großen Gedanken der Menſchheit als eines durch die gemeinſamen Geſetze der Liebe verbundenen Ganzen proclamirte. Die hiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums an und für ſich kann nicht hoch genug angeſchlagen werden; dieſe Thatſache iſt immer noch das größte und folgereichſte Ereigniß der ganzen Weltgeſchichte. Sie trat auch anfangs ſo bedeutend hervor, daß die Poeſie des Volkes, noch gewöhnt an die wundervollen Sagen des klaſſiſchen Alterthums, die Entſtehung des Chriſtenthums mit einem prachtvollen Kranz von Mythen umgab, welche einen unverwüſtlichen Beſtandtheil der Volkspoeſie bilden und gewiß niemals von der modernen Aufklärerei verſchlungen werden. Dir eigenthümliche Poeſie des Chriſtenthums wird bleiben, ſo lange es noch unglückliche und unterdrückte Menſchen gibt, denn die Poeſie des Chriſtenthums iſt die Poeſie des Unglücks und der Armuth. Zwiſchen der Geburt im Stalle und dem Tode am Kreuze liegt ein ungeheures Leiden und Dulden, und die Göttin des Chriſtenthums iſt keine roſige Venus, keine ſtolze, kriegeriſche Pallas Athene, ſondern eine duldende, leidende Madonna, welche die chriſtlichen Maler mit ſieben Schwertern in der Bruſt darſtellen. Wie ſehr paßt dieſes Bild zu den zweitauſend Jahren chriſtlicher Geſchichte.

Ja, wir müſſen neue Götter haben und uns neue Altäre bauen. Dies ſieht man beſonders in Amerika, wo ſelbſt das Weihnachtsfeſt ſeinen alten, heimathlichen Zauber verliert. Niemals fällt uns die Gemüth- und Gefühlloſigkeit des hieſigen Lebens ſo auf, als wenn wir durch ſolche Erinnerungen zu Vergleichen mit der alten Heimath veranlaßt werden. Gewohnheiten, über welche wir vielleicht damals gleichgültig hinwegſahen, nehmen in der Erinnerung einen ganz anderen Charakter an, und wir ſehen die tiefe Gluft zwiſchen uns und der Vergangenheit, an deren Abgrund wir mühſam noch einige Blumen pflücken.

Der ſymboliſche Charakter des Weihnachtsfeſtes, wie der beiden andern großen chriſtlichen Feſte, Oſtern und Pfingſten, iſt tief aus der Natur des Menſchen gegriffen, und wird deßhalb auch das Chriſtenthum als ſolches überdauern, wie denn dieſe Feſte in dieſer oder jener Form, aber ungefähr in derſelben Bedeutung ſchon dem Chriſtenthume vorhergingen. Das Feſt des Winters, des erwachenden Frühlings, des herrlichen Sommers beruht doch eigentlich auf einem Kultus der Natur, und die Natur iſt immer dieſelbe, und wie auch die Menſchen ſich im Strome der Civiliſation der Natur entfremden mögen; ſie kommt immer und immer wieder zurück. Denn die Civiliſation iſt die eigentliche Natur des Menſchen.

11 Männer und Scenen aus der Revolutionszeit - - - 208
12 Ueber den Stand der deutschen Geschichtschreibung - - 220
13 Die Zukunft der Union - - - - - 223
14 Preßangelegenheiten - - - - - 237

Oktober.

1 Die National Oekonomie des Alterthums - - - 241
2 Fortsetzung der Biographie von Ampere - - - 251
3 Toleranz - - - - - - 261
4 Nachträglich zur Frage der Frauenrechte. Von Far West - - 267
5 Weiterer Verlauf der amerikanischen Politik - - - 272
6 Die Negersclaverei in den Ver. Staaten als eine Frage der Ethik, Politik und Kulturgeschichte, von Julius Fröbel - - - 278
7 Eine Untersuchung über die entscheidende Frage im Streite zwischen Leib und Seele, von Dr. Theodor Jacob - - - - 288
8 Einige Bemerkungen zur Finanzkrisis - - - - 298
9 Ein Todesurtheil - - - - - 309
10 Die Frauen und die Religion, eine Erwiederung von Far West - 314
11 Der französische Hegel - - - - - 317

November.

1 Herbstblätter - - - - - - 321
2 Zur Frage der Menschenrechte - - - - - 326
3 Aus der Biographie von Ampere, aus Arago's Werken - - 328
4 Eine Untersuchung über die entscheidende Frage im Streite zwischen Leib und Seele - - - - - - 336
5 Männer und Scenen aus der Revolutionszeit - - - 343
6 Was uns tröstet, von Far West - - - - 355
7 Weiberrechte und Liebe, von Far West - - - 358
8 Ein Beispiel zur Nachachtung - - - - 360
9 Der jüdische Volkscharakter und die sociale Stellung der Juden ꝛc. - 362
10 Socialismus und Politik, ein Wort an die Arbeiter - - 371
11 Frauen-Emancipation und Volkserziehung - - - 382
12 Von gelehrten Schulen in Großbrittanien, aus der Augsb. Allg. - 387
13 Aus den Papieren eines Misanthropen - - 394

Dezember.

1 Sitte und Gesetz - - - - - - 401
2 Aus der Biographie von Ampere, von Arago's ges. Werken - - 410
3 Männer und Scenen aus der Revolutionszeit - - - 423
4 Recht, Kultur, Politik - - - - - 434
5 Zur Verständigung über Materialismus und Idealismus, v. F. West - 442
6 Ein Urtheil über deutsche und amerikanische Demokratie - - 448
7 Die nordamerikanischen Sternwarten, Augsb. Allg. Ztg. - - 455
8 Die Präsidentenbotschaft - - - - - 465
9 Weihnachten - - - - - - 475

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108243889